Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

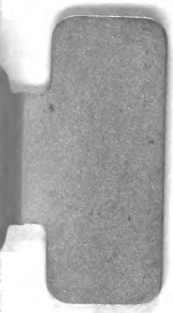
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

GR1
.O12

Digitized by Google

Digitized by Google

GR1
.O12



Digitized by

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Schriftleiter:

Prof. Dr. Eugen Fehrle, Heidelberg / Werderstr. 24

1. Jahrgang 1927

Konkordia A.-G. für Druck und Verlag, Bühl/Baden

Digitized by Google

214398

GR1
.012

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis des 1. Jahrgangs

Seite

Abhandlungen

Fehrle, Eugen, Zum Geleit . . . 1
Walter, Max, Die Kunst der Ziegler 5
Künzig, Joh., Der Pfeffer, ein Hochzeitslied im Fränkischen . . . 20
Hünnerkopf, Richard, Der Wilde Jäger in Oberdeutschland . . . 34
Weiser, Lily, Das Bauernhaus in Tirol 41
Fehrle, Ernst, Johann Peter Hebel 48
Pfalz, Anton, Angeblich fränkische Mundarten 54
Lämmle, August, Vom Volkstum in Württemberg 62
Fehrle, Eugen, Inwieweit können die Predigtanweisungen des hl. Pirmin als Quelle für alemannischen und fränkischen Volksglauben angesehen werden? . . 97
Fränger, Wilh., Die Zizenhausener Terrakotten 109
Byloff, Fritz, Wolfsbannerei . . 127
Blau, Jos,. Aus d. Leben der Böhmerwälder Spitzenklöpplerinnen . 137

Seite

Kapff, Rud., Von der schwäbischen Geschlechtsnamenforschung . . . 146

Kleine Mitteilungen

Beil, Otto, Das Rabbinerloch bei Wittichen im bad. Schwarzwald . 82
Becker, Alb., Der Hubertusschlüssel in der Pfalz 83
Stemplinger, Ed., Warum verbot Bonifatius kirchliche Flechtornamente? 85
Weiser, Lily, Hochzeitsbäume . . 149
Klöckner, Alb., Nichts weggeben zur Zeit einer Geburt 150
Pfalz, Ant., Aus der Werkstatt des bayer.-österr. Wörterbuches . . 250
Kraus A. E., Das Säckleſtrecken bei der Taufe im Schwarzwald . . 152
Hoppe, R., Umgestaltungen von Liedern durch Schlierbacher Schulkinder 154
Fehrle, Eug., Karl Trunzer † . . 154
Bücherbesprechungen und Anzeigen 86, 155

Digitized by Google

Die herausgebenden Vereinigungen:

Badischer Lehrerverein; Verein badischer Lehrerinnen; Württembergischer Lehrerverein; Kath. Lehrerverein Württembergs; Bayerischer Lehrerverein; Pfälzischer Kreislehrerverein; Badischer Philologenverein; Württembergischer Philologenverein; Landesamt für Denkmalspflege in Württemberg; Landesmuseum für Vorarlberg, Bregenz; Wissenschaftl. Institut der Elsaß-Lothringer im Reich, Frankfurt; Volkskundliches u. völkerkundliches Institut der Josephine und Eduard von Portheim-Stiftung für Wissenschaft und Kunst, Heidelberg.

Dem Schriftleiter stehen zur Seite:

Prof. Dr. Albert Becker, Zweibrücken (Pfalz); Prof. Dr. Bohnenberger, Tübingen; Prof. Dr. Hans Fehr, Bern; Dr. Ernst Fehrle, Karlsruhe; Dr. W. Fraenger, Heidelberg; Kurat Dr. Ch. Frank, Oberpfarrer, Kaufbeuren, (Bayern); Dr. V. Geramb, Dozent an der Universität Graz; E. Gerweck, Hauptlehrer, Bruchsal; Prof. Dr. H. Güntert, Heidelberg; Prof. Dr. A. Haberlandt, Wien; Prof. O. Heilig, Mannheim; Prof. Dr. Helbok, Innsbruck; Prof. Dr. Hünnerkopf, Heidelberg; Prof. Dr. R. Kapff, Urach (Württemberg); Dr. J. Künzig, Freiburg i. Br.; August Lämmle, Leiter der Volkskunde-Abteilung des Württemberg. Landesamtes für Denkmalspflege, Stuttgart; Museumsdirektor Dr. Leisching, Salzburg; Dr. Lüers, München; Prof. Dr. H. Marzell, Gunzenhausen (Bayern); Prof. Dr. John Meier, Freiburg i. Br.; Prof. Dr. O. Meisinger, Heidelberg; Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Fr. Panzer, Heidelberg; Prof. Dr. A. Pfalz, Wien; Prof. Dr. Fr. Pfister, Würzburg; Prof. Dr. A. Spamer, Dresden; Rentamtmann M. Walter, Amorbach (Bay.); Prof. Dr. O. Weinreich, Tübingen; Dr. Lily Weiser, Dozentin a. d. Universität, Wien; Geheimrat Prof. Dr. Wolfram, Frankfurt a. M.; Prof. Dr. H. Wopfner, Innsbruck.

Digitized by Google

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Schriftleiter: Prof. Dr. Eugen Fehrle / Heidelberg, Werderstr. 24

1. Heft 1. Jahrgang 1927

Zum Geleit

Von **Eugen Fehrle.**

Eine neue Zeitschrift für Volkskunde! — Zweifler haben gesagt: Wir werden doch in jedem Bezirk durch ein Heimatblatt oder die Beilage einer Zeitung über Volkskunde belehrt. Ist daneben noch eine neue Zeitschrift notwendig?

Ja, wird jeder Einsichtige erwidern. Ja, schon wegen der vielen kleinen Zeitschriften und Zeitungsbeilagen. Sie enthalten oft bemerkenswerte Beiträge zur Volkskunde. Aber wer kann denn all diese Blätter lesen? Sie sind auch zum großen Teil auf die Heimatgeschichte eines engeren Bezirkes eingestellt, gehen also ferner Wohnende weniger an. Und Volkskunde enthalten sie nur zum Teil, oft nur in kleinen Beiträgen oder Einzelheften. Außerdem wollen diese Beiträge sich an einen großen Leserkreis von Laien wenden, müssen also entsprechend eingestellt sein und sind vielfach für wissenschaftliche Benützung nur teilweise brauchbar.

Das wissenschaftliche Brauchbare aber ist für den Forscher schwer aufzufinden. Die oberdeutsche Zeitschrift will nach und nach mit den örtlich beschränkten Heimatzeitschriften, die volkskundliche Beiträge bringen, in Verbindung treten und von Zeit zu Zeit eine Übersicht über die zerstreuten volkskundlichen Arbeiten geben. Damit wird sie der Forschung, auch über das oberdeutsche Kulturgebiet hinaus, gute Dienste erweisen und zugleich brauchbare Aufsätze der nur in kleinen Landteilen verbreiteten Zeitschriften weiterhin bekannt machen.

Wir hoffen also auf ein gutes und gedeihliches Zusammenarbeiten mit all denen, die seither schon auf oberdeutschem Kulturgebiet volkskundlich tätig sind.

Unsere Zeitschrift will keine andere ersetzen oder überflüssig machen, sondern als gleichberechtigt neben die anderen treten. Sie unterscheidet sich von den meisten Weggenossinnen auf oberdeutschem Kulturgebiet dadurch,

Digitized by Google

daß sie nur der Volkskunde dient, Heimatgeschichte aber höchstens beizieht, soweit sie zur Förderung der Volkskunde notwendig ist.

Wie die Liste der Vereine zeigt, die die Herausgabe der Zeitschrift fördern, wenden wir uns in erster Linie an die Lehrer aller Schulen. Das hat zwei Gründe: Das Eingehen auf die Volkskunde wird heute in den Schulen, auch behördlich, überall gefordert, in einzelnen Schulen, wie den neuen Lehrerbildungsanstalten ist sie teilweise als Unterrichtsfach eingeführt, sonst ist sie in den Schulen meist nicht besonderes Fach, aber die Einstellung zu unserer Kultur, wie sie die Volkskunde fordert, soll in verschiedenen Unterrichtsfächern Berücksichtigung finden.

Diesen Anforderungen kann der Lehrer von der Volksschule bis zur Hochschule nur genügen, wenn er selbst Verbindung hat mit der Wissenschaft der Volkskunde. Unsere neue Zeitschrift will ihm hierzu helfen.

Dann suchen wir aber noch aus einem anderen Grunde die Mitarbeit der Lehrer aller Schulen: Sie haben durch ihre Schüler, auch an den höheren Schulen der größeren Städte, ständig unmittelbare Verbindung mit dem Volk und werden der wissenschaftlichen Volkskunde neuen Stoff und neue Erkenntnisse zuführen können. Dieses ständige Zuströmen frischer Quellen ist für unsere Wissenschaft viel wertvoller als für die Geschichte oder für die alte Philologie ein Zuwachs von Stoff aus neuerschlossenen Urkunden. Eine Zusammenarbeit zwischen Wissenschaft und Schule wird gerade auf dem Gebiete der Volkskunde für beide Teile sehr belebend wirken.

Unsere Zeitschrift heißt Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde. Sie wird demnach ihren Stoff meist aus oberdeutschem Kulturgebiet nehmen. Den Begriff Oberdeutsch wollen wir nicht so eng fassen wie die Sprachwissenschaft, sondern all die Gebiete einschließen, die unter oberdeutschem Kultureinfluß stehen. Auch sollen politische Grenzen für die wissenschaftliche Beobachtung des Volkstums nicht bestehen, wir werden Elsaß-Lothringen berücksichtigen wie die Schweiz, Österreich und Tirol. Für politische Erwägungen hat unsere Zeitschrift keinen Raum. Selbstverständlich wird unsere Tätigkeit in den Gebieten, die größere wissenschaftliche Zeitschriften für Volkskunde haben wie z. B. die Schweiz (Schweizerisches Archiv für Volkskunde) und Österreich (Wiener Zeitschrift für Volkskunde), eine beschränkte sein. Wir erachten es als eine Frage des Taktes, daß wir in gutem Einvernehmen einander gegenseitig und damit unsere gemeinsame Sache fördern.

Mit Bedacht ist die Zeitschrift nicht Zeitschrift für oberdeutsche Volkskunde genannt worden. Denn wenn wir auch dies Gebiet in erster Linie bearbeiten, wollen wir uns doch nicht auf solche Grenzen festlegen, sondern wir wollen zeigen, was auf oberdeutschem Gebiet überhaupt in der Volkskunde geleistet wird. Vor allem soll grundsätzlichen Erörterungen weiter Raum bleiben, um die Aufgaben der Volkskunde im Ganzen zu klären.

Die Volkskunde als Wissenschaft steht ja erst am Anfang ihrer Entwicklung. Während die große Zahl der gebildeten Bürgerschaft sie als eine Art Antiquitätenwissenschaft ansieht, die alte Teller sammelt, alten Sitten und Volkstrachten nachjammert und in der Biederkeit vergangener Zeiten ihr Ideal sieht, haben Einsichtige erkannt, daß wir so gut wie andere Wissen-

Digitized by Google

schaften für die Zukunft arbeiten. Es gilt für uns den Mutterboden unserer Kultur zu bebauen, aus dem alle Persönlichkeitskultur erwächst. Dabei haben wir nicht nur zeitlich vorzudringen bis zur Frühgeschichte, um aus diesem geschichtlichen Werden die Mutterschicht der Kultur in ihrer Stetigkeit und in ihren ewigen Gesetzen einerseits, im Keimen und Blühen bei einzelnen Hervorragenden andererseits zu erkennen, sondern wir müssen auch zu anderen Wurzeln zu kommen suchen, die ins Herz der Menschen führen und, weniger zeitgebunden, immer wieder mit wuchtiger Kraft emporkeimen, die Kruste einer altgewordenen Zivilisation durchbrechen und neues Leben bringen, wo ein farbloser Geist die Seelen verödet hatte.

Bei diesen Bestrebungen geht die Volkskunde vielfach Hand in Hand mit der Völkerpsychologie und sucht wie diese hineinzuleuchten in eine Vorstellungswelt, die jungen Kulturen eigen ist, die von unserer Kultur scheinbar überwunden, jedenfalls aber verdeckt ist, aber bei großen Erlebnissen und in unserer Volksüberlieferung noch nachwirkt. Ohne Verständnis für sie werden wir viele unserer Volksbräuche nie verstehen, vor allem solche, bei denen alte Überlieferungen in Verbindung stehen mit triebartigem Aufwallen von Leidenschaften wie bei manchen unserer Frühlingsbräuche, am stärksten vielleicht an Fastnacht. Hier haben wir Regungen eines Seelenlebens, das ganz anders eingestellt ist als unsere Durchschnittskultur, das vielmehr der Vorstellungswelt früher Kulturstufen nahe steht.

Mit diesen Entwicklungen gleichlaufend sind Erlebnisse, die der einzelne Mensch durchmacht, besonders in seiner Jugend. Volkskunde und Kinderpsychologie sind deshalb Wissensgebiete, die in mancher Hinsicht zusammengehen.

Die Volkskunde ist keine Wissenschaft, die man nur in der Studierstube betreiben kann. Enge Fühlung mit dem Volksleben wird ihr wertvolle Erkenntnisse bringen. Aber Kenntnis des Volkes allein befähigt noch nicht zum wissenschaftlichen Arbeiten. Schulung ist unbedingt notwendig. Wir brauchen in der Volkskunde ein Zusammenarbeiten zwischen Laien und wissenschaftlich Gebildeten. Und wenn es sich um wissenschaftliche Behandlung volkskundlicher Aufgaben handelt, muß der wissenschaftlich Geschulte die Leitung haben.

Ganz anders ist es mit einer zweiten, keineswegs geringeren Aufgabe, die die Volkskunde stellt. Es gilt, ihre Ergebnisse nutzbar zu machen für unser Volksleben. Wer hierin leiten will, muß die Ergebnisse der Volkskunde kennen, sonst wird er vielfach von falschen Voraussetzungen ausgehen, außerdem muß er mit dem Volke vertraut sein, feines Taktgefühl besitzen und zum Führer geboren sein. Wissenschaftliche Schulung allein hilft hier nicht.

Wegen des Zusammenarbeitens zwischen Wissenschaftlern und Laien wird die Volkskunde von Vertretern anderer Wissenschaften bisweilen nicht als vollwertig angesehen. Solchen Zweiflern kann gesagt werden: wo die Leitung volkskundlicher Arbeiten in wissenschaftlichen Händen liegt, ist kein Grund zur Sorge, im Gegenteil ist dies Zusammenarbeiten immer ersprießlich gewesen. Im Übrigen kennen die meisten Vertreter einer Wissenschaft,

Digitized by Google

die auf die Volkskunde herabschauen, diese nicht, bemühen sich auch nicht, sie kennen zu lernen, aber verurteilen sie, weil sie ein Neuling ist neben den altererbten Disziplinen. Man ist immer wieder erstaunt, auch bei akademisch Gebildeten, zu sehen, wie wenige fähig sind, die Bedeutung ihrer eigenen Wissenschaft für das gesamte Kulturleben zu ermessen. Wie viel weniger kann man von ihnen verlangen, daß sie eine neu aufkommende Wissenschaft wie die Volkskunde bewerten sollen! Allenthalben fährt man am bequemsten und sichersten, wenn man in ausgefahrenen Gleisen fährt. Das ist der Grundsatz aller Mittelmäßigen und Faulen, auch in der Wissenschaft. Da sie in der Mehrzahl sind, bilden sie ein Hemmnis für jeden Kulturfortschritt. Aber die Zeit schreitet schnell über sie weg und läßt sie unbeachtet am Wege stehen. Die Zukunft gehört ihnen nie. Sie werden auch unsere Feinde sein, aber nur vorübergehend.

Gerne dagegen setzen wir uns auseinander mit denen, die ernstliche Bedenken gegen den Betrieb der Volkskunde erheben. Die Volkskunde macht als junge Wissenschaft alle Kinderkrankheiten durch, die jede andere Wissenschaft auch durchgemacht hat. Die Probleme klären sich erst allmählich. Jeder ehrliche Kampf, der zur Klärung unserer Aufgaben beiträgt, ist uns willkommen.

Man hat die Volkskunde als eine Art Kulturgeologie bezeichnet. Das ist kein unpassender Vergleich. Wie die Geographie ohne Geologie keine Wissenschaft mit sicherem Unterbau wäre, ebenso fehlt der Kulturgeschichte die Grundlage ohne die Volkskunde. Sie ist zum Verständnis der Gesamtkultur notwendig. Das gilt für unsere Kultur so gut wie für jede andere.

Aus der Mutterschicht eines Volkes kommt immer neue Kraft. Nur wer darin tief wurzelt, wird hoch wachsen und gute Früchte tragen können.

Wer ohne diese Zusammenhänge wirkt, kann vielleicht in der Zivilisation blenden, wird aber bald verblühen und der Vergessenheit anheimfallen. Für die Kultur schafft er keine dauernden Werte.

Unser Titelblatt schmückt ein Lebensbaum. Er ist seit Jahrhunderten für viele Völker das Sinnbild ewigen Lebens und auch in der christlichen Schilderung des vollendeten Heils, in der Offenbarung des Johannes als Zeichen des geistigen Lebens mit Gott verwendet: Wie in der Volksvorstellung wächst er auch dort hervor aus dem Lebenswasser. „Er trägt zwölf Früchte, jeden Monat spendet er seine Frucht. Und die Blätter des Baumes dienen zum Heil der Völker."

In der Bauernkunst ist der Lebensbaum mit dem Lebenswasser und den zwei Vögeln, die von seinen Früchten kosten, oft wiederholt. Angeregt durch seine Darstellung auf einem Bauernschranke des Bad. Landesmuseums in Karlsruhe hat der Maler Hellmut Eichrodt das Bild des Titelblattes frei gestaltet.

Es soll unserer Arbeit die Richtung weisen, daß sie auf weite Sicht gerichtet sei und zu dauernder Gesundung unseres Volkes beitrage!

Digitized by Google

Die Kunst der Ziegler

Von **Max Walter**, Amorbach.

Trotz der zahlreichen Veröffentlichungen der letzten Jahre über Volkskunst, hervorgerufen zum Teil durch ein Sichhinwenden der Wissenschaft auf dieses Gebiet, teilweise aber auch unter Betonung des Wortes „Volk" durch eine Modeströmung, ist es bis heute nicht gelungen, den Begriff „Volkskunst" klar zu umreißen. Nur in seltenen Fällen ist versucht worden, eine bestimmte Einstellung zu dem Stoffe überhaupt zu bekommen. Allzu häufig noch geht man gefühlsmäßig an das Sammeln, Sichten und Verarbeiten des Stoffes heran. Diesem Mangel an reiner Sachlichkeit entspringt das Fehlen einer festen Umgrenzung des Arbeitsgebietes. So schön und reichhaltig die zahlreichen Bilderwerke über Volkskunst sind — man hat richtig erkannt, daß Volkskunst wie alle Kunst nur durch möglichst gute Abbildungen am einwandfreiesten vermittelt werden kann —, ebenso sehr kranken sie an einer gewissen Planlosigkeit, und es ist bedauerlich, daß die Bilderwerke deshalb vielfach zu Vergleichen und Feststellungen keine Unterlagen geben. Trifft dies schon für landläufige Arbeitsgebiete der Volkskunst zu, so wird dieser Mangel noch auffälliger, wenn es sich um Gebiete handelt, die abseits vom üblichen Wege liegen. Hier ist man über augenblickliche Einfälle, Zufallsergebnisse und schüchterne Tastversuche nicht hinausgekommen. Eigenartig ist zudem, daß immer noch in der Hauptsache dem Teile der Volkskunst besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird, der mehr oder weniger stark beeinflußt ist von den Stilen der hohen Kunst. Das Wort vom „gesunkenen Kulturgut" zieht seine Kreise in einem Umfang, den auch sein geistiger Vater sicher nicht gewollt hat. Den Weg von unten her, — hier keineswegs wertend gesprochen — wagt man nicht recht zu gehen. Höchstens finden ein Mangelholz, eine Stuhllehne, eine Korbflechterei Gnade vor den Augen. Letzte Aufschlüsse aber lassen sich auch auf diesem Gebiete nur dort finden, wo die Wurzeln ruhen, wo die Form noch die einfachste ist und Wille und Können des „Volkskünstlers" noch klar und unverwischt hervortreten.

Zu diesen bisher kaum beachteten Gebieten der Volkskunst gehört die Kunst der Ziegler. Man ist über sie hinweggegangen, trotzdem kaum ein Heimatmuseum ohne eine kleine Sammlung von verzierten und beschrifteten Ziegeln ist. Die von Reichskunstwart Redslob herausgegebenen Bände über deutsche Volkskunst[1] — in ihrer Gesamtheit eine Art Inventarisationswerk, nach Landschaften geordnet — enthalten bisher nur wenige Abbildungen solcher Ziegel. Auch die übrige volkskundliche Literatur, die nimmermüde und mit größter Findigkeit ein Gebiet der Volks-

[1] Deutsche Volkskunst, hsg. von Edwin Redslob, München o. J. Erschienen sind bisher die Bände Niedersachsen, Rheinlande, Bayern, Franken, Schwaben, Schlesien, Thüringen.

Digitized by Google

kunde um das andere aufgewiesen und erschlossen hat, ist bis heute achtlos daran vorbeigegangen.

Aufgabe der vorliegenden Arbeit ist es, eine erste Zusammenstellung und Verarbeitung verzierter Dachziegel aus einem umgrenzten Landstriche zu geben, um damit zu planmäßigem Weitersammeln und Sichten anzuregen. Der hier behandelte Stoff entstammt dem badischen Frankenlande, dem Teile Badens, der zwischen Neckar und Main liegt. Aufgenommen wurden die Bestände der Ortsmuseen in Eberbach (Abkürzung: E.), Mosbach (M.), Buchen (Bu.), Walldürn (Wa.), Boxberg (Bo.), Tauberbischofsheim (T.), Wertheim (We.) und Uissigheim (U.), unter denen vor allem das zuletzt genannte sehr gute, vermutlich aus der Ziegelei in Külsheim stammende Stücke enthält. Zum Vergleich wurden außerdem herangezogen die Ziegel in der Sammlung des Fürstl. Leining. Archivs in Amorbach (A.) und im städtischen Museum in Mergentheim. Viele Einzelstücke aber befinden sich noch allenthalben in Privatbesitz, manches unter ihnen konnte erfragt und herangezogen werden. Im Ganzen wurden etwa 180 Ziegel aufgenommen und der vorliegenden Arbeit zugrunde gelegt, eine Stoffmenge, die immerhin erlaubt, in das Wesen der Kunst der Ziegler einzudringen, soweit es sich um ihre Ausübung in einem engumgrenzten Gebiete handelt.

Der Ziegler war Handwerker. Wie die Töpferei, mußte auch sein Gewerbe frühzeitig aus dem geschlossenen Ringe der Selbsterzeugung heraustreten. Der Arbeitsvorgang und das Arbeitsgerät durchbrachen den Rahmen, der der bäuerlichen Wirtschaft gespannt war. Dabei aber blieb der Ziegler, der in seinen Zeichnungen und Schreibereien auf seinen Erzeugnissen zu Worte kam, im Gegensatz zu vielen anderen Handwerkern jederzeit ein Teil des Volkes, er schuf und erschuf im gleichen Geiste wie dieses.

Die Kunst auf den Dachziegeln ist ein Niederschlag des Lebens der Ziegler, und in ihrem Wesen, ihrer Technik, ihrer Verwandtschaft mit der der Töpfer und anderer Handwerker läßt sie sich nur erkennen, wenn der Arbeitsvorgang in der Ziegelhütte, der Werk- und Feiertag der Ziegelknechte nicht unbetrachtet bleibt. Geschähe dieses, fehlte dem Gesamtbilde der Hintergrund.

Im Mittelalter war die Ziegelei des badischen Frankenlandes ebenso wie die anderen Gewerbe ein Bestandteil des städtischen Handwerkes. Nicht nur der Umstand, daß das Handwerk sich aus dem dörflichen Leben losgelöst[2] und in der Stadt seinen Standort gefunden hatte, trieb zu dieser Entwicklung, sondern zunächst die Tatsache, daß nur dem städtischen Haus der Ziegel als Dachbelag eigen war, während auf den Dörfern das Strohdach sich im Gebrauch erhielt. Erst im 18. Jahrhundert etwa — in reicheren Gegenden früher, in ärmeren später — verdrängte in den Dörfern des Baulandes der Ziegel das Stroh. Im Odenwald aber geschah dies

[2] Über die Entwicklung des Handwerks im Odenwalde und dem angrenzenden Frankenlande vgl. M. Walter, Odenwälder Handwerk um 1800, Heimatblätter des Bezirksmuseums Buchen, Buchen 1923.

Digitized by Google

noch viel später, dort war noch um 1800 das Strohdach vorherrschend[3], und auch heute noch ist es, wenn auch vereinzelt, vorhanden. Zunächst waren die Ziegelhütten meist in städtischem Gemeinbetriebe. So in Mosbach[4] und Miltenberg[5]. Die weitere Entwicklung führte aber bald zur Verpachtung und Aufgabe des Alleinbetriebsrechtes[6]. Die spätere Ausbreitung der Verwendung von Ziegeln über die städtischen Grenzen hinaus hatte eine beträchtliche Zunahme der Ziegeleien im Lande zur Folge, und es kam bald so weit, daß beinahe in jedem Dorfe, das Vorkommen von Lehm vorausgesetzt, eine Ziegelhütte entstand. Das 18. und das 19. Jahrhundert waren die Zeit der Blüte der Ziegeleien, in denen die Herstellung in Handarbeit erfolgte.[7] Mit diesem Abwandern des Gewerbes von der kleinen Stadt in das Dorf war die Einbettung in dörfliche Wirtschaftsformen und die Rückführung der daran beteiligten Handwerker in die dörfliche Gemeinschaft verbunden. Die Einführung der Maschinen brachte auch hier eine stark rückläufige Entwicklung. Sie führte nicht nur zu einer bedeutenden zahlenmäßigen Verringerung der Betriebe[8], sondern auch in den letzten Jahrzehnten zu einem völligen Aussterben des Handbetriebes und damit zum Ende der in Arbeitsfreude und Lebensfrohmut geborenen Kunst der früheren Ziegelknechte. In vielen Orten erinnern nur noch Flurnamen: Ziegelhütte, Ziegeläcker, Ziegelhaus, Zieglerwiese u. ä. an das ehemalige Bestehen einer Ziegelei.[9]

Die ältere der beiden im badischen Frankenlande gebräuchlichen Ziegelformen ist der Hohlziegel. Erst um das Jahr 1500 kam der „Plattziegel" auf, bald allerdings den Hohlziegel beinahe ganz verdrängend. Fast immer sind es Plattziegeln, die beschriftet und mit Zeichnungen versehen sind. Nicht nur, daß er mit seiner ebenen Fläche recht zu Verzierungen und Schreibereien einlud, mit seiner Einführung fiel das Eindringen der Kenntnis des Schreibens in weite Volksschichten zusammen. Der älteste datierte Ziegel (We.) ist aus dem Jahre 1513. Einen weiteren aus dem 16. Jahrhundert hat die städtische Sammlung in Mergentheim:

[3] Vgl. dazu die umfassenden Fragebogen „Zur Kenntnis des Landes" und „Zur Verbesserung des Landes" aus den Jahren 1802/3 und 1906/7 im Fürstl. Leining. Archiv zu Amorbach.

[4] J. Renz, Vorträge über die Geschichte der Stadt Mosbach, Mosbach 1917, Seite 51. 1562 wurde die Gemeinde gebeten, daß „die Ziegelhütte erhalten und Zeug genugsam gebrannt werde". Renz, a. a. O. S. 180.

[5] M. J. Wirth, Chronik der Stadt Miltenberg, Miltenberg 1890, S. 417.

[6] Renz a. a. O., Wirth a. a. O.

[7] Nach einer Mitteilung des ehem. Zieglers E. Träger in Buchen bestanden in den 1890er Jahren im bad. Frankenlande noch Ziegeleien in Buchen, Heidersbach, Rittersbach, Götzingen, Königshofen, Külsheim, Wertheim, Höpfingen, Walldürn, Schlierstadt, Sindolsheim, Osterburken usw.

[8] Über das Auf und Ab der Ziegeleibetriebe in der benachbarten hessischen Provinz Starkenburg s. F. Maurer, Unser Odenwald, Darmstadt 1914, Anhang.

[9] Außer in den in Anm. 7 genannten Orten noch z. B. in Großrinderfeld, Schönfeld, Grünsfeld, Rippberg, Neusatz, Gottersdorf, Eberbach, Mudau, Waldhausen.

Digitized by Google

1544. Ihm folgt ein Ziegel von 1560 in der Sammlung zu Amorbach. Es ist bedeutsam, daß gerade aus diesen drei Städten — man darf als bestimmt annehmen, daß die drei Ziegel auch in den genannten Orten hergestellt wurden — die ältesten Ziegel bekannt sind. Die drei Städte gehörten mit Mosbach zu den Kulturvororten der Gegend, sie waren von frühester Zeit an auch für die wirtschaftliche Entwicklung von bestimmendem Einfluß. Amorbach durch seine berühmte Benediktinerabtei, Mergentheim als Sitz der Hochmeister des Deutschherrenordens, Wertheim als bedeutende Handelsstadt. Über sie ging der Weg der Kultur in den hier behandelten Landstrich, als Vermittlerinnen und Umwerterinnen brachten sie der jeweiligen Zeit neuen Geist in das Hinterland.

In einfachster Weise geschah die Herstellung der Ziegel. Auf der „Schaffbank“[10], dem Arbeitstische, lag ein Haufen Lehm, der „Stoff“. Vor dem Ziegler stand ein niedriger Holzblock, der „Schemmel“, auf dem an einer Seite ein Tuch angenagelt war, dessen gegenüberliegender freier Rand durch einen Stock straff gehalten wurde und mit diesem zum Anfassen diente. Auf dieses Tuch wurde die „Form“ gelegt, ein eiserner Rahmen mit Messingeinlage und einem Handgriff (siehe Abbildung 14, die zwei gekreuzte Ziegelformen wiedergibt). Mit beiden Händen nahm der Ziegler einen „Ballen Stoff“, „wärchelte“ ihn etwas und „schlug“ ihn in die Form. Mit zwei „Strichen“ vom Körper wegwärts und einem entgegengesetzten war die Form richtig ausgefüllt. Das Streichen erfolgte mit den Händen. Nur der Ungeübte nahm dazu ein dünnes Brettchen, die „Schiene“ oder „Streiche“. Mit dem die Mitte entlang stehengebliebenen Lehm wurde die „Nase“ gemacht. Nun wurde ein Brett mit Einschnitt für die Nase auf das Ganze gelegt, und der Ziegel samt Brett und Form durch Drehen des Tuches umgelegt. Mit verschränkten Fingern erhielt dann die Oberseite des Ziegels den „Abstrich“. Ein Entlangstreichen mit ausgestreckter Hand am Kopf des Ziegels gab den querliegenden „Kopfstrich“, mit den Daumen aber bekam zum Schluß der Ziegel rechts und links noch je einen „Wasserstrich“. Dieser veränderte seine Form im Laufe der Zeit: die ältesten Ziegel haben ihn als eine parallel zum äußeren Rande liegende, mehrere Zentimeter von diesem entfernte Furche, später wurde er S-förmig und zuletzt lief er hart am Rande entlang. Wenn auch die tägliche Arbeitsleistung des Zieglers wenigstens 700 bis 800 Ziegel betrug, so hatte doch jedes Stück sein eigenes Gesicht, und trotz Werkform und Vielheit erzählt es heute noch von tüchtiger Handarbeit. Mit dem Brett wurde der Ziegel zum Trocknen aufgelegt. War er lufttrocken, wurde er seitlich gekantet aufgeschichtet, bis er vollends „dürr“ und für den Brand reif war. Der Hohlziegel erforderte einen trockeneren und zäheren „Stoff“ als der Plattziegel, damit er nach dem Streichen nicht zusammenfiel. Er wurde in einer hölzernen Form hergestellt und mußte mit einem Leisten zum Trocknen aufgelegt werden.

[10] Die Werkworte sind, unter sich genau übereinstimmend, aus Wertheim und Buchen.

Digitized by Google

Der Betrieb in den Ziegelhütten setzte im Winter aus. An St. Gallus (16. Oktober) legten die Ziegelknechte die Arbeit nieder und gingen auf die Wanderschaft. Viele unter ihnen suchten während des Winters Unterschlupf in den Brauereien, andere führte die Neigung auf die Landstraße. Am Josephstage (19. März) wurde die Arbeit wieder aufgenommen. Im Frankenlande hatten die Ziegler nirgends eine eigene Zunft, meist waren sie mit den Töpfern in einer Zunft vereinigt.[11] Als rauh und ungeschlacht galten die Zieglerknechte. Die Arbeit am heißen Ofen machte viel Durst, und man redet den Zieglern nach, sie hätten nie gearbeitet ohne den Mostkrug auf der Werkbank. Ein Trutzlied der Buchener Ziegler lautete (um 1890):

Wenn die Ziegler kumme,
Muß die Welt brumme!
Kumme die Ziegler net,
Brummt die Welt aa net.

Und ein „Stumperli", das beim Tanzen in Eichel (ebenfalls um 1890) gesungen wurde:

„Die Ziegler, die Ziegler, die ziegeln jahraus und jahrein,
drum lassen sie auch das Ziegeln bei den Mädchen nicht sein!
Und kommen sie an die Nase,
Dann hüpfen sie wie die Hase,
Nach der Pumperassasa, schöne Mädchen gibt es ja".

Auf die Tätigkeit der Ziegler in der Werkstatt, nicht etwa auf die winterlichen Wanderfahrten, hob der Spottname ab, den die anderen Handwerker den Zieglern beigelegt hatten: „Die Landstreicher" (Wertheim).

Wohl der älteste Werkstoff, den die Natur dem Menschen darbot, ist der Ton. Schmiegsam und gefügig wie kein anderer, ladet er ordentlich zum Formen ein, wächst er unter der schaffenden Hand zu jeglichem Gebilde, und wo der Mensch mit dem Ton als Werkstoff zu tun hatte, hat er nicht unterlassen, mehr zu geben als die bloße Zweckform, in der Töpferei und so von jeher auch in der Ziegelei. Ein besinnlicher Augenblick während der Arbeit: die Hand gleitet spielend über die blanke Fläche und hinterläßt ihre Spur. Und aus „Spielerei" geboren, bezeichneten mehrere alte Ziegler die meisten Verzierungen und Schreibereien auf den Dachziegeln. Manch einer der Ziegelknechte aber trug auch das Bedürfnis in sich, einen „schönen" Ziegel zu machen, lebte formend mit und in seinem Werkstoff. Dabei gab es immer Bauern, die „einen schönen Ziegel gerne kauften", ja sogar solche bestellten. Vom rein Spielerischen, Zweckentbundenen bis zum Zielbewußten wandelt auch auf diesem Gebiete der Schaffenstrieb.

Am häufigsten von allen Ziegelverzierungen ist die Zeichnung. Immer ordnet sie sich der gegebenen Fläche unter, sie zersprengt niemals in Durchführung und Aufbau den Zweck des Ziegels, Wetterschutz zu sein. Als einfachste der Verzierungen ist die Wellenlinie anzusehen, die mit den

[11] So in Mosbach, vgl. P. P. Albert, Baden zwischen Neckar und Main in den Jahren 1803—6, Heidelberg 1901, S. 65.

Digitized by Google

Fingern der gekrümmten Hand in mehr oder weniger dichter Strichlage hergestellt, bald den ganzen Ziegel überflutet (U. aus dem Jahre 1593, We. 1629 und 1799, M. 1709, Bu. 1773), bald im Verein mit der Schrift und den Jahreszahlen oder unter besonderer Betonung der Wasserstriche mit diesen zusammen (Abb. 1) zur Zeichnung erweitert wird. Zwischen die aufgelöste Jahreszahl setzen sich so drei einzelne Wellenbündel auf einem Ziegel von 1751 (We.), doppelte Wasserstriche leiten hinüber in das Wirrsal der zu geschlossenem Viereck vereinigten Wellenlinien im Mittelfeld eines Ziegels von 1794 (Wa.). Eine geschickte Aufteilung weist ein Ziegel von „anno 1770" auf, der am oberen Ende zwei kurze S-förmige

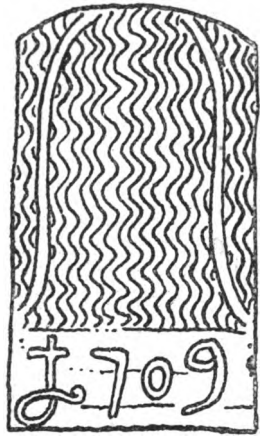


Abb. 1

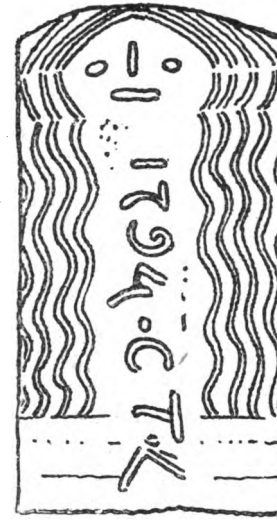


Abb. 2

Wasserstriche trägt, zwischen ihnen ein Kreuz, darunter die Jahreszahl und am untersten Ende eine lockere Zeichnung von Wellenlinien (M.). Auf einem Ziegel von 1771 (M.: „24. May 1771") bilden eine Reihe solcher Wellenlinien die Umrandung für drei Schriftfelder, deren mittleres, jetzt verwittert, wohl den Namen des Herstellers trug. Noch deutlicher zur Zeichnung führen ein Ziegel von 1773 (E.), bei dem vier Wasserstriche und eine Anzahl von Wellenlinien in einem Herz ausklingen und ein Ziegel von 1794 (M.: 1794. C. T. K.), wo sich am unteren Ende die Wellenlinien zur Umrahmung eines mit wenigen Strichen und Punkten angedeuteten Gesichtes formen (Abb. 2).

Die Linie in der Bewegung, in einer ihrer einfachsten und naturgegebensten Formen ist eines der ältesten Ornamente und gerade beim Schwesterhandwerk der Zieglerei, in der Töpferei, als Verzierung schon in vorgeschichtlicher Zeit sehr beliebt. Die Kunst der Ziegler blieb über Jahrtausende hinweg dem alten Ornamente treu. Und urhaft, andeutend, im

Digitized by Google

Werden vergehend schmiegen sich in sie die anderen erwähnten Motive: das Herz, das Gesicht. Beide so zum Ornament geworden, daß man vom Gesicht etwa nicht sagen kann, es sei die Wiedergabe einer Fratze beabsichtigt gewesen. Die bloße Hand als hauptsächliches Werkzeug des Zieglers blieb auch in den meisten Fällen das einzige Mittel zum Zeichnen, der Finger wurde zum Griffel.

Unter den Gegenständen, die in der Volkskunst immer gerne als Motive verwendet werden, steht obenan die Blume. So tragen auch viele der Dachziegeln Zeichnungen von Blumen als Zierde. Sie sind mit Ausnahmen aus der jüngsten Zeit in Form und Linie ins Typische gehoben

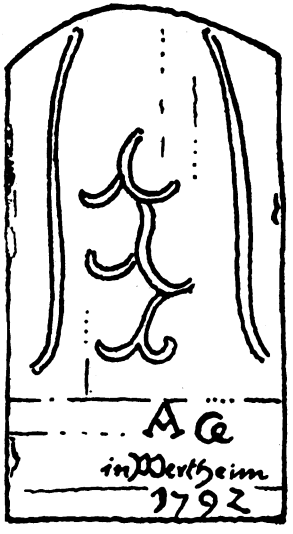


Abb. 3

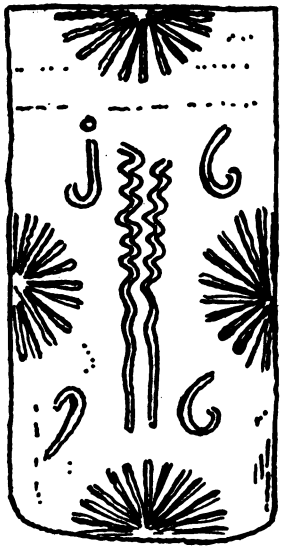


Abb. 4

und steigern sich auf einem Ziegel von 1792 (We.: A. O. in Wertheim) in fast moderner Einfühlung zum reinen Linienspiel eines Stengels mit Blättern (Abb. 3). Dargestellt wird der Form nach meist die Tulpe. So über einem gewellten Stengel auf einem Hohlziegel von 1801 (A.: H. J. H.) und auf einem Plattziegel von 1715 (We.: J. S. B.), auf dem der Blumenstengel S-förmig zusammengelegt ist und im oberen Runde die Blüte, im unteren aber das Blattwerk sitzen.

Neben dem Finger wurden oft ein Stückchen Holz, ein abgebrochenes Reis, ein gespitzter Span zum Zeichnen benutzt. Wieder in einfachster Form unter Aufteilung der ganzen Fläche durch quer übereinander gelegte Strichlagen auf einem Ziegel von 1735 (We.). Dann aber auch in richtigen Zeichnungen, die in dieser gewissermaßen verfeinerten Technik sich auch häufig abwenden von der Verallgemeinerung und in Naturnach-

Digitized by Google

ahmung verfallen, dabei herabsinkend auf die Stufe der unbeholfenen Schülerzeichnung, des Nichtkönnens. Beispiele dafür: Ziegel von 1790 (Wa.) mit Zweig in hoher Vase, daneben ein Mann mit großem Hut und mit einem Gewehr nach einem Vogel im Zweige zielend; ferner die Wiedergabe eines Stengels Klatschmohn und eines Vogels in naturgetreuer Linienführung (We.: o. J.) und zuletzt zweier Personen, eines bärtigen Mannes mit hohem spitzen Hut, einer Frau mit Barett einen Blumenstrauß übergebend (We.: o. J). In ihrer ganzen Auffassung sind die beiden zuletzt genannten Ziegel neuere Erzeugnisse und kaum von Wert in der Wahl ihrer Motive.

Abb. 5

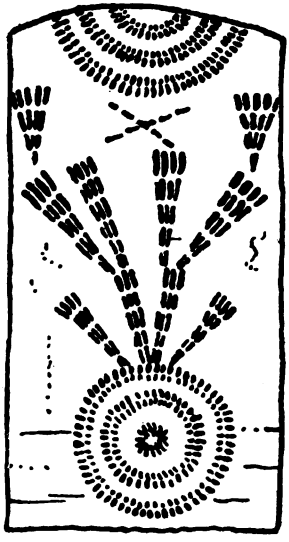


Abb. 6

Die beliebteste aller Schmuckformen in der Kunst der Ziegler ist die Sonne. In zahllosen Abwandlungen begegnet sie beinahe auf allen verzierten Dachziegeln, zum eigentlichen Motiv des Zieglers werdend. In gleichbleibender Häufigkeit ist sie in der hiesigen Gegend belegt aus der Zeit von 1696 (Abb. 4) bis 1892, wobei damit ein höheres Alter nicht verneint werden kann. Dargestellt als Strahlenbündel fehlt ihr meistens der Kern. Deutlich als Halbrund gezeichnet ist dieser nur auf zwei Ziegeln von 1782 und 1795 (A.: P. K.). Daß sie fast immer nur am Rande des Ziegels steht und die Strahlen im Halbkreis in die Fläche hineinragen, hängt mit der Art der Herstellung ihres Bildes zusammen. Die Ziegler nahmen dazu einen Span, etwa die „Schiene", setzten sie an einem Punkt des Ziegelrandes fest und drückten nun mit der Kante des Spanes einen Strich um den anderen in den weichen Lehm. Aber auch Viertelskreise und noch kleinere Abschnitte kommen vor. Bald sind es ihrer nur drei

Digitized by Google

oder vier Sonnen, bald ist der ganze Rand des Ziegels mit ihnen übersät. Auch hier trägt die leere Fläche im Innern oft den Namenszug und die Jahreszahl. Wurde der Span gekerbt, so erschienen die Strahlen als punktierte Linien. Dieses Spiel mit Punkten scheint besonders einem Buchener Ziegler um 1830 gefallen zu haben (Bu., drei Ziegel). Neben vier halben, so punktierten Sonnen an den vier Kanten auf einem Ziegel (Abb. 5) ist ein anderer überstreut mit acht kleineren vollen Sonnen und fünf teilweisen. Ein dritter zeigt sogar ein Sonnenrund als Kopf einer

Abb. 7

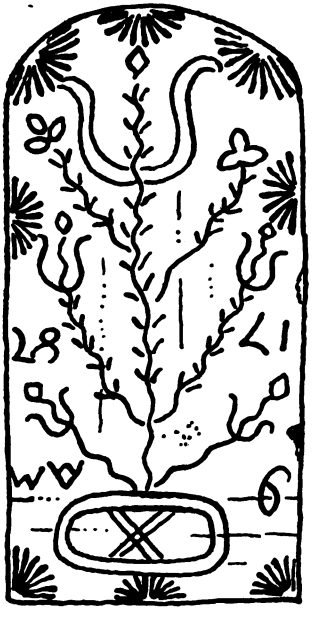


Abb. 8

menschlichen Figur, deren Leib und Gliedmaßen aus lauter schmalen Kreisabschnitten zusammengefügt sind (Abb. 6).

Auch die Sonne ist ein uraltes Ziermotiv in der Volkskunst, das vielfach symbolische Bedeutung hat. Ausdrücklich wurden die Strahlenbündel auf den Dachziegeln von den Ziegelknechten „Sonnen" genannt, und im Zusammenhang mit weiter unten zu behandelnden Schriftzeichen und Darstellungen läßt die große Vorliebe für diese Verzierungen auf eine besondere Bedeutung schließen. Aufgabe weiterer Untersuchungen bleibt es, ihr Vorkommen auf Ziegeln zeitlich weiter zurückzuverfolgen und den Charakter als Symbol einwandfrei festzustellen. Nahe liegt jedenfalls, dieses Motiv mit dem Wunsche zusammenzubringen, daß nur die Sonne auf das Dach scheinen und daß sie über Unwetter und Hagelschlag siegen möge.

Digitized by Google

In uralter Form tritt daneben die Sonne noch als mehrfach geteilter Kreis auf, als Sonnenrad[12] (M.: o. J.), in dieser Form hinüberleitend zu den oft in großer Zahl über die Ziegel verteilten Sternen, die mit dem Kopfende der „Schiene" eingedrückt wurden (We.: 1821, U.: 1848, M.: 1850). Zu beachten ist, daß der Stern auf keinem älteren Ziegel vorkommt und erst in jüngerer Zeit als Zierform — und im Wesen solche bleibend — auftritt.

In mannigfachen Zusammenstellungen verschiedenster Art erscheint die Sonne mit anderen Motiven. Einige Beispiele mögen hier folgen:

a) Obrigheim: „1777 O. B.": Vier Sonnen, drei Tulpen mit Stengeln und Blättern, drei einzelne Tulpenblüten.

b) We.: „A. A. J. M. 1760": Vier Sonnen, Herz mit Linienspiel, das sich in der Wiederholung immer mehr verkleinert und zum Punkt wird.

c) T.: „Joh. Daniser 1825": Vier Sonnen, Zweig mit zahlreichen Sternblumen, darüber eine mit spiralig aufgerollten Blättern reich verzierte Tulpe (Abb. 7).

d) E.: „G. A. M. 1787": Acht Sonnen, breite Schale, aus der ein mit vielen kurzen Blättchen und einer Reihe Tulpenblüten besetzter Zweig hervorwächst[13] (Abb. 8).

e) We.: „Anno 1714": Drei Sonnen, Vogel, der einen Wurm aufpickt. Eine Häufung von sechs Sonnen, drei Sternen und dazwischenliegenden Wellenlinien trägt ein Ziegel o. J. (We., vermutlich von der Kirche in Kreuzwertheim stammend). Ihren Abschluß findet diese Zeichnung in einem Kreuz.

Vom gleichen Ziegler wie der obengenannte Hohlziegel aus dem Jahre 1801 stammt ein Plattziegel von 1828, ebenfalls bezeichnet mit H. H. (A.). Er ist bemerkenswert durch den Vorwurf der Zeichnung. In eng punktierten Doppellinien, in der Technik erinnernd an die Stichbandkeramik der Steinzeit[14], stellt sie die Vorderansicht einer Kirche mit gebrochenem Dach und zwei flankierenden Türmen dar. Wiedergegeben sind nur die Umrißlinien, die einzelnen Stockwerke, Türen und Fenster, alles in streng symmetrischer Gegenüberstellung. Als Vorbild mag eine der beiden Amorbacher Kirchen gedient haben. Auffällig ist, daß in Aufbau und Umriß die Zeichnung vielfach mit einer Abbildung übereinstimmt, die von der romanischen, im Laufe des 18. Jahrhunderts abgebrochenen Abteikirche noch vorhanden ist. Allerdings ist dieses Bild bereits von 1734 und fast 100 Jahre älter als der Ziegel, es hing aber als Erinnerungsblatt an das tausendjährige Bestehen des Amorbacher Klosters in vielen Bürgerhäusern und mag so die Vorlage für den Ziegler H. H. geworden sein.

[12] Über Sonne und Rad als Ziermotive vgl. K. Spieß, Bauernkunst, ihre Art und ihr Sinn, Wien 1925.

[13] Über die Motive Baum und Wasserschale vgl. ebenda unter Baum und Lebenswasser.

[14] M. Hoernes, Kultur der Urzeit, Leipzig 1912, I. Steinzeit, S. 128.

Digitized by Google

Neben dieses freie Schaffen tritt die Wiedergabe von flachen Reliefzeichnungen durch Stempelabdrücke. Die Werkformen anderer Handwerker dringen damit in die Ziegelei ein, wobei es aber kaum über mehr als äußerliche Berührungen hinausgekommen ist.

Ein Ziegel (A.) trägt zwei Abdrücke eines streifenförmigen Musters, in dem übers Eck gestellte Quadrate je einen Vierpaß enthalten. Vermutlich diente der Stempel zur Herstellung von Fließen und wurde aus Spielerei auf dem Ziegel abgedrückt.

Mehrere andere Ziegel (We., U.) sind in überreichem Linien- und Formenspiel in ganzer, nur den Kopfstrich auslassender Fläche bedruckt

Abb. 9

Abb. 10

mit Blumenmustern von der Art der Ausstattung der „türkischen" Tücher (Abb. 9). Und in der Tat haben wohl auch Druckstöcke aus Zeugdruckereien zur Verzierung dieser Ziegel gedient, vielleicht beschädigte Stücke, die zum Zeugdruck unbrauchbar geworden waren. Die Druckstöcke waren von Holz geschnitzt, die feineren Striche und Punkte aus Messingplättchen und Stiften hergestellt. Die „türkischen Muster" waren in der Mitte des vorigen Jahrhunderts modebeliebt.

Auf Formen eines anderen Gewerbes weisen folgende, abermals in Flachrelief wiedergegebene Zeichnungen hin:

a) Zwei springende und ein ruhendes Reh vor einer Gebirgslandschaft (We.).

b) Doppelköpfiger Adler in Medaillon. Darüber zwei Fische, doppelter Abdruck des gleichen Stempels (U.). (Abb. 10.)

Digitized by Google

c) Jesus und die Samariterin am Brunnen. Zweimaliger Abdruck. (U.) (Abb. 11.)

d) Auferstehung Christi. Medaillon. Zweimaliger Abdruck. Stempel am Rande mehrmals ausgebrochen (Wa.). (Abb. 12.)

Diese fünf Stempel sind wohl ursprünglich Model für Lebkuchen und Springerle gewesen. Wie die Volkskunst immer wieder in ihren Motiven auf den Mythus zurückgreift — vom einfachsten Symbol eines kaum noch bekannten und verstandenen Kultes bis zur bildlichen Darstellung aus der biblischen Geschichte —, so gehörten auch Darstellungen der Mutter Gottes, von Heiligen, von Ereignissen aus dem Leben Jesu zu den beliebten Vor-

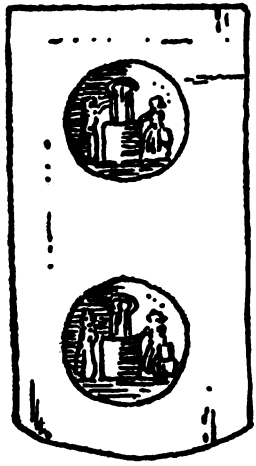


Abb. 11

Abb. 12

würfen der Modelschnitzer. Wurden doch Lebkuchen und Springerle gerade für die kirchlichen Feste gebacken. Der Doppeladler, das gedoppelte Tier, ist wiederum eines der in älteste Zeiten zurückzuführenden Motive[15], und es ist vielleicht mehr als ein Zufall, wenn auch der Fisch darüber in zweimaligem Abdruck erscheint. Ausgeschlossen ist nicht, daß der eine oder andere der Stempel auch von einem Ziegler in Ton geschnitten und gebrannt war, wie ab und zu die Namen- und Hausmarkenstempel.

Die Plastik findet auf dem Plattziegel nirgends einen Platz. Eine aus der Oberfläche heraustretende Verzierung stellt allein die Anbringung von nicht weniger als elf Nasen auf einem Ziegel (M.) dar. Die gleiche Verzierung wurde öfter bei Hohlziegeln in der Weise angebracht, daß über deren Oberkante eine Reihe von Nasen hinlief. Auf Firstziegeln sollen ab und zu auch Figuren von Männern und Fratzen in Rundplastik

[15] Spieß a. a. O., S. 242.

Digitized by Google

aufgesetzt worden sein. Ein Beleg dafür konnte in hiesiger Gegend allerdings noch nicht beigebracht werden.[16]

Wie allgemein die Volkskunst vom 17. Jahrhundert ab immer redseliger wird, mehr und mehr dem Wort einen Platz einräumt, sei es an der Hauswand oder auf dem Bildstock, auf dem Schrank oder dem Teller, so gehen auch die Schreibereien auf den Ziegeln bald über die Namensangaben und Jahreszahlen hinaus. Die Ziegelknechte „verewigten" sich in einfachster Weise etwa: Georg Plum 1840 (Bu.), Hans Seilert Buchen 1825 (Bu.), Hans von Wamberg 1513 (We.), Carl Dambach in Mudau 1859 und Joh. Riedel, Ziegelknecht in Neckarelz 1816, von dem man in der Volkssage heute noch weiß. Er soll mit seiner Meistersfrau ein Verhältnis gehabt und seinen Meister erstochen haben. Zum Tode verurteilt, wurde er angeblich in Mosbach hingerichtet. Auch Mädchennamen begegnen auf Ziegeln: „1791 Maria Klara streichin in buchen zigler dochter hat das geschrieben" (Bu.) und „Pauline Hollenbach von Wertheim Ein Frauenzimmer 1872" (We.). Beide vielleicht Mädchen, die beim Wegschaffen und Aufsetzen der Ziegeln in der Ziegelhütte halfen.

In kräftigen Lichtern entwickelt sich in anderen Inschriften das Bild vom Leben in den Ziegeleien. Voll Freude meldet eine: „den letzten gemacht d. 10ten October 1822 D. Abiem." (We.) Über den Meister schimpfen zwei andere Ziegel: „Münch du Spitz Bub" und „Mönig weis von nichts als bedrug und beschis und die Tuwaksblos" (Wa.).

Daß Töpfer und Ziegler in einer Zunft vereinigt waren, verraten auch die Reimereien auf den Ziegeln. Sie kehren vielfach auf den Erzeugnissen der Töpfer wieder:

Ich liebe was fein ist,
wens schon nicht mein ist,
wen schon nicht mein werden kann,
so hab ig doch mein Freude dran (Wa. o. J.).

Liewen und nich haben
ist herder als Stein graben (Wa. o. J.).

Lieben und kein Kuß dabey
schmeckt als wie Hawerbrey (Wa. o. J.).

Lieben und nicht beysamen sein
iß ja die aller größte pein (Rippberg 1777).

Lustig ist das Müllerleben,
Bauern müssen Geld hergeben,
geben sie das Geld nicht her,
macht man halt die Sek recht lär (M. 1867).

Es sted geschrieben die hent gepen
gutte . . . . iben es stedt darpei, daß
der Ba . . . . ein gottloser sei 1661.
die weil er wil . . . . darvmb
komt er nit in daß ewig leben (Bu. 1661).

[16] Abbildungen solcher Firstziegel in K. Gröber, Schwaben, Band 5 der Deutschen Volkskunst, München o. J., Abb. 69 und in K. Simon, Figürliches Kunstgerät aus deutscher Vergangenheit, Königstein o. J., Abb. 34 und 35.

Digitized by Google

Zum Schluß ein Neckreim, der auf der Doppelsinnigkeit eines Wortes „oplipo" beruht: „Maria Mille graciae oplipo wer das nit lesen can der ist oplipo." (A.: o. J.)

Zum wichtigen Bestandteil des Hauses, zum letzten Stein auf diesem wird der Dachziegel in seinen Weihinschriften. Wie der Grundstein häufig mit drei Kreuzen versehen wurde, wie in der Nische im Eckbalken ein tönernes Muttergottesbild seinen Platz fand, wie ein frommer Spruch an der Hauswand Glück und Segen über das Haus und seine Bewohner erflehte, so gab man auch den Ziegeln ähnliche Inschriften und Zeichen mit, die als Schutzmittel und immerwährende Gebete gedacht waren. Häufig verwendet

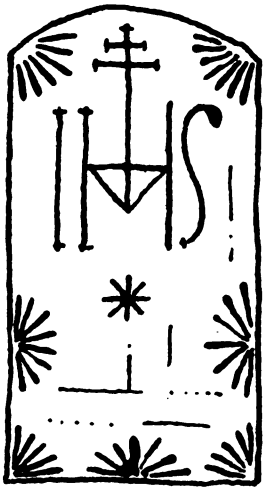


Abb. 13

Abb 14

wird das Monogramm Christi: M.: o. J. mit sieben Sonnen und einem Stern (Abb. 13), Bu.: 1704, M.: 1768. Zusammen mit ihm steht das Monogramm Mariä auf einem Ziegel in A.: o. J. Das Monogramm Mariä mit von ihm ausgehenden Strahlen und drei Sonnen trägt ein Ziegel in M.: o. J. mit der Inschrift: „Maria W . . . in Heidersbach." Drei Kreuze und „Allein Gott sei Ehr" schrieb „Johann Micha. . . lansas Mosbach d. 14ten Juny 1763" auf einen Dachziegel in M. Ein weiterer aber kündet: „In excelsis deo" (We. 1709). Hierher gehört auch ein Backstein (A.: o. J.) mit einem lateinischen Kreuz auf drei Stützen. Der Dachziegel reiht sich mit diesen Inschriften deutlich ein unter die Schutzmittel für das Haus, und diese Feststellung unterstützt die Annahme, daß auch die vielen Sonnenbilder ähnliche symbolische Bedeutung hatten.

Wie die Volkskunst immer da einsetzt, wo es gilt, einen Zweckgegenstand zu verschönen, den Zwang der Arbeit mit der Freiheit der Person zu durchdringen, so will auch die Kunst der Ziegler, echte Volkskunst in

Digitized by Google

ihrem ganzen Wesen, zunächst nichts, als den Ziegel „schön" zu machen. Eine Formveränderung zugunsten der Kunst mußte ausgeschlossen bleiben, unantastbar war der Zweck. So bleibt die Kunst linear und ornamental. Ein gesundes Gefühl für die Raumaufteilung wird immer mit der Fläche als Ganzes fertig und geht nie unter im Verlorenen, Hingeklebten, Zufälligen. Etwas von der Selbstverständlichkeit in der Form des Ziegels liegt in der Art der Zeichnung darauf. Alle Zierformen und Motive der Volkskunst kehren auf den Dachziegeln wieder. Geometrische wie die gerade Linie, der Kreis, die Wellenlinie, die Spirale. Aus der Umwelt die Blume, der Strauch, der Vogel, die Sonne und die Sterne. Was auch der Ziegler macht, will er „schön" machen. In weitestem Maße stilisiert er. Er dringt formenempfindend in das Wesen der Dinge ein und weiß es in eine einfache Linie zu gießen. Selbst die menschliche Figur wird so zu einem geometrischen Gebilde und Linienspiel. Die vereinzelt vorkommenden unbeholfenen Zeichnungen von Tier- und Menschenfiguren sind aus neuerer Zeit, einer Zeit, da das innige Verhältnis zwischen Mensch und Arbeitserzeugnis sich gelockert hatte, da der Wille zur Schönheit brüchig geworden war und der Hände Werk zu einer Schmiererei gut genug wurde. Soviel zur Kunst der Ziegler in ihrer Bedeutung als Kunst schlechthin.

Namenlos ist die Kunst der Ziegler, auch wenn ab und zu ein Ziegel den Namen seines Verfertigers verrät.[17] Was in den Zeichnungen lebt, war Allgemeingut, quoll aus uralter Überlieferung und festem Handwerksbrauch. Leider ist es vorerst nicht möglich, die Erzeugnisse des badischen Frankenlandes zu vergleichen mit denen anderer Gegenden[18], doch ist nicht anzunehmen, daß sich für engere Landstriche bestimmte Eigenheiten feststellen lassen. Nicht nur, daß Zunftwesen und Wanderschaft für weitgehenden Austausch der Arbeitskräfte und des Formenschatzes sorgten, in ihrem ganzen Wesen handelt es sich bei der Kunst der Ziegler um die Uranfänge des Kunstschaffens überhaupt, wie sie ewig neu und sich stets gleichbleibend geboren werden, solange Menschen die ersten Schritte in das Reich der Kunst tun.

[17] Nur die Ziegelei von F. Pahl in Walldürn hatte eine Hausmarke auf den Ziegeln: entweder zwei gekreuzte Plattziegelformen mit Kreuz und Blumen (Abb. 14) oder ein Rad mit Kreuz und Blumen.

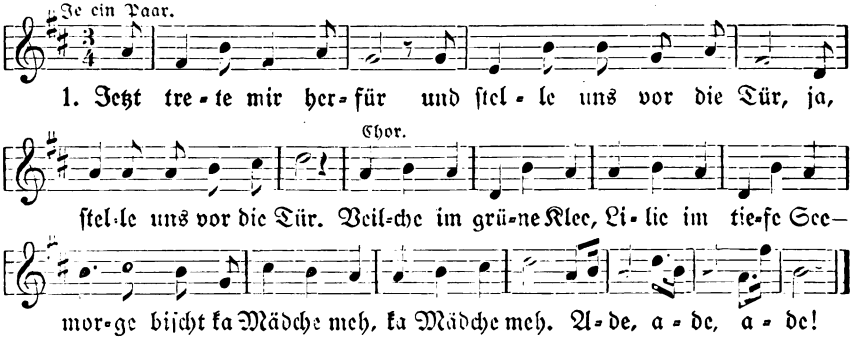
[18] Abbildungen von Ziegeln in Franken und Schwaben in J. Ritz, Franken, Band 6 der Deutschen Volkskunst, München o. J., Abb. 129 und 130 und in Gröber, a. a. O., Abb. 68.

Digitized by Google

Der „Pfeffer", ein Hochzeitslied im Fränkischen

von Johannes Künzig, Freiburg i. B.

Der Hochzeitstag ist eines der liederreichsten volkstümlichen Feste. Ernste und wehmütige, aber ebenso heitere, ja ausgelassene Gesänge begleiten die Hochzeitsgäste vom Vorabend bis zur meist sehr ausgedehnten Nachfeier[1]. Am Vorabend beim Kranzwinden, in Südbaden Kranzete oder Scheppelte, im Kinzig- und Renchtal „Scheppelhirsch" genannt, wozu die Freunde und Freundinnen des Brautpaares sich einfinden, gehts schon recht lustig zu, es wird getanzt und gesungen. Am Hochzeitstag selbst werden mancherorts besondere Lieder angestimmt, wenn die Brautleute aus der Kirche kommen und das Haus betreten. Vor allem aber wird am Abend zwischen den einzelnen Tänzen eine bunte Reihe derbhumoristischer Volkslieder lebendig, die die Leiden und Freuden des Ehestandes ausmalen. Feierlichen Charakter haben die Lieder, die bei der Kranzabnahme erklingen. In einer Reihe fränkischer Orte wird zu dieser Stunde der sogenannte „Pfeffer" gesungen, ein altererbtes Lied, das uns vom Elsenztal bis zur Rhön bezeugt ist. Die elf Aufzeichnungen, die bis jetzt vorliegen, weichen untereinander beträchtlich ab und ermöglichen es dadurch, die Entwicklung des Liedes einigermaßen zu verfolgen. Der „Pfeffer" war ursprünglich wohl ein reines Ehrenlied, das die Gespielen der Braut ihr zum Abschied aus der Mädchenschar sangen. Die einfachste unvermischte Form verdanken wir einer Aufzeichnung des verstorbenen Pfarrers Glock aus Flinsbach im Elsenztal[2]. Wenn die letzte Stunde des Hochzeitstages schlug, kamen die Freundinnen der Braut vor die Türe der Hochzeitsstube und begannen im Hausgang und auf der Treppe stehend zu singen, wobei je ein Paar eine Strophe übernahm und zugleich auf die bezeichnete Stelle trat. Die andern rückten nach:



[1] Vgl. hierzu und im Folgenden über badische Hochzeitssitten Meyer E. H., Badisches Volksleben im 19. Jahrhundert. 1900, S. 240 ff.: ferner Fehrle Eugen, Badische Hochzeitsbräuche. Ekkhart, Kalender für das Badner Land 1923, S. 54 ff.

[2] Glock, Lieder und Sprüche aus dem Elsenztale 1897, S. 8; hier ohne Melodie. dieselbe findet sich erst in der handschriftlichen Liedersammlung Glocks, die er dem Deutschen Volksliederarchiv vermachte.

Digitized by Google

Jetzt trete mer uf die Schwell,
Mer sin der Braut ihr G'sell.
Veilcher im grüne Klee . . .

Jetzt trete mer uf die Diele,
Mit der Braut noch emol zu schpiele.
Veilcher . . .

Jetzt trete mer zur Rechte,
Mer sin der Braut ihr Knechte.
Veilcher . . .

Jetzt trete mer zur Linke,
Mit dem Bräutigam wolle mer trinke.
Veilcher . . .

Jetzt trete mer an de Herd,
Die Braut is ehrewert.
Veilcher . . .

Jetzt nemmt den Kranz ihr ab,
Ihr Mann bleib treu ihr bis ans Grab.
Veilcher . . .

Der Kehrreim, der natürlich von allen gesungen wird, ist von einer unbewußt schönen Natursymbolik und gibt den schlichten Auftrittversen jeder Strophe einen gefühlstiefen Nachklang. Besonders hervorzuheben ist die 6. Strophe, die bis zum Herd führt, dem alten Mittelpunkt des Hauses, den die Braut noch heute in manchen Gegenden bei ihrem Einzug dreimal umwandelt, besonders in Niedersachsen[3].

Der Anfang unseres Liedes aber ist typisch auch für andere Ansingelieder, die immer zwischen Vorsänger und Chor wechseln. In Böhmen beginnt ein Brautlied:[4]

Miar stänga vor eines Bräutgams Tüar —
In Züchten u in Aian (Ehren)
Mit seina Braut, döi ihm vatraut —
In Züchten . . . .

Döi Braut, döi wolln ma singhan an
Un a irn löim Bräutigam.

[3] Knuchel, Ed. Fr., Die Umwandlung in Kult, Magie und Rechtsbrauch. 1919, S. 13 ff.

[4] Urban, As da Haimat. 1894, S. 122, fast völlig übereinstimmend mit: Wolf, A., Volkslieder aus dem Egerlande 1869, Nr. 53 und Hruschka-Toischer, Deutsche Volkslieder aus Böhmen. 1891, Nr. 206 a. u. b. Dieses böhmische Brautansingelied geht unmittelbar auf Nic. Hermanns geistliches Brautlied zurück: „Hiefür, hiefür, vor eines frommen Bräutgams Thür." Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied, 1863 ff., III, 1446. Dieses Lied Hermanns 1562 erstmals gedruckt, stellt wohl eine geistliche Umdichtung (contrafactum) eines noch älteren weltlichen Liedes dar. Vgl. hierzu ein Lied des 15. Jahrh. aus einer Münchener Hs.: Böhme, Altdeutsches Liederbuch. 1876, Nr. 240 = Erk-Böhme Nr. 1275.

Digitized by Google

Die weiteren Strophen haben mit unserem „Pfeffer" nichts gemein. — Ein Kirmesansingelied aus Thüringen beginnt[5]:

So treten wir herfüre,
Aus den Reben wächst der Wein,
Vor dieses Bauers Türe,
Aus den Reben wächst der Wein,
Steh auf, du wackeres Mägdelein.

In nur wenig erweiterter Form kennen wir den „Pfeffer" aus Hettingen, Amt Buchen[6]. Er wird 12 Uhr nachts von den Brautjungfern oder „Schmolmad" gesungen, während sie der weinenden Braut den Kranz abnehmen und ihn dann vor ihr auf einen Teller legen. Es lautet:

Jetzt treten wir herfüre,
/: Veilblau im grünen Klee :/
Vor der Braut ihr' Türe.
/: Veilblau im grünen Klee,
Heut ein Madel, nimmermehr :/

Jetzt treten wir auf Schwelle,
Wir sind der Braut ihr G'selle.

Jetzt trete wir auf Diele,
Wir sind der Braut ihr Diener.

Jetzt treten wir zur Rechten,
Wir sind der Braut ihr Knechte.

Jetzt treten wir zur Linken,
Wir sind der Braut ihr Kinder.

Jetzt treten wir auf die Asche,
Der Bräutigam soll nicht nasche
Aus der Braut ihrer Tasche.

Schüssel, Teller auf dem Herd,
Die Braut ist aller Ehren wert.

Dem Bräutigam wünschen wir viel Kinder,
Der Braut dazu viel Kinder.

Jetzt tut der Braut ihren Kranz herab,
Und hängt ihn an den Nagel,
Darf ihr Lebtag kein mehr tragen.

[5] Büschings wöchentliche Nachrichten, 4. Bd., S. 399 ff; auch in Böhme, Geschichte des Tanzes in Deutschland 1886 I, S. 176 abgedruckt.

[6] Schmitt E., Sagen, Sitten und Bräuche aus dem badischen Baulande. Progr. Baden-Baden 1896, S. 21 f.

Digitized by Google

Die Sitte des zum Herdtretens ist hier nicht mehr verstanden, obwohl sie in zwei Strophen nachklingt. Im oberdeutschen Haus ist der Wohnraum und die Küche längst getrennt, der Herd ist nicht mehr die zentrale und wichtigste Stätte wie in Niederdeutschland, wo die Bäurin von hier aus das ganze Hauswesen überschaut und überwacht. Sowohl eine Umwandlung des Herdes als ein vor ihn Hintreten zum Zeichen der Besitzergreifung kennt man darum bei uns in Baden nicht mehr. Die Erwähnung des Herdes wird vielmehr dazu benützt, um das (zinnerne) Küchengeschirr der Braut zu loben. Das Treten auf die Herdasche gibt des naheliegenden Reimes wegen Veranlassung zu einer spaßhaften Verwarnung des Bräutigams. In gleicher Weise ist die Herdstrophe auch in dem hier folgenden Bretzinger neuen „Pfeffer" verblaßt[7], (auch in Strophe 9 der unten stehenden Oberbalbacher Fassung):

Wir treten nun herfüre
Vor der Braut ihre Türe —
Veilchenblau im grünen Klee,
Heut ein Mädchen, nimmermehr.

Wir treten vor die Schwellen,
Wir sind der Braut ihre Gesellen.
Veilchenblau . . .

Wir treten auf die Dielen,
Und sind der Braut ihre Gespielen.

Wir wünschen der Braut viel Kinder
Und einen Stall voll Rinder.

Wir wünschen der Braut allheute
Einen Speicher voll Getreide.

Messer, Gabele auf dem Herd —
Die Braut ist aller Ehren wert.

Der Bräutigam soll lustig sein
Und seinen Gästen recht schenken ein.

Strümpf und Schuh,
Alles geht gen Himmel zu.

Hier drängen sich also neben den persönlichen Glückwünschen etliche rein bäuerliche Segenswünsche auf. Die letzte Strophe ist eine tanzliedartige Zusammenfassung des unten zu besprechenden Niedersingens.

Die Glückwunschstrophen des Hettinger und Bretzinger Liedes leiten nun zu einer zweiten Stufe über, auf der der „Pfeffer" zum reinen An-

[7] Baader E., Der Pfeffer, ein altfränkisches Hochzeitslied (2 Fassungen aus Bretzingen). Heimatklänge aus dem Frankenland (Beilage zum Tauber- und Frankenboten) vom 5. Dez. 1921.

Digitized by Google

singelied geworden ist. Das Glückwünschen ist hier eine unverkennbare captatio benevolentiae. Man hofft, dafür beschenkt zu werden — und selten wohl vergebens. Die Ansingelieder, wie man sie in Ober- und Mittelbaden an Neujahr und Dreikönig noch häufig trifft, sind öfters zu einer kleinen dreiteiligen dramatischen Szene ausgesponnen, die sich aus dem Festlied, den eingeschobenen oder dazwischen gesungenen Heischestrophen und schließlich dem Danklied zusammensetzt. In dieser Form, in der z. B. das sogenannte Schnitzlied in der Acherner Gegend sich entwickelt hat,[8] lebt nun der „Pfeffer" in Berolzheim. Wir haben im Badischen Volksliedarchiv aus diesem Ort zwei Aufzeichnungen, eine hochdeutsche aus den 80er Jahren (Liederheft meines Vaters) und eine mundartliche aus den 90er Jahren des letzten Jahrhunderts (aufgeschrieben von dem damaligen cand. theol., jetzigen Prälat Prof. Dr. Göller, Freiburg). Beide Fassungen sind fast genau gleich. Ich lasse die zweite hier folgen:[9]

Mr treten allhier herfüre,
Routi Röischli uf dr Had —
Wohl vor der Braut ihre Türe,
Routi Röischli uf dr Had —
Mr häwe verlorn e schöni Mad.

Mr stehn allhier uf Schwelle,
Routi . . .
Mr sen dr Braut ihr G'selle.
(Var.: Wir sind vor der Braut ihrer Zelle.)
Routi . . .

Mr stehn allhier uf Diele,
Mr sen dr Braut ihr G'spiele.
(Var.: . . . der Braut ihre Spiele.)

Mr stehn allhier uf Steege,
Mr sen der Braut gwee (gewesen).

Es folgen dann die drei Heischestrophen, ebenfalls mit dem oben genannten Kehrreim. Gelegentlich werden sie auch je nach der ersten, zweiten und dritten Strophe eingeschoben:

Mr hewe e klans Körblein,
Do geiht e Schuß Weck nein.

Mr hewe e klans Kännlein,
Do geiht e Vertel Wein nein.

[8] Sh. Meyer, Bad. Volksleben, S. 70 f.; Meisinger, Volkslieder aus dem badischen Oberland, 1913, Nr. 242; Künzig, Neujahrslieder aus dem badischen Oberland. Badner Land (Beilage zur Freiburger Zeitung) vom 9. Jan. 27.

[9] Bereits bei Meyer, Bad. Volksleben, S. 243, aber mit ganz durchgezählten Strophen und einem sprachlichen Versehen: Röisli statt Röischli.

Digitized by Google

Mr hewe no ans im Treffer:
(Var.: Wir haben noch eins vergessen,)
Gebt uns e Schüssel voll Pfeffer.

Ist man scherzeshalber nicht sofort bereit, die Wünsche zu erfüllen, so wird gesungen:

Ei, wollt ihr uns nichts gebe,
Welle mir die Braut dann stehle.

Mr welleſch (wollen sie) führe nei's Wertshaus,
Wer sie will, der löst sie aus.
(Var.: Wenn ihr sie wollt, so löst sie aus.)

Nach einem guten Trunk und Empfang der Gaben geht der „Pfeffer" weiter:

Veilblauer grüner Klee,
Heut als Madle, nimmermehr.
(Var.: Heirat das Mädchen nimmermehr.)

Silberringli, Perli dron,
(Var.: Silber, Ringli . . .)
Die Braut, die hat en schöne Mann.

Aus dem Hälmlein wöchscht das Korn,
Wir häwe en junge Gselle verlorn.

Henkt das Kränzlein an den Nogel,
Därfschts's ze Lebtoch nimmi troge.

Der Kehrreim hat hier eine eigene, sicher sehr schöne Ausbildung erfahren, wofür der des alten Ehrenliedes nur einmal, als selbständige 1. Strophe, in dem Danklied vorkommt. Nachdem die bisherigen Fassungen sich vor allem mit der Braut beschäftigt und ihr Ausscheiden aus der Mädchenschaft beklagt haben, wird nun auch der Bräutigam von seinen „Gesellen", seinen Kameraden entlassen. Wie das Korn aus dem jungen Halm sprießt oder „schoßt" nach dem ostfränkischen Ausdruck, so entwächst der junge Ehemann dem Stand der „Junggesellen". Mit der elegischen Kranzabnahme schließt das Lied auch hier ab. — Dem Berolzheimer „Pfeffer" nahe kommt eine Singart aus der Rhön, die Leo Weismantel in seine Erzählung „Die Hexe"[10] eingeflochten hat. Die nicht zur Hochzeit geladenen Mädchen des Dorfes kommen mit brennenden Kienspänen vor das Hochzeitshaus und singen:

Jetzt fahren wir allhier,
Vor dieser Braut ihre Tür;
Schellelein, die klingen,
Die lichten Mägdlein singen.

[10] München und Kempten 1923, S. 38 ff.

Digitized by Google

Dann kommen ihrer vier herein und fahren fort:

Wir hörten, daß ein Bursche keck
Uns eine Freundin stahl hinweg;
Du strohblonde, grüne Klär,
Du bist ein Mädchen nimmermehr.
Frau im Haus,
Braut, gib deinen Brautflor her!

Die vor dem Fenster erwidern:

Und gebt ihr uns die Klär nicht wieder,
Dann singen wir auch keine Lieder;
Gebt ihr uns unsere Klär nicht,
Verkratzen wir euch das Gesicht.

Einer von den Gästen steht auf, sucht einen Kuchen aus, während die draußen weiter singen:

Wir hören die Kiste klirren,
Und drinnen die Kuchen wirren;
Sie wägen ihn hin, sie wägen ihn her,
Sie wollen mit Kuchen abkaufen die strohblonde Klär.

Eia, gebt nur her,
Wir verkaufen euch für den Kuchen
Die strohblonde Klär.

Die vier abgesandten Mädchen nehmen den Kuchen als Kaufpreis und sprechen alle zusammen:

Nun aber wollen wir bringen,
Den Brautleut gut Gelingen,
Und Wunsch und Segen vielerlei.

Jedes der vier Mädchen sagt noch einen gereimten Segensspruch auf, worauf die draußen stehenden Mädchen jedesmal singen:

Das soll das Glück euch bringen,
Wie euch die lichten Mägdlein singen.

So schön und eigenartig diese Strophen sind, so ist doch wohl einiger Zweifel berechtigt, ob der Dichter nicht an einigen Stellen Änderungen vorgenommen hat. Wir lassen dieses Rhönlied darum einstweilen außerhalb der ins Einzelne gehenden Betrachtung, notieren es aber für die Ausbreitung des Liedes, seinen dreiteiligen Aufbau (Auftrittslied, Heischestrophen und Abgesang) und die damit verbundenen Sitten. — Ein Brautansingelied mit ähnlichem Charakter stellt das sog. Rockenlied aus Siebenbürgen dar. Am Vorabend der Hochzeit (nach Schullerus[11]), oder auch

[11] Schullerus, Siebenbürgisch-sächsische Volkskunde. Lpz. 1926, S. 112.

Digitized by Google

am letzten Hochzeitsabend (nach Schuster[12]) verabschieden sich die Freundinnen der Braut durch das Rockentragen. Die Mädchen bringen der Braut einen mächtigen, bunt geschmückten Spinnrocken und singen dabei, indem sie mit langsamem Tanzschritt vorwärts schreiten:

Na wällen mer gon, mer wolle nemi ston,
Mer wälle aser Brokt en Rocken dron . . .

Nach Glück- und Segenswünschen läßt das Lied die Braut Abschied nehmen von ihren Freundinnen, Eltern und Geschwistern, dann wird der Braut der Rocken hingereicht, bis sie ihn erhascht und dem Bräutigam zur Zertrümmerung übergibt. Mit wehmütigem Abschiedslied ziehen sich die Mädchen zurück, in der Hausflur singen sie aber noch eine Reihe von Heischestrophen, etwa: „Wir treten auf den Besen, wir wollen gerne essen!" wie sie mit ihrer primitiven Reimkunst unsern obigen entsprechen. Als Symbol der Spinnstubengemeinschaft wird also in Siebenbürgen der Rokken zerstört und so die Braut aus dieser Gemeinschaft ausgeschlossen. Unsere fränkischen Kranzabnahmelieder sinnbilden das Gleiche auf andere Art.

Von dem Ansingelied ist nur ein kleiner Schritt zu dem Niedersingelied, denn als solches dürfen wir die dritte Stufe des „Pfeffers" wohl bezeichnen. Die Sitte des Niedersingens, d. i. des Zubettsingens des jungen Ehepaares, ob dies nun vor dem Hochzeitshause, vor der Kammertüre oder gar in der Kammer selbst geschah, ist uralt.[13] Sie ist im letzten Jahrhundert ihrer großen Derbheit wegen meist abgekommen oder auch verboten worden. In etwas verblaßter Form lebt sie noch z. B. in Dietzenbach (Hessen).[14] Dort kleidet sich die Braut am Abend des zweiten Hochzeitstages nach dem „Schenken" um, sie legt ihren Brautstaat Stück für Stück ab bis auf das Kränzchen und zieht nun Frauenkleider an. Währenddessen wird von der Gesellschaft unter Musikbegleitung das sogenannte Brautlied gesungen:

Braut, tu die Brauthaub aus
Und sei die Frau in deinem Haus!
Feigenbaum, grüner Klee,
Heut eine Jungfer und nimmermeh.

Sobald man sich zum Abendessen gesetzt hat, suchen die Frauen der Braut das Kränzchen zu rauben. Sie wird aus dem Kreis der Mädchen ausgestoßen und muß sich mit einer Haube auf dem Kopf zu den Frauen setzen. — Der „Pfeffer" nun, der in den seither besprochenen Formen zur Kranzabnahme gesungen wird, ist in mehreren Orten Frankens zugleich

[12] Schuster Fr. W., Siebenbürgisch-sächsische Volkslieder. 1865, S. 83.

[13] Weinhold K., Die deutschen Frauen in dem Mittelalter. 1897, I, S. 401 f. (dort reiche Literaturangaben).

[14] Ida von Düringsfeld und Otto von Reinsberg-Düringsfeld, Hochzeitsbuch. Brauch und Glaube der Hochzeit bei den christlichen Völkern Europas. 1871, S. 154.

Digitized by Google

als ein letzter Ausläufer solcher Niedersinglieder erhalten. Wir haben zwei Aufzeichnungen aus Schweinberg und Bretzingen. In beiden Fällen ist unser Lied mit dem sogenannten Ehestand verquickt, der entweder beginnt: Merket auf, was ich euch erklär — Wo kommt denn der Ehstand her? oder: Paulus spricht den Ehstand gut.[15] Aus mehreren Orten wissen wir, daß der Ehstand anschließend an den Pfeffer gesungen wurde. Die Verschmelzung lag also nahe. In Bretzingen lautet dieser sogenannte alte Pfeffer:

Paulus spricht den Ehstand gut, Ehstand gut,
Wer ihn nur recht halten tut.
Feigenbaum, grüner, grüner Klee,
Heut ein Mädchen, nimmermehr.

Braut leg deinen Brautkranz ab, Brautkranz ab,
Es ist eine junge Frau im Haus.
(Zersungen aus: Bist jetzt junge Frau . . .).
Feigenbaum, grüner, grüner Klee,
Heut ein Mädchen . . .

Braut zieh dein Brautkleid aus, Brautkleid aus,
Es ist eine junge Frau im Haus.
Feigenbaum, . . .

Braut zieh deine Brautschuh aus, Brautschuh aus,
Es ist eine junge Frau im Haus.
Feigenbaum, . . .

Braut zieh deine Brautstrümpf aus, Brautstrümpf aus,
Es ist eine junge Frau im Haus.
Feigenbaum, . . .

Die Braut hat einen langen Zopf, langen Zopf,
Er reicht bis an den Wiegenknopf.
Feigenbaum, . . .

Die Braut hat eine seidne Schürz, seidne Schürz,
Er wird ihr über die Wiege gestürzt.
Feigenbaum, . . .

Die zweite Strophe knüpft also direkt an die Kranzabnahme an, die in allen Pfefferliedern besungen wird und den Übertritt in den neuen Stand der Frau versinnbildet. Nun geht unser Niedersinglied aber noch weiter und läßt die Braut ihre hochzeitlichen Kleider abtun, ja es findet schon eine Beziehung zur Wiege, die übers Jahr in Erscheinung treten wird. Der Kehrreim überrascht uns durch den exotischen Feigenbaum, der freilich auch in anderen Volksliedern, z. B. in der Ballade vom eifersüchtigen

[15] Zu dem Ehestandslied vgl. Meisinger, Volkslieder aus dem badischen Oberland, Nr. 243, ferner Kraus in Mein Heimatland 1925, S. 193. Ausführlicher wird darüber in einem der nächsten Hefte zu reden sein, im Anschluß an eine kleine Abhandlung über Hochzeitslieder aus Baden.

Digitized by Google

Knaben[16], vorkommt und in einem Tanzliedchen, das z. B. in der Gegend von Ehingen bei den Hochzeitstänzen zwischen die einzelnen Touren eingeschoben wird und also lautet[17]:

Und wenn nur mein Schätzle ein Feigenbaum wär,
Dann tät ich hinaufklimmen, und wenn er noch so hoch wär.

In unserem Fall erklärt sich die oben genannte Stelle aber wohl als unmittelbarer Hörfehler aus: Veilchen blau im grünen Klee — — —. In Schweinberg A. Buchen lautet der Pfeffer:

Paulus spricht den Ehstand gut,
Wer ihn auch recht halten tut.
Veilchenblau, grüner Klee,
Heut ein Mädchen und nimmermehr.

Paulus, der war auch dabei,
Denn sein Schwur war fest und treu.
Veilchenblau . . .

Jetzt treten wir herfür,
Für der Braut ihre Tür.

Die Braut, die zieht die Brautschuh aus,
Ist jetzt junge Frau im Haus.

Dann folgen die weiteren Strophen: Die Braut, die zieht die Strümpfe aus — — usw., ähnlich wie in dem Bretzinger Lied. Die zweite Strophe ist bis jetzt sonst nicht belegt. Das Lied wird als eine Art Ständchen von den Kameraden des Bräutigams oder der Braut abends vor dem Haus gesungen.

Eine Verquickung des reinen Ehrenliedes mit dem Typ des Ansingeliedes sowie des Niedersingeliedes stellt eine Aufzeichnung des Liedes aus Oberbalbach dar, wie man es dort nach dem Avemarialäuten singt, während der Pfeffer „gerieben" und anschließend der Brautkranz abgenommen wird:

Wir stehen vor der Braut ihrer Tür,
Wir treten in aller Ehre für —
Spitzli, Speierli[18], Rösli drau,
Die Braut, die hat nen schönen Mau.

[16] Bender, Oberschefflenzer Volkslieder. 1902, Nr. 33 u. 34; Meisinger a. a. O., Nr. 35; Dunger-Reuschel, Größere Volkslieder aus dem Vogtland. 1915, S. 66 (dort auch weitere Literatur).

[17] von Düringsfeld a. a. O., S. 145. Vgl. auch Beyer, Elsässische Volkslieder (1926) Nr. 55.

[18] Speierli bedeutet die großen, rotgelben Beeren des Speierlings d. i. der Sorbus domestica, einer Abart der Ebereſche, wie sie in Bauerngärten gelegentlich angepflanzt wird. Vgl. Marzell H., Neues illustriertes Kräuterbuch. 1921, S. 95. Im Schwäbischen versteht man nach Fischers Schwäb. Wörterbuch, Bd. V, unter Speierli die Mehlbeere (Sorbus pirus).

Digitized by Google

Durch die Dornen reift[19] der Schnee,
Heut ein Mädle, nimmermeh.
Spitzli, Speierli . . .

Wir stehen auf der Schwelle,
Wir sind der Braut ihr Gselle.

Die Braut, die hat e neu Paar Schuh,
Sie tritt mit auf die Balbacher Kirche zu.

Der Braut ihr Rock hat Falten,
Sie hat sich wohl gehalten.

Der Braut ihr Rock hat einen Gehre (Schloß),
Sie halt' ihren Mann in Ehre.

Die Braut, die hat ein langes Hoor,
Übers Jahr gibts Wiegenstroh.

Die Braut, die hat ein langs Paar Zöpf,
Übers Jahr gibts Wiegenknöpf.

Zinnerne Teller auf dem Herd,
Die Braut ist aller Ehre wert.

Wohlgebauet ist das Haus,
Lauter Rösli ist die Braut.

Zur Kindersitte schließlich ist der Pfeffer in Oberlauda geworden, wo einige Buben mit geschwärzten Gesichtern und Masken nach dem Abendessen vor das Hochzeitshaus ziehen und dort den Pfeffer singen:

Braut, zieh deine Schühle aus.

Die Maskierung hat wohl nur den Zweck, die Knaben unkenntlich zu machen; eine andere Beziehung vermag ich im Gegensatz zu Meyer[20] nicht zu erkennen.

Zurückblickend auf die bis jetzt vorliegenden Aufzeichnungen[21] unseres Pfeffers kann noch einmal festgestellt werden, daß drei deutlich sich abhebende Entwicklungsstufen des Liedes zu erkennen sind: das reine Ehrenabschiedslied der Gespielen und Gesellen, das Ansingelied mit Heischecharakter und das Niedersingelied. Damit ist nicht gesagt, daß diese Stufen chronologisch zu verstehen sind, vielmehr dürften diese Entwicklungen nebeneinander hergegangen sein, wie sie sich nebeneinander erhalten

[19] Kommt von mhd. rîsen = herabfallen; ostfränkisch reische.

[20] Badisches Volksleben, S. 313.

[21] Auch das deutsche Volksliederarchiv scheint, wie ich vor einiger Zeit feststellte, keine weiteren Belege zu bergen.

Digitized by Google

haben. Die Eingangsverse und Kehrreime sind typisch für Ansingelieder überhaupt; die reiche Strophenbildung, fast möchte man sagen Strophenwucherung, liegt in der Struktur des Liedes begründet, das durch die vielen altertümlichen Formeln, wie die Reime und Assonanzen, geradewegs zur Erweiterung reizt. In seiner einfachsten Form ist das Lied sicher einem Mann aus dem Volke zu verdanken, nicht einem Kunstdichter höheren Ranges. Manche Strophen davon dürfen wir m. E. als unmittelbare Gemeinschaftsdichtung ansprechen, wofür ich übrigens aus derselben Gegend parallele Erfahrungen gemacht habe. Das Lied von der Vogelhochzeit, das ich den Burschen meines Heimatortes Pülfringen vorgesungen hatte, fand ich schon nach einem halben Jahre um mehrere selbständige Strophen erweitert: sie waren beim gemeinsamen Singen im Wirtshaus zustandegekommen. Ähnlich ging es mit dem Lied von der Pastorenkuh.

Der Geltungsbereich unseres „Pfeffers" erstreckt sich nach den bis jetzt erfindlichen Zeugnissen nur von dem Elsenztal bis zur Rhön. Zwar sind formelhafte Einzelpartien in anderem Zusammenhange auch anderwärts anzutreffen, wie oben verschiedentlich gezeigt wurde, aber das Lied gerade in dem erörterten Aufbau und Verlauf dürfte in Franken bodenständig sein. Weitere Beobachtungen in den Grenzgebieten sind natürlich nötig, ebenso wäre eine Untersuchung über die sonst noch anzutreffenden Kranzabnahmelieder, besonders auch über den mit unserem Pfeffer verquickten „Ehestand" erforderlich. Festgestellt sei einstweilen noch, daß die Sitte des Pfefferſingens über den Fundbereich des „Pfeffer"-Liedes hinausreicht. In Harthausen, Oberamt Mergentheim[22], kommen nach dem Abendläuten sämtliche Jungfrauen zusammen, um der Braut die Abschieds- und Glückwunschlieder zu singen. Man nennt dieses Singen „Pfefferſingen", und die Jungfrauen erhalten dafür gewöhnlich eine Kanne Wein und Kuchen, sog. Platz. Eines der dabei gesungenen Lieder beginnt: Glück und Gottes Segen. . . . Ob auch unser Pfeffer, wie er im Badischen vorkommt, dabei gesungen wurde, wird nicht gesagt. Es wäre aber sehr leicht möglich, zumal der genannte Ort nicht weit von der badischen Grenze abliegt.

Es bleibt zum Schluß der seltsame Name Pfeffer zu erklären. Verschiedene Vermutungen sind schon aufgestellt worden. Unter anderem hat P. Ambrosius Götzelmann[23] ihn mit dem Brauch des Pfefferns, d. h. des Schlagens mit der Lebensrute erklären wollen. Dafür sind aber aus den Hochzeitssitten keine tatsächlichen Unterlagen zu gewinnen. Den richtigen Fingerzeig gibt vielmehr die dritte Heischestrophe aus Berolzheim[24]:

[22] Birlinger, Volksthümliches aus Schwaben. 1863. II, S. 389 u. Höhn, Hochzeitsbräuche I (Mitteilungen über volkstümliche Überlieferungen in Württemberg, Nr. 5) 1911, S. 13.

[23] Götzelmann, Der Pfeffer, ein Hochzeitslied. Heimatklänge aus dem Frankenland (Beilage zum Tauber- und Frankenboten) vom 2. Februar 1924.

[24] Worauf übrigens schon Meyer a. a. O. S. 243 und 313, darnach Max Walter in Heimatklänge aus dem Frankenland vom 27. Dezember 1921 abheben.

Digitized by Google

Dieser Pfeffer war in Berolzheim ein Gericht aus Schweineblut und schwarzem Pfeffer, ein Gericht, das sicher sehr alt war, heute aber verschwunden ist. Doch war es noch in den jüngsten Jahrzehnten neben dem gleichfalls altherkömmlichen Hirschbrei (Hirsebrei) anzutreffen. Das Pfefferlied hat hier also seinen Namen von dem Hochzeitsgericht, das den Sängern aufgetischt wurde und das auch in den übrigen fränkischen Orten, wo das Pfefferſingen herrscht oder herrschte, wohl bekannt war. Als Bestandteil der Hochzeitsspeisekarte ist uns der schwarze Pfeffer mit Schweineblut auch aus Thüringen bezeugt[25], wo man beim schwarzen Pfeffer die Kränze abzutrinken pflegte. Der Bräutigam trank der Braut zu: „Prost auf den Kranz!", worauf die Braut unter einem Tusch Bescheid tat. Dies ahmten die Burschen nach, und sie empfingen dann die Flitterkronen ihrer Mädchen, die sie auf ihren Hüten befestigten, während die Mädchen die Halstücher der Burschen umlegten. — In all den genannten Fällen ist also der Pfeffer nicht als Gewürz zu verstehen, sondern als das erwähnte Gericht, das bald als Brei, bald als Brühe beschrieben wird[25a]. Für das Alter dieses Gerichtes zeugen einige Stellen aus der Literatur des 16. Jahrhunderts.

Bei Fischart, Aller Praktik Großmutter 578 heißt es:

So kompt ihr gnug auf die hochzeit frue,
Daß man euch schenk die pfefferbrüe.

Und bei Scheidt, Grobianus 3487 (Neudruck) lautet eine ebenso bezeichnende Stelle:

Ein knecht, der trug ein grosse platt,
Die er voll schwartzen pfeffer hat.

Darnach ist es sehr wohl möglich, daß auch unser Pfefferlied ins 16. oder 15. Jahrhundert zurückreicht.

Das Wort Pfeffer hat übrigens auch in einigen anderen Fällen eine ähnliche Begriffserweiterung durchgemacht und bedeutet z. B. in der Bruchsaler Gegend Hasenpfeffer, in Schonach Schweinepfeffer[26]. Eine doppelte Begriffserweiterung ist aus dem Schwäbischen bezeugt, wo Pfeffer nicht nur das damit zubereitete Gericht, sondern den ganzen Hochzeitsschmaus bezeichnet, in dem diese Speise vorkommt. In Rottenburg[27] mußte nämlich die junge Frau eines Rotgerbermeisters allen Rotgerberfrauen am ersten Tage nach der Hochzeit einen Hochzeitsschmaus, den sog. „Pfeffer", geben, daher herrscht dort die Redensart: Der hat seinen Pfeffer = dem hats viel

[25] v. Düringsfeld, Hochzeitsbuch, S. 158.

[25a] Birlinger, Aus Schwaben II, 16 beschreibt den „Pfeffer" als schwarze Latwerge, die man aufs Brot strich.

[26] Freundliche Mitteilung von Prof. Dr. Ochs, dem Herausgeber des Bad. Wörterbuches. Einige außerbadische Belege sh. bei Grimm, DWB.

[27] Birlinger, Volksthümliches aus Schwaben, II, 402 f.

Digitized by Google

gekostet. Dasselbe soll wohl eine Pforzheimer Redensart sagen: Des wird sein Pfeffer koschte![28]

Auf ähnliche Weise hat der Pfeffertag in Ravensburg seinen Namen erhalten[29]. Zwei dortige Bürger stifteten im Jahre 1433 einen Jahrtag, d. h. ein jährlich zu wiederholendes Seelenamt; dadurch sollte jeweils den Pfründnern im Spital außer Wein und Weißbrot „uf den Imbiß und uf das Nachtmahl Pfeffer und Flaisch" gegeben werden, ebenso sollten die Armen, die an diesem Tag zum Spital kämen, einen guten und ehrbaren Pfeffer erhalten. Der Spitalmeister versprach den Armen „ain Schüsselin voll Pfeffers mit ainem Stuckh Flaisch darinn" oder für die Tage, wo das Fleischessen nicht erlaubt, „mit ainem Stuckh Fisch in dem Pfeffer". Über die Verteilung dieser Familienstiftung haben wir erst Nachrichten aus dem 17. Jahrhundert. 1634 wurde der Verarmung durch den 30jährigen Krieg wegen beschlossen, bis auf bessere Zeiten den Pfesser, d. i. das Armenmahl nicht mehr auszugeben. 1662 gingen neben Geld 12 Scheffel Vesen (Dinkel, Spelt) zum Pfeffermehl ein. 1663 wurden neben 13 Eimern Wein 1060 Pfefferlaiblin ausgegeben, eine Zahl, die sich bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts auf 2000—2500 steigerte. Das ursprüngliche Pfeffergericht hat also der Armenspeisung, in der es vorkam, den Namen gegeben und dieser Name blieb an der traditionell gewordenen Sitte haften, auch als man offenbar keinen „Pfeffer" mehr verabreichte, sondern nur noch Brot und Wein. Und es war nun naheliegend genug, daß sich auch die übrig gebliebenen Bestandteile der Pfefferstiftung mit dieser Bezeichnung verbanden, wie die Ausdrücke „Pfeffermahl" und „Pfefferlaiblin" zeigen. Unter letzteren sind nun keine Pfefferkuchen zu verstehen, sondern Brote, die am Pfeffertag aus der Pfefferstiftung verabreicht werden. Der Ravensburger Pfeffertag ist also eine gewisse Parallele für die obige Bedeutungsentwicklung des Wortes Pfeffer bis zu einer mit einem Pfeffergericht zusammenhängenden Sitte und ihren Bestandteilen.

Wie bei dieser Ravensburger Sitte einer wohltätigen Stiftung ist auch bei unserer oben geschilderten Hochzeitssitte das merkwürdige, wohl etwas derbe Gericht, der „Pfeffer", verschwunden, wie andere historische Festspeisen. Mags so sein! Die sinnvollen Lieder aber, die seinen Namen tragen, verdienen weiter erhalten und vielleicht neu belebt zu werden, denn sie sind schöne Zeugnisse dörflicher Kameradschaft.

(Weitere Belege erbeten an das Bad. Volksliedarchiv, Freiburg i. Br., Maria-Theresia-Straße 3.)

[28] Quelle wie bei 26. In Memmingen gaben früher die Zunftmeister auf Weihnachten einen „Pfeffer". Birlinger, Aus Schwaben II, 16.

[29] Gust. Merkle, Der Pfeffertag in Ravensburg. Freiburger Diözesan-Archiv 33 (NF 6), 1905, 369 ff. Auf diesen Aufsatz hat mich Herr Prof. Fehrle freundlich aufmerksam gemacht.

[30] zitiert nach dem Abdruck in Scheibles „Kloster", Bd. VIII.

Digitized by Google

Der wilde Jäger in Oberdeutschland

Von Richard Hünnerkopf.

Öfters angeführte Sagensammlungen:

Anton Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben. 1861.
Jacob und Wilhelm Grimm, Deutsche Sagen. 3. Aufl. 1891.
Wilhelm Hertz, Deutsche Sage im Elsaß. 1872.
Johannes Künzig, Badische Sagen (Eichblatts Deutscher Sagenschatz, Bd. 10). 1923.
Karl Lohmeyer, Die Sagen des Saarbrücker und Birkenfelder Landes. 2. Aufl. 1924.
Ernst Meier, Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben. 1852.
Friedrich Panzer, Bayerische Sagen und Bräuche. 1848.
Karl Reiser, Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus. I. 1894.
Ernst Ludwig Rochholz, Schweizersagen aus dem Aargau. I. 1856.
August Stöber, Die Sagen des Elsasses. 1892.
Theodor Vernaleken, Alpensagen. 1858.
Ignaz V. Zingerle, Sagen aus Tirol. 2. Aufl. 1891.

In Nord- und Mitteldeutschland finden wir den Glauben an einen Seelenführer, den wilden Jäger, so üppig entwickelt, daß an manchen "Orten von dem ganzen Seelenheer nur noch der Führer übrig blieb." Aus diesen Worten eines unserer bedeutendsten Volkssagenforscher, Friedrich Ranke,[1] klingt eine Ansicht heraus, die sich in den letzten Jahren — wie ich glaube, ohne Berechtigung — breit gemacht hat: der deutsche Süden kenne die Gestalt des wilden Jägers nur in beschränktem Umfange. Daß der alte Totenführer (so sagen wir besser statt „Seelenführer") auch in oberdeutschen Sagen eine große Rolle spielt und gerade auch dort in seinem eigentlichen Wesen noch zu erkennen ist, sollen die folgenden Ausführungen zeigen.

Ehe wir uns zum Führer wenden, betrachten wir kurz die Arten des Heeres. Die ursprünglichste Form ist das richtige Totenheer.[2] Straßburger Chronisten berichten aus dem Elsaß und Breisgau vom Jahre 1516, wie das Totenheer mit Trommeln und Pfeifen und brennenden Lichtern durch Feld und Stadt zog. Der eine trug seinen Kopf, der andre sein Gekröse, der dritte sein abgehauenes Bein. Zu Freiburg sah eine Frau ihren Mann, der im Kriege umgekommen war, unter dem Haufen, und da ihm der Kopf auseinanderklaffte, verband sie ihn mit einem Schleier.[3] 1123 wurden zu Straßburg, Molsheim, Freiburg und Colmar Gespenster in zerhauenen Harnischen, wie sie im Krieg umgekommen waren, gesehen.[4] Da

[1] Die deutschen Volkssagen (Deutsches Sagenbuch IV). S. 75.

[2] R. Hünnerkopf, Das germanische Totenheer. Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde. IV. S. 20 ff.

[3] Hertz S 33.

[4] Stöber I. S 25.

Digitized by Google

es sich meistens um Kriegstote handelt, erscheinen vielfach richtige „Heere". Am Ödlisberg bei Birmersdorf zeigt sich in den heiligen Nächten eine Schar bewehrter Männer; zwischen Umiken und Villnachern im Aartale marschiert traurig ein Zug Soldaten, man hört dazu den Klang einer dumpfen Trommel: hier wurde das Heer überfallen und niedergemacht.[5] Aber auch andere Totenscharen zeigen sich. Im Scalärata in Graubünden steigen um Mitternacht aus tausend Klüften und Felsspalten menschliche Gestalten. „Das sind die verstorbenen Bürgermeister, Vögte und andere Bürger der Stadt Chur. Die Vornehmen reiten auf Schimmeln."[6]

Viel öfters aber treffen wir die eigentliche wilde Jagd. Diese Vorstellung ist vor allem aus der Erscheinung des Sturmes erwachsen. Hier glaubt man Hörnerblasen, Hundegebell und Jagdrufe zu vernehmen. Das Wesen des Windes tritt in einigen Sagen klar zutage: im Senggelewald bei Engenstetten im Allgäu kracht und prasselt es furchtbar in den Tannen beim Herannahen der wilden Jagd, als wollte der stärkste Sturm alles niederreißen, ebenso ist es bei Bachtel.[7] Öfters werden Menschen erfaßt, in die Luft gehoben und mitgerissen. Bei Albers im Schwäbischen sauste die Schar durch den Boden eines Bauernhauses und riß die Knechte aus den Betten, die Betten flogen zum Fenster hinaus.[8] Auch die Musik, die man in Oberdeutschland vielfach bei der wilden Jagd vernimmt, weist auf den Sturm; besonders, wenn er noch in der Ferne ist, glaubt man herrliche Töne zu vernehmen. Bei Mittelberg im Walsertal hörte man zuerst einen wunderschönen Gesang in der Ferne; „aber je näher er kam, desto „schiecher" wurde dieser, und zuletzt artete alles in wildes Pfeifen und Schreien und in wüsten Lärm und greuliches Toben aus."[9]

Unter christlichem Einfluß verwandelten sich die umherziehenden Toten in Verbrecher, die im Grab keine Ruhe finden können, manchmal auch in Teufelsscharen. „Diejenigen, die im Rausche sterben, müssen mit dem Muetesheere fahren und zwar hinterfür auf einem Rosse in einem Sattel von eisernen Stacheln."[10] „Von Wucherern und Geizigen glaubt man im Birkenfeldischen, daß sie nach ihrem Tode als feurige Hunde und Drachen erscheinen und auch mit dem wilden Heere ziehen müssen."[11] Ein Musikant wird bei Kranzegg im Allgäu vom Muetesheer mitgenommen; er soll sich mit seinem Blut in ein Buch einzeichnen; er schreibt „Jesus von Nazareth", und die Luftteufel stieben auseinander.[12]

Aber deutlicher tritt die Gestalt des Verdammten oder des Teufels da hervor, wo es sich um Einzelpersönlichkeiten handelt. Übrigens

[5] Rochholz S. 170.
[6] Vernaleken S. 60.
[7] Reiser S. 24. 26.
[8] Birlinger S. 34.
[9] Reiser S. 41.
[10] Birlinger I. S. 37.
[11] Lohmeyer S. 109.
[12] Reiser S. 42.

Digitized by Google

gehen die Begriffe „wildes Heer" und „wilder Jäger" oft ineinander über. Bei Pirmasens erschien auf dem Kreuzweg ein kopfloser Reiter; „das war das wütende Heer."[13] Auf den Schweihöfen unterhalb Dillingen an der Donau warf der wilde Jäger dem Bauer zum Dank, daß er ihm seinen Hund geliehen, einen Menschenfuß in die Kammer. „Aus alle dem erkannte der Bauer mit Schrecken, daß der wilde Jäger oder das wild Heer bei ihm gewesen."[14]

Nicht so oft wie den wilden Jäger allein, aber immerhin nicht selten, finden wir einen Anführer der Schar. Bei Nagold kam ein Handwerker mit dem Anführer des Muetesheers ins Gespräch, aber er wußte so gut zu antworten, daß dieser keine Macht über ihn bekam.[15] Am Aarauer Homberg führt der „Guenishirt" das „gueligs G'heer" an.[16] Bei Hettenschwil zeigt sich ein Schwedenheer; einer reitet voraus, der besonders an der Sichel kennbar ist.[17] Zwischen Illzach und Kingersheim im Elsaß zieht der Nachtjäger mit seinem „tollen Gefolg",[18] ebenso im schwäbischen Kolmannswald[19] und im Distrikt Pittert im Saargebiet.[20] Zuweilen ist der Führer eine aus dem Leben oder aus der Geschichte bekannte Persönlichkeit, wie der Junker auf der Kochenburg in Schwaben, dessen Jagdgefolge das „wild Heer" oder „wild Gejägt" ist,[21] oder der gegen die Christen wütende römische Feldherr Rixius Varus in der Umgegend von Tholey im Saargebiet.[22] Zwischen dem Buchwald und den Wäldern in Owels im Birkenfeldischen führt die „Parforß"-Jagd der Förster Kötz an,[22a] und voran dem wütenden Heere, das vom großen Stiefel, dem Rodensteine der Saar- und Bliesgegend, herabfährt, zieht ein gewisser Freiherr von Maltitz als wilder Jäger.[22b] Manchmal ist es auch der „Teufel mit seinem Gesind."[23]

Wie in Nord- und Mitteldeutschland, treffen wir auch im Süden den wilden Jäger in den meisten Sagen ohne Begleitung. Kaum einmal ist es ein „Heerführer"; der Offizier, der bei Schlettstadt nachts mit dem Kopf unterm Arm umherzieht, steht ziemlich vereinzelt da.[24] Fast durchweg ist es der „wilde Jäger"; an das Kriegsheer erinnert es noch,

[13] Panzer I. S. 199.

[14] Meier S. 121. Ebenso ist in der Sage vom wilden Heer in Bühl nachher nur vom „wilden Reiter" die Rede (Künzig S. 21).

[15] Meier S. 133.

[16] Rochholz S. 91.

[17] Rochholz S. 161.

[18] Stöber I. S. 36.

[19] Birlinger S. 30.

[20] Lohmeyer S. 59.

[21] Meier S. 99.

[22] Lohmeyer S. 92.

[22a] Lohmeyer S. 100.

[22b] Lohmeyer S. 31.

[23] Meier S. 127. 128.

[24] Stöber II. S. 6.

Digitized by Google

wenn sein Erscheinen Krieg ansagt wie bei Vollmaringen.[25] Es ist hier nicht immer leicht, die Grenze gegen verwandte Sagengestalten zu ziehen wie gegen spukende Schloßherrn und andere Nachtgespenster. Der „ewige Jäger" wird in Rothenberg, auch im badischen Schwarzwald, geradezu dem „ewigen Juden" gleichgesetzt.[26] Der Graf Eberhard von Württemberg begegnete einst dem ewigen Jäger. Auf die Aufforderung, sein Angesicht zu zeigen, entblößte er es; es war „kaum faustgroß, verdorrt wie eine Rübe und gerunzelt als ein Schwamm."[27]

Als Jäger ist er oft an seiner Kleidung kenntlich. Der „Töst" am Childberg bei Brittnau hat einen grünen Rock an,[28] der „Kinzhaldenjoggeli" trägt Jägerkleidung und hat eine Flinte auf dem Rücken,[29] der „Jägerhansl" im Senggelewald im Allgäu erscheint gewöhnlich im Jägergewand und mit einem grünen Hütlein,[30] der wilde Jäger bei Vollmaringen heißt „Grünmantel".[31] Auch sonst hat er öfters einen bestimmten Namen: „Forstjoggele",[32] „Sodbaschi",[33] „Trallare" (in Niederschwaben ein „roher, ungehobelter, grobdummer Kerl"),[34] „Hosenflecker",[35] „Laute",[36] u. a. Meistens ist er für eine begangene Freveltat verdammt, mitunter ist er der Teufel selbst; im Aargauischen bedeutet der „Grüne", der „Grünrock" soviel wie der Teufel;[37] in zahlreichen Märchen tritt er in dieser Gestalt auf. Ritter Wilhelm von Rechenberg, genannt der „Wilde", begegnete einmal dem Muetisheer. Am Ende des Zuges kam ein schwarzer Ritter mit zwei Pferden, deren eines er selbst ritt. Auf die Frage, wem das Roß gehöre, erhält er die Antwort, Wilhelm der Wilde werde „auf dem Rosse über ein Jahr in der nämlichen Stunde in den Höllenabgrund reiten."[38]

Es wäre wichtig für uns, hätten wir in Gestalt oder Namen in Oberdeutschland einen Hinweis auf den alten Totenführer. Und in der Tat zeigt sein Aussehen öfters noch den alten Totendämon: wie in ganz Deutschland, reitet er öfters auch im Süden auf einem Schimmel (der gespenstige „Schimmelreiter" ist durch Storms Novelle bekannt geworden). Oft erwähnt wird sein wallender, schwarzer Mantel, vor allem aber sein tief herabhängender Hut. Am Aarauer Hungerberg trägt er einen großen

[25] Birlinger S. 15.
[26] Meier S. 116.
[27] Grimm Nr. 309.
[28] Rochholz S. 176.
[29] Rochholz S. 185.
[30] Reiser S. 25.
[31] Birlinger S. 15.
[32] Künzig S. 12.
[33] Rochholz S. 112.
[34] Birlinger S. 10.
[35] Birlinger S. 12.
[36] Birlinger S. 14.
[37] Rochholz S. 213.
[38] Birlinger S. 30.

Digitized by Google

„Schinnhut", das ist ein aus gespaltenen Weidenruten geflochtener Deckelhut;[39] „Lapphut" oder „Schlapphut" heißt er auf dem schwäbischen Conzenberg[40], „Breithut" in Wiesenberg im Filstale[41]. Nach einem Bericht aus Beerfelden im Erbachischen erscheint er mit großem „Schlackhut", grauem Rock und langem Bart[42], bei Lorenzen im Elsaß hat er einen schwarzen Mantel und einen breiten Lapphut[43], bei Oberlarg im Elsaß trägt er einen breiten, großen Lapphut, einen schwarzen Zwilchrock, sieht finster aus und hat nur ein Auge[44]. Daß der wilde Jäger irgendwie mit dem Totengotte Wodan zusammenhängt, beweist ja der norddeutsche „Wode" und der „Odinsjäger" in Jütland. Für den Süden hat man in neuerer Zeit diesen Zusammenhang geleugnet: der Name sei nicht belegt, und die Ähnlichkeiten mit dem Odin der Edda seien in keiner Weise maßgebend, da dieser hochentwickelte Gott nicht mehr mit dem alten Totendämon auf eine Stufe gestellt werden dürfe. Letzteres ist durchaus richtig, es fragt sich nur, was bei dem Odin der Edda noch auf den Dämon zurückgeht. Alt ist ohne Zweifel die Einäugigkeit (auch der einäugige Polyphem der Odysseussage, der Menschen frißt, gehört jedenfalls in diese Reihe); alt ist sicher auch der gespenstige Schimmel, das „Totenroß", alt sind wahrscheinlich auch der unheimlich flatternde Mantel und der tief herabhängende Hut. Wenn übrigens der wilde Jäger in zahlreichen Sagen ohne Kopf erscheint, so ist es nicht mehr der Dämon selbst, sondern ein Toter, der keine Ruhe findet, wenn natürlich auch das gespenstige Wesen dadurch erhöht wird.

Einen Namen, der unmittelbar dem norddeutschen „Wode" entspricht, vermissen wir zunächst, aber das Schwäbisch-Alemannische kennt für das Heer zahlreiche Bezeichnungen wie Wuotasheer, Wuetesheer, Muotisheer, Muetesheer (anlautend m für w ist schwäbisch), manchmal auch einfach 's Wuetes, 's Muotas. Streitet man diesen Namen die Beziehung zu „Wodan" ab, so muß man sie entweder aus „wütiges Heer" ableiten oder aus „Wod", einer alten Bezeichnung für die wilde Jagd. Aber die Benennung „wütiges Heer", wie sie, z. B. bei Mössingen[45] vorkommt, sieht eher so aus, als sei sie nachträglich aus „Wuetesheer" abgeleitet, als umgekehrt. Andrerseits ist die Erklärung des Namens „Wodan" als „Herr der Wod" zwar sprachlich vollkommen einwandfrei, nur läßt sich diese „Wod" nirgends mit Sicherheit belegen. Beachtenswert ist der Eigenname in einem Volksrätsel im Freienamte in der Schweiz:

[39] Rochholz S. 122.

[40] Birlinger S. 10. Der „Schlapphut" bei Ensheim im Saargebiet gehört zu den gespenstigen Wesen, die dem Wanderer auf den Rücken springen (Lohmeyer S. 27).

[41] Meier S. 93.

[42] Grimm Nr. 272.

[43] Stöber II. S. 134.

[44] Stöber I. S. 17. Bei Mailly, Niederösterreichische Sagen (S. 57), hat der Fuhrmann des Teufels nur ein Auge und reitet einen achtfüßigen Schimmel (wie Wodan).

[45] Meier S. 139.

Digitized by Google

De Muet
mit de breit Huet
het meh Gäst
wedder der Wald Tannäst[46].

Einwenden könnte man zunächst, daß dieser „Muet" nachträglich aus dem „Muetesheer" entstanden sei. Aber die Formen auf „-es" weisen auf einen Namen im Genitiv. In einer Sage aus Baiersbronn heißt der Hof eines Bauern Martin der „Martis bauerhof"[47], und so kann „Wuotesheer" aus „Wuotans heer" entstanden sein; „'s Wuotes" wäre dann auch als alleinstehender Genitiv aufzufassen, wie bei Familienbezeichnungen „'s Meiers", „'s Müllers". Nimmt man nun an, daß man erst später den Namen des Heeres als mit einem Personennamen zusammengesetzt aufgefaßt hat, so bleibt verwunderlich, daß dieser erschlossene Name nirgends in den Sagen als Bezeichnung für den wilden Jäger vorkommt. Übrigens scheint dem „Wüetten-Hör", das bei Freiburg im Breisgau auftritt[48], deutlich ein „Wuotan-Heer" zugrunde zu liegen. Den Namen hat man allerdings schon sehr bald nicht mehr verstanden. (So wird auch der Name des norddeutschen „Wode" mißverständlich aufgefaßt; in Arndts Märchen und Jugenderinnerungen heißt er so, weil er „Wod! Wod!" ruft.)

Fragt man nun, wie es kommt, daß der Name „Wuotan" zwar unverstanden noch in der Bezeichnung des Heeres fortlebt, beim Dämon selber aber vollkommen vergessen ist, so muß die Antwort lauten: aus demselben Grunde, aus dem der Mittwoch im Süden nirgends als Wodanstag belegt ist. Die christliche Kirche hat im Süden früher und eifriger alle Erinnerungen an das Heidentum ausgerottet als weiter nördlich; am duldsamsten war sie im äußersten Norden, in Skandinavien und auf Island. Und so wurde der Name „Wuotan" in Oberdeutschland wohl bald aus der Erinnerung des Volkes getilgt. Ob der Name auch im Süden in Orts- und Flurnamen fortlebt wie im Gudensberg in Hessen, der 1154 als „Wuodanesberch" belegt ist, und in Gutenswegen zwischen Magdeburg und Neuhaldensleben, das Thietmar von Merseburg als „Vodenesvege" kennt[49], müßte erst noch eingehend untersucht werden[50].

Eine Beifügung zum Totendämon betrachten wir nun noch gesondert: das weiße Roß. In oberdeutschen Sagen erscheint es oft ohne Reiter, manchmal ist es recht gespenstig anzuschauen: im Kanton Wallis ist es drei-

[46] Rochholz S. 122.

[47] Meier S. 135.

[48] Hertz S. 33.

[49] Thietmari Merseburgensis episcopi chronicon, herg. von Fr. Kurze. II. Kap. 21.

[50] Über das genaue Verhältnis des wilden Jägers zu Wodan, worüber sehr viel geschrieben worden ist, und die genaue Abgrenzung der Gebiete, wo Wodan verehrt wurde, soll hier nicht ausführlich geredet werden. Nur so viel sei angedeutet, daß der wilde Jäger in seiner ursprünglichen Gestalt eine der Vorstufen des Gottes Wodan ist.

Digitized by Google

beinig und hat in der Mitte des Kopfes ein feuriges Auge[51]. Man faßt die Tiere im wilden Heere — neben den Pferden sind es meist Hunde — als Seelentiere auf, und das sind sie auch in späterer, d. h. christlicher Zeit. Ursprünglicher ist der tiergestaltige Dämon, und der Schimmel Wodans ist wahrscheinlich nur eine der älteren Erscheinungsformen des Totendämons[52]. Das Wesen des Totenrosses, das den Menschen abholt, blickt in einigen Sagen noch deutlich durch. Bei Steibis im Allgäu trafen einige Sennen auf einen Schimmel. Sie hielten ihn für den eines ihnen bekannten Bauern, und einer schwang sich darauf, um ihn heimzureiten. „Kaum aber saß er auf dem Schimmel, so erhob sich dieser mit ihm in die Lüfte und verschwand über Berg und Tal. Starr vor Schrecken blickten die andern nach, von dem Reiter aber hat niemand mehr etwas erfahren[53]." Ähnlich berichten mehrere Sagen von entführenden Pferden; wer sich auf das herrenlos weidende Roß aufschwingt, wird in rasendem Galopp davongetragen — bei Krottenbühl im Allgäu rast es „halb in den Lüften"[54] — und meist wird er nur dadurch gerettet, daß das Pferd ihn schließlich abwirft: so geschieht es dem Burschen zwischen Lustnau und Bebenhausen[55], bei Berwang tut der Reiter der heiligen Anna ein Gelübde, wodurch er gerettet wird[56], bei Wallbach in der Schweiz wird der Reiter, den seine Frau zu Hause mit Weihwasser besprengt hat, abgeworfen, ehe das Tier in den Stechehörnlisee springt, und eine Stimme ruft: „Da lägest du mit drinnen, hätte dir das Weib nicht ihr Chrüzischrezis vorgemacht[57]!" Wie der Jäger, so ist auch das Pferd öfters ohne Kopf. In Fechingen im Saargebiet rast das kopflose Pferd mit dem Reiter den Berg hinab, dieser läßt sich herunterfallen, das Pferd stürzt sich in den Bach, worauf eine Stimme ertönt: „Das hat dir der Teufel getan[58]!" In diesem Zusammenhang sei auch die Geschichte vom Totenpferd zu Moos im Elsaß erzählt. Die Mooser hatten keinen eigenen Friedhof, deshalb mußten sie ihre Toten nach Dürlinsdorf bringen. Sie hatten dazu einen eigenen Totenweg und ein eigenes Totenpferd, ein blendend weißes Roß. „Jedesmal, wenn der Schimmel in seinem Stalle dreimal hintereinander wieherte, starb jemand im Dorfe[59]." Weiß ist die Farbe der Toten; aber mancherorts, besonders in Bayern, ist das Roß schwarz[60]; als der Totenführer zum Teufel ge-

[51] Vernaleken S. 76. Dreibeinige Pferde kennt auch das Märchen; vergl. „Die Prinzessin auf dem Baum" (Deutsche Märchen seit Grimm, herg. von P. Zaunert, Nr. 1). Mailly, Niederösterreichische Sagen S. 53.

[52] Vergl. F. R. Schröder, Schichten in der germanischen Religion (Blätter zur bayerischen Volkskunde, Heft 10, 1925).

[53] Reiser S. 31.

[54] Reiser S. 33.

[55] Meier S. 102.

[56] Reiser S. 31.

[57] Rochholz S. 193.

[58] Lohmeyer S. 29.

[59] Stöber I. S. 18.

[60] Zahlreiche Belege bei Panzer.

Digitized by Google

worden war, nahm das Pferd die Höllenfarbe an. Nach dem Bericht der Thidrekssaga[61] wird auch Dietrich von Bern am Ende seines Lebens von einem rabenschwarzen Roß davongeführt.

Zum Schluß sei noch kurz auf eine besondere Erscheinungsform der wilden Jagd eingegangen: manchmal kommt sie nicht auf Pferden, sondern im Wagen. Auch hier bilden Wahrnehmungen, die man beim Sturm macht, den Ausgangspunkt: in seinem Getöse glaubt man ein Gefährt dahinrollen zu hören. Als das „wilde Gjägt" im Tiefenbacher Wald im Allgäu einmal erschien, vernahm man deutlich Wagengerassel und Hufschläge[62]. Mitunter wird der Wagen von weißen Pferden gezogen[63]; bei Wiesensteig im Filstale sind vier kopflose Rappen vorgespannt[64]; im Vinstgau zwei Teufel[65]. Meist ist der Wagen gerade so heimtückisch wie das herrenlose Roß: wer einsteigt, wird in die Luft gehoben und kann sich nur durch Herausspringen retten[66]. Bisweilen sitzt im Wagen geradezu der „Teufel mit seinem Gesind"[67]. Diese „Teufelskutsche" ist mit einem andern Gefährt zusammengefallen. Bei den geistlichen Spielen des Mittelalters war vielfach die Hölle durch einen Wagen dargestellt, auf dem sich die Teufel und die verdammten Seelen befanden. Diese entwickelten sich zu den lustigen Figuren, und so wird der Teufelswagen zum Narrenwagen. Beim Nürnberger Schembartlauf heißt der Narrenwagen durchweg „Hölle".

Das Bauernhaus in Tirol.

Von **Lily Weiser**, Wien.

In der Reihenfolge, in der ich die Hausformen auf einer wunderschönen Wanderung durch Tirol (Puster-Etsch-Inntal samt den wichtigeren Nebentälern) im Sommer 1925 kennen lernte, möchte ich sie kurz beschreiben und dabei auf die wichtigste Literatur, vor allem auf die Arbeiten Dr. Hermann Wopfners, verweisen. Der Liebenswürdigkeit und dem freundlichen Entgegenkommen der Bevölkerung südlich und nördlich des Brenners verdanke ich es, eine große Anzahl der Häuser auch innen bis in die letzten Winkel gesehen zu haben.

Die Alpen sind ein Rückzugsgebiet alter Sitten und Gewohnheiten. Vieles, das im Flachland schon längst geschwunden ist, lebt besonders in den entlegeneren Seitentälern fort. Das gilt in hohem Maße für die

[61] Übersetzt von Fine Erichsen (Thule Bd. 22, S. 459).
[62] Reiser S. 37.
[63] Rochholz S. 126. 163.
[64] Meier S. 93.
[65] Zingerle S. 10..
[66] Stöber I. S. 96. II. S. 103. Meier S. 137. Reiser S. 38.
[67] Meier S. 128.

Digitized by Google

Hausformen. Wir finden in Tirol noch völlig urtümliche Bauten neben Häusern, die durch ihre zweckdienliche Raumteilung, ihr Einschmiegen in das Wesen der Landschaft als Ergebnis eines jahrhundertelangen Ringens und Zusammenwirkens von Naturgewalten[1] und menschlichem Scharfsinn, mit Bewunderung erfüllen. Nirgends zeigt sich die Art des Volkes deutlicher als in seinen Häusern und nirgends fühlen wir uns so unmittelbar berührt von dem treuen Fleiß, der Frömmigkeit und der Sorge für die Nachkommenschaft, als im Bauernhause.

Noch erhaltene Bauten lassen einen Rückschluß auf die Bauweise der Ureinwohner des Landes zu. Die Hütten der Holzhauer und Köhler stellen eine Art Urform des Hauses dar, sie bestehen oft nur aus einem auf dem Boden errichteten Dach. Frühzeitig wurden auch Wände aus Pfosten und Flechtwerk, aus Trockenmauern, wohl ähnlich wie bei manchen Almhütten, und schließlich aus Blockwänden, unbehauenen Rundhölzern, wie sie die prachtvollen Nadelwälder bis zur Länge von 13 Metern darbieten, errichtet. Als Heustadel kommen derartige Blockhütten noch sehr oft vor. Aber auch Wohnhäuser aus unbehauenen Rundhölzern, die Fugen mit Moos und Lehm gedichtet, werden in Pfafflar (Bschlabertal) im Sommer und wurden noch vor hundert Jahren auch im Winter bewohnt[2]. Alte Sennhütten haben selbstverständlich auch urtümliche Bauart bewahrt. Im Jahre 15 v. Chr. Geburt eroberten die Römer die Alpen und brachten ihre fortgeschrittene Bauweise mit, die die Grundlage der romanischen Bauernhäuser in Tirol bildet. Seit dem 6. Jahrhundert breiteten sich Germanen von Norden her im heutigen Tirol aus. Sie brachten neben urtümlicher Bauart, wie sie oben angedeutet wurde[3], und wie sie auch noch in Deutschland und Skandinavien in Köhler- und Holzhauerhütten und Speichern zu finden ist, eine hochentwickelte Holzbautechnik mit.

Die letzten Spuren einer altertümlichen Hausform findet man in der Gegend von Lienz, im Iseltal samt Seitengräben, nämlich Rauchstubenhäuser[4]. Die Rauchstube dient als Hauptwohn- und Kochraum, bezeichnend ist die Doppelfeuerstätte, die Verbindung von Herd und Backofen. Der Feuerstätte diagonal gegenüber steht der viereckige Tisch mit wand-

[1] Vergl. Julius Bergmann, Die Gestalt des Hochalpenhauses als Funktion der Landschaft. Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereins, 1925.

[2] Hermann Wopfner, Über eine alte Form des alpinen Hausbaues, Wiener Zeitschrift für Volkskunde, 1925, 61 ff. Derselbe, Das Tiroler Bauernhaus, Sonderdruck aus „Ein Buch für das Tiroler Haus", Innsbruck, 1924, 1 ff. Im folgenden Wopfner zitiert.

[3] „Dachhütte", vergl. Walter Schulz-Minden, Das germanische Haus in vorgeschichtlicher Zeit, Mannusbibliothek 11, S. 42, 83, 89. A. Haberlandt, Die volkstümliche Kultur Europas, illustrierte Völkerkunde, herausgegeben von G. Buschan, II. Bd. Europa und seine Randgebiete. S. 404. Eugen Fehrle, Badische Volkskunde I, 192 ff.

[4] Viktor Geramb, Die Kulturgeschichte der Rauchstuben, Wörter und Sachen, IX. Derf., Die geographische Verbreitung und Dichte der ostalpinen Rauchstuben. Wiener Ztschr. f. Volksk., 1925, 70 ff., bes. 93 f. J. R. Bünker erwähnt Rauchstubenspuren in Stribach bei Lienz. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft Wien, Bd. 44, S. 351, Abb. 10; S. 354, Abb. 12.

Digitized by Google

festen Bänken. Den Raum an der dritten Wand zwischen Fenster und Feuerstelle nehmen die Betten ein. Eine ehemalige Rauchstube sah ich in St. Nikolaus bei Windisch Matrei. Hinter dem kniehohen großen Herd ragt, etwas erhöht, heute ziemlich vernachlässigt, der Backofen auf, der durch eine kaum eingetiefte Einsteiggrube geheizt wird. Über dem Herd ist der Feuerhut zum Schutze des mit einer harten, glänzend schwarzen Rußschicht überzogenen Gebälkes angebracht. Auf dem offenen Herde sind die auch sonst in ganz Tirol gebräuchlichen Herdgeräte, der Pfannenhalter (-knecht oder -hauser), und der Dreifuß. Neben dem Herd steht ein hölzerner, drehbarer Galgen, die „Kesselreidn", an deren Querarm an einer eisernen Kette der Kessel hängt, in dem der Viehtrank gekocht wird. Die „Kuchl" ist notdürftig erhellt durch die sehr kleinen Fenster, über der Tür ist das Rauchloch. Dem Herd diagonal gegenüber steht der viereckige Tisch mit wandfesten Bänken, daneben, der Türe zu, der Küchenschrank. Die Kuchl ist der eigentliche Wohnraum des Hauses. Neben der Küche, von ihr aus nicht erreichbar, ist eine ziemlich enge Stube mit dem ortsüblichen walzenförmigen gemauerten Ofen, der aber von dem Hausflur „Labn" aus (sonst von der Küche aus) geheizt wird. In der Stube steht außerdem nur mehr eine Schnitzbank. Das Iseltal samt den Seitengräben, das Drautal bis Abfaltersbach, gehört nach ethnographischen Merkmalen nach Kärnten und bildet die Westgrenze des Rauchstubengebietes in den Ostalpen. Die geschilderte Rauchstube hat die Millstätter Form.

Im Osttusstertal ist die Trennung zwischen Wohn- und Wirtschaftsgebäude (Feuer- und Futterhaus) Regel. Doch sieht man auch hier (z. B. in Villgraten), und je weiter man nach Westen kommt desto häufiger, Einheitshäuser oft mit traufseitigem, aber auch mit giebelseitigem Eingang. Besonders bei hochgelegenen Häusern und in den Seitengräben herrscht der Holzbau vor. Oft ist nur das untere Geschoß gemauert. Um das Obergeschoß läuft ein einfacher Söller. Bemalung der gemauerten Wände ist sehr selten, z. B. in Außer-Villgraten. Auffallend sind hier, wie in Kärnten die „Harfen", hohe Trockengestelle für Heu, die im oberen Drautal mitunter ein kleines Dach haben.

Hier, wie auch sonst in Tirol, gibt es noch ziemlich viel „Rauchkucheln" (Küchen mit einfachem, offenem Herd), sie sind auch in Holzhäusern oft mit einer gemauerten und gewölbten Decke versehen. Die Herdgeräte sind dieselben wie in der besprochenen Rauchstube. Nur vereinzelt, z. B. in Meransen, habe ich einen zweiten viel kleineren, offenen, jetzt ziemlich verfallenen Herd gesehen, der früher zum Schnapsbrennen diente. Nach Westen hin werden Holzhäuser allmählich seltener. Den mit Steinen beschwerten Flachdächern des Osttusstertales gegenüber fallen die Walmdächer etwa von Bruneck an auf. Es sind dies steilere Dächer mit einer kleinen Dachfläche auch an der Giebelseite.

Die Stube ist, wie gewöhnlich in Tirol, sorgfältig getäfelt. In der Fensterecke steht der viereckige Tisch mit den wandfesten Bänken. Über ihm in der Ecke, manchmal auch über der Tür, ist der Hausaltar. Über dem

Digitized by Google

Tisch an der Decke hängt mancherorts „der heilige Geist“[5], eine holzgeschnitzte Taube mit einem Strahlenkranz. Der walzenförmige Ofen ist gemauert, mit einem Gestänge, dem „Gschal“, und Bänken umgeben. Auf der einen Bank liegt ein hölzernes Kopfkissen, über dem Ofenkörper ist eine Bretterbühne angebracht (Abb. 1), auf der besonders von alten Leuten gerne geschlafen wird. Der Stubenofen wird von der Küche aus geheizt. Mancherorts (z. B. Gröden, Gurgl) stehen Epheustöcke auf dem Fensterbrett, deren Ranken an den Leisten der Vertäfelung emporklettern

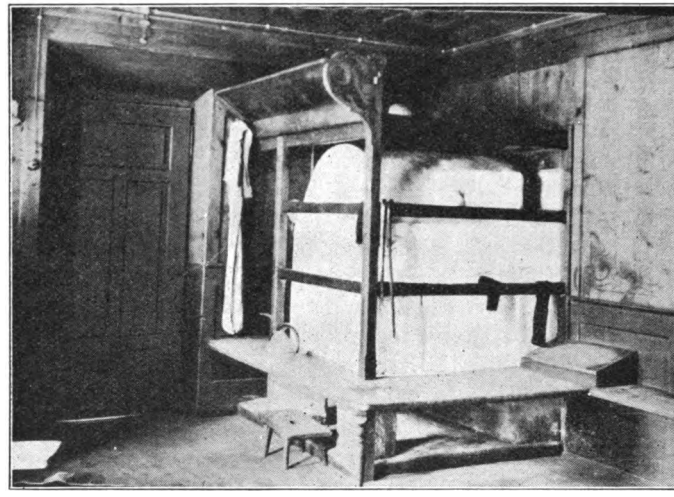


Abb. 1. Stubenofen in Navis, Haus Beileler Aufn. Weiser

und die ganze Täfelung durchziehen; das verleiht der an und für sich schon anheimelnden Stube einen besonders anmutigen Schmuck.

Im Puster-, Mühlwald-, Sarn-, Ulten-, Passeier- wie im unteren Inntal steht der Backofen abseits unter einem besonderen Dach. In den von romanischer Bauweise beeinflußten Gebieten dagegen, im Eisacktal, Vintschgau und Oberinntal bis gegen Innsbruck ist der Backofen erkerartig aus der Küche hinausgebaut (Abb. 2). Aber auch im Stubenofen wird gebacken, in der Lienzer Gegend, Stribach, Villgraten, im Navis, (im abgebildeten Ofen) in Unter-Mieming (Oberinntal)[6]. Wopfner (S. 17) denkt sich daher den Stubenofen sehr einleuchtend von dem aus der Küche in die danebenliegende Kammer verlegten Backofen, der von der Küche aus

[5] Im Pustertal war er früher überall gebräuchlich; man sagte mir auch da, daß er noch in vielen Häusern über dem Tisch hänge. Gesehen habe ich ihn nur im Mühlwaldtal (westlicher Graben des Ahrentales), in Meranſen und in Navis.

[6] Bünker, Das Bauernhaus in der Gegend von Stams, Oberinntal, Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. 36, S. 214.

Digitized by Google

beschickt wird, entstanden[7]. Im Mühlbachtal (östliches Tal des Ahrentales) findet man wie bei Sterzing und im Ötztal[8] Pfostenspeicher in Blockbau mit harfenartigen Gerüsten an den Seitenwänden[9]. Vorratshäuser dieser Art sind bei den Germanen seit der Römerzeit[10] gebaut worden und kommen heute noch in der Schweiz[11] und in Skandinavien vor. Im unteren Eisack (sowie im Sarntal) haben bei getrenntem Bau die Futterhäuser steile Strohdächer. Ungefähr bei Brixen beginnt der Weinbau eine große Rolle im Wirtschaftsleben zu spielen und dem ent-

Abb. 2. Haus mit Backofen in Zams bei Landeck Aufn Weiser

sprechend tritt die Viehwirtschaft etwas zurück. Das drückt sich auch in der Hausform aus, Stall und Stadel beanspruchen weniger Platz, dafür sind die Kellerräume ausgedehnter.[12])

Im Vintschgau und einem Teil des oberen Inntales herrscht romanische Bauweise. Das Haus ist ganz gemauert (im Vintschgau oft ohne Verputz), Wohn- und Wirtschaftsgebäude sind getrennt und hintereinander gestellt. Die Häuser sind selbst in kleinen Weilern eng zusammen gebaut wie in Städten[13]. Die Deutschen bauen ihre Häuser gerne in Ab-

[7] Wopfner 17, A. Helbock, Der Ursprung des oberdeutschen Bauernhauses. Festschrift für Ottenthal. Schlernschriften Nr. 9, S. 267.

[8] Deininger, Das Tiroler Bauernhaus. III. Abt. H. S. Abb. 1s

[9] Haberlandt, Europa, Abb. 249.

[10] Schulz-Minden a. a. O. 17, 20, 66.

[11] J. Rütimeyer, Urethmographie der Schweiz. XVI. 315 ff.

[12] Wopfner, 26.

[13] Wopfner, 10.

Digitized by Google

ständen voneinander, nur in ausgesprochenen Verkehrssiedlungen (z. B. Matrei an der Brennerstraße) und in Städten rücken sie dicht zusammen.

Im Oberinntal herrscht der giebelseitige Eingang vor. Die Haustür ist rundbogig oder spitzbogig, auffallend ist ihre oft asymmetrische Lage. Die großen Mauerflächen sind wie im angrenzenden Südbayern häufig mit großen und prächtigen Fresken geschmückt, oft sind wenigstens die Fensterumrahmungen gemalt. Das Giebelfeld ist häufig in Ständerbau errichtet und reich mit Schnitzerei verziert. Nicht selten ist der Giebel offen, das stammt wohl aus einem südlicheren Klima. Ein besonderer Schmuck sind die gemauerten Erker (städtischer Einfluß). Die Stuben sind im wesentlichen überall gleich, in den größeren Häusern findet sich aber nicht selten ein zweiter heizbarer Raum, das Stüberl, dessen Tisch im Erker steht. Sonst ist es wie die Stube eingerichtet.

In der Gegend um Landeck treffen verschiedene Hausformen zusammen. Neben den geschilderten Steinbauten, zu deren Haustür hier oft eine zweiseitige Treppe führt, ist das giebelseitig geteilte Haus (westtiroler Haus) häufig, wobei der Wirtschaftsteil aus Holz und der Wohnteil aus Mauerwerk besteht. Die Bevölkerung um Landeck ist arm, die Häuser, nicht größer als stattliche Bauernhöfe, beherbergen oft 2—5 Familien. In vielen Küchen (z. B. Perfuchs, Landeck) stehen 2—4 offene Kochherde und außerdem noch zwei Herde mit Waschkessel. In den Nebentälern herrscht der Holzbau vor.

Im obersten Teil des tirolischen Lechtales findet man Häuser in vorarlberger Bauweise, die Wohnräume sind nach schwäbischer Art geteilt[14].

Im mittleren Inntale herrscht in der Art der Verbindung zwischen Wohn- und Wirtschaftsgebäude große Mannigfaltigkeit[15]. Im Giebel geteilte Häuser sind hier besonders häufig. In der Gegend von Innsbruck gibt es alte Häuser mit traufseitigem Eingang, in denen die Tenne zugleich der Hausgang ist und an deren linker Seite sich die Ställe anschließen. Dieselbe Bauart findet sich um Heiterwang, außerhalb Tirols in der Nordschweiz, im südlichen Baden, im Elsaß und in Friesland[16].

Im Ötztal, besonders im oberen, herrscht der Holzbau vor, aber das Erdgeschoß ist dabei fast regelmäßig mit Kalkblende versehen. Nur die Küche ist oft gemauert und gewölbt. Es sind z. T. keine echten Einheitshäuser. Die Wirtschaftsgebäude sind aber eng angebaut, manchmal mit aneinanderschließenden Giebeln. Im Ötztal sind zahlreiche Giebel mit hölzernen Rindsschädeln[17] (Abb. 3) gekrönt, christliche Symbole als Giebelzier sind sonst sehr häufig. Hier finden sich auch Pfostenspeicher. Im

[14] Wopfner, 22.

[15] Vergl. Bünker, Das Bauernhaus in der Gegend von Stams.

[16] Wopfner, 12, 17.

[17] K. Rhamm, Urzeitliche Bauerhöfe im germanischen und slawischen Volksgebiet, 816, erwähnt geschnitzte Pferdeköpfe am Giebel im Pustertal. Ich habe keine mehr gesehen. Über Giebelzier, vgl. L. Weiser, Das Bauernhaus im Volksglauben. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft Wien, Bd. 56, 7 ff.

Digitized by Google

Wipptal samt Nebentälern ist die Stellung der Häuser auffallend. Sonst steht gewöhnlich die Traufseite senkrecht zum Hang, z. T. auch wegen des abfließenden Regenwassers, hier aber steht die Traufseite parallel mit dem Hang (z. T. auch im Ötztal). Ein quer durch das Haus laufender Flur (Eingang traufseitig) scheidet Stall und Wohnräume. Die Tenne liegt im Oberstock. Söller fehlen fast vollständig. Im Navis

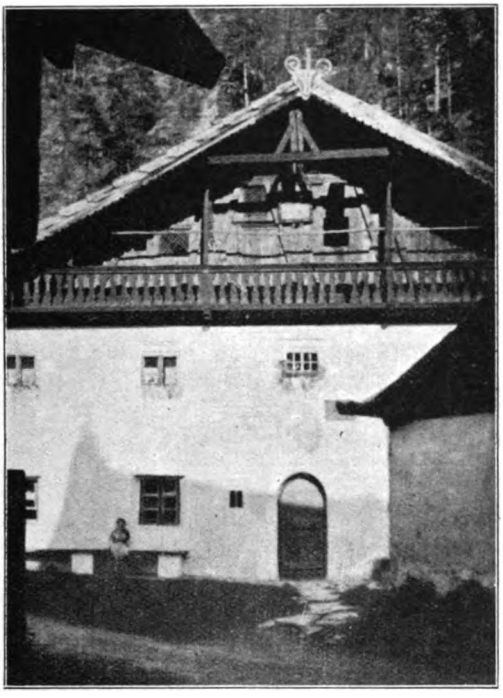


Abb. 3. Haus mit Giebelzierde in Lengenfeld Ötztal Aufn. Weiser

hat man hohe dreiseitige Trockengestelle, „Kösn", die man als dreiseitige Harfen beschreiben könnte. Im Wipptal und seinen Seitentälern herrscht die Einzelsiedlung längs eines Weges auffallend vor. Z. B. im Navis Gemeinde Oberweg und Unterweg[18].

Im Unterinntal bis nach Kitzbühel und weiter über die Grenze in Bayern und Salzburg herrscht das quergeteilte Einheitshaus mit giebelseitigem Eingang und Obertenne vor. Doch sind Wohn- und Wirtschaftsgebäude auch gelegentlich getrennt, z. B. im Zillertal. Die älteren Häuser sind ganz aus Holz. Fast alle Häuser sind mit zierlichen Glockentürmchen

[18] Wopfner, Die Besiedlung unserer Hochgebirgstäler. Zt. d. deutschen und österreichischen Alpenvereins. Bd. 51, S. 35.

Digitized by Google

geschmückt. Die Schnitzerei am Söller, Giebelsöller und am Firstgebälk ist besonders schön und sorgfältig gearbeitet. Hier ist nicht nur das gemauerte Untergeschoß mit Malerei verziert, sondern auch das Schnitzwerk an Söller und Giebel mit bunten Farben belebt. Der reiche Blumenschmuck vollends macht das schmucke Unterinntaler Bauernhaus zu einem der schönsten auf deutschem Boden.

Johann Peter Hebel.[1]

Von **Ernst Fehrle**, Karlsruhe.

Unser alemannischer Dichter ist am 10. Mai 1760 geboren und starb am 22. September 1826. 1760—1826! Vor unseren Augen lebt eine bewegte Zeit auf; am Schrifttum gemessen: Sturm und Drang, Klassik und Romantik, Lessing, Schiller, Goethe, die Schlegel, Brentano, Achim von Arnim; der Beginn der Volkskunde: Herder, Görres, die Brüder Grimm; von der geschichtlichen Seite: die französische Revolution mit ihren Kriegen, der Untergang des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, der Wandel vom Weltbürgertum zum Nationalstaat; weltanschaulich betrachtet: Aufklärung, Idealismus, Mystik.

Fast jeder Name ist Aufschrift eines Großen, Umwälzenden, Umfassenden, hat beinahe Weltwirkung. Eigenpersönlichstes und Massenerleben sind beisammen. Auch der Einzelne wurde von Woge zu Woge geworfen, denken wir an Joseph Görres, den rheinischen Revolutionär und seine Wandlungen[2].

1760—1826. In dieser Zeit lebt Johann Peter Hebel mitten drin wie ein Bauer. Wie ein Bauer nicht seinem Bildungsgrad nach, er ist ja Gymnasiumsdirektor und erster Prälat Badens gewesen, wie ein Bauer in seiner Unberührtheit vom Auf und Ab der schöngeistigen und denkerischen Meinungen, unberührt von den Ereignissen der großen Welt. Er ist ebensowenig rein weltbürgerlich eingestellt gewesen wie romantisch-national. Wenn wir drum eine Stunde mit ihm zubringen, können wir die Ereignisse seines Lebens, persönliche und die der Jahrhundertwende, kurz fassen. Ihr Einfluß ist verhältnismäßig kärglich, so daß wir eben soviel vom Dichter wüßten, hätten wir nur seine Werke, als wenn wir allerhand Einflüssen in seinem Lebensgange nachliefen. — Er lebte, nahm kein Weib und starb, könnten wir mit Abwandlung eines bekannten Wortes sagen. —

Die alemannischen Gedichte sind das früheste seiner Werke. 1801/02 sind sie im großen Ganzen entstanden, als Hebel also anfangs der Vierziger war. Sie sind auch ein Einziges geblieben. Die Behauptung

[1] Vortrag zu Hebels 100. Todestag.

[2] Vgl. L. Bianchi, Der junge Jos. Görres und Friedrich Hölderlins Hyperion, Heidelberg 1926.

Digitized by Google

stimmt, wenn wir sie auf Hebel beziehen und wenn wir daraufhin Vor-, Mit- und Nachwelt untersuchen.

Fast in einem Jahr sind sie zusammengekommen. Hebel mußte offenbar das sagen, was drin steht. Das ist aber sein Wesen selbst, drum hat er's erst im Schwabenalter sagen können. Als er's aber einmal gesagt hatte, blieb es auch dabei, denn sein Wesen ist einfältig im ursprünglichen Wortsinn.

Hebel hat seine Gedichte in alemannischer Mundart geschrieben. Einfältiges sagen kann man am leichtesten in Mundart, auch am liebenswürdigsten. Wortgepränge ist ihr fremd, Wärme ihr Wesen, sei es im Ernst oder in Heiterkeit. Gesunde Sinnlichkeit verhindert jedwede Gefühlsduselei, und bauernderbe Wahrheit vernichtet das geschwollene Gehabe eines aufgeblasenen Schauspielerkums. Nimmt es da wunder, daß Hebel sein Wesen in Mundart sagen wollte? Das als erstes zur Form.

Was enthalten die alemannischen Gedichte? Gott und seine große Welt, dazu die kleine Welt bei uns: Mensch, Ochs, Esel und alles, was sein ist. All das ist eingefangen in einer einfältigen Dichterseele und daraus wieder geboren worden in liebenswürdigste Einfalt. Das will einmal sagen: Hebels Erlebnisse sind in größtmögliche Anschauungsnähe gerückt, sind fernab jedem verallgemeinernden Denken. Soll aber etwas begreifbar sein, faßbar, so muß es Wesen haben, muß verleiblicht sein. Drum „singt der Engel im Sterneglast, un s'Sternli chüßt sie Nöchberli, er wandlet ime Sternli no, er cha schier gar nit von em lo, er möcht em gern e Schmützli ge, er möcht em sagen: „I bi der hold! es wär im über Geld und Gold". Die Sonne aber ist eine Wiesentäler Bäuerin, die am Abend redlich müd ist „unds Fazenetli nimmt, e Wülkli, blau mit rot vermischt. . . Sie duuret ein." So ist das Weltbild Hebels anschaulich: Gott ist ein braver Hausvater, der allerhand Leute in seinem Dienst hat und mit ihnen seinen Gewerb regiert. Der Himmel ist ein wirklicher Ort. Des Wiehnechtschindlis Esel un's hg. Friedelis Chalble müssen frisches Erdengras haben. Die Kost der Engel aber ist „rationiert", „sie trinke Himmelsluft und esse Rosinli", „viere alli Tag und an de Sunkige fünfi". Das zur Anschauungsnähe. Dazu kommt aber noch ein zweites Bezeichnendes, das die Wissenschaft komplexes Denken nennt: Nichts, was auf der Außenfläche einem Gegenstand gerade anhaftet, ist abgezogen, um den Gegenstand in seinem Wesen nackt zu erfassen, wie wir es üben. Im Gegenteil: die Häufung all des Zufälligen, das um einen Kern herumliegt, ist belassen, ist betont sogar. Auch das soll an einem Beispiel deutlich werden: Der Feldhüter hat das Meerschaumpfeifchen eines Bekannten zu putzen. Er kommt in seinem Leichtsinn nicht dazu. Der Bürgermeister soll ihn also dafür kräftig vermahnen. Das ist kurz der Inhalt, ist das, worauf es ankommt. Hebel hingegen (in der „Epistel an den Pfarrer Günttert zu Weil"):

„Vetter Vogt! Der Bammert (i mueß Ich's chlage) wird tägli
liederlicher, füüler, versoffener; 's isch nümme z'lebe,
's isch nümme z'gschirre mit em; 's hilft weder Stroofe no Zuespruch.
Loosei, wien er mer's macht; 's isch weg'n eme Tubakpfiifli.

Digitized by Google

weg'n eme tuufignette Pfiifli; 's het mi fechs Gulde
ghoft un ungradi Chrützer, no ohni 's Bfchläg dra un ohni
's Chettemli dra; fuft feit mer der Gattig Pfiiflene Meerfchuum.
Wiiß finn fi wie Chlabafter un weich Anke un wie ne
Fliegefchiißli fo liicht, wenn eim e Fliegen uff d'Hand fchiißt.
Raucht men us fo me Pfiifli, fe würd's wie länger wie fchöner:
Zerft wiird's grüen am Bfchläg as wie der liibhaftig Grüenfpoon,
allewiil witer abe un allewiil grüener un dunkler,
bis es fchwarz ifch wie d'Nacht; doch bruun wirds gegen em Chopf zue;
un der Chopf blibt wiiß; 's ifch nüt nutz, wenn er nit wiiß blibt.
Aber fo e Pfiifli ifch wie e fchallos Eili,
wie ne Sechsmonetchindli (doch nit der Landvögti ihres),
wo me's arüehrt, tuet's em weh; im Augeblick het es
Mooſe, Chrißli, Löchli; me darf nit herzhaft dra chuuche.
Het ein e Ruufch, fe will i'm nit roote, us fo me Pfiifli
z'rauche, 's Pfiifli wär hi! An überhaupt, wenn ein voll ifch,
foll er's Rauche loo ſii; me het bitrüebti Exempel:
's goht mit em zunterſt un zöberſt; der Bode will unter em breche;
d' Brucke fchwanke, d' Berg biwege ſi, d' Lüt ſicht er dopplet,
fchwätzt mit em ſelber — armsdicki Wort — ſi ſchieße kam Pfarrer
fo vo de Lippe; der Ziizero z'Rom ifch nummen e Nar gſi".

Schon die ganze Preisfrage gehört nicht zur Sache, ebenſowenig die Beſchreibung vom Werdegang der Farbe des Meerſchaums beim Rauchen. Aber ſo erzählt der einfache Menſch. Alle Einzelheiten, die im Umkreis des Weſentlichen zufällig liegen, werden beigezogen und ſo kommt Hebel eben von der Landvögtin ihrem dicken Wickelkind bis zu Cicero nach Rom. Dieſes Denken iſt nicht logiſch, es iſt aſſoziativ. Die Vorſtellung des Zarten ruft die des Groben, Berauſchten über die Bewußtſeinsſchwelle, der Klang des Wortes „berauſcht" ſelber wieder den Zuſtand des Berauſchtſeins; das viele Reden eines Angetrunkenen aber erweckt die Vorſtellungen eines predigenden Pfarrers und des römiſchen Fürſprechs. Alles Bilder, die mit dem Kern der Sache nichts zu tun haben. Echte Volkskunſt iſt das, und darin auch zeigt ſich der wahre Dichter: Form und Inhalt ſind nur zwei Seiten einer Weſenheit, und deren Seele iſt Einfalt.

Das zweite Werk Hebels, das Schatzkäſtlein, erfreut noch heute jung und alt. Woran liegt das? Einmal an der volkstümlichen Erzählungskunſt, die eben an den alemanniſchen Gedichten in knappen Beiſpielen angeſchaut wurde. Die Beantwortung dieſer Frage wird aber auch eine neue Weiſe im Weſen Hebels anſchlagen: den Humor in allen ſeinen Spielarten, vom harmloſen Späßchen bis zum Humor als Weltanſchauung. Gehen wir gerade davon aus, faſſen wir einmal das, was wir bei Hebel Humor nennen, als ein abſchließendes Geſamtgefühl. Die Möglichkeit, Freuden und Leiden des Daſeins in einem Geſamtgefühl zu vereinigen und das Streben nach dieſer Vereinigung ſind ja dem Menſchen gegeben. Soll das Geſamtgefühl die Farbe des Humors haben, ſo gehört zur Verwirklichung des genannten Dranges eine bejahende Welteinſtellung. Die hatte Hebel. Für ihn war Gott der Schöpfer und Ordner des Alls. Seine allgemeinen Betrachtungen über das Weltgebäude im Schatzkäſtlein

Digitized by Google

zeigen das so deutlich wie sein Gedicht, das „Spinnlein". Klar durchleuchtet es auch Hebels Briefe. Alles Große, aber auch das Kleine und Kleinste, ist im Weltganzen sinnvoll eingefügt und hat seinen vorbestimmten Zweck. Dieser Glaube bedingt eine Überlegenheit und ein Sicherheitsgefühl. Was bedeuten da große Ereignisse? Sind sie doch vorbestimmt im ganzen Haushaltsplan. Können sie in Schrecken jagen? Nein, ihr Eindruck stärkt nur die freie Selbstbehauptung, in der der Mensch sich in das geordnete Weltall hineingestellt fühlt. Ist diese Selbstbehauptung doch entstanden durch gründliches Messen des eigenen Seins am Wesen der Welt. Das ist jedoch nur die eine Seite: die gottselige Sicherheit. Die Überlegenheit hindert aber auch, dem Kleinen und Nichtigen Hohn und Spott entgegenzuhalten, sie zwingt vielmehr dazu, dieses Kleine auf dem großen Hintergrund zu sehen, und damit ist das Gefühl der Komik geboren. Humor ist aber dann die Seelenlage, die immer offen ist für solchen Gegensatz.

Haben wir die Überlegenheit als die eine Wurzel des Humors betrachtet, so sind Wehmut und Sehnsucht zwei andere im Leben Hebels. Die Wehmut blickt zurück auf ein vergangenes Bedeutendes. Die Sehnsucht aber schaut vorwärts und harrt einer großen Erfüllung. Wo aber der Mensch in großen Dingen der Vergangenheit lebt, oder in starker Zukunftshoffnung — denken wir an das Urchristentum — da sind die Ereignisse der Gegenwart klein und das Unbedeutende, das Heute, gemessen an Erinnerung oder am Erwarteten, wirkt darum leicht komisch, weckt eine stille Heiterkeit. Humor ist wiederum die dafür offene Seelenlage.

Hebel sah so vieles unter diesem Blick in Vergangenheit und Zukunft. Sein Oberland war dem heimatseligen Mann zeitlebens ein Paradies und alle Gegenwart, sei es nun Moseltal, Rheinland oder der nördliche Schwarzwald, seien es Geldsorgen oder ihn beengende Fürstengunst, alles verlor die Würde an die Heiterkeit, wurde klein, maß er es an dieser Vergangenheit.

Im Jahre 1812 schreibt Hebel an F. W. Hitzig:

„O wie schön muß es jetzt bei Euch sein, Zenoides, wo es immer so schön ist, und wie ahndungs- und koseselig für den auswendigen und inwendigen Menschen in dem schönen einzigen Tal voll Schmelen und Kettenblumen, lustigen Bächlein und Sommervögeln, wo es immer duftet wie aus einem unsichtbaren Tempel herausgeweht, und immer tönt wie letzte Klänge ausgelüttener Festtagsglocken, mit beginnenden Präludien mengeliert und verschmolzen, und wo jeder Vogel oberländisch pfeift, u. jeder, selbst der schlechteste Spatz, ein Pfarrer u. heil. Evangelist ist, und jeder Sommervogel ein gemutztes Chorbüblein, und das Weihwasser träufelt unaufhörlich und glitzert an jedem Halm. Da schwelgt ihr Tag für Tag und kennt vor lauter Genuß den Genuß nicht mehr, während dein armer Parmenideus alle Morgen oder Abend nach Beiertheim stoffelt und jedem Baum und jedem Milchweib einen Tritt geben möchte, und noch von den städtischen Gänslein und Gansern hören muß: „das ist schön, das ist paradiesisch, da ist's göttlich". Nächst dem armen Netoreck in Rüppur ist kein beklagenswerteres Huhn aus dem himmlischen Nest verscheucht worden als ich, und niemand, der Euch mehr vermissen und öfters an Euch denken kann als ich, aber ich bilde mir etwas drauf ein, und gelte etwas bei mir, daß ich mich nun bis ins dritte Dezennium hinein als Fremdling hier ansehe, und ein heimlich mutterndes und bruttelndes Heimweh

Digitized by Google

in mir herumtragen und weinen kann, so oft ich den ärmsten Teufel auf der Welt, einen Oberländer Rekruten, sehe."

Auch von der Zukunft erhoffte er sein Oberland, eine Landpfarre dort war zeitlebens sein heimlicher und öffentlicher Wunsch, und als er dann sah, daß Karlsruhe ihn hielt, es sei denn, er stelle etwas an, da wandelt sich selbst der Himmel, in den er einmal zu kommen hofft, in seine geliebte wiesentäler Heimat. Auch unter diesem Sehwinkel geht alle Erhabenheit der Gegenwart urplötzlich in ihr Gegenteil über, wird nichtig und wirkt erheiternd.

An Familie Hause schreibt Hebel im November 1805:

„Sie haben gut reden, meine Teuerste! Ich muß Krieg führen. Das geht entsetzlich her auf dem Kaffeehaus mit Schlachten und Eilmärschen. Wenn ich nur eine Minute nicht da bin, so ist für Österreich alles riskiert. Ich kann ohne stolz zu sein rühmen, daß ich im Kampf für das durchlauchtigste Erzhaus schon manchen Tropfen Bier verschüttet habe. Ich handle daher bereits mit Lorbeeren, wenn Sie auch brauchen können, denn ich kann nimmer alle aufheben. Deswegen geht's auch nicht so schnell voran, wie die Alliierten wünschen. Hab ich nicht erst gestern das französische Hauptquartier von Wien wieder bis nach Melk zurückgedrängt, und wetze ungarische Säbel drauf und dran? Wenn doch um Gotteswillen nur auch ein Mensch wäre, der dem Kaiser Napoleon sagte, wen er schmieren müsse."

Zum überlegenen Sicherheitsgefühl den Ereignissen gegenüber, zu ihrer Wertung an Vergangenheit und Zukunft kommt bei Hebel noch ein Drittes, den Humor zu gestalten. Wir haben schon vorhin gesehen, wie dieses Hineinstellen des Ich in's Weltganze die Gegensätze vom eigenen Schicksal zum Ab und Auf des Andern überbrückt, wir merkten, wie Persönliches am Ablauf der Vergangenheit oder an der Ahnung der Zukunft nichtig wird. Beide Gründe führen dies Dritte selbst herauf: Der Humor entwickelt sich auf Grund der Sympathie, will sagen, unmittelbarer Mit-Freude oder Mit-Leides. Es ist eine Hingabe da an's Du, das gesteigerte Selbstbehauptung bedeutet. Ihr Wesen ist die Liebe. Das Gesagte erscheint aber erst groß, wenn man bei Anwendung dieses Dritten nicht nur an den lieben Nachbarn denkt, sondern die Wahrheit hineinträgt in das Verhältnis von Leben und all seinem Alltäglichsten, in's Da-sein überhaupt. Wo bleiben dann bei dieser Seelenhaltung noch Optimismus und Pessimismus? Für sie ist schlechthin kein Raum mehr. Das Einheitsgefühl der Welt überleuchtet alles, eine Art Mystik könnte man beinah sagen, zum Mindesten ein neuer Pantheismus, sonderbare Begriffe für den als Aufklärer bekannten Hebel-All das ist eben nur Humor. Doch lassen wir das unsinnliche Denken und wenden wir uns zur Verleiblichung an Hebelschem Eigengut. Das genannte Einheitsgefühl darf beim Dichter nicht verwechselt werden mit Weltbürgertum, es ist höchstens gestützt durch diese damals zeitgemäße Art, Menschentum zu sehen. Ein Beispiel aus den Erzählungen des Rheinländischen Hausfreundes (Zentner II S. 321):

Dankbarkeit.

„In der Seeschlacht von Trafalgar, während die Kugeln sausten und die Mastbäume krachten, fand ein Matrose noch Zeit zu kratzen, wo es ihn biß, nämlich auf dem Kopf. Auf einmal streifte er mit zusammengelegtem Daumen und

Digitized by Google

Zeigefinger bedächtig an einem Haare herab und ließ ein armes Tierlein, das er zum Gefangenen gemacht hatte, auf den Boden fallen. Aber indem er sich niederbückte, um ihm den Garaus zu machen, flog eine feindliche Kanonenkugel ihm über den Rücken weg, paff, in das benachbarte Schiff. Da ergriff den Matrosen ein dankbares Gefühl, und überzeugt, daß er von dieser Kugel wäre zerschmettert worden, wenn er sich nicht nach dem Tierlein gebückt hätte, hob er es schonend von dem Boden auf und setzte es wieder auf den Kopf. „Weil du mir das Leben gerettet hast," sagte er, „aber laß dich nicht zum zweitenmal attrappieren, denn ich kenne dich nimmer".

Was Hebel aus der berühmten Seeschlacht herausnimmt, ist nicht das Weltpolitische daran, sondern ein einzelner menschlicher Zug, losgelöst vom Kriegsganzen. Das ist volksmäßige Auswahl. Ebenso arbeitet die Volkssage, wenn sie vom 30jährigen Krieg erzählt. Das gehört also nicht zum Abschnitt Humor, sondern zur Stilkritik, die andeutungsweise vorausging. Die Komik liegt anderswo. Durch das Bücken nach der Laus wurde dem Matrosen das Leben gerettet. Nichtiges ist auf größten Hintergrund gesehen: Laus auf die Entscheidung von Weltmächten. Nichtiges und Erhabenes stehen ferner dicht nebeneinander: Laus und Leben. Der einfache Mensch überträgt den Dank für die Rettung eben dieses Erhabenen nicht an ein noch Erhabeneres, wie wir im logischen Denken geschulten als folgerichtige Reihe erwarten würden, an Gott. Damit wäre die Komik zunichte, sondern in absteigender Linie auf ein Nichtiges, auf die Laus. Damit zerrinnt plötzlich die in Richtung auf ein Erhabenes gespannte Erwartung in nichts und wir lachen. Die eine Analyse mag genügen. Unter den voraufgegangenen Bedingungen ist Hebel nun aber ständig in dieser humorvollen Art zu den Dingen eingestellt, wir dürfen nur sein Drittes „die biblischen Erzählungen" darauf ansehen. Humor ist für ihn Gesinnung geworden und Kern seiner Lebensanschauung.

So haben wir denn ein Bild Hebels in seiner Besonntheit, auch in seiner Beschränkung. Da fehlt aber auch jeder Nervenkitzel. Seine Zundelfrieder-Geschichten können an Spannung niemals nur den Schatten einer heutigen Detektivgeschichten werfen. Andererseits führen die Hebelschen Erlebnisse wohl zum Höchsten, zu Gott und die Einbettung der Menschenseele in dies Unnennbare, aber ohne all das Drum und Dran einer wortreichen Verstandeskunst, und doch kann auch diese nicht weiter. Weltumwälzende Aufgaben sind nicht des Dichters Ziel gewesen. Haben wir Bedürfnis danach, so gehen wir zu Shakespeare und Goethe. Wenn wir aber einmal eine schwere Stunde haben, womöglich von der drückendsten aller Einsamkeiten gequält werden, von der unter vielen Allzuvielen, wenn wir zerfallen sind mit den Menschen und mit uns, dann schlagen wir Hebel auf, irgend eine Seite. Was wir finden, ist Befreiung. Wir werden selbst hineingestellt in das zeit- und raumlose Geschehen, sehen da in großem Ablauf unsere Nichtigkeit und können lachen über uns. Die Befreiung aber ist geschehen, weil wir im Zusammenhang des Geschehens die Vernichtung unseres Erhabenheitsanspruches voll erlebten, ist Schadenfreude auf unsere Kosten.

Digitized by Google

Aber schließlich gilt Goethes Wort:

„Ich liebe mir den heitern Mann
Am meisten unter meinen Gästen.
Wer sich nicht selbst zum Besten haben kann,
Der ist gewiß nicht von den Besten".

Literatur.

Neben den älteren Hebelausgaben wurden benutzt:

J. P. Hebels Werke, hrg. von Dr. Wilhelm Zentner, 3 Bände, Karlsruhe, C. F. Müller.

J. P. Hebel, Gedichte, Geschichten, Briefe, hrg. von Dr. Philipp Witkop, Freiburg im Breisgau 1926, Herder & Co.

Dem Abschnitt Humor liegen zugrunde:

Th. Lipps, Komik und Humor²; Beiträge zur Ästhetik hrg. von Th. Lipps und R. M. Werner VI. Leipzig Voß, 1922.

H. Höffding, Humor als Lebensgefühl, Leipzig, Teubner, 1918.

Zur Stilkritik vergl.:

Lorenzo Bianchi, Studien zur Beurteilung des Abraham a Santa Clara. Heidelberg, Weiß'sche Universitätsbuchhandlung 1924.

Angeblich fränkische Mundarten in Österreich.[1]

Von **Dr. Anton Pfalz.**

Die im Nordosten von Niederösterreich, im angrenzenden Südostböhmen (Neuhauser Sprachzunge) und in Südmähren, im Burgenland und in der Oststeiermark gesprochenen Mundarten faßt man gerne unter dem Namen mittelbairische ui-Mundarten zusammen, weil sie im Gegensatz zu anderen mittelbairischen Mundarten für den althochdeutschen (ahd.) Zwielaut uo den Zwielaut ui sprechen. Es heißt also in diesen Mundarten für ahd. muoter: muida, bruoder: bruida, gruobe: grui, er tuot: ęa duid, schuoh: schui, suohhen: suicha usw. Diese Erscheinung findet sich dann auch noch in Mundarten Westungarns und in dem geographisch weit davon entfernten Pustertal, dessen Mundart im übrigen alle typischen Merkmale des Südbairischen aufweist.

[1] Nach einem am 24. Februar 1926 im Akademischen Verein der Germanisten in Wien gehaltenen Vortrag, auf den sich Dr. Michael Haberlandt in der Wiener Ztschr. f. Volksk. XXXI, S. 75 u. XXXII/1,2 bezieht. Die bedeutsamsten sprachgeschichtlichen Fragen und die damit in Verbindung stehenden Probleme der Siedlungsgeschichte hat inzwischen Dr. Walther Steinhauser unter dem Titel „Die Entwicklung des ahd. uo im Bairischen und A. Dachlers Frankenhypothese" (Anzeiger der philosophisch-historischen Klasse der Akademie der Wissenschaften in Wien vom 12. Mai 1926, Nr. XI, Seite 21 ff.) ausführlich behandelt.

Digitized by Google

Die deutsche Mundartenforschung und Grammatik rechnet diese Mundarten zu den bairischen, die niederösterreichischen, burgenländischen, südostböhmischen und südmährischen zur besonderen Gruppe der mittelbairischen Mundarten. Nur Ing. Anton Dachler und Dr. jur. Eugen Frischauf hielten sie für fränkisch. Ihre Ansichten und Argumente haben zwar nie die Zustimmung der Germanistik erfahren, sind aber zur communis opinio zahlreicher sprachwissenschaftlich ungeschulter Liebhaber der Heimat- und Volkskunde geworden[2]. Die Lehren Dachlers und Frischaufs sind nämlich durch die „Blätter des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich" und durch die „Zeitschrift für österreichische Volkskunde" verbreitet worden und von da aus in Lokalblattaufsätze, Bezirksheimatkunden und ähnliche Schriften übergegangen. Weniger bekannt und beachtet wurden in diesen Kreisen die eigentlich fachwissenschaftlichen Arbeiten, die Ludwig Anian Biro in einer Leipziger Dissertation „Lautlehre der heanzischen Mundart von Neckenmarkt" (1910) und Dr. Heinrich Weigl in der Wiener Zeitschrift für Volkskunde (1921) und dann in ausgezeichneter Weise im Teuthonista I (1925) vorgelegt haben. Auch die die sprachgeschichtliche Stellung unserer Mundartengruppe richtig erfassenden „Folkloristischen Studien aus dem niederösterreichischen Wechselgebiet" von Ernst Hamza (Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereines, 1913) sind ohne merklichen Einfluß auf die breite Öffentlichkeit geblieben. Ganz im Sinne Dachlers und Frischaufs spricht neuerdings auch Dr. Arthur Haberlandt in seinem am 7. November 1925 im Verein für Landeskunde von Niederösterreich gehaltenen Vortrag „Das fränkische Haus in Niederösterreich" (vgl. Monatsblatt des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich, 1925, Seite 102 f.) diese Mundarten wieder als fränkisch an und führt in der Januarnummer dieses Monatsblattes (1926) die Gründe an, die für seine Auffassung maßgebend sind. Die Stichhaltigkeit dieser Gründe sei hier nun Gegenstand der Untersuchung.

Da ist zunächst die Wortliste, die A. Dachler in der Zeitschrift für österreichische Volkskunde VIII, 95 ff. zusammenstellte, um seine Hypothese, eine bestimmte Hausform im östlichen Niederösterreich und im Burgenland sei fränkisch, zu stützen. Aus dieser Zusammenstellung soll also — so versichert uns auch Dachler — hervorgehen, daß die ui-Mundarten nicht bairisch, sondern fränkisch sind, oder doch auf fränkischer Grundlage ruhen. Dabei nun wirft er das Egerländische und das Oberpfälzische mit dem Fränkischen in einen Topf. Dies ist der erste Grundfehler. Denn das Egerländische und das Oberpfälzische sind keine fränkisch-mitteldeutschen Mundarten. Sie nehmen zwar in gewisser Hinsicht eine Mittelstellung zwischen

[2] Die Vorstellung von der fränkischen Herkunft ist in den bezeichneten mittelbairischen Gebieten bereits geradezu volkstümlich geworden. Und so sind meine Ausführungen in gewissem Sinn ein Beitrag zur Aufhellung der Art und Weise, wie manchmal solche „Stammesgeschichten" entstehen. Auf ganz ähnliche Weise sind z. B. durch Kombinationen italienischer Humanisten des 16. Jahrhunderts die Deutschen in den sieben und dreizehn Gemeinden Oberitaliens zu dem Glauben gekommen, sie seien Nachkommen der Kimbern.

Digitized by Google

den bairischen und den fränkischen Mundarten ein, aber in den für die Sprachgeschichte bedeutsamsten Punkten stimmen sie zu den bairischen Mundarten und gelten in der Wissenschaft als besondere Gruppe, die man als die nordbairische bezeichnet. Der zweite Grundfehler Dachlers ist, daß er Formen als typisch bairisch bezeichnet, die alles eher sind als dies. Bekanntlich ist die Entwicklung der voralthochdeutschen eu eines der Hauptmerkmale, die das Oberdeutsch-bairische vom Mitteldeutsch-fränkischen seit der althochdeutschen Zeit unterscheiden. Im Oberdeutsch-bairischen ist nämlich der Diphthong iu aus älterem eu vor Labialen und Gutturalen (ausgenommen germanisch h) in den Stellungen erhalten geblieben, wo er im Fränkischen zu ia wurde. Eine der im Bairischen am weitesten verbreiteten Gestalten dieses althochdeutschen iu ist der heutige Zwielaut oi oder ui. Eine Anzahl von Wörtern zeigt also im Bairischen oi oder ui als Stammvokal, während das Fränkische dafür heute meist i wie die Schriftsprache aufweist. Daher ist es ganz verkehrt, mit Dachler in Wörtern wie tief, Dieb, schießen, biegen usw. eine typisch bairische Lautung zu sehen, wenn sie mit ia gesprochen werden. Das charakteristisch Bairische ist eben die Aussprache mit -oi- oder -ui-. Aber Dachler mutet uns a. a. O. auch zu, ein niederösterreichisches müida „Mutter" stünde einem egerländisch-oberpfälzischen möuda näher als einem bairischen müada. Aus der Dachlerschen Wortliste geht also selbst für den, der das Egerländische und Oberpfälzische für fränkisch halten wollte, hervor, daß die niederösterreichischen Vokalformen nicht dazu stimmen. Es ist kein Wunder, daß die Germanistik diese Wortliste und ihre sonderbare Interpretation nicht weiter beachtet hat. Der Dilettantismus liegt zu offen zu Tage.

Daß also die niederösterreichischen ui für althochdeutsche uo und die niederösterreichischen oi für althochdeutsche iu in den oberpfälzisch-egerländischen Mundarten keine Entsprechung finden, ist jedem unvoreingenommenen Betrachter dieser Mundarten klar. Dr. E. Frischauf suchte daher nach neuen Beweisen für die fränkische Herkunft unserer Mundartengruppe, insonderheit für die ui. Er glaubt sie in Schreibungen fränkischer Weistümer zu finden. Diese stammen aber nicht aus der Oberpfalz oder dem Egerland, sondern aus rheinischen Gegenden, u. a. aus Aachen und dem Moseltal. Daß die Besiedler des nordöstlichen Niederösterreich aus diesen Gebieten stammen, hat aber weder Dachler noch irgend jemand anderer jemals behauptet. Für unsere Frage sind demnach die Belege Frischaufs ganz belanglos. Selbst wenn durch die ui-, uy-, ue-Schreibungen mitteldeutscher Weistümer und anderer gleichzeitiger Quellen diphthongische Lautung ausgedrückt werden sollte — in vielen Fällen dienen sie bloßer Längebezeichnung —[3], kommen sie hier nicht weiter in Betracht, weil nach allem was wir sonst über diese Mundarten und aus den Zeugnissen der Geschichte wissen, an mittelfränkische Herkunft der österreichischen Siedler nicht zu denken ist.

[3] Vgl. darüber Agathe Lasch, Mittelniederdeutsche Gramm. § 22 u. W. Steinhauser a. a. O., Seite 60 f.

Digitized by Google

Arthur Haberlandt rät a. a. O., auch die Pustertaler nicht für Baiern schlechtweg zu halten. Wenn er damit meint, wir sollten die Sprache dieses Tales vorläufig nicht als südbairisch bezeichnen, so ist darauf zu antworten, daß wir gar keine andere Möglichkeit haben als eben diese Pusterer Mundart in die große Gruppe des Südbairischen einzubeziehen. Über die Stellung, die sie innerhalb des Südbairischen einnimmt, findet man bei Joseph Schatz (Zeitschrift des Ferdinandeums, Innsbruck, 1903) Aufklärung. Aber warum sollen wir nach Haberlandt bei den Pusterern vorsichtig sein? Mit Rücksicht auf Erscheinungen wie den „Heiligen Mann in der Niklai", meint er. Die Sage von diesem heiligen Mann hat Dr. Graber in der Zeitschrift für österreichische Volkskunde (1913, Seite 137 ff. und 217 ff.) in wenig befriedigender Weise behandelt. Bevor wir uns damit näher befassen, soll doch zuvor festgestellt werden, daß die Niklai ein westlicher Seitengraben des Mölltales ist, das bei Sachsenburg ins Drautal mündet. Also weder die Niklai, noch Sachsenburg, noch auch das Lurnfeld, von dem bei Graber ebenfalls die Rede ist, gehören zum Pustertal. Auch wissen wir, daß die Mundarten gerade dieser Gegenden die charakteristischen Merkmale der Pusterer Mundarten nicht aufweisen. Was die Entsprechung für althochdeutsch uo betrifft, so wird dort wie im oberen Drautal östlich von Lienz úə gesprochen, nicht ui wie im Pustertal.

Die Sage vom „Heiligen Mann in der Niklai" und der mit ihr verbundene Kult tragen nun unleugbar Züge an sich, die auf ein hohes Alter hinweisen. Es sei hier nur erwähnt, daß mit dem Bildnis des heiligen Mannes Regenzauber getrieben wird, daß sein Leichnam von Ochsen, die noch keine knechtische Arbeit verrichtet hatten, gezogen wurde und daß man ihn dort begrub, wo dieses Ochsengespann freiwillig halt machte. Graber will darin ein Fortleben des Nerthuskultes sehen. Den Beweis dafür hat er jedoch nicht erbracht. Denn die an den Haaren herbeigezogenen Parallelen aus nordischen Königs- und Göttergeschichten sind nicht beweiskräftig. Aber Graber bringt mit seinem Einfall dann die Besiedlung des Gebietes in Verbindung. Und zwar in folgender Weise: Die Sachsen kannten und übten den Nerthuskult, Karl der Große hat nach den Sachsenkriegen Sachsen an den Reichsgrenzen angesiedelt. Solche Sachsen haben den Nerthuskult nach Sachsenburg und in die Niklai gebracht. Wir haben es daher in der Niklai mit Leuten sächsischer Herkunft zu tun. Graber sucht natürlich diese Kombination von allen Seiten zu stützen. Da findet er den Flurnamen „Keuschenwald". Das ist für ihn nun nicht etwa der Wald, der zu Keuschenanwesen gehört oder in dem Keuschen stehn, sondern „keuscher Wald" und dieser Name entspricht dem nemus castum des Tacitus. Die Wörterbücher kennen nun keinen Fall, in dem keusch in der Bedeutung „heilig, sakrosankt" mit Substantiven verbunden wäre, die etwas Lebloses bezeichnen. Wir finden keine Glosse aus althochdeutscher Zeit, in der castus durch chiuski wiedergegeben wird. Und im Bairischen der Gegenwart bedeutet keusch (khaisch) überhaupt etwas anderes als in der Schriftsprache, nämlich „dünn, zart, gebrechlich". Aber Graber meint

Digitized by Google

a. a. O. (Seite 223), Tacitus habe ein westgermanisches kuski seines Gewährsmannes durch castus wiedergegeben und er lobt ihn dafür wegen seiner Zuverlässigkeit und Treue! Indessen zur Zeit des Tacitus besaßen die Germanen das Wort noch gar nicht. Denn wie Kluge und Sperber (Wörter und Sachen VI, 55) gezeigt haben, ist es Lehnwort aus romanisch cōscium, das lateinischem conscius entspricht. Als solches ist es von Belang, weil es den Einfluß der von den Legionen in Germanien verbreiteten Mithras-Kulte veranschaulicht.

Bekanntlich hat der Balder-Mythos mit dem Nerthuskult Beziehungen. Graber ist denn auch gleich bereit, den alten Gott in Ortsnamen zu sehen. So soll der Name Balders in Baldramsdorf und in Paltersdorf vorliegen. In Baldramsdorf haben wir es aber ganz bestimmt mit dem Personennamen Baltram zu tun. Urkundlich heißt der Ort Baltramisdorf. Die urkundliche Form Paltersdorf, die Graber anführt, bezieht sich auf den Ort Paltersdorf. Und dieser wird zu dem Personennamen Palthari gehören. Rein formell wäre ja Zusammenhang mit dem Göttternamen Balder (oberdeutsch Palter) denkbar. Aber was uns sonst an mythischen Ortsnamenelementen aus dieser Gegend bekannt ist, — es sind lediglich Gestalten der sog. niederen Mythologie, des Geister- und Gespensterglauben, wie Schrat, Klage (Klagenfurt) —, mahnt schon zur Vorsicht. Was sollte auch „Dorf des Balder" für einen Sinn und wo ein Seitenstück haben? Dagegen fügt sich ein Paltharesdorf ausgezeichnet in die reich vertretene Gruppe der —dorf—Namen ein, deren erstes Glied den Genitiv eines Personennamens enthält. Aus all dem kann man ersehen, auf wie schwachen Füßen Grabers Hypothese steht. Der einzige Umstand, der Sachsensiedlung in dieser Gegend vermuten läßt, ist in den Ortsnamen Sachsenweg, Sachsenberg, Sachsenburg gegeben. Hier wird es sich wahrscheinlich um den Volksnamen, nicht etwa um den Personennamen Sahso handeln. Wir haben ja auch in Niederösterreich ein Sachsengang (in der Lobau bei Wien), dessen alte Namensform Sahsonaganc in Sahsona den Genitiv der Mehrzahl Sahsono unzweifelhaft enthält[4]. So wenig sich nun in Sachsengang und Umgebung sächsische Sprachreste erkennen lassen, ebensowenig bei den Lurnfeldern, Niklaiern und Sachsenburgern in Kärnten. Diese Enklaven sind, selbstverständlich für jeden, der das mundartliche Sprachleben kennt, in kurzer Zeit vollständig baiwarisiert worden. Aber selbst zugegeben, die Niklai läge im Pustertal und Graber hätte in weitestem Umfang seiner Behauptung recht: wäre alsdann das Pusterer ui für althochdeutsch uo erklärt? Gewiß nicht. Denn ui für althochdeutsch uo ist so wenig sächsisch wie das ui in Niederösterreich fränkisch.

Die ganze Art und Weise, wie Dachler, Frischauf und mit ihnen auch Arthur Haberlandt[5], die Mundarten für die Aufhellung der ursprüng-

[4] Vgl. auch P. Lessiak in Carinthia I, Klagenfurt, 1922.

[5] Wenn sich A. Haberlandt auf Weigls § 71 der Abhandlung im Teuthonista I beruft, so liefert er uns nur neues Material, um Dachlers Ansichten zu widerlegen. Dieser Paragraph handelt nämlich von den mundartlichen Entsprechungen des

Digitized by Google

lichen Stammeszugehörigkeit derer, die eine Mundart sprechen, benützen zu können glauben, ist schon deswegen abzulehnen, weil sie im Widerspruch steht mit den Erscheinungen des mundartlichen Sprachlebens. Selbst wenn die von den genannten Autoren angeführten Einzelheiten richtig wären, dürften derartige Schlüsse nicht gezogen werden. Denn zwischen den ui-Mundarten und dem Fränkischen bestehen so weit- und tiefgehende Unterschiede, daß man auch dann an eine nähere Verwandtschaft zwischen den beiden nicht denken könnte, wenn die ui für althochdeutsch uo auch im Fränkischen wirklich vorhanden wären. Dagegen teilen die ui-Mundarten mit den mittelbairischen Mundarten eine Menge von lautlichen Erscheinungen und Eigentümlichkeiten des Wortschatzes so, daß sie unbedingt mit diesen bairischen Mundarten zu einer Gruppe zusammengeschlossen werden müssen. Es handelt sich dabei um Erscheinungen, die seit der althochdeutschen Zeit typisch fürs Bairische sind, die das Fränkische nicht zeigt. Hierher gehört z. B. die Stimmlosigkeit der Verschlußlauklenes b, d, g, die Entwicklung der althochdeutschen iu (germanisch eu) > oi bzw. ui, die offene Qualität der althochdeutschen ē und ō, die besondere typisch oberdeutsch-bairische Behandlung der A-Laute vor i, j, das Unterbleiben des Umlautes von u in vielen Fällen, die Bewahrung der althochdeutschen Diphthonge uo, ie als diphthongischer Laute und anderes mehr. Die fürs Bairische charakteristischen Dualformen für den Plural des Personalpronomens der 2. Person es und enk, die Bezeichnung des Dienstag als Irido < ergetag, des Donnerstag als Pfinztag, um nur einige und die bekanntesten lexikalischen und wortgeographischen Eigenheiten des Bairischen zu erwähnen. Sie alle finden wir ausnahms-

althochdeutsch-oberdeutschen iu. Daß dafür oi gesprochen wird, im Waldviertel teilweise so wie im Böhmerwald ui, ist eben ein Zeichen bairischer Lautung. Im Fränkischen kommen keine ui für diesen etymologischen Grundlaut vor. Und im § 54 spricht Weigl von diphthongiertem althochdeutschem u, also nicht von u schlechtweg. Übrigens ist Weigl im Irrtum, wenn er muid „Unrat" und šduidl „Säule der Weinpresse" auf germanisch *muþ und *stupla zurückführt. Es liegt germanisch *mōþ und *stōpla zugrunde, also althochdeutsch uo, wie ja auch althochdeutsche Belege zeigen.

Haberlandts Behauptung, Weigl habe am angegebenen Ort die Besonderheiten der niederösterreichischen ui-Mundart aus Einflüssen erklärt, die von der Karolingischen Hofsprache ausgingen, ist durchaus unbegründet. Denn in Weigls § 5 heißt es: „Schon die althochdeutsche Periode brachte als Folge der fränkischen Vorherrschaft auf geistlichem und weltlichem Gebiet fränkisch-mitteldeutsche Sprachcigenheiten. Hierher stelle ich vor allem die Verdrängung des sog. sekundären a-Umlautes (des urbairischen ä) vor r und l..., ferner die beginnende Verdrängung des Diphthongs eu vor Labial und Velar, sowie die Einschränkung im Gebrauch der Sekundärvokale." Daraus geht für jeden Germanisten vollkommen klar hervor, daß Weigl an Beeinflussung des Gesamtbairischen durch die Karolingische Hofsprache denkt. Denn was er an Einzelheiten anführt, trifft man in allen bairischen Mundarten, nicht nur in den ui-Mundarten.

Aus Weigls § 73, Seite 169 ff., will Haberlandt in seinem Vortrag „wortwörtlich" (!) zitiert haben, welche oi-Laute nach Weigls Darstellung als „Entlehnungen aus dem Fränkisch-Mitteldeutschen anzusehen sind." Aber Weigl sagt ausdrücklich, daß die äu-Laute (heute entrundet ai bzw. ä) aus dem Fränkischen stammen, die oi dagegen oberdeutsch und damit auch bairisch sind.

Digitized by Google

los wieder in den ui-Mundarten. Jüngere Lautentwicklungen teilen die ui-Mundarten mit oberösterreichischen Mundarten. So heißt es z. B. in burgenländischen Mundarten ebenso eoks Ochs, deof Dorf wie etwa im oberösterreichischen Landl. Nach Ausweis älterer Belege ist in den ui-Mundarten um Preßburg noch vor 150 Jahren für ō ein oi gesprochen worden, derselbe Laut, den wir im unteren Mühlviertel und im Böhmerwald heute noch hören. Wer in der Lage ist, die heutigen Mundarten des deutschen Südostens zu überblicken, wer sie in ihrem geschichtlichen Zusammenhang sieht, für den fügen sich die ui-Mundarten ohne Zwang in die mittelbairische Mundartengruppe ein.

Die ui sind kein fränkisches Sprachmerkmal, wie wir gezeigt haben. Wirklich fränkische Lauteigentümlichkeiten finden sich in unserer Mundart nicht und auch was im Wortschatz nach Frischauf fränkisch sein soll, ist es nicht, sondern entweder gehören die von ihm angeführten Wörter dem gemeindeutschen Wortschatz an oder sie sind typisch bairisch. Richtig ist, daß eine Anzahl von Wörtern, die nur in den ui-Mundarten vorkommen, heute im Wienerischen und in den von Wien aus stark beeinflußten Mundarten Niederösterreichs fehlen. Dies erklärt sich aber daraus, daß die ui-Mundarten vielfach den älteren Wortschatz bewahrt haben. Gemein-bairisches, ja gemein-althochdeutsches Wortgut, das der Schrift- und Hochsprache verloren gegangen ist, lebt dort ebenso wie in anderen beharrsamen baiwarischen Mundarten fort.

Nichts wäre mehr verfehlt und stünde mit der geschichtlichen Überlieferung und den Erfahrungen, die wir täglich machen können, in größerem Widerspruch als der Schluß von der *sprachlichen* Gleichförmigkeit auf die gleiche *Abstammung* und *Herkunft* aller, die gegenwärtig dieselbe Mundart sprechen. Aber das eine ist sicher, daß das baiwarische Element in unserer Heimat Österreich stets so stark gewesen ist, daß Menschen anderer Mundart und Sitte, ja fremder Nationalität (Romanen, Slaven, Madjaren) über kurz oder lang allzeit noch baiwarisiert wurden. Der ganze deutsche Südosten stand eben seit der althochdeutschen Zeit unter baiwarischem Kultureinfluß. Die Vorstellung, daß man am Hof der Babenberger fränkisch gesprochen habe, ist unhaltbar. Ganz abgesehen davon, daß die Babenberger schon zur Zeit, als sie in die Ostmark kamen, bayrische Besitzungen hatten und damals schon als kein typisch fränkisches Geschlecht gelten konnten[6], abgesehen davon, gibt die Literatur, die am wünneclîchen hof ze Wienne erblühte, Zeugnis von dem oberdeutschen Charakter der Wiener Hofsprache. Und das schwäbisch-alemannische Geschlecht der Habsburger trat die Herrschaft über ein rein bairisches Land an, dessen führende Schichten sich ihrer Eigenart den Schwaben gegenüber deutlich bewußt waren. Der Kleine Lucidarius, das Werk eines Ritters aus der Zwettler Gegend, den man irrtümlich Seifried Helbling nennt, beweist dies schlagend.

[6] Vgl. K. *Lechner*, Geschichte d. Besiedlung und ursprüngl. Grundbesitzverteilung des Waldviertels, Jahrbuch des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich, 1924. S. 10—210.

Digitized by Google

Und was geschah den Habsburgern und ihrem schwäbischen Anhang? Sie wurden baiwarisiert.

Was nun die ui für althochdeutsch uo betrifft, so haben wir keinen einzigen Anhaltspunkt, sie in althochdeutsche Zeit zurückzuverlegen. Wann sie entstanden sind, wissen wir nicht genauer. In einer Urkunde von Stockarn vom Jahre 1314 fand Weigl erstmals die Schreibungen muiter, bruider, aber auch fruim (frum) und muit (Getreidemaß). Zwingende Schlüsse kann man aus diesem singulären Beleg nicht ziehen. Im 17. Jahrhundert scheint das ui bereits fest geworden zu sein. Die heutigen mittelbairischen ui-Mundarten schließen in breitem Bogen — auch das Marchfeld hat einmal ui gesprochen — das baiwarische Sprachgebiet gegen Norden und Osten ab[7]. Es ist einleuchtend, daß dieses weit ausgedehnte Gebiet nicht von Leuten besiedelt worden ist, die aus ein und derselben Gegend stammten und daß die Besiedlung innerhalb eines längeren Zeitraumes erfolgte. Wenn heute gewisse sprachliche Erscheinungen, zu denen auch das ui für althochdeutsch uo gehört, dem ganzen Gebiet gemeinsam sind, so darf daraus nicht geschlossen werden, daß die Siedler diese Gemeinsamkeiten aus einer gemeinsamen früheren Heimat mitgebracht haben. Sie sind vielmehr das Ergebnis eines durch Jahrhunderte andauernden sprachlichen Ausgleichsprozesses, bei dem der Verkehrssprache, die sich im Osten von Niederösterreich herausgebildet hatte, die entscheidende Rolle zufällt.

Das gemeinalthochdeutsche uo ist bekanntlich aus germanischem ō hervorgegangen. Die Schreibung uo ist die in althochdeutscher Zeit auf bairischem Sprachgebiet häufigste und bleibt es bis zum 13. Jahrhundert. Im 13. Jahrhundert wird dann regelmäßig ue geschrieben. Wir dürfen in diesem Wechsel der Schreibung den Versuch sehen, der Aussprache im Schriftbild gerecht zu werden. Umso mehr dürfen wir dies, als eine ganze Reihe heutiger bairischer Mundarten uə spricht mit mehr oder minder stark geschlossenem ə und verschieden starker palato-velarer Färbung des ganzen Zwielauts.

Man wird kaum bezweifeln, daß sich eine ähnliche Aussprache in den Schreibungen spiegelt. Es ist klar, daß es sich in den Urkunden nur um eine Lautgebung herrschender Schichten handeln kann, jener Schichten, die damals die tonangebenden Kulturträger waren. Diese hoch- oder herrensprachliche Lautgebung wurde vom 13. Jahrhundert an in unserem Mundartgebiet verbreitet und auf diese Hoch- oder Herrensprache geht eine Verkehrssprache zurück, die bis zu einem gewissen Maße wieder die Grundlage abgab für unsere heutigen Bauernmundarten. Selbstverständlich erfuhr diese Verkehrssprache im Bauernmunde mannigfache Veränderungen. Also aus diesen verkehrssprachlichen ue hat sich in einem Verkehrsgebiet ui entwickelt. Derartige Vorgänge können wir an lebender Mundart wiederholt und deutlich beobachten und aus diesen Beobachtungen dürfen wir unter Berücksichtigung der schriftlichen Überlieferung, der politischen Geschichte sowie der Wirtschafts- und Verkehrsgeschichte vorsichtig Rückschlüsse auf längst vergangene Zeiten ziehen.

[7] Siehe die von W. Steinhauser a. a. O. gezeichnete Karte.

Digitized by Google

Insoferne es die Volkskunde unternimmt, Probleme zu lösen, die mit der Wort- und Mundartforschung, der germanischen Altertumskunde, der Sagen- und Märchenforschung zusammenhängen, wird sie das Rüstzeug handhaben müssen, das ihr die im Geiste Grimms gepflegte Germanistik bietet. Die Förderung, die die deutsche Volkskunde gerade von Seite der Vertreter der Germanistik vielfach erfahren hat, ist so offenkundig, daß sie niemand wird leugnen können[8]. Und ist nicht das Brüderpaar Grimm an der Wiege der deutschen Volkskunde gestanden?

Vom Volkstum in Württemberg

Von **August Lämmle**

Volkstum.

Das Wort finden wir bezeichnender Weise zuerst bei Vater Jahn, der bei aller Sonderbarkeit ein großer Kerl war. Es hat noch den Zauber jenes erhabenen entschlossenen frommen Geistes, der sich des Deutschtums als des höchsten Gutes bewußt wurde.

Jahn versteht darunter „das Gemeinsame des Volkes, sein innewohnendes Wesen", „sein Regen und Leben, seine Wiedererzeugungskraft, seine Fortpflanzungsfähigkeit", wodurch „in allen Volksgliedern volkstümliches Denken und Fühlen, Leiden und Handeln, Entbehren und Sehnen, Ahnen und Glauben" entstehe.

Es ist demnach Volkstum die Zusammenfassung, die Gesamtheit der Volkseigenschaften, als Talent oder latent, der wachen und der schlummernden Kräfte, die sich im Wandel der Zeit als wesentlich erweisen, Leibliches und Seelisches in gegenseitiger Durchdringung und Auswirkung, die Substanz, auf die es ankommt und die das Schicksal eines Volkes mitbestimmt[1].

Diese Substanz ist wandelbar; die Gestaltung und Bildung der leibseelischen Erbmasse ist weithin abhängig von den Kräften, die sie ergreifen.

Die Erscheinung eines jeden Volkes zeigt daneben unauffällig oder aufdringlich immer auch unwesentliche Züge, Einzechtes und Persönliches, Berufliches und Ständisches, Angenommenes und Gewaltsames.

Es hat aber, wie jeder Stoff, auch das Volkstum seine Schranken und Grenzen, die der Formungswille nicht überschreiten kann. Die Bildungsmöglichkeit wird um so größer sein, je mehr die Formung aus dem Geist des Volkstums heraus geschieht, die vorhandenen Kräfte und Triebe aufnimmt und ihnen gleichgerichtet ist.

[8] Michael Haberlandt ist offenbar anderer Meinung, wie aus seinen oben zitierten Bemerkungen in der Wiener Zs. f. Volkskunde hervorgeht. Sie sind sachlich durchaus belanglos. Deshalb gehe ich nicht auf sie ein.

[1] Vgl. hierzu: Willi Hellpach, Erscheinung und Entstehung des Volkstums, Zeitschrift für deutsche Bildung, September 1926.

Digitized by Google

Es ist darum die Kenntnis des Volkstums, der Art und des Maßes der Kräfte Voraussetzung einer sinnvollen Ausbildung.

Die Kunst der Führung besteht in der richtigen Abwägung der beiden Grundkräfte: der Natur des Volkes, des Volkstums, auf der einen Seite, der Formungskraft des Lebens auf der anderen Seite. Zusammenwirkend, einander stützend und ergänzend führen sie zur Entfaltung aller guten Kräfte, zu beglückender Freiheit und zur Größe, gegeneinander wirkend bedeuten sie den Tod des Volkstums, Knechtschaft und Verelendung des Volkes.

In seiner Erscheinung bietet das Volkstum dem Beobachter deutlich zwei Dinge dar: Aussehen und Sprache, wobei unter Sprache jegliche volkseigene Äußerung des menschlichen Geistes zu verstehen ist.

Ihrem Aussehen nach scheidet man die Völker und Menschen nach Rassen. In Deutschland leben nach der heute gültigen Unterscheidung die nordische, die ostische, die dinarische und die Mischrassen nebeneinander.

Es wird versucht, der einen Rasse vor der anderen glückliche Eigenschaften zuzuerkennen. Bis jetzt läßt sich aber nicht nachweisen, welchen Einfluß die Rasse auf die Gesinnung und die Geistigkeit hat.

Der Unterschied zwischen Rasse und Konstitution ist noch nicht gefunden; Professor Boas von der Kolumbia-Universität hat die Veränderlichkeit der lang- und kurzköpfigen Form durch Standortsveränderung nachgewiesen. —

Augenscheinlicher ist die Bildsamkeit und Anpassungskraft der sprachlichen Erscheinung des Volkstums.

Die Sprache, obwohl zweifellos weit weniger Erbanlage als das Aussehen, gehört doch zum Wesen eines Volkes, ja sie stellt das Wesen des Volkes dar. Zu Jahns Zeiten galt geradezu der Glaubenssatz, daß ein Volk sich mit seiner Sprache decke. Von einem gesinnungslosen Menschen sagt der Schwabe: „Dem sei' Red' hat kei' Heimet!"

In der Schweiz, wo Mehrsprachigkeit der Einwohner zu finden ist, redet man nicht von Volkstum, sondern von Nation. Schiller wünschte die Entstehung einer deutschen Nation und meinte damit die staatliche Zusammenfassung durch einheitliche Verwaltung, einheitliches Recht und Schicksalsgemeinschaft. Die deutsche Schweiz wird nicht zur deutschen Nation gerechnet.

Dagegen gehören zum deutschen Volkstum, ganz unabhängig von politischer Zugehörigkeit, alle Deutsch als Muttersprache redenden Menschen im Deutschen Reich, in Österreich, in der Schweiz, in Tirol, im Elsaß, in der Tschechei, in Polen, Litauen und Rußland, in Ungarn, Rumänien und Bessarabien, im Kaukasus, in Palästina und dazu die vielen in Amerika und anderen Erdteilen. Man meint damit die geistig-seelische Verbundenheit, wie sie eben und allein in der Sprache ihren Ausdruck findet; denn es ist kein Zweifel, daß die Muttersprache das stärkste menschliche Band ist, und daß ein Volk, das seine eigene Sprache aufgibt, damit ein Hauptstück seines Volkstums verliert.

Digitized by Google

Und es wird behauptet, daß die neue Sprache mit ihrer anderen Gebärde und Motorik auch Aussehen (Gesicht) und Temperament verändere.

* * *

Württemberg und Schwaben.

Württemberg hat kein einheitliches Volkstum. Der Name hat auch nichts mit Volkstum zu tun. Der Name des Landes und Staates ist der Geschlechtsname des einstigen Fürstenhauses. Es ist dies bei Baden ebenso, nicht so bei Bayern und Hessen. In Württemberg wohnen Schwaben und Franken, ebenso in Baden; in Hessen wohnen Hessen und Franken, in Bayern Bajuwaren, Schwaben und Franken.

Seit langer Zeit sind die Begriffe Württemberg und Schwaben verwirrt. Im Krieg hörte man fast nur von schwäbischen Regimentern reden statt von württembergischen.

Schwaben und Württemberg sind zwei verschiedene Dinge.

Das alte Herzogtum Schwaben ging vom Remstal bis zum Sankt Gotthardt und vom Wasgenwald bis zum Lech.

Und der „Schwäbische Kreis" Maximilians, ein schauerliches Gebilde kleinstaatlicher Eigenbrötler, enthielt neben schwäbischen auch viele fränkische Landesteile. Aus dieser Kreiseinteilung stammt der Zusatz „schwäbisch" für die fränkische Stadt Hall.

An dieses Gebilde vor allem hängte sich der Schwabenspott.

Der feste Kern in diesem Kreis war Württemberg, das dann nach und nach, was es greifen konnte, schwäbisch und fränkisch, an sich zog. So ging der Name Schwaben auf Württemberg über, das auch die schwäbischen Hoheitszeichen, die Löwen, in sein Wappen neben die Hirschhörner aufnahm. Seit der Revolution wird der Name Schwaben für Land und Staat Württemberg noch mehr als vorher gebraucht.

Es sind aber die württembergischen Franken mit dieser Fälschung nicht einverstanden. Sie lieben die württembergischen Dinge und leben gerne in einer Staatsgemeinschaft mit den württembergischen Schwaben; aber Schwaben zu sein, das lehnen sie ab.

Und viele württembergische Schwaben wollen auch von der mit dem Schwabentum verbundenen Ruhmrederei nichts wissen. Sie sind viel zu stolz, den Teil für das Ganze zu setzen und eine Bedeutung durch den Namen zu beanspruchen, der ihnen nicht zukommt.

Es ist also nicht richtig, statt Württemberg Schwaben zu sagen.

Es ist aber der württembergische Schwabe nicht ganz derselbe wie der badische, schweizerische, österreichische, bayrische oder elsässische.

Und es ist auch der württembergische Franke ein anderer als der bayrische, der badische und der lothringische.

In Württemberg haben Schicksalsgemeinschaft, gemeinsame Universität und Kirche, Verwaltung und Militärzeit, gemeinsames Recht und Gesetz Schwaben und Franken einander näher gebracht.

Digitized by Google

Daß das Schwäbische eine gewisse Vormachtstellung hat, liegt an der Überzahl; der Vorrang drückt sich äußerlich so aus, daß das Bildungshochdeutsch beider Stämme das Honoratiorenschwäbisch ist.

Das trägt wieder zu der Täuschung bei, als sei Württemberg ein Schwabenland wie es Hohenzollern und Vorarlberg, Oberschwaben und Schwaben-Neuburg ist.

Auch in folgendem kann, wo zitiert wird, nicht immer die herkömmliche Benennung vermieden werden; doch ist ja nun ein Irrtum nicht mehr möglich.

* * *

Die schwäbischen Schwänke.

Von allen merkwürdigen und seltsamen Dingen ist wohl das merkwürdigste und seltsamste der Mensch.

Wie der Weinstock nach der Art seiner Reben, nach der Gunst seines Standorts und des Jahrgangs seinen Wein bringt, süß, herb, räß, leicht, schwer, wenig, viel, so wächst auch der Mensch im Acker des Lebens und zeitigt ein eigentümliches, im Wandel der Zeiten wandelbares Wesen.

Wir reden mit Recht nicht nur von der Eigenart eines Menschen sondern auch einer Gruppe von Menschen, einer Sippe, eines Dorfes, eines Standes, einer Klasse, eines Volksstammes und eines Volkes, ja des Europäers, Asiaten, Amerikaners.

Denn wenn auch jeder Mensch eigenartig und nur einmal da ist, so entstehen doch aus gleichem Blut und aus gleichartigen Lebensumständen gleichartige Gattungen.

Dazu schafft das Zusammenleben an sich ein Gemeinsames, was alles zusammen das Gesicht, das Gepräge eines Standes oder Stammes gibt.

Es trägt so jeder Mensch seinen Steckbrief mit sich herum. Er ist mit seiner Art verbunden wie mit seinem Schatten, dem er nicht entrinnen kann.

Und die immer wache, immer auf der Lauer liegende Beobachtungsgabe des Volkes erkennt im Nebenmenschen die Schlagschatten und die Sommerseiten und benennt sie, hat sie schon vor der wissenschaftlichen Erforschung erkannt und benannt.

Das Namengeben, sei es durch Wort, Bild, Gleichnis oder Schwank, ist des Volkes Lust und das Ergebnis seines Erkennens.

Von den Schwaben und ihrer Art gibt es in der volkstümlichen Überlieferung eine ganze Literatur; ebenso von den andern Stämmen.

Die Stammesneckereien betrachten das Besondere und sind trotz aller Übertreibung meist scharfsichtig und treffend.

Der Schwabenschwank und Schwabenspott wurde nach dem Untergang der Hohenstaufen, angesichts der überkommenen würdigen Gebärde, hinter der Hilflosigkeit, Engherzigkeit und Kleinkrämerei steckte, lebendig und von den Weschen, die sich des Spotts über den unglücklichen Gegner nicht genug tun konnten, besonders betrieben.

Digitized by Google

Und noch in unsre Tage stichelt er herein: deutsche Bauern in Polen, die sich die Wegnahme ihres deutschen Schulhauses nicht gefallen lassen wollen, werden von der polnischen Polizei Schwaben „geschimpft".

Überliefert und heute noch lebendig sind die Abderiten- und Schildbürgerstücklein, die Gansloser Streiche und das Märchen von Tripstrill (der Ort liegt im fränkischen Teil Württembergs). Und wenigstens vom Hörensagen kennt jeder in Deutschland die Merkwürdigkeit, daß die Schwaben erst mit 40 Jahren gescheit werden, dreimal des Tages Spätzle essen, und das Heldenepos von den 7 Schwaben[2].

Diese Geschichten haben viel zum eigenartigen Ruhm des schwäbischen Volkes und Landes beigetragen; und da sie den andern Stämmen das Bewußtsein einer bedeutenden Überlegenheit vermitteln, werden sie auch gerne geglaubt und sichern dem Schwaben eine gönnerhafte Beliebtheit.

So verbindet sich mit dem schwäbischen Namen bis heute der Ruf des Ungewöhnlichen und Sonderbaren, des Kauzigen und Schnurrigen.

Daß sich im Lauf der Jahrhunderte der Schwabenverstand wieder gefunden und sich das Schwabentum heimlicherweise Ansehen und Einfluß in Deutschland und in der Welt wieder zurückerobert hat, hat den Schwabenneckereien eine liebenswürdige Färbung gegeben, aber sie nicht beseitigt; denn es blieb trotz der inneren geistigen Einheit und Geschlossenheit die politische Zersplitterung und das Einspännertum: es dichtet und philosophiert, erfindet und fabriziert und treibt seine Kunst und Sache jeder auf eigene Faust, aus seinem Winkel hinaus in die Welt. So überraschte das Ländle Deutschland und die Welt mit einem Schiller und Uhland, einem Hölderlin und Mörike, einem Schilling und Hegel, einem Robert Mayer, einem Friedrich List, einem Daimler und Zeppelin, einem Reiniger und Pleuer und manchem andern immer wieder ganz anders gearteten Genius; dazu mit einer ebenso ausgezeichneten wie unerwarteten Industrie, die dem deutschen Namen in der Welt Ehre macht. Denn der alte Drang zur Bedeutung ist geblieben, der Hohenstaufengedanke ist neu aufgenommen worden, unbewußt aber mit der alten unaufhaltsamen Kraft, nur diesmal klüger, mit der Gewißheit des Erfolges, weil nicht auf Kosten anderer, sondern im Dienst der Menschheit.

Dabei ist das Schrullige, Eigensinnige, Unerwartete geblieben; und man lacht heute wie einst über das Schwäblein. Aber man findet seine Sache nicht mehr dumm, sondern „originell", man ahnt den Geist hinter der Sonderbarkeit und hält heimlich die Hand lose, um mit Respekt an den Hut zu greifen.

[2] Auerbacher, der die Überlieferung aufgenommen hat, nennt die Heimat der Helden: darnach sind drei im Bayrischen Schwaben, also zwischen Iller und Lech, zu Hause; einer ist sicher Württemberger, nämlich von Bopfingen; einer sicher Badner, nämlich von Überlingen; der sechste ist vom Ries, kann also Württemberger oder Bayer sein; der siebte wird bei Freiburg in Baden aufgelesen, und die Überlieferung läßt es unsicher, ob er dort zu Hause ist oder aus dem schweizerischen oder elsässischen Schwaben stammt.

Digitized by Google

Unter uns sind wir die Alten geblieben: es säße immer noch jeder am liebsten allein in einem ummauerten Turm auf einem Berg; es wäre immer noch gerne jedes Städtlein und jedes Dorf reichsunmittelbar und niemand untertan; es ist immer noch das höchste Begehren eines jeden, ganz unabhängig von jedem und allem zu sein, um allzeit und allorts das Recht der eigenen Persönlichkeit mit dem höchsten schwäbischen Trumpf, dem Leibwort Götzens von Berlichingen, ausspielen zu können.

Man mag dagegen von innen oder von außen zu Felde ziehen, es wird wenig Wert haben; und es ist eine Änderung dieser Dinge, dieser „Eigenbrötelei", auch gar nicht erwünscht. Denn was Württemberg heute seine Bedeutung im deutschen Geistes- und Wirtschaftsleben gibt, erwächst ihm aus den Bezirken dieses eigenwilligen Persönlichkeitskultes, nicht aus irgend welchen stofflichen Reichtümern oder den Künsten des Geschäfts: der Träumer und der Erfinder, der Spintisierer und der Wissenschafter, das Kind und der Weise, der Einspänner und der Starke sind Brüder. Man überlasse darum dieses Feld der Sonderbarkeit seinem eigenen Gesetz: es ist der Boden, aus dem eine württembergische Ernte erwächst. Andre Felder hat das arme Ländle nicht.

* * *

Geschichte und Volkstum.

Was brauchen wir weiter Zeugnis? Sind nicht Siedlungen, Landbau, Kunst, Religion, Lied, Sprache, Sitte, Brauch und das ganze Gesicht des Volkes, seines Landes und Lebens deutliche Zeugen von der Art und dem Wesen der Menschen? Gewiß.

Aber es sind diese Runen des Lebens nicht ohne weiteres und nicht für jeden lesbar, vor allem aber ist das Werden und Wachsen der Eigenart, das Gesetz der Entwicklung nicht ohne einiges Nachdenken zu erkennen.

Das Wesen eines Menschen wird bestimmt durch die Dinge von innen und die Dinge von außen.

Für die Menschen von Württemberg sind neben der Abstammung vor allem die geschichtlichen Erlebnisse und der landschaftliche Einfluß von Bedeutung geworden.

Das Land Württemberg[3] war schon in vorgeschichtlicher Zeit gut besiedelt und bebaut. Die württembergische Vor- und Frühgeschichtsforschung hat Art, Leben und Arbeit dieser Menschen erschlossen, aber Blut und Sprache nicht zu bestimmen vermocht.

Wenn auch immer wieder alte Völker gingen und neue kamen, das Geschlecht derselben ist im Lande nicht erloschen: der Knecht und der Arme

[3] Vgl. hierzu: August Lämmle, „Unser Volkstum" S. 143 ff. Verlag Silberburg, Stuttgart 1925.

Digitized by Google

und der mit seiner Sippe Zerfallene blieb immer zurück und wurde von den Zuwandernden oder dem neuen Herrenvolk in die Siedlungs- und Lebensgemeinschaft, später auch in die Blutsgemeinschaft aufgenommen.

Von diesem Fremdblut sind überall noch volkskundliche Spuren vorhanden: vor allem weist die Geringschätzung, die einzelnen Ortschaften und Ortsteilen zuteil wird, auf unebenbürtige Leute hin. Auch das Aussehen, sprachliche Eigentümlichkeiten, Abweichungen in Sitte, Brauch, Wohnung, Speise, Arbeit und Werkzeug erweisen auch heute noch klar das fremde Blut. Denn es lebt alles Wesen in einer Spur fort, es bedarf nur des Schlüssels zur Lösung des Rätsels.

So haben wir auch in Württemberg keine reinblütige Bevölkerung; waldreiche und unfruchtbare Landschaften und geeignete Schlupfwinkel, dazu die Unruhe der ersten Zeit nach der Landnahme der Alemannen erleichterten dem vordeutschen Volk den Aufenthalt im Lande. Auch hatten die Alemannen, die jahrhundertelang um die Sicherung und Erweiterung der Grenzen zu kämpfen hatten, Arbeiter für den Landbau nötig, und es ist sicher, daß sie Kriegszüge über den Rhein zur Gewinnung von Kriegsgefangenen unternahmen; doch wohl nur, um Ackerknechte und Handwerker zu haben. Doch greifen wir damit der Geschichte vor.

Im fünften Jahrhundert v. Chr. ziehen keltische Stämme in das menschenarme Land, bringen eine entwickelte Handwerker-, Bau- und Bauernkultur mit, siedeln sich in Dörfern an und errichten auf abgesonderten Berghöhen ihre befestigten Fliehburgen.

Die beginnende Völkerwanderung bläst die Friedlichen nach allen Winden auseinander.

Etwa hundert Jahr nach Christi Geburt sind die Römer da, die den am Mittelrhein mißlungenen Angriff gegen Germanien nun am Oberrhein und an der Donau versuchen, ihre Grenzgräben nach und nach bis an die Donau, von da über Aalen, Lorch, Welzheim, Murrhardt, Öhringen bis an den Main vorschieben, diesen Limes stark befestigen und durch Heerlager und Straßen sichern.

Hier erscheinen nun, zum erstenmal geschichtlich nachgewiesen, deutsche Völker, die Alemannen, ein Kolonistentrupp der suebischen Semnonen, die an den Havelseen saßen und deren Blut wohl heute noch dort und in Mecklenburg weiterlebt.

Die Alemannen beunruhigten vierzig Jahre den römischen Grenzdienst, um 260 erzwangen sie den Durchbruch, warfen die Römer bis etwa 280 über den Rhein zurück und besetzten das seit Jahrtausenden gut besiedelte und bebaute Land zwischen Main, Rhein, Bodensee, Iller, wobei sie die römischen, keltischen und vorkeltischen Volksreste in sich aufnahmen.

Ihre Siedlungen tragen die Namen der Sippen. Es sind hier wohl in erster Linie die Ortschaften auf —ingen zu nennen.

Alle Berichte, die von den Alemannen als einem Barbaren- oder halbwilden Kriegervolk reden, sind falsch. Ihre Völker waren an persönlicher Tapferkeit und Freude am Kriegshandwerk den Römern gleich, ihnen an jugendlicher Frische und sittlich-religiöser Kraft überlegen. Ihre rechtlichen

Digitized by Google

und gesetzschaftlichen Ordnungen haben nichts von barbarischer Art an sich; die Alten und die Frauen wurden hochgeehrt; die religiöse Lehre und Form zeugt von edler Geistigkeit; Ackerbau und Handwerkunst waren gut entwickelt: die Grabfunde geben deutlich Zeugnis davon.

Sicherungs- und Beutezüge führten die Alemannen über die neuen Grenzen. Um 450 n. Chr. gehört ihnen auch der schon gegen Cäsar von dem suebischen Volk der Markomannen beanspruchte Gau zwischen Schwarzwald und Wasgenwald, das Elsaß, ferner die deutsche Schweiz, das Land vor dem Arlberg und die breite Ebene zwischen Iller und Lech. Und daß es sich dabei nicht nur um militärische Eroberung handelte, erweist sich daran, daß dort überall und ausschließlich heute noch schwäbische oder alemannische Zunge herrscht.

Während viele deutsche Völker in dieser Zeit bei der Landnahme im fremden Volkstum untergingen und fremde Kultur und Sprache übernahmen, waren die Alemannen stark und überlegen genug, sich durchzusetzen und sich das fremde Blut und die fremde Kultur restlos einzuordnen. Ja, soweit wir es übersehen, sind die Alemannen das einzige deutsche Volk, das seine Art im Kampf gegen das Romanentum bewahrte.

Die Gier nach dem römischen Erbe brachte den Zusammenstoß mit den Franken, einem den Alemannen an Staatskunst überlegenen Volk. Die 496 verlorene Schlacht brachte den Verlust von Nord-Alemannien an die Franken und eine Jahrhunderte dauernde Abhängigkeit. Die strategische Grenze der Franken gegen die Alemannen hatte wohl die Hornisgrinde, den Engelberg bei Leonberg, den Asperg, den Lemberg bei Marbach und den Hohenberg bei Ellwangen als südliche Vorposten.

Fränkische Gaugrafen standen im Alemannenlande dem Heeres-, Steuer- und Rechtswesen vor, die Schultheißen, Stellvertreter des Grafen und Ortsrichter, sind aus dieser Zeit. Es geht also die fränkisch-schwäbische Rechts- und Verwaltungsverbundenheit in Württemberg und Baden auf das Jahr 536 zurück, denn auch alle späteren geschichtlichen Änderungen haben die Stammesgrenzen politisch nicht mehr schroff geltend gemacht.

Wohl aber sind die Volkstumsgrenzen geblieben und heute noch ganz klar und deutlich, wenn auch durch Verkehr und Freizügigkeit manches verwischt ist.

Als um 900 herum die fränkische Zentralgewalt zerbrach, schlossen sich die Alemannen oder Schwaben, wie sie sich nun nach ihrem Blut und ihrem Volkstum wieder nannten, nach und nach zu einem einheitlichen Herzogtum zusammen, das zwischen Vogesen, Alpen, Lech und Frankengrenze lag.

Die lange zurückgehaltene Kraft ihres Volkstums, ihrer politischen, militärischen, wirtschaftlichen und künstlerischen Begabung brach nun in einer auch für uns heute noch bewundernswerten Fülle und Schönheit hervor und schuf für Schwaben und Franken und für Deutschland nicht nur Macht und Ansehen nach außen, sondern auch eine Zeit hoher geistiger, künstlerischer und wirtschaftlicher Blüte. Es war ein kurzes Glück. 1268 verlor der letzte Hohenstaufe Krone und Leben in Neapel. Das Herzogtum Schwaben (und auch das Herzogtum Franken) zerfiel; die Großen, an ihrer

Digitized by Google

Spitze der Wirtenberger, Graf Eberhard der Erlauchte, widersetzten sich mit Gewalt und Erfolg dem Zugriff des deutschen Königs.

In den beiden Herzogtümern entstanden Hunderte von Zwergstaaten. Dies wurde durch die landschaftliche Gliederung, die vielen kleinen abgeschlossenen Landschaften mit natürlichen Grenzen, erleichtert und kam auch der Neigung der Menschen entgegen.

Mit der Spaltung verbunden war der Zerfall der politischen Macht und Geltung der beiden Volksstämme innerhalb Deutschlands, was bis heute fortgeht. Die politische Auflösung blieb durch Jahrhunderte als eine offene Wunde am Körper des Deutschen Reiches; und da in diesem Lande der ewigen Wirren kein Widerstand zu erwarten war, gingen hierher auch die französischen Vorstöße.

Die Zerbröckelung und der immer und immer wieder in kriegerischen Abenteuern auflodernde Gegensatz der Mächtegruppen unter sich und gegeneinander, der Fürsten und Städte, der Ritterschaft und der geistlichen Herrschaften, ging nun im rechtsrheinischen Schwaben und Franken jahrhundertelang fort.

Daraus ergab sich auch die konfessionelle Spaltung und Inselbildung. Politische Ohnmacht nach außen, wirtschaftliche Unfruchtbarkeit nach innen, sondertümliche Entwicklung von Recht, Gesetz, Sitte, Brauch waren weiter die Folge.

So entstand die sinnlose Eigenbrötelei, die Enge und Scheu unsrer Menschen, die Putzigkeit und Nichtsnutzigkeit der kleinen Höfe, die Hanswurstiade der Reichsstädtlein und Reichsdörfer, die Wichtigtuerei der Beamten und Ortsgrößen, das Festhalten und Betonen der alten überlieferten Rechte, Vorrechte und Würden, der kleinbürgerliche Familiendünkel, die Vetterles- und Bäsleswirtschaft und dazu all das närrische, lustige oder fade Getue und Getriebe der letzten Jahrhunderte, das noch in unsre Zeit herein fortwirkt und ein Stück unsres Wesens geworden ist.

Daher kam aber auch das Beharren im überlieferten Väterbrauch, die Bodenständigkeit und die Pflege stammestümlicher Eigenart und Besonderheit und der rege Sinn für Familien- und Heimatgeschichte; und daraus entwickelte sich trotz der scheckigen Vielheit ein eigener Stil des Lebens, der auf der Überlieferung aufgebaut und nicht leicht zu verdrängen ist.

Und diese Zurückhaltung, dieses Zurückstauen der Kräfte war nicht ohne Segen: die Enge und Beschränkung im äußeren Raum und in den äußeren Mitteln, das Beharren auf dem alten Kopf und Zopf schuf in den lebendigen unruhigen Geistern dieses Volkes jene Fähigkeit zur Vertiefung, jenes wunderliche Sinnieren in religiösen, philosophischen, künstlerischen und technischen Dingen, brachte die Einstellung auf die eigene Kraft und den eigenen Willen und dazu die Überlegenheit gegenüber den Wechselfällen des Glücks und des Lebens.

Das ist gemeinsamer Ertrag der Württemberger aus dem geschichtlichen Werdegang. Franken und Schwaben in Württemberg, jedes einzelne politische Gemeinwesen, Katholiken und Protestanten haben je wieder besondere und eigene Erwerbungen des Volkstums.

Digitized by Google

Das Abhängigkeitsverhältnis der Kleinen von den Großen, das Untertanen- und Hörigentum, die Entrechtung und Enteignung war in beiden Volksstämmen durch das überstarke persönliche Rechts- und Freiheitsgefühl und die Abwesenheit subalterner Gesinnung nicht so stark und nicht so folgenschwer, wie in manchen anderen Ländern. Das Beispiel für die schwäbische Auffassung des Untertanenverhältnisses gibt klassisch jener Herr von Zimmern, der beim Eintritt des Kaisers hinter dem Tisch sitzen blieb, nur das Lederkäpple ein wenig rückte und sagte, mehr habe er nicht nötig. —

Was weiter als besonders württembergisch zu vermerken ist, möchte ich an anderer Stelle sagen. —

Rechts des Rheins bildeten sich aus dem gemeinsamen Stamm im Lauf der Jahrhunderte zwei neue, größere Staaten:

Bei der Teilung des staufischen Besitzes griff keiner kecker und härter zu als Wirtenberg. Die Fürsten dieser kleinen Herrschaft, deren Hausbesitz um Stuttgart herum lag, wußten durch Klugheit, Sparsamkeit und Tapferkeit das Ihre zu halten und zu mehren, sie gelangten unter dem ausgezeichneten Grafen Eberhard im Bart 1495 zum Herzogtum und nach großen Schwierigkeiten bei der Neuordnung unter Napoleon zu einem wesentlichen Teil des schwäbischen Stammesherzogtums, dem die fränkischen Landesteile im Lauf der Jahrhunderte zugewachsen sind.

Im rechten Rheinwinkel schufen sich die mit den Hohenstaufen versippten Zähringer eine eigene Herrschaft und entwickelten sie zum Großherzogtum Baden.

Die Schwaben unterstehen heute den sieben Herren Württemberg, Baden, Bayern, Preußen (Hohenzollern), der Schweiz, Österreich (Vorarlberg) und Frankreich (Elsaß).

Auch der deutsche Frankenstamm untersteht sieben Herrschaften: Württemberg, Baden und Bayern, Thüringen, Hessen, Preußen und Frankreich (Lothringen).

Das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit ist bei den schwäbischen Gruppen teilweise erloschen. Die Badner und die Schweizer haben den alten Namen Alemannen für ihr Volkstum wieder aufgenommen. Es ist heute die staatliche Gebundenheit bei den Gruppen meist stärker als die Verbundenheit des Bluts und der Art.

* * *

Volkstum und Heimat.

Der Mensch ist in seiner Heimat gewachsen wie der Baum und der Berg. Ein Quell hat sie getränkt, ein Himmel hat sie umstrahlt, eine Sonne hat sie durchwärmt. Aus der Erde nimmt der Mensch sein Brot. Sie ist ihm Schutz und Freude.

Wo ein Volksstamm Jahrtausende in seinem Lande gesessen ist, hat sich der Mensch dem Lande angepaßt, dessen Kraft, Art, Wesen, Seele in sich aufgenommen.

Digitized by Google

Der Mensch übernimmt Körperliches, Seelisches und Geistiges aus dem Heimatboden: so geht die Schöpfung des Menschen ewig fort, und wir verstehen das Bibelwort: „Und Gott, der Herr, machte den Menschen aus einem Erdenkloß" (1. Mose 2,7).

Und wie der Mensch, so ist auch aus dem Lande herausgewachsen und ihm angepaßt seine Arbeit, sein Haus, sein Kleid, seine Speise, Sitte und Brauch, Lied und Sprache und Religion: sie nahmen aus der Kraft und Art der Erde, aus dem Licht, der Wärme und den Wolken des Himmels, aus den Lüften und Düften, den Farben und Klängen der Heimat ihr Wesen und ihre Form wie der Mensch. Die Heimat ist die Mutter, Mensch und Heimatdinge sind Geschwister.

So einseitig und eng sie sein mögen, so fest und sicher stehen die Menschen, die in ihrer Heimat blieben, in ihren Begriffen. Daraus entspringt die Sicherheit des Urteils und des Handelns und die Geradlinigkeit des Lebens. Und daher kommt auch das köstliche Gefühl der Ruhe, wenn einer in seine Heimat zurückkehrt: hier ist er und die Umwelt eins, er ist bei sich.

Ond mueß mr aus dr Hoimet furt
ond onter fremde Mensche nei',
no bleibt e Stück vom Herze dort:
i schätz, es wurd wohl s Herzstück sei'.

Ond ob mr wacht ond ob mr schloft,
am Pflueg, am Werkbank, en dr Rueh,
em Sorgestuehl, em Kirchestuehl
denkts hehlenge dr Hoimet zue.

Dieses Zusammenwachsen mit der Landschaft, dieses Geborgensein in der Geselligkeit des Lebens der Heimat, dieses Gleichgewicht von Mensch, Leben und Land: das ist Heimatgefühl.

Aus dieser Dreiheit erwächst das Höchste, was dem Menschen eigen ist, nämlich die naturhafte göttliche Kraft, die sich im Volkstum ausprägt. So löst sich der alte Fluch auf in einen Segen: „Von Erde bist du genommen, zu Erde sollst du wieder werden!"

* * *

„Ich habe ein geringer Land als Euer Liebden alle!"[4] sprach der Graf Eberhard im Bart von Wirtenberg 1495 auf dem Reichstag zu Worms, als sich die Fürsten ihrer Länder rühmten.

Das Wort gilt heute noch.

Klein ist auch heute noch das Land, mäßig ist seine Fruchtbarkeit, gering der Gehalt an natürlichen Reichtümern.

[4] Vgl. hierzu: August Lämmle, „Über das württembergische Volk". Württembergische Studien, herausgegeben von Peter Goßler, Stuttgart, Verlag Silberburg 1925.

Digitized by Google

Württemberg ist, wenn es sich zur Geltung bringen will, in erster Linie auf die geistige und sittliche Leistung seiner Menschen angewiesen.

Aber auch die Möglichkeit zu solchen Leistungen verdanken wir vielfach unsrem Land.

Die Grenzen Württembergs liegen zwischen dem Bodensee, dem Ulmer Land, dem Taubergrund und den Schwarzwaldhöhen der Hornisgrinde.

Welche Vielgestaltigkeit steckt in diesem Raum! Die Geschichte der Erdrinde ist hier Blatt um Blatt aufgeschlagen; die meisten Schichten treten zutage und bilden Landschaften.

Aus Urgestein und Buntsandstein baut sich der Schwarzwald auf. Und der Schwarzwalderde und dem Schwarzwaldhimmel hat sich Pflanze, Tier und Mensch angepaßt.

Und es ist darum der Schwarzwälder ein Eigener und ein Anderer als jeder andere des Landes.

Und es ist sein Samen und seine Ernte, sein Werktag und sein Sonntag, seine Weisheit und seine Torheit, sein Gott und sein Abgott gewachsen aus dieser Heimat und verwachsen in diese Heimat.

Im Schwarzwaldvorland liegt im Gebiet des Muschelkalks und der Lettenkohle das Heckengäu und das Strohgäu. Die Namen nennen die Sache: neben dem armen Geißbauern sitzt der gewichtige Ochsenbauer, dessen Kornfelder wogen wie ein Meer. Breit ist sein Land, sein Dorf, sein Haus, sein Leben, sein Wesen, sein Gang, seine Sprache.

Um den Neckar und seine Seitentäler sammelt sich die Kraft und Lebendigkeit unsres Landes. Wie ein Garten ist es gebaut, Obst reift an den Hängen, Wein fließt von den Hügeln. Stadt drängt sich an Stadt und Dorf an Dorf.

Hier hat sich die schwäbische Gemütlichkeit aufgelöst in Lebendigkeit, Starrheit wurde zur Kraft, Träumerei zu erfinderischer Geschicklichkeit.

Als ein fester Rückgrat legt sich der Steinriegel der schwäbischen Alb mitten durch das Land. Hinter trutzigen Felsenstirnen träumt hier die seligste Landschaft. Hier ist unberührte Natur, Erde und Himmel sind wie Bruder und Schwester, Ruhe geht aus von Wald und Weide, eine stille Heiterkeit erfüllt die Landschaft, die, vom Himmel als einer kristallenen Glocke umgrenzt, erscheint wie eine Insel des Friedens und der Zeitlosigkeit.

Das ist die „Rauhe Alb", die schwielige Bauernfäuste, aber auch Brot und Sicherheit schafft, und die um ihrer Kraft und Schönheit willen das Wanderland und die stets bereite Zuflucht von uns Städtern geworden ist.

Und so ist der Albler: versonnen und verschwiegen, genügsam und altem Brauch ergeben, in die Ferne blickend und an ihre Wunder glaubend, nicht ohne verborgene Tiefen wie die Alb und nicht ohne kantige Härten wie ihre Felsen.

Nördlich und nordwestlich von der Alb ist das württembergische Keuperland, der spätbesiedelte Gau unseres Landes. Hügel und Hang und Schlucht und Wald und Feldstück und Siedlung wiederholen sich in immer neuen Formen und Farben. Schwer ist der Boden, hart die Arbeit,

Digitized by Google

klein der Besitz, eng das Leben. Aber das Begnügen wohnt hier und eine die Armut besiegende Behaglichkeit.

Weinlaub und Blumenbrett schmücken das Fachwerkhaus, Obst und Wein, Milch und Brot, Holz und Stein geben das Auskommen.

Nirgends wird ausdauernder und zäher gearbeitet als im Keuperland, nirgends ist die Mühe ums tägliche Brot größer als hier.

Ein heiterer, sangeslustiger Menschenschlag wächst hier, jederzeit bereit, das gute Jahr zu genießen und das schlechte durch Taglöhner- oder Fabrikarbeit auszugleichen.

Es ist kein Wunder, daß hier der württembergische Pietismus seine festen Sitze hat.

Die weite, lichte, oberschwäbische Hochebene trägt eiszeitlichen Gletscherschutt.

Breit ist dieses Land und hat Raum für seine Kinder. Und breit und behaglich ist das Leben der Menschen. Ein Überfluß ist hier an Wald und Wasser und Acker, an Himmel und Luft und Sonne.

Und hier ist der Bodensee, eine der Köstlichkeiten der Erde. Und hier ist das Ried, das geheimnisvollste Kind unserer Natur. Und hier ist das Allgäu, das Sommerhaus der Sonne und das Winterhaus des Schnees.

Und hier ist viel Sinn für ursprüngliche hingebende Frömmigkeit, denn hier schiebt sich an den regennahen Tagen der Vorhang zurück, daß Mann und Frau und Kindlein von dem Bänklein vor dem Haus aus hinausschauen können in die Wunderwelt der Alpen und des ewigen Schnees. —

In diesen überall eng umgrenzten und abgeschlossenen Landschaften liegen seltsam verschiedene Städtlein: betriebsam die einen mit trefflichen Erzeugnissen und lebhaftem Verkehr, verträumt die andern mit seinem Bauwerk und Zeugen alten Geschehens; dazu die stillen Dörfer der Bauern, sorgsam gepflegt wie Acker und Weinberg, und da und dort die kleinen Weiler und Höfe, an denen die Zeit und ihre Launen spurlos vorbeigehen.

Und Feld und Wald und Siedlung und Berg und Tal und Wasser atmen eine heitere Ruhe und Gelassenheit und sind willig, jedem den Frieden zu geben, der sich an ihre Brust werfen will.

Viele unserer Menschen leben auch heute noch ganz in ihrem Lande: sie feiern mit ihm Frühling und Herbst, der Wechsel der Jahreszeiten und die Bewegungen des Himmels und des Wetters sind ihnen wichtig; Samen und Ernte, Frost und Hitze beschäftigen ihr Denken und Fühlen: sie leiden mit dem Land in der Dürre, sie jubeln mit ihm im Rausch der Blüten und sie segnen den Herbst und seine Früchte.

Nichts bestimmt einen Menschen so stark wie die Landschaft, in der er lebt, und die Arbeit, die er an ihr und in ihr tut.

Aus dieser Hingebung an die Heiterkeit des Landes erquillt auch die Heiterkeit, die ein Teil des Wesens der württembergischen Menschen ist. Und so finden wir auch das Schnörkelige und Eigensinnige unserer Täler und Berge in den Menschen wieder; und nicht zäher und härter ist der Boden des Landes als der Wille und der Schädel der Bauern.

Digitized by Google

Das Land ist zum größeren Teil kleinbäuerlicher Besitz. Einiges gehört Staat und Gemeinden, wenig den Kirchen und dem Adel. Große Gutshöfe wie im Norden des deutschen Vaterlandes gibt es auch in den neuwürttembergischen Landesteilen Oberschwabens und im Hohenlohischen nicht.

Wir haben in Altwürttemberg schon im 14. Jahrhundert ein Gesetz gehabt, das die Lehen, d. h. die Bauernhöfe gleichmäßig unter die Kinder zu teilen gestattete.

Das geschah, bis die Ackerlein so schmal wurden, wie sie hier sind, und die Teile so klein, daß großer Fleiß, größere Anspruchslosigkeit und größte Haushaltungskunst dazu gehört, um aus dem kleinen Ertrag die Hungrigen alle zu speisen und ehrlich durchzubringen.

Diese Erbteilung ermöglichte die Familiengründung auch der jüngeren Söhne und Töchter, ergab einen starken Bevölkerungsüberschuß, der in Notzeiten auswanderte und draußen die schwäbischen Kolonien gründete: „Hätt' meine Mutter Fleisch gekocht, wär ich zu Haus geblieben!"

Es gibt in Württemberg wenig Familien, die nicht Verwandte in Amerika haben. Und sie haben die Zähigkeit zur Arbeit mitgenommen und meist draußen auch ihren schwäbischen Dickkopf durchgesetzt und bewahrt.

So sehen wir hier den Weg aus der Enge in die Weite: das Zusammenhalten und Drauflossparen, bis das Gütlein frei und um einen Acker, eine Wiese, eine Kuh vermehrt ist, ist württembergische Bauernart.

Und nicht anders ist es beim Arbeiter und Handwerker: der Wille zu Freiheit und Aufstieg ist allen gleichmäßig eingeboren.

Dieser Fleiß und dieses zähe Beharren macht auch die Geister und Seelen erfinderisch, besonnen, nachdenksam. Eng ist der Raum, beschränkt ist die Umwelt, aber in die Tiefe und bis zu den Grenzen der Möglichkeit geht der Wille dieser Menschen.

In diesem Geschlecht einfacher Leute sind überall die Anlagen und Kräfte zu geistigen Möglichkeiten gegeben; denn in persönlicher und sittlicher Freiheit, die der Grund und Nährboden alles Geistigen ist, ist hier geworden, was nur eines weiteren Raumes bedarf, um in die Höhen des Menschenlebens und in die Meisterung der geistigen Welt hineinzuwachsen.

Man kann darum in Württemberg nicht in dem sonst üblichen Sinne unterscheiden zwischen einer Oberschicht und einer Unterschicht der Bevölkerung.

Die Württemberger haben durch glückliche Einrichtungen des Schulwesens, durch Seminare und Stift, seit langer Zeit die Möglichkeit gehabt, daß auch der begabte Sohn des kleinen Mannes studieren und bis in die hohen Staats- und Kirchenstellen aufrücken konnte.

Diese Auffrischung ermöglichte die glückliche Gemeinschaft der Stände und Schichten des Volkes und hat das besondere gesellschaftliche, geistige und künstlerische Gepräge des Lebens geschaffen.

Die Lebendigkeit und die grüblerische Neigung schuf auch einen nicht gewöhnlichen Reichtum an geistigem Hausrat und an volkstümlicher bodenständiger Kunst: Sagen und Lieder, Sprüche der Weisheit und Heiterkeit,

Digitized by Google

Erinnerungen an altes Geschehen und schönen Brauch sind überall lebendig, umflechten Vergangenheit und Gegenwart, Land und Menschen mit einem dichterischen Kranz und bestimmen Denkungs- und Lebensart. Und es tragen diese Dinge alle den Erdgeruch der Heimat und sind Spiegel der Landschaft und des Volkstums.

* * *

Schwaben und Franken in Württemberg[5].

Es ist oben einiges Gemeinsame und einiges Besondere der aus Geschichte und Landschaft gewachsenen württembergischen Menschen dargestellt worden. Doch kann diese Arbeit nicht mehr sein als eben ein Versuch, sichere Grundlagen zu finden, um hinter das Geheimnis des Werdens und Wachsens des Volkstums zu kommen. Ausgeschieden aus der Betrachtung blieb die Formung und Bildung durch die Schule und Kirche, die allerlei volkstumsfremde Dinge hereinbringen, und durch den Beruf, der sein eigenes Gesetz hat und die Anlagen in einer bestimmten Art und nach einem bestimmten Ziel hin entwickelt.

Das Gemeinsame kann oft nur schwer festgestellt werden, das Besondere und Persönliche tritt immer stärker in Erscheinung. Gleichheit haben wir nicht einmal unter den Gliedern einer Sippe, um so weniger unter den Gliedern eines Volkes.

Auch Gut und Bös, Weisheit und Torheit sind schwer gegeneinander abzuwägen und abzugrenzen. Sie sind durcheinander bedingt. Unsre Erkenntnis reicht hierfür nicht aus. Ich glaube, daß das Gleichgewicht meist vorhanden ist; jedenfalls gilt vom württembergischen Volk unser Sprichwort: „Der Müller und sein Esel sind immer beisammen."

Wie sehr die wirtschaftlichen Verhältnisse zwar nicht die geistige Struktur, aber Neigung und Tätigkeit beeinflussen, zeigt sich beim württembergischen Volke: hat sich in früheren Zeiten wirtschaftlicher Enge das Grübeln und Studieren mehr religiösen, künstlerischen und philosophischen Dingen zugewandt, so finden wir den Württemberger heute und ganz zeitgemäß ebenso eifrig und erfolgreich bei Naturwissenschaft und Technik.

Aber es ist immer noch so: bis die Geistigkeit zum Durchbruch kommt, muß viel Widerstand überwunden, muß eine herzhafte Portion Dickköpfigkeit und Eigensinn in Beweglichkeit und Geschmeidigkeit umgewandelt werden; denn so lebendig das Hirn, so hart ist die Stirn, und so gut der Kern, so spröd ist die Schale.

Es sind in Württemberg (wie in Baden) Zweidrittel bis Dreiviertel Schwaben (Alemannen) und Einviertel bis Eindrittel Franken. Erstere wohnen im Süden, letztere im Norden des Landes. Die Grenze geht von Marbach nach Nördlingen.

[5] Vgl. hierzu: August Lämmle, Unser Volkstum. Verlag Silberburg, Stuttgart.

Digitized by Google

Es gibt aber mehr Schwaben und mehr Franken außerhalb als innerhalb Württembergs (und Badens). Wir haben keine Stammesgrenzen, sondern Landesgrenzen, die, wie auch sonstwo, bestimmt wurden durch Schicksal und Willkür.

Die württembergischen Schwaben und Franken sind im Lauf der Jahrhunderte eine Leid- und Freudgemeinschaft geworden, was ein gar festes Band ist, wie ja überhaupt die Kameradschaft oft stärker ist als die Blutschaft.

Nicht auffallend ist zwischen Schwaben und Franken der Art- und Rassengegensatz, den wir zwischen Bayern und Schwaben oder in schroffer Form zwischen Bayern und Norddeutschen bemerken.

Aber „Blut ist ein ganz besonderer Saft": im Wesen der Menschen sind die Unterschiede so lebendig wie am ersten Tag, nur die Lebensformen haben sich angeglichen.

Immer noch ist das Frankenantlitz anders als das Schwabengesicht: im fränkischen Gesicht geben die Linien, die die Jochbeine mit dem Kinn verbinden, eine dreieckähnliche, im schwäbischen Gesicht eine rechteckähnliche Form[6]. Dem Antlitz gibt vor allem die Nase den Charakter, Mund und Augen bestimmen den Ausdruck.

Die fränkische Nase ist schmal, leicht und gleichmäßig gebogen und hat eine gut ausgebildete Spitze.

Die schwäbische Nase ist kräftiger, hat oft auf gerader Linie hinter der Nasenwurzel die Erhöhung des Nasenbeines.

Der fränkische Mund offenbart vorsichtig die eigene Meinung, auch das Auge ist verhalten.

Der schwäbische Mund hat meist volle Lippen, die leicht aufblühen, das Auge lacht und droht und ist Spiegel der Seele.

Der Schwabe ist, besonders in der Jugend, rasch, ungeduldig und unduldsam, stürmisch, ein „Hitzeblitz", oft unüberlegt und leidenschaftlich. Das Sprichwort sagt: „Der Jud besinnt sich vor dem Handel, der Schwab nach dem Handel." Er wird erst mit 40 Jahren gescheit, er lernt nur aus der eigenen Torheit.

Der Franke ist behutsam. Sein Grundsatz heißt: „Es langt sich noch!" Er ist kühler als der Schwabe und weiß seine Zeit abzuwarten.

Der Schwabe ist Fremden gegenüber leicht scheu, verlegen, mißtrauisch. Es geht ihm das Wort, namentlich das höfliche, nicht leicht durch das Gehege der Zähne. Seine Rede hat Bauernstiefel an und packt mit Bauernfäusten zu. Er nimmt kein Blatt vorn Mund. Seine Frömmigkeit, seine Weichheit, seine Güte sucht er nach außen und vor Fremden hinter kurzem unfreundlichem Wesen zu verstecken. „Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist." Wenn er „nein" sagt, ist damit nicht bewiesen, daß er nicht

[6] Anmerkung des Herausgebers: Vgl. W. Hellpach, Das fränkische Gesicht, Untersuchungen zur Physiognomie der deutschen Volksstämme, 1. Folge Sitzber. der Heidelberger Akademie der Wiss., mathem. naturw. Klasse Abt. B, 1921. Eugen Fehrle, Badische Volkskunde (Leipzig, Quelle u. Meyer 1924) I S. 12 ff.

Digitized by Google

„ja" meint. Darum ist ihm, dem überdeutschen Deutschen, Grobheit ein Zeichen von Aufrichtigkeit und Männlichkeit, die er über alles stellt. Darum ist er hehlingen zart, hehlingen lieb, hehlingen fromm. Es ist oft, als schäme er sich der weichen Regung, der höflichen Form, und es ist mancher, der hinter Gepolter die Tränen verbirgt.

Der Franke ist entgegenkommend, gefällig, gewandt und Fremden gegenüber ohne Scheu, sowohl in seinen Reden wie in seinem „Gehabe". Auch ihm eignet ein gut Stück Vorsicht und Mißtrauen, ja diese Vorsicht ist ein Stück seines Wesens; aber er weiß das zu verbergen. Er ist viel zu höflich, um das zu zeigen; die gute Form, das ist seine Sache und sein Stolz. Dieses Bestreben leitet ihn auch in der Entwicklung und Offenbarung seiner Fähigkeiten. Dazu hält er mit seinem Urteil zurück, das Maulbrauchen ist ihm Sache einer mangelnden Lebenskunst oder von Dummheit.

Es sagte der fränkische Gemeinderat, der den Stichentscheid durch seine Stimme geben sollte: „I sooch et sou und sooch et sou. Wenn i sou sooche tät oder sou, no kinnt aner kumme und kinnt sooche, i häb sou gsoocht oder sou!" Und der vor seiner Werkstatt stehende Handwerker, der von einem Fremden nach dem besten Wirtshaus des Ortes gefragt wurde, antwortete: „De maaste (meisten) Lait genge in Krone!"

Diese Vorsicht ist Sache der Rasse und zweifellos auch der Erziehung. Es ist beim Franken nicht Falschheit und nicht Unaufrichtigkeit, sondern das ist seine Lebensart, seine Klugheit und Lebenskunst, wenn er die eigene Meinung hinter vorsichtigen Worten versteckt. „I werd mi hüte!" sagt er. „Ich kann mich beherrsche!" sagt er. „Was gehts mich ou?" sagt er. „Halts Maul!" sagt der Mann zur Frau, wenn sie ein Wort zuviel sagen möchte. „Mr moochs net howe!"

Dagegen ist Vortrag und Gebärde gerade umgekehrt. Der Franke hat die leichte Entbundenheit des Temperaments wie der Bayer und die mittelmeerländischen Völker, der Schwabe die bis zur Leblosigkeit gehende Gebundenheit des Nieder- und des Angelsachsen. Es ist das zweifellos wieder nicht alles Erbanlage, sondern es ist die Anlage konventionalisiert.

Ich erinnere mich aus meiner Kindheit, daß die Unterstützung der Rede durch Handbewegung oder Gebärdenspiel von den Eltern und der Großmutter sofort auf das schärfste unterbrochen wurde: „Laß die Gramassen!" „Laß die Händ in Ruh!"

Der Schwabe lehnt das gebärdenhafte Sprechen als zudringlich ab, er unterdrückt es bei den Seinen, er schätzt es gar nicht beim Pfarrer. Ja, es ist ihm schon die Erhebung der Stimme ein Zeichen von unbeherrschtem Wesen.

Aber der „Jäst", jener jähe Zornüberfall, den wir am Schwaben kennen, hängt gerade mit dieser unter Zwang gehaltenen Ruhe des Temperaments zusammen.

Und es ist zweifellos jene weitgehende Freiheit, die der Franke dem Temperament gestattet, nur ein Beweis größerer Sicherheit und Be-

Digitized by Google

herrschtheit; zweifellos hat der Franke die ältere Kultur; daher auch seine großartige Beherrschung der Form bei Dichtern und Künstlern.

Der Jäst ist Schwabensache. Der Schwabe wirft seinen Zorn heraus, wie man einen Eimer Wasser ausschüttet.

„Dort hot dr Zemmerma 's Loch naus gmacht!" sagt der Schwabe zu dem aufdringlichen Bettler und droht mit zorniger Hand.

„'s werd aim ganz hamelig sei', wenn mr dich nimmer sieht!" sagt der Franke und kehrt dem Lästigen den Rücken zu.

Die innere Beherrschtheit des Franken zeigt sich auch in der Art, wie Feindschaften ertragen werden: der Franke vermag die Gegnerschaft durch äußerlich höflichen Verkehr zu verdecken; zwei Schwaben, die einander feind sind, sitzen nicht zusammen an einen Tisch, halten es auch nicht im gleichen Verein aus; einer verläßt die Partei: „Wenn der in Himmel kommt, will ich nicht hinein!"

Dem Franken ist Maßhalten Lebensgesetz, während dem Schwaben oft Neigung zu Maßlosigkeit, im Guten wie im Bösen, eigen ist.

Es gibt in beiden Stämmen viel gut begabte Köpfe. Beim Franken ist ein starker Sinn für die Wirklichkeit zu spüren; bei den Schwaben finden wir, wie bei der Jugend, viel Träumer, Grübler, Spintisierer.

Es sind also starke Gegensätze, und doch liegen die Dinge oft so nahe beieinander, daß es einer besonderen Wortkunst bedarf, um sie zu unterscheiden. Man kann sagen:

Der Franke lächelt, der Schwabe lacht.
Der Franke ist heiß, der Schwabe ist hitzig.
Der Franke ist stät, der Schwabe ist langsam.
Der Franke ist spitzig, der Schwabe ist scharf.
Der Franke ficht mit dem Degen, der Schwabe mit dem Säbel.
Der Franke ist den Menschen ein Rätsel, dem Schwaben sind die Menschen ein Rätsel.
Der Franke guckt nach dem Wetter, der Schwabe guckt nach dem Himmel.
Der Franke „uzt", der Schwabe spottet.
In Franken sagt man schöppeln, in Schwaben sagt man saufen.
In Franken schaut einer um Brot um, in Schwaben heißt mans betteln.

* * *

Stimmen von Volkstum und Heimat.

Von manchen alten und neuen Siedlungen in Württemberg kann man sagen, daß sie Stimmen der Heimat und des Volkstums sind. Wir sehen Dörfer und Städtlein, Häuser und Brücken und Kirchen, Wiesenwege und Bachufer, die von der menschlichen Hand gestaltet sind und doch aussehen, als wären sie gewachsen und geworden wie Baum und Fels.

Es ist hier nicht mehr Raum dazu, diese Dinge auszuführen. Sie sind Geschwister und nur andere Zunge der Sprache des Volkstums und

Digitized by Google

der Heimat, die uns aus den Namen und Sagen und Liedern, aus Sitte und Brauch, aus Glaube und Aberglaube, Fest, Spiel, Tanz und Tracht, Schwank und Mundart bekannt ist.

Wie diese Dinge sich alle einstellen auf Heimat und Leben, soll kurz das Beispiel der Mundart zeigen.

Es war oben von den kleinen engen Landschaften und von den kleinen wirtschaftlichen Verhältnissen in Württemberg die Rede. Daraus entwickelte sich in den Menschen der Sinn und die liebevolle Beachtung und Pflege des Kleinen. Daher kommen in unsrer Mundart die vielen Wörter auf „le“:

„Vatterle, Mutterle, Schätzle,“

„Kätherle, Gretle, Bäbele, Annemirle, Nanele, Menele, Päule,“

„Aberle, Eberle, Hofele, Hefele, Aichele, Buchele, Ehrle, Fehrle, Bentele, Schnürle, Kümmerle, Kämmerle, Veigele, Vögele, Lämmle.“

Diese Verkleinerungswörter beherrschen geradezu unsre Sprache. Das beginnt schon in dem köstlichen Spiel der Mutter mit dem Kind:

„Stirnle, Augle, Näsle, Bäckle, Mäule, Kinnle, Gürgele, gürgele!“

Dann finden wir es in hundert Formen im Abzählreim. Aus der Franzosenzeit blieben ein paar Zahlwörter hangen: un, deux, trois. Daraus wurde: „Ene dene do, kapernalle no.“

Daraus wohl: „Anderle banderle schlag mi net, Kraut ond Spätzle mag i net!“

Und schließlich vollendet schwäbisch, unter Verzicht auf Sinn und Verständnis mit hingebender Freude an Wortklang und Rhythmus: „Enzerle, zenzerle, zizzerle, zä, aichele, baichele knöll!“

Dasselbe Bild zeigt das Zwiegespräch zwischen Stammgast und Kellnerin in einer der kleinen Weinstuben in Stuttgart oder Ulm:

Der Gast ruft: „Rickele!“

Die Kellnerin fragt: „Wasele?“

Der Gast bestellt: „E Viertele!“

Das Rickele bringts und sagt: „Sodele!“

So hat die Mundart den Erdgeruch der Heimat, ist Spiegel der Landschaft und des Volkstums. Und sie zeigt dazu deutlich den Griffel der Geschichte.

Die Mundart ist anders im Schwarzwald als auf der Alb oder sonstwo, anders in Wort, Form und Sprechmelodie.

Es hat eben jedes Lebensgebiet seine eigene Sprache und wird sie haben, solange Himmel und Erde und Arbeit und Leben, solange Blut und Schicksal der einzelnen Menschen verschieden sind.

Mundart ist also Ausdruck des besonderen sinnlichen und seelischen Erlebens, dabei Anpassung an das Wesen der Dinge, wie sie Natur, Landschaft und Himmel in besonderer Eigenart hervorbringen oder wie sie aus dem besonderen Wesen der Menschen herauswachsen.

Mundart ist also eine Sprache über die Allgemeinsprache hinaus hin zu Landschaftlichem und Persönlichem.

Digitized by Google

Dazu ist die Mundart Gefäß und Zeuge des geistigen Wesens. Es gibt kaum einen besseren Schlüssel zu den Menschen eines Stammes als die in Sprichwörtern, Redensarten und allerlei schnurrigem Schwank ausgeprägte Lebensweisheit, Beobachtungsgabe und Sprachkunst. Auch der Zweifler wird dem Volkstümlichen die Geistigkeit nicht absprechen, wenn er hört:

„Mr moi't oft von oim r sei fett, ond r ist bloß gschwolle!"

„Em April hats dr Herrgott am beste, do ka' r s Wetter mache, wie er will."

„D Hauptsach ist, daß d Hauptsach d Hauptsach bleibt."

„E jeder Baurehof kann en Lompe vertrage, bloß dr Bauer därfs net sei'."

„Seit d Baure d zeah Gebott nemme haltet, hält dr Herrgott d Wetterregle nemme!"

„Wenns et em Holz leit, no geits koi Geig" oder „Aus em e Besetztiel kann mr kei Huppepfeife mache!"

„Onter ällem ist Betrug, bloß onter dr Milch ist Wasser!"

„Weit vom Schuß geit alte Kriegsleut!"

„s ist no, bis gschluckt ist!"

„Ens Bettelmanns Beutel verdirbt viel Witz!"

„Dr alt Kaiser häbs schao gsait, die Hieb, mo oiner kriegt häb, müeß r bhalte!"[7]

* * *

Schlußwort.

Wer württembergisches Volk und Volkstum kennen lernen will, kann es studieren aus den Werken seiner Dichter und Künstler, aus der Mundart, den Liedern und Sagen und Schwänken, am besten aber, wenn er das Land durchwandert und eine Zeit mit den Menschen lebt und arbeitet.

Das Land ist reich an Bergen und Tälern, Hügeln und kleinen Ebenen, das Gelände gestattet selten einen Weitblick, jede Wanderstunde eröffnet eine neue kleine Welt.

In dieser kleinen Welt ist die Heimat der Menschen. Hier liegen seit Jahrtausenden ihre Toten, hier ist jeder Fußbreit Bodens mit dem Schweiß und Blut der Väter getränkt, hier wurzelt und ruht ihr Leben und Lieben, hier haben die Menschen Arbeit und Brot. Darum sind sie wie ihr Land:

Etwas derber und härter ist der Kornschwabe und der Kornfranke. Etwas feiner und geschmeidiger ist der Weinschwabe und der Weinfranke.

Zäher sind, die in Wäldern wohnen, weitsichtiger die am See, gewandter die an den Verkehrsstraßen und in den großen Städten. Kenntnisreicher und geschickter sind die Studierten, aber nicht weiser. Langsamer und einfältiger sind die Bauern, aber nicht dümmer.

[7] Vgl. „Der Volksmund in Schwaben" v. August Lämmle (1924, Verlag Silberburg in Stuttgart).

Digitized by Google

Das Land ist reich an gepflegten Wäldern, guten Wiesen und Weiden, wohlgebauten Feldern und Weinbergen, an wasserreichen Bächen und Brunnen und an Mühlen, die voll Korn sind.

Das alles und die lieblichen reinlichen Dörfer, die gewerbsamen Städte voll Kunst und edlem Bauwerk reden eine deutliche Sprache. Württemberg ist ein gutes Land, ein Franzose hat Stuttgart „das Lachen" der Welt genannt.

Die Menschen des Landes zwischen Bodensee und Tauber haben einige besondere Vorzüge und einige besondere Fehler. An den letzteren halten sie mit großer Liebe und Zähigkeit fest und erweisen sich so als gute echte Deutsche.

Es ist noch viel Sang in Württemberg, kein Wunder, da ja Himmel und Landschaft voller Psalmen sind.

Die Württemberger sind nicht besser als die andern Deutschen und auch nicht viel schlechter. Aber sie sind etwas Besonderes wie die andern auch; und es ist gut, wenn das erkannt und beachtet wird.

Mitteilungen

Das Rabbinerloch bei Wittichen im bad. Schwarzwald

In einem Seitentale des Wittichener Baches, etwa 20 Minuten vom Kloster entfernt, hat sich ein Sturzbach, der nur nach starkem Regen reichlich Wasser führt, einen wilden Kessel gegraben. Die Leute nennen ihn „Rabbinerloch" u. wissen zu der Erklärung des Namens eine kleine Sage: Ein durchwandernder Rabbiner soll hier von Räubern überfallen und ermordet worden sein. Dabei ist ihnen der Begriff Rabbiner ungeläufig. Daß man in den unheimlichen Tobel eine Mordtat verlegt, ist aus der Umgebung heraus verständlich. Die Geschichte liefert zu dieser Sage den Kern. Im Jahre 1636 versuchte der Pfarrer des Klosters Wittichen die kostbaren Kirchengeräte vor den heranziehenden Truppen des Obersten Rosse in Sicherheit zu bringen. Die schwedischen Soldaten erschlugen und beraubten den Geistlichen unweit des Klosters auf dem Wege nach St. Roman[1]. Es kann nur im Rabbinerloch gewesen sein. Später erhielt die Vorliebe des Volkes für grauenvolle Geschehnisse neue Nahrung. Im Jahre 1796 wurde ein französischer Generaladjudant an dieser Stelle in den Hinterhalt gelockt und gefangen genommen[2]. Das furchtbare Strafgericht, das auf diese Tat folgte, ist völlig vergessen, hat aber dazu beigetragen, das Gefühl für die Unheimlichkeit dieses Waldteiles wachzuhalten.

Warum es ausgerechnet ein Rabbiner sein muß, der hier ums Leben kam?

[1] Vgl. mein „Kloster Wittichen", Wittichen S. 27.

[2] Schenkenzeller Pfarrakten, veröffentlicht in der Offenburger Zeitung 1895, Nr. 111, 113, 115.

Digitized by Google

Wenn eine Schar lebensfrischer Buben wild durch Hecken und Wälder streift, dann sagt man hier, sie seien „Rawiner". Man verbietet ihnen im Hinblick auf ihre Kleider, so ungestüm zu „ravosen". Kommt ein junges Mädchen aufgeregt und zerzaust zu ihren Freundinnen zurück, so wird sie geneckt: „der hot di abr nit schläächt in dr rawusete ghett". Wir sind hier auf den Weg zum Französischen gewiesen, von dem zahlreiche Splitter als Reste früherer Besatzungen und Einquartierungen in unserer Mundart zurückgeblieben sind: franz. ravager — verwüsten, le ravin — der Hohlweg, la ravine — der Regenbach, Sturzbach, die Schlucht.

Bezeichnend ist, daß das Volk die geschichtlich beglaubigten Mordtaten vergessen hat, das Grauenvolle der Taten aber im Bewußtsein behielt und nach einem Wortanklang eine Person erfindet.

Schiltach. Otto Beil.

Der Hubertusschlüssel in der Pfalz

Die Tollwut, die in Süddeutschland kürzlich in erschreckendem Maße um sich gegriffen hatte, weckt die Erinnerung an die zahlreichen Mittel, die die Volksmedizin zu ihrer Bekämpfung und Verhütung einst zur Verfügung hatte. Zu ihnen gehörte das sog. Notfeuer oder Räderschieben[1], ein anderes, das bald den Sieg davon trug, war die Hubertusstola und der Hubertusschlüssel.

St. Hubertus († 727), der Schutzheilige der Jäger[2] und der Jagdhunde, stammte aus vornehmer Familie. Er jagte einst am Karfreitag im Ardennerwalde, da erschien ihm zwischen dem Geweih eines Hirsches das Bild des Gekreuzigten in goldenem Glanz. Bekehrt, wurde er zum Bischof von Maastricht (= Lüttich) geweiht und erhielt bei dieser Feier in Rom vom heiligen Petrus, der ihm erschien, einen goldenen Schlüssel und eine Stola. Schlüssel und Stola dienten später in den Händen der Benediktinermönche von Andain, der Abtei, die nach Überführung der Gebeine des Heiligen (825) St. Hubert heißt, der Bekämpfung und Verhütung der Tollwut[3].

Wie heute der von einem wütenden Hunde Gebissene schleunigst ein Pasteursches Institut für Infektionskrankheiten aufsucht, so wallfahrtete man einst in ähnlicher Lage nach dem Ardennenkloster St. Hubert, ließ sich da einen Schnitt in die Stirn machen und dann einen Verband anlegen, der einen kleinen Teil von der Stola des Heiligen enthielt. Besser noch, wenn dies zur Vorbeugung geschah; dazu dienten auch schon die seit 841 in St. Hubert bekannten Weihbrote, die Hubertusbrote, die Mensch und Tier genossen; dienten Medaillen, Hörnchen, Schlüssel, Ringe, die mit der Stola des Heiligen berührt waren und die man zum Schutz gegen Wut trug; auch die Zugehörigkeit zur Bruderschaft des heiligen Hubert

[1] Vgl. meine „Pfälzer Volkskunde" (1925) 326 f.

[2] Man hat an St. Hubertus Züge Wodans erkennen wollen (D. Heubach, Arch. f. Religionswissenschaft 23, 162, nach Picks Monatsschrift V 629) und sogar das Urbild des Jägers aus Kurpfalz in ihm gesehen (K. Christ).

[3] A. Martin, Hessische Blätter für Volkskunde XIII 1914, 48 ff.; derf., Die Einkehr (der „Münchener Neuesten Nachrichten") 1925, 351; A. Franz, Die kirchlichen Benediktionen im Mittelalter I 1909, 215, 274.

Digitized by Google

verlieh ähnliche Sicherheit. Noch 1852 ließen sich die Wallfahrer in St. Hubert die Stirnhaut ritzen und in die Wunde Teilchen der Stola einlegen; bemerkenswert ist dabei, daß nur Katholiken geschnitten werden konnten; Protestanten und Juden, die die heilige Stätte aufsuchten, nähte man nur einen gedruckten Zettel auf den Rock. Und doch war nicht etwa Rücksicht auf die Stola schuld an dieser Maßnahme; dem Volksglauben nach ersetzten sich die von ihr genommenen Teilchen nachts wieder von selber, ohne daß sie je kleiner ward.

Eine andere Kur, die zu St. Hubert geübt wurde, war die mit dem goldenen Schlüssel. Nach den noch vorhandenen Exemplaren von Hubertusschlüsseln war dies später eher ein Brenneisen, dessen Platte die Gestalt eines kleinen Jagdhorns zeigte. Die Kraft, die einst dem goldenen Schlüssel von St. Hubert innewohnte, ging auch auf andere Schlüssel über, die dort geweiht und mit der Stola des Heiligen berührt waren. Später sehen wir auch sonstige Zeichen der Platte des Schlüssels eingegraben. Zum Schutze gegen die Tollwut brannte man nun die Tiere auf die Stirne, Menschen auf den Daumenballen, die Stelle der Hand, die die Handwahrsager als den Sitz der Vernunft ansahen. Den Hubertusschlüssel, dessen Gebrauch seit Beginn des 16. Jahrhunderts nachweisbar ist, finden wir besonders häufig im 18. Jahrhundert, und zwar von Benediktinern und Landgeistlichen angewandt; doch begegnet er auch in den Händen von Schmieden und Jägern und wurde bis gegen Ende fast des 19. Jahrhunderts gelegentlich verwendet. Zahlreiche Schlüssel haben sich erhalten, mit wenigen Ausnahmen indes nur im deutschen Sprachgebiet[4].

Auch im Bereich der heutigen Pfalz finden wir Spuren der Verwendung des Hubertusschlüssels. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts sehen wir in der Gegend von Kusel einen katholischen Geistlichen aus Oberkirchen (Ostertal) mit einem Sankt-Hubertus-Schlüssel, dessen Platte die Buchstaben I. N. R. I. trägt, operieren[5]; zum Schutz gegen Krankheiten und Seuchen wurde das Siegel den Menschen auf den rechten Arm, Tieren auf die Stirn eingebrannt. So wurde an dem katholischen Viehhirten zu Konken (November 1735), der von einem „wütigen" Hund gebissen worden war, und auch an seinen Schweinen vorsichtshalber verfahren; auch in Großbundenbach machte man (1758) von dem Schlüssel Gebrauch. Im Dezember 1763 behandelte man zu Liebsthal und Quirnbach in gleicher Weise etliche von Hunden gebissene Schweine; der Geistliche segnete auch Wasser, Brot und Hafer, was man neun Tage füttern sollte, um zu vermeiden, daß das Unglück innerhalb der nächsten zehn Jahre wieder vorkomme; auch einige Leute in den beiden Orten wurden behandelt[6]. Vertreter von Kirchen, die Reliquien des heiligen Hubert besaßen, genossen besondere Kraft; dies war der Fall bei den beiden Orten Lattrey und Nonweilles, wo die Behandlung die gleiche war wie in St. Hubert. 1779 erscheint der Kaplan von Nonweilles in St. Ingbert, wo „die Gemeindsglieder auf begehren mit dem St. Hupertus Schlüssel gebrennet" wurden[6]; eine damals in St. Ingbert herrschende Seuche war Veranlassung, den Geistlichen kommen zu lassen. Die hier aus dem Westen der Pfalz, dem Westrich mitgeteilten Belege scheinen dafür zu sprechen, daß die Verehrung des heiligen

[4] Ein Exemplar im Bayerischen Nationalmuseum, München, Saal 80, Nr. 16, enthält eine ausführliche Beschreibung und Gebrauchsanweisung. Vgl. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde XI 1901, 209 f.

[5] Kirchschaffneiarchiv Zweibrücken, Zensurensachen Rep. IV Fach 29, 448 (Mitteilung von A. Zink in Erdesbach).

[6] W. Krämer, St. Ingbert und seine Vergangenheit (1925) 126; zu Nonweilles s. Hess. Bl. f. Volksk. XIII 1914, 73. Vgl. auch H. Märker, Um Wald und Kohle (1925) 60.

Digitized by Google

Huberti sich von Norden und Westen her der Pfalz näherte; im Rheinland[7], insbesondere der Erzdiözese Köln, war der Kult des heiligen Hubert so stark verbreitet, daß noch neuerdings ein umfangreiches Weiheformular für Wasser, Salz und Brot in honorem s. Huberti dort genehmigt wurde[8]. Unabhängig von unmittelbarer Verehrung des Heiligen breitete sich aber der Gebrauch des Hubertusschlüssels allem Anschein nach auch nach Osten aus; der Landauer F. Pauli[9] erwähnt seiner, ohne sich auf einen bestimmten Teil der Pfalz zu beschränken, noch 1842.

Wie hier die Wirksamkeit des Schlüssels auf natürliche Ursachen zurückgeführt wird, so war es vor Pauli schon der bedeutendste Pfälzer Mediziner, der Begründer der Medizinalpolizei, Johann Peter Frank in Bruchsal, der einer natürlichen Bekämpfung der Hundetollwut das Wort redete. Der Magistrat wurde, wie Frank im Jahre 1784 sagte, zum besten Volksarzt und leistete mehr als die ganze medizinische Fakultät, indem er das Halten von Hunden teilweise ganz verbot oder durch Steuern erschwerte. In den Mitteln zur Bekämpfung der Tollwut aber hatte selbst der aufgeklärte Frank geschwankt: das staatliche Vorbeugungsmittel, das Schneiden des sogenannten Tollwurms der Hunde[10], einer Muskelsehne über dem Zungenband, riet er in der von ihm verfaßten Speyerischen Ordnung 1779 an, weil durch die Operation kein Schaden entstünde; 1788 ließ er es wieder aus der Verordnung streichen.

Zweibrücken. Albert Becker.

Warum verbot Bonifatius kirchliche Flechtornamente?

Es ist wohl vielen bekannt, daß Bonifatius und andere christliche Missionäre das künstlerische Riemenflechtwerk, das sich in altgermanischer Plastik und Miniaturmalerei nicht selten findet, als Heiden- und Götzenwerk scharf bekämpften[1].

Der Knoten hat im Zauber aller Völker und Zeiten eine ganz besondere Bedeutung[2]. Wenn heute noch unser Bauer Strohseile um die Stämme der Obstbäume bindet, um sie vor Mäusefraß zu schützen, so tut er das, was schon tausend Jahre vor Christus die Assyrier taten. Man will damit den Zauberdämon binden. Ähnliches verrät die Volksmedizin. Ein antikes Rezept bei Marcellus verordnet gegen Kopfweh, soviel Knoten in einen rohen Leinenfaden zu binden als der Name des Kranken Buchstaben enthält und um den Hals zu legen. Gegen den weißen Fluß rät ein anderer antiker Naturheilkundiger, 21 Grasknoten mit ihren Halmen um den Nabel zu binden. In Tirol knüpft man heute noch soviele Knoten in einen Faden, als man Warzen hat und hängt ihn unter die Dachtraufe; in Franken macht man aus drei Weidenruten einen Knoten und sagt dazu: Weide, ich winde dich, meine 77erlei Gichter verbinde ich." Das Symbolische dieser Handlungsweise erhellt ohne nähere Erklärung. Am verbreitetsten aber war das sogenannte Nestelknüpfen. „Nestelknüpfen", sagt Amaranthes Frauenzimmerlexikon, „einem

[7] Vgl. O. Schell, Zeitschrift des Ver. f. Volksk. XI, 342.

[8] Vgl. A. Franz a. a. O.

[9] Die in der Pfalz und den angrenzenden Gegenden üblichen Volksheilmittel (1842) 116.

[10] A. Martin, Hess. Bl. f. Volksk. a. a. O. 53, 56.

[1] A. Becker, Pfälzer Volkskunde 115.

[2] E. Fehrle, Zauber und Segen, 38, 60, 71, 72, 77.

Digitized by Google

Paar neuen Eheleuten durch Knüpfung eines Nestels, Verschließung eines Schlosses bei der Trauung oder andere unzulässliche und abergläubische Tändeleien etwas aus Haß und Feindschaft in Weg legen und sie dadurch boshafter Weise verhindern, daß sie die gehörige eheliche Pflicht einander nicht abstatten können". Die griechische Antike glaubte, wenn man bei einer Kreißenden mit übergeschlagenen Füßen oder verschränkten Fingern sitze, verhindere man die Entbindung. Hera verleitete die Moiren, auf solche Weise die Geburt des verhaßten Herakles lange zu hintertreiben. Dieser Aberglaube ging ins Christentum über und verdichtete sich zu der Ansicht, Nestelknüpfer könnten die impotentia virilis zuwege bringen. Schon vor dem salischen Gesetz ward das Nestelknüpfen als schweres Verbrechen erklärt; das Konzil von Regensburg bedrohte Geistliche, welche sich zu diesem Unfug hergaben, sogar mit dem Tode.

Zu Goethes Zeit war der Glaube an das Nestelknüpfen noch weitverbreitet, wie seine „Tagebuchverse" bezeugen:

„Warum der Bräutigam sich kreuzt und segnet,
Vor Nestelknüpfen scheu sich zu bewahren."

Eine große Menge von Zaubermitteln gegen das Nestelknüpfen kennt die Volksmedizin von der Frauenmilch an bis zur Hechtleber und Ständelwurz. Nur scheint dieser Aberglaube selbst sich bei uns zu verlieren, während er in Süditalien, Griechenland und Rußland noch lebhaft blüht. Nach türkischer Ansicht tritt impotentia virilis ein, wenn der junge Bräutigam während der Trauung nur in seinem Schnupftuch einen Knoten trägt oder die Unvorsichtigkeit begeht, gleich nach der Einsegnung den Rock zuzuknöpfen.

Wir sehen, wie hier die Bedeutung des Knotens noch in der ursprünglichsten Art zu Tage tritt: die zauberische Wirkung, deren Aberglauben Bonifatius und seinesgleichen vergebens im jungen Christentum auszurotten suchten.

Rosenheim. Ed. Stemplinger.

Bücherbesprechungen

Paul Heurgren. Husdjuren i nordisk folktro. Oerebro, Dagblads Tryckeri, 1925. 455 S., groß Oktav. Die Haustiere im nordischen Volksglauben (In schwedischer Sprache).

Das übersichtlich angeordnete Werk des Tierarztes H. ist eine wahre Fundgrube für die Volkskunde. Die überwältigende Fülle der volkstümlichen Glaubensvorstellungen und Praktiken, die der Verfasser aus eigener reicher Erfahrung, aus Archiven, alter und neuer Literatur für Schweden, Dänemark, Norwegen, Island und Finnland gesammelt hat, läßt sich am ehesten durch eine Inhaltsübersicht andeuten. 1. Pflege der Haustiere im allgemeinen. Rindvieh, Pferde, Schafe, Ziegen, Federvieh, Hunde und Katzen (Berg-, Wald- und Wassergeister besitzen nach nordischem Glauben besonders treffliche Rinder und Pferde, mit denen sich Haustiere teils zum Nutzen, teils zum Schaden vermischen können. Vorsichtsmaßregeln gegen dieses Trollvieh spielen eine große Rolle). 2. Die Weide. Abwehr gegen Raubtiere. Vorbereitung des Viehes zum ersten Austrieb und die dazu geeigneten Tage und Witterungen. 3. Kalendarium zur Tierpflege. Festtage, Wochen- und Unglückstage. 4. Maßnahmen, um Glück mit dem Vieh zu haben.

Digitized by Google

Aus der Fülle solcher Überlieferungen seien Vorschriften, wie der Stall gebaut werden muß, hervorgehoben. 5. Krankheiten der Tiere, ihre Ursache (meist Zauber) und Heilmittel. Die Anmerkungen zu diesem Abschnitt sind wichtig. Viele Maßnahmen beruhen auf wichtiger Beobachtung und werden mit Unrecht Aberglaube genannt, andere sind Tierquälereien, die bekämpft werden müssen. Der große Erfolg, den Besprechungen bei Blutungen und Wechselfieber haben, beruht auf dem plötzlichen Aufhören der Blutungen aus natürlichen Ursachen, beim Wechselfieber auf den raschen starken Anschwellungen, die fast ebenso rasch wieder zurückgehen, so daß die Besprechung in zahlreichen Fällen wirklich sofort zu helfen scheint. 6. Tierhandel. Alte Bestimmungen. Behandlung des neugekauften Viehes. 7. Schlachtbräuche. — Die deutsche Volkskunde kann wie immer aus dem vielseitigen, ausführlichen nordischen Stoff reichen Gewinn ziehen. Hoffentlich weckt dieses große Quellenwerk, das jedem Freunde volksmäßiger Überlieferung neben weitgehender Belehrung wirklichen Genuß bieten wird, den Sammeleifer auf deutschem Gebiet.

Paul Vinogradoff. Custom and right. Oslo. H. Aschehoug & Co. 1925. Instituttet for sammenlignende Kulturforskning. Einleitungsvorlesung III, 109 S. Brauch und Recht (In englischer Sprache).

Die Entwicklung des Rechtes aus Gewohnheit und Brauch wird im allgemeinen besprochen und an der Entwicklung der Familie, der Entwicklung des Rechtes der Aneignung mit vergleichender Methode näher erläutert. Da die Altertums- und Volkskunde zum großen Teil auf rechtsgeschichtliche Quellen angewiesen ist, ist die Klarlegung der Entwicklung dieser Quellen von großer Wichtigkeit für die Rückschlüsse, die aus ihnen auf Alter und Art der vorausgehenden Sitten gezogen werden dürfen. In dem Zusammenhang möchte ich auf die wichtige Arbeit „Entstehung und Charakter der Weistümer in Österreich" von Dr. Erna Patzelt hinweisen. (Eligius-Verlag, Budapest 1924.)

Otto Jespersen. Mankind, nation and individual from a linguistic point of view. Oslo. H. Aschehoug & Co. 1925. Instituttet for sammenlignende Kulturforskning. Einleitungsvorlesung IV, 221 S. Menschheit, Nation und Individuum in der Sprache (In englischer und dänischer Sprache).

In großzügiger fesselnder Weise wird das Ineinanderwirken von Einzelwesen und Gemeinschaft in der Geschichte der Sprache dargestellt. Bei aller Verschiedenheit der Sprachentwicklungen lassen sich doch gemeinsame Züge feststellen. Dieselben Bedingungen bestimmen die Wichtigkeit des Einzelnen gegenüber dem „korrekten" Sprachgebrauch, die Bewegung von engeren zu weiteren Sprachgemeinschaften. Ähnliche politische, soziale, literarische, geographische Gründe, ähnliche Verkehrsbedingungen führen zur Entwicklung und Auflösung großer Nationalsprachen. Die Reaktion des Einzelnen gegen die farblose Durchschnittssprache führt zur Bildung des „Slang". Ganz allgemein ist der Glaube an die Macht des Namens und der Namennennung und damit die Erscheinung der Tabuwörter. Die Geheimsprachen, die religiösen und poetischen Sprachen weisen gemeinsame Züge auf. Unter der Fülle großer Gesichtspunkte und lehrreicher Einzelheiten sind für die Volkskunde die Kapitel über die Schichten der Sprachen, über Klang als Auswirkung des Spieltriebes, über die Beziehung zwischen Sprache und Religion — zu diesem Abschnitt sei auf Hermann Günkert, „Von der Sprache der Götter und Geister" (Halle 1921) verwiesen — besonders wichtig.

Wien. Lily Weiser.

Ernst Lohmeyer, Vom Begriff der religiösen Gemeinschaft, eine problemgeschichtliche Untersuchung über die Grundlagen des Urchristentums: Wissenschaftliche Grundfragen, philosophische Abhandlungen, herausgegeben von R. Hönigswald, III, Leipzig, Teubner 1925, 86 S.

Digitized by Google

Ein Hauptmerkmal der Kulturgeschichte, die die Volkskunde erforscht, ist das Gemeinschaftsleben. Lohmeyer macht den Versuch, den Begriff der religiösen Gemeinschaft zu klären. Er geht aus vom Urchristentum und kommt zur begrifflichen Erfassung des religiösen Gemeinschaftsgedankens, allerdings weniger im allgemeinen als mehr von der Einstellung des modernen Protestanten aus.

Einwände gegen die Vermischung geschichtlicher und begrifflicher Forschung macht Leisegang in der Philologischen Wochenschrift 1927, S. 362 ff.

Wer sich mit der religiösen Volkskultur, besonders der protestantischen beschäftigt, dem wird das Buch manche wertvolle Klärung und Förderung bringen.

Heidelberg. Eugen Fehrle.

Alte Erzähler, neu herausgegeben unter Leitung von **Johannes Bolte**, 3. Band, **Geoffrey Chaucers Canterburyerzählungen**, nach Wilhelm Hertzbergs Übersetzung neu herausgegeben von **John Koch**, mit 26 farbigen Tafeln, Berlin, Herbert Stubenrauch, 1925, 46 + 581 S.

Das Unternehmen Johannes Boltes, „Alte Erzähler" herauszugeben, ist rüstig vorangeschritten. An die Seite des 2. Bandes, Johannes Pauli, Schimpf und Ernst, ist würdig der 3. aus dem Bereich der volkstümlichen Weltliteratur getreten. Englands Stände des Mittelalters hat Chaucer in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts lebensfrisch und mit reichem dichterischem Können dargestellt. Er ist ein Mann von Welterfahrung: nahm an Feldzügen Englands gegen Frankreich teil, war Hofjunker, Diplomat, bereiste fremde Länder, Italien zumal, war Kontrolleur der Zölle, Friedensrichter der Grafschaft Kent und Parlamentarier. Dieses bewegte Leben verdichtete seine Erfahrungen in einer Reihe von Werken, zu deren besten die vorliegende Rahmenerzählung gehört. Schon das Leben Chaucers allein erweckt unsere Anteilnahme. Mit großem Geschick gibt John Koch aber auch die wissenschaftliche Eingliederung seiner Person und die Bedingtheiten der Werke. Die Canterbury-Erzählungen selbst lesen sich in der anziehenden Darbietung so angenehm und frei vom Übersetzungsbeigeschmack, daß nicht nur der Wissenschaftler seine Freude an dem farbenreichen, vollsaftigen Volksleben hat, sie sind flüssige, angenehme Wegkürzer auch für den unterhaltungshungrigen Gebildeten. Der Text beruht auf des Verfassers Ausgabe: „Geoffrey Chaucer's Canterbury Tales" (Heidelberg 1915) und die wundervollen farbigen Tafeln sind Nachbildungen der Miniaturen aus den Chaucer-Handschriften von Ellesmere und Cambridge, wie sie die Chaucer-Society nachgedruckt hat. Reiche Anmerkungen dienen der wissenschaftlichen Nachprüfung und Weiterarbeit, ein Register würde dem Volkskundeforscher sehr wünschenswert erscheinen.

Albert Wesselski, Märchen des Mittelalters, Berlin, Herbert Stubenrauch 1925, XXIII + 272 S.

Eine sehr erwünschte Sammlung mittelalterlicher Stoffe stellt der vorliegende Band dar. Nicht alle Geschichten sind reine Märchen, wie der Herausgeber selbst sagt, aber es ist auch wahr, daß sich die Grenzen nicht scharf ziehen lassen. Einleitungen und Anmerkungen sind äußerst anziehend durch des Verfassers Auseinandersetzung mit der finnischen Schule und den Ergebnissen Hans Neumanns. Antti Aarne wird scharf angegriffen und Hans Naumanns Gemeinschaftskultur ist kritisch beleuchtet. „Die Scheidung, die durch die Benennungen „Primitivität" und „Kultur" ausgedrückt wird, ist nur imaginär, eine Grenze besteht nicht, sie wird nur vorgetäuscht, und ebenso verhält es sich zwischen dem Gemeinschaftsleben der Primitiven und dem modernen". W. will andererseits dem aufgeschriebenen Mär-

Digitized by Google

chen Bahn schaffen, das bislang von der „mündlichen" Überlieferung beiseite gedrängt wurde. — Die Ausstattung des Buches ist sehr hübsch und wird mit willkommen geheißen.

Deutscher Sagenschatz, herausgegeben von **Paul Zaunert, Schwäbische Sagen,** gesammelt von **Rudolf Kapff,** Jena, Eugen Diederichs, 1926, Vertrieb für Württemberg: Verlag Silberburg, Stuttgart. 219 S.

Es ist wohl anzuzweifeln, daß die Zeit der lebendigen Sage vorüber ist, wie der Verfasser im Vorwort sagt. Seine Sammlung selbst ist der Gegenbeweis dazu: fand er doch an entlegenen Orten ebenso gut Stoffe wie im Schrifttum. Daß eine Gesamtsammlung schwäbischer Sagen in einem Band nicht vollständig ist, versteht sich. Für die Einleitung wurde die alte Zweiheit benützt: Natur und Geschichtssagen mit einem Anhängsel: Schwanksagen. Vielleicht wäre doch eine das Wesen der Volkssage angehende Gliederung vorzuziehen, wie der Sammler sie innerhalb der zwei großen Gruppen versucht hat.

Sehr anziehend zu verfolgen ist, wie tatsächlich im schwäbischen Sagengut das Freundliche, Bejahende vorherrscht. So ist auch die Lebenslinie des Schwaben und es ist gut so.

Die Bilder geben dem gefälligen Band eine schöne Abrundung. Er wird jedem Sagenliebhaber willkommene Gabe sein.

Deutsche Bauernweistümer, ausgewählt und herausgegeben von **Eberhard Freiherr von Künßberg,** Jena, Eugen Diederichs, 1926, 168 S.

Die deutschen Landschaften sind hier ausgeschöpft auf ihr Bauernrecht hin. „Der holsteinische Marschenbauer und der Schweizer Senn, der Westfale und der Steirer, der Elsäßer und der Sachse, jeder gibt Auskunft über sein Recht, er weist es, er öffnet es, für sich und seine Nachkommen." Das Buch ist eine bemerkenswerte Sammlung deutschen Volksdenkens in der rechtlichen Hinsicht. So Vieles, was heute im Bauerntum noch lebendig ist, geht ins Hochmittelalter zurück, manch schwer Verständliches aus dem höfischen Leben einer frühen Zeit in Geschichte und Roman findet seine Erhellung aus dem alten Bauerntum. Dazu sind die trefflichen Nachbildungen aus dem deutschen Rechtsleben eine wertvolle Stütze, anziehend in ihrer Eigenart und klärend für die Auffassung.

Plattdeutsche Märchen, herausgegeben von **Paul Zaunert,** Jena, Eugen Diederichs, 1925. 80 S.

Paul Zaunert hat hier einem wachsenden Bedürfnis der deutschen Leserwelt Nahrung gegeben, dem wissenschaftlich und dem schöngeistig Anteil Nehmenden. Die Märchen sind in der Mundart herausgegeben, und das macht sie dreifach willkommen. Auch in diesem fröhlichen Bändchen sind die lieben Bilder eine willkommene Gabe.

Nordische Heldensagen nach Saxo Grammaticus, herausgegeben von **Paul Hermann,** Jena, Eugen Diederichs, 1925. 80 S.

Ein Gegenstück zur Volkssage: „Dieses farbenreiche kulturgeschichtliche Gemälde, von ungeheurem Umfange kann man wohl einen historischen Roman über die Vorzeit der Dänen nennen," schreibt der Herausgeber vom Gesamtwerk des

Digitized by Google

Saxo Grammaticus. Was nun die Thulebücher nicht geben konnten, „Proben von Wikinger-, Abenteuer-, Märchensagas," das hat dieses Bändchen in vorzüglicher Ergänzung aus dem Gesamtwerk des Historikers heraus besorgt. Eine kluge Auswahl ist getroffen, der alte Ton wurde gehalten, Störendes ausgemerzt, und so ist ein treffliches Büchlein entstanden, das samt seinen Bildern sehr willkommen sein wird.

Altgermanisches Frauenleben, herausgegeben von **Ida Naumann,** Jena, Eugen Diederichs, 1925. 74 S.

Aus dem Nordischen sind hauptsächlich die Quellen dieses Buches entnommen. Da aber das Nordische in seinem reicheren Schrifttum bei ärmeren Quellen im Süden nur dessen Spiegel sein mag, kann mit Recht germanisches Frauenleben der Gesamttitel sein.

Von Tacitus und Plutarchs Schilderungen angefangen, ist die Frau im Hause, im Recht, im Kampf, als Mutter und Gattin durch die Jahrhunderte dargestellt.

Eine Frau hat die Quellen selbst ausgewählt, mit reichem Verständnis, und ohne Weichheit. Das macht uns die Sammlung doppelt angenehm. Auch dieses Bändchen schmücken schöne Bilder.

Karlsruhe. Ernst Fehrle.

Jahrbuch für historische Volkskunde, herausgegeben von **Wilhelm Fraenger.** I. Band: Die Volkskunde und ihre Grenzgebiete. Mit 206 Abbildungen. Lex. 8°. 348 S. Berlin 1925. H. Stubenrauch, brosch. 20 Mk.

Die Volkskunde war in den letzten Jahren bestrebt, sich immer mehr als selbständige und methodisch durchgebildete Wissenschaft zu erweisen, mit Hilfe zahlreicher Einzeluntersuchungen und Monographien, einiger tüchtiger Fachzeitschriften, der bedeutsamen volkskundlichen Bibliographie Hoffmann-Krayers, wozu nun Fraengers stattliches Jahrbuch der historischen Volkskunde als ein wertvolles Organ neu hinzukommt. Der Nachdruck liegt auf dem Wort historisch, denn es soll mehr als seither die geschichtliche Entwicklung der Volkstumserscheinungen verfolgt werden. Geplant ist zunächst, die Wissenschaftsgeschichte der Volkskunde zu bearbeiten, von der Humanistenzeit an bis ins 19. Jahrhundert, ferner für größere Kulturabschnitte die volkskundlichen Quellendokumente darzubieten. Weiterhin sollen volkswüchsige Persönlichkeiten, wie etwa Fischart, Bruegel, Abraham a/St. Clara, Gotthelf u. a. ihre Darstellung finden. Als Stoffgebiete werden insbesondere Volksdichtung, Bauform und Bildnerei des Volkes nach ihrer historischen Seite untersucht werden.

Der vorliegende Band für 1925 ist gewissermaßen ein Vorbereitungsband für die späteren Aufgaben, indem er sich methodologischen Fragen widmet und die Zusammenarbeit mit einigen wichtigen Grenzgebieten behandelt, wie Vorgeschichte, Religionsgeschichte, Rechtsgeschichte, Literaturgeschichte und Kunstgeschichte. Umfassende Aufsätze behandeln die Wechselbeziehungen dieser Gebiete zur Volkskunde. Es folgt dann für jede der genannten Disziplinen mit Ausnahme der Vorgeschichte jeweils eine Einzeluntersuchung, die das Grundsätzliche an einem praktischen Beispiel erläutert, sowie eine eingehende kritische Literaturschau des betreffenden Fragenkomplexes. Zu wünschen wäre gewesen, daß auch Volkskunde und Sprachgeschichte ein Kapitel erhalten hätte, besonders aber Volkskunde und Kulturgeschichte. Denn gerade letzterer gegenüber sind die Grenzlinien noch wenig geklärt, wie auch dieser Band an mehreren Stellen beweist. Ein neuer-

Digitized by Google

licher Versuch Mackensens in der Zeitschrift für Deutschkunde 1926, S. 577, eine Wasserscheide zwischen Volkskunde und Kulturgeschichte zu finden, kann nicht ganz befriedigen. — Ersprießlich wäre es auch gewesen, die methodologischen Beziehungen zwischen Völkerkunde und Volkskunde mit hereinzunehmen. Doch ist schon mit den diesmal gewählten Grenzgebieten ein weites Arbeits- und Diskussionsfeld eröffnet.

Der erste sehr beachtenswerte Beitrag von Arthur Haberlandt über Volkskunde und Vorgeschichte[1] fordert engere Fühlungnahme der beiden Wissenschaften, um dem etwas oberflächlichen Schema von einer Evolution der neueuropäischen Kultur etwa seit der Völkerwanderung entgegenzuarbeiten und die Kontinuität der Kulturwandlungen von prähistorischer Zeit an zu erweisen. Nicht ein Aufzeigen von Parallelen der Praehistorie zu heutigen Erscheinungen des Volkslebens könne dabei genügen. Vielmehr gelte es, unsere volkskundliche Überlieferung in vorsichtigem Rückwärtsschreiten in bestimmten Kulturstufen der Vorgeschichte zu verwurzeln. Haberlandt führt dafür eine Reihe lehrreicher Beispiele an.

Eine besondere grundsätzliche Bedeutung hat die zweite Abhandlung des Buches: Prolegomena über vergleichende Volkskunde und Religionsgeschichte von Hans Naumann. Er zeigt den primitiven Volksglauben als eine hauptsächliche Wurzel für die Religionsbildung der Kulturvölker; besondere Bedeutung habe der urtümliche Totenglaube, von dem selbst der Erlösungsgedanke der christlichen Religion stark beeinflußt sei. Nachdem Naumann auf Reliquienkult, Märtyrerglauben u. a. eingegangen ist, fordert er volkskundliche Analysen der christlichen Heiligen und der göttlichen Gestalten überhaupt. Sehr überrascht seine Einschätzung des katholischen Christentums, vom Blickwinkel des Volkskundlers aus gesehen, gerade weil Naumann sich selbst als Protestant bekennt. Der Katholizismus habe im breiten Volk so starke Wurzeln schlagen können, weil er es verstand, das Ewig-Primitive in vollem Umfang in sich aufzunehmen und dadurch ein weihevolles Gefühl steter Verbundenheit mit den himmlischen und irdischen Mächten wachzuhalten.

Der städtischen Volkskunde zu ihrem Recht verhelfen will ein Beitrag von H. Fehr über das Stadtvolk im Spiegel des Augsburger Eidbuches (2. Hälfte des 16. Jahrhunderts). Es handelt sich um 153 sogenannte Mißtrauenseide für die verschiedenen Berufe und Stände zur Zeit der Zünfte. Die Stadtgemeinde ist durch die Eide bis ins Kleinste gesichert und geregelt. Den Eidesformeln sind Miniaturmalereien vorangestellt, die in Recht, Wirtschaft und Technik der Augsburger Bürgerschaft Einblick gewähren. Es ist nur kein Grund einzusehen, weshalb Fehrs Beitrag unter Religionsgeschichte statt unter Rechtsgeschichte steht. — Eine umfassende Arbeit über Rechtsgeschichte und Volkskunde liefert der beste Kenner dieses Gebietes Freiherr v. Künßberg. Als Quellen für die Rechtsauffassung des Volkes weist er Sagen, Sprichwörter, Bräuche und Kinderspiele nach. Umgekehrt werden aus Rechtsquellen wie etwa den Weistümern volkskundliche Aufschlüsse gewonnen. Wichtige Beziehungen bestehen zwischen Aberglauben und Recht, wobei der Aberglaube bald das Recht unterstützt (amtlicher Aberglaube), bald dazu im Widerspruch steht und unterdrückt wird. Von kriminellem Aberglauben wissen die Gerichte noch in jüngster Zeit zu erzählen. Aus den vielen Rechtssymbolen, die die Volkskunde angehen, wird die Egge, das Steintragen, Schandgemälde, das Bottarsen und die Schattenbusse be-

[1] Zur Ergänzung vgl. Mackensen, Volkskunde und Vorgeschichte. Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde III, 88 ff.

Digitized by Google

handelt. Eine Sonderabhandlung Künßbergs über Hühnerrecht in bäuerlichen Weistümern und über Hühnerzauber schließt sich an.

Rob. Petsch behandelt die wechselseitigen Einwirkungen zwischen Volksdichtung und Kunstdichtung an Hand eines Ganges durch die Literaturgeschichte, mit eingestreuten grundsätzlichen Bemerkungen. Dieses Thema: Literaturgeschichte und Volkskunde ist schon früher oft erörtert worden, zusammenfassend besonders in der Prager Rektoratsrede von August Sauer vom Jahre 1907 (2. Aufl. 1925). Als aufschlußreiche Einzeluntersuchung schließt sich an Boltes Arbeit über die Punktier- und Losbücher, die man seither auf die Geomantie oder Sandwissenschaft der Araber zurückführte, die aber schon 1000 vor Christus im Chinesischen vorkommen. Die deutschen Losbücher, unter denen das bekannteste Wickrams „Kurtzweil" von 1539 ist, stammen meist aus dem 15. und 16. Jahrhundert. Proben aus einem niederdeutschen, einem Ulmer und einem Kölner Losbuch sind beigegeben.

Im 5. Abschnitt des Buches handelt Michael Haberlandt über Volkskunde und Kunstgeschichte und will damit der Kunstwissenschaft nicht etwa nur die neue Provinz der Volkskunde überantworten, sondern darüber hinaus die Kunstforschung in der volkskundlichen Richtung beeinflussen. Von den gewählten Beispielen sei besonders das Problem des Monats- oder Weltbaumes genannt. — Der Herausgeber Fraenger bringt lehrreiches Material über die weltbekannten Neuruppiner Bilderbogen. Aus der Frühgeschichte des Ruppiner Hauses sind von etwa 1000 Bilderbogen freilich insgesamt nur noch 49 bekannt, die hier eingehend geschildert und in einem Katalog chronologisch aufgeführt werden. Bei den ältesten Stücken zeigt der Holzschnitt, wie im 18. Jahrhundert in ganz Westeuropa, gegenüber der Hochentwicklung im 16. Jahrhundert eine auffällige Rückbildung, die indes nicht als Dekadenz, sondern als neue primitive Stileinheit in Bilderbogen, Volkskalendern, Spielkarten usw. erscheint. Da wird die Holzschnittechnik durch die neumodische Steinzeichnung verdrängt, orientiert sich jetzt nach der hohen Kunst und wird so in ihre Stilwandlungen hineinbezogen. Hier überschneiden sich also deutlich sichtbar primitives Gemeinschaftsgut und höhere Individualkunst, sodaß es möglich wird, die viel genannte Naumann'sche These: Volkskunst — gesunkenes Kulturgut — zu überprüfen. Der Bilderbogen der älteren, primitiv gebundenen Stufe entartet zunächst durch die nachgeahmten akademischen Kunstmethoden, er wird rationalisiert, und notwendigerweise lösen sich die alten Formen auf. Das bedeutet einen Fortschritt in technischer Hinsicht, aber einen inneren Verlust, denn die Bodenständigkeit und Nairität wird aufgegeben zu Gunsten eines Allerweltsgeschmacks, zu Gunsten der „Nachahmung". Nachgeahmt oder gar kopiert wird einmal die klassizistische Form der Akademie (Gustav Kühn, der 1805 das Geschäft übernahm, hatte die Berliner Kunstakademie besucht!), ferner die humoristische und satirische Zeitkunst. In welcher Weise die Angleichung und Umwandlung erfolgte, zeigt Fraenger in sorgfältiger Stilvergleichung. Zwei etwa 25 Jahre auseinanderliegende Bilderboger, die das Leiden Christi darstellen, sind dafür vortreffliche Unterlagen. Auch stofflich geht man von dem Bäuerlichen und Kleinbürgerlichen zum Städtischen über. In Technik, Stil und Stoff paßt man sich an die Marktbedürfnisse an, man kommt zur billigen Schablone, zum Massendruck. Erst jetzt dringen die Bilderbogen, die zu Hunderttausenden hinausgehen, ganz ins Volk, bis freilich nach kurzer Blüte diese Biedermeierkunst, die für Unterhaltung, Erheiterung und Bildung des Volkes viel zu bedeuten hatte, zu Grabe getragen wird. Die kleinbürgerlichen Idyllen, der vormärzliche Humor, wie er in den Krähwinkeliaden und Berliner Witzen der Neuruppiner Bilderbogen sprudelte, hatte keinen Platz mehr in den Gründerjahren, die

Digitized by Google

ja auf dem Gebiete der Kunst sich durchweg als Kultur der Geschmacklosigkeiten kundtaten. Gleichzeitig mit dieser inneren Entwicklung fällt die Umwandlung der Manufaktur in einen Fabrikbetrieb zusammen, dem Genre des Bilderbogens wird durch das großstädtische Witzblatt der Garaus gemacht. So sahen wir in diesem verhältnismäßig kurzen geschichtlichen Ablauf von kaum 100 Jahren, wie Volkskunst, die im 18. Jahrhundert selbst mitbestimmend war, durch den fortschreitenden Gang der Kulturentwicklung mit der höheren Kunst berührt, von ihr zersetzt wird, sie nachahmt und mit ihr zu Grunde geht: ein Beispiel, das besser als theoretische Forderungen zeigt, welcher Wert der Volkskunde aus historischer Methode entspringt.

Man darf nach diesem ersten Band des Jahrbuches, das durch seine wissenschaftliche Tiefe und Gründlichkeit Anerkennung verdient, die besten Erwartungen hegen für die kommenden Jahre.

Freiburg i. Br. Johannes Künzig.

Jahrbuch für historische Volkskunde. 2. Bd., herausgeg. von W. Fraenger, **Vom Wesen der Volkskunst, Berlin,** Stubenrauch, 216 S., 92 Abbildungen. 20 Mk.

Kürzlich erschien nun auch der zweite Band von Fraengers Jahrbuch. Wegen der Kürze der Zeit kann er in diesem Heft nicht mehr ausführlich besprochen werden. Aber ich möchte doch kurz darauf hinweisen.

Er steht hinter dem ersten Band an Güte nicht zurück, im Gegenteil, er macht einen noch erfreulicheren Eindruck. Das mag teilweise darauf zurückzuführen sein, daß er viel geschlossener ist. Schwierige Fragen der Volkskunst werden hier der Klärung näher gebracht. Und damit hilft dieser Band zur Aufhellung volkskundlicher Probleme überhaupt.

Heidelberg. Eugen Fehrle.

Deutsche Märchen aus dem Donaulande. In Verbindung mit Viktor v. Geramb, J. R. Bünker, P. Romuald Pramberger, Siegfried Troll und Adolf Schullerus herausgegeben von Paul Zaunert. Jena, Eugen Diederichs 1926, XII u. 343 S. (Märchen der Weltliteratur). Pappbd. 5.— Mk.

Der Zusammenarbeit mehrerer Volkskundler verdanken diese Donaulandmärchen ihre Veröffentlichung. Sie bilden ein wertvolles überraschendes Gegenstück zu Wissers Plattdeutschen Märchen, sie sind ebenso urechtes Volksgut, getreu und unmittelbar in Stoff und Form. Ein gewisser stammeinheitlicher Zug verbindet sie untereinander, ob sie nun in Vorarlberg und Tirol beheimatet sind oder in Steiermark und Kärnten, in Ober- und Niederösterreich, im Heanzenland (Westungarn) oder Siebenbürgen. Die Märchen aus Kärnten und Steiermark, von Viktor v. Geramb und Pramberger beigesteuert, sind hier erstmals veröffentlicht, ebenso einzelne Stücke aus den anderen Landschaften. Die Tiroler Märchen sind der Sammlung der Brüder Zingerle und der Dörlers entnommen; für Siebenbürgen waren Haltrichs „Märchen aus dem Sachsenlande" Quelle, für das Heanzenland das bekannte mundartliche Werk Bünkers. Von Letzterem konnte auch noch eine hinterlassene wertvolle handschriftliche Sammlung verwertet werden. Wo und wie diese Märchen heute leben, darüber macht Pramberger im Vorwort S. VII f. einige interessante Mitteilungen: eine alte Bettlerin, die von einigen kleinen Hunden begleitet von Hof zu Hof zieht, dort den Kindern alte Geschichten erzählt, nirgends Ruhe findet und eines Tages tot in einem verlassenen Bauernhaus aufgefunden wird, der krumpe Hois, der seines körperlichen Gebrechens wegen von Kind auf viel in der Stube sein mußte, der blinde Hirte, der durch den eben Genannten erst wieder an die Geschichten seiner Bubenzeit erinnert wird und ähnliche Leute: Holzknechte, Schirmmacher usw. sinds, die diese Erzählungen einst

Digitized by Google

von der Großmutter, von Dienstboten und Wandernden, die im Bauernhof nächtigten, aufgriffen und mit leidenschaftlicher Teilnahme weitergaben. Manche dieser Märchen sind dem vergleichenden Volkskundler dem Motiv bezw. dem Typ nach bekannt (kurze Nachweise im Anhang), aber sie besitzen darum nicht weniger Reiz, denn sie haben Fleisch und Blut angenommen von dem Volk, das sie erzählt und ihnen lauscht. Bauernburschen, Alpler sind mehrfach die Helden dieser Märchen: wilde, knorrige und ungebrochene Gestalten. Die ganze Urwüchsigkeit der Bergbevölkerung wird beim Lesen dieser Erzählungen lebendig. — Stücke, die mehr ins Sagenhafte hinüberspielen, sind für den Diederichsschen Sagenschatz aufgespart worden, ebenso sind Schwänke, besonders aus der Sammlung Prambergers, für ein Bändchen der Deutschen Volkheit zurückgestellt.

Freiburg i. Br. Johannes Künzig.

Vergils Georgika, ins Deutsche übertragen von Rud. Al. Schröder, München, Verlag der Bremer Börse, 1924.

Diese Schilderung des Landlebens gehört zu den reizvollsten Werken des römischen Schrifttums. Wir sehen entzückende Bilder ländlichen Glückes, erfahren vom Glauben der römischen Bauern, von Wetterzeichen und von der praktischen Arbeit. Da das Werk für die ganze europäische Idyllendichtung Bedeutung hatte und für Darstellung ländlicher Verhältnisse oft als Vorbild diente, kann die Volkskunde es nicht unberücksichtigt lassen. Von dieser Seite wurde es allerdings in letzter Zeit wenig beachtet. Das mag teilweise daran liegen, daß gute Übersetzungen selten sind. Deshalb ist die gediegene Übersetzung A. Schröders, der sich auch sonst als Übersetzer griechischer und lateinischer Schriften bewährt hat, sehr zu begrüßen. Im sprachlichen Ausdruck sucht Schröder dem Geiste der Dichtung gerecht zu werden. Alle Sonderheiten wird man nicht mitmachen wollen (Vgl. Phil. Wochenschrift 1925, 828 ff.). Doch im Ganzen ist die Übersetzung zuverlässig und gut. Nützliche Anmerkungen sind für Laien beigegeben. Druck und Ausstattung des Buches sind schön.

Eugen Fehrle.

Wendische Sagen, herausgegeben von Friedrich Sieber (Deutsche Volkheit) Eugen Diederichs, Jena. 8°. 80 S. und 5 Tafeln. 2.— Mk.

Es mag auf den ersten Blick befremdlich erscheinen, wenn wir in der Sammlung „Deutsche Volkheit" einem Bändchen „Wendische Sagen" begegnen. Rasch aber wird sich der Leser dieser Sagen überzeugen, daß die fremde slawische Art mit dem deutschen Volkstum, das einst die Kolonisten brachten und in das sie nun Jahrhunderte eingebettet ist, sich nicht bloß äußerlich berührt und vermischt hat, sondern mit ihm eine positive und fruchtbare Bindung eingegangen ist. Die daraus erwachsene, bodenverwurzelte Eigenart des nicht viel mehr als 100 000 Seelen zählenden Wendenvolkes der Niederlausitz und des Spreewaldes in dem Spiegel der Volkssage aufzuzeigen, hat Sieber mit Geschick unternommen. Es kam ihm nicht darauf an, um jeden Preis Unveröffentlichtes zu bringen, sondern aus den Sammlungen Willibald von Schulenburgs, Veckenstedts, Grässes und Meiches, die längst vergriffen sind und überdies nur dem Fachvolkskundler in der Regel vertraut sein dürften, ein klares wesentliches Bild der wendischen Sage zu bieten in einfacher, sachlicher Wiedergabe. Sagengruppen, wie Hexen- und Teufelssagen, Schatzsagen usw., die im ganzen deutschen Sprachgebiet und darüber hinaus sich so sehr gleichen, blieben weg, um die charakteristischen Gestaltungen der wendischen Sage zu bringen, wie etwa die Mittagsfrau, die allzu eifrige Schnitter überrascht, die reich entwickelte Wassermannsage, die originellen Erzählungen von dem Neckgeist Pumphut usw. Bei aller durch den Umfang des Büchleins gebotenen Kürze hat man nicht den Eindruck der willkürlichen Auswahl, der bloßen Kostprobe, sondern man fühlt sich mitten in dem ganzen Stoffkreis drin, was gerade durch den Verzicht auf ästhetische Einkleidungen und auf überflüssiges Eigenwissen des Herausgebers erreicht wird. Hierin ist wohl überhaupt ein besonderer Vorzug der planvoll fortschreitenden Diederichsschen Reihe „Deutsche Volkheit" zu erblicken, deren schöne und billige Bändchen in jeder Schule und Lehrerbücherei stehen müßten, denn man

Digitized by Google

darf in den meisten Fällen im Voraus überzeugt sein, daß man keinen Umweg über totes Buchwissen zu machen braucht, sondern lebendiges Erbe unseres Volkes darin findet.

Mailly A., Niederösterreichische Sagen. Mit 6 Bildtafeln. Leipzig-Gohlis 1926 (Eichblatts Deutscher Sagenschatz, Band 12). XVI, 157 S., geb. 4.80 Mk.

Dieser Sagenband aus der alten deutschen Ostmark ist besonders zu begrüßen, weil eine Zusammenfassung niederösterreichischer Volkssagen seit längerer Zeit gänzlich fehlte. Das unvollendete Werk von Leeb, Sagen Niederösterreichs I, 1892, ist lange vergriffen. Die seither erschienenen Sagenveröffentlichungen aus Niederösterreich aber beschränken sich entweder auf kleinere Landschaftgebiete oder sie genügen wissenschaftlichen Anforderungen nicht, weil sie eine getreue, sachliche Wiedergabe zu Gunsten poetischer Ausschmückungen vermissen lassen. Mailly, durch seine Sagen aus Friaul (mit Anmerkungen Boltes) als Sammler bekannt, bietet nun mit dem vorliegenden Band in 283 Sagen einen guten Überblick über sein Gebiet. Aus älteren Sammlungen wie Ziska, Vernaleken u. a., aber auch aus Reisehandbüchern und Ortsgeschichten schöpfend, fügt er einen beträchtlichen Teil mündlicher Neuaufzeichnungen hinzu. Eine Anzahl Sagen ist dem gleichzeitig lieferungsweise erscheinenden Niederösterreichischen Sagenschatz von Calliano entnommen. Die zitierten eigenen Sammlungen des Verfassers, nämlich die Leithasagen, Sagen aus dem Mistelbacher Gau, sowie eine kritische Ausgabe der Wiener Sagen, scheinen in Buchform noch nicht vorzuliegen. Nach dem Beispiel der anderen Bände in Eichblatts Sagenschatz sind die Sagen in 28 Motivgruppen eingeteilt, wie Seelensagen, Weiße Frau, Bergentrückte Geister usw. Es wäre wünschenswert, daß nahe verwandte Gruppen zu größeren entwicklungsgeschichtlichen oder stofflichen Einheiten zusammengefaßt würden. Die Einleitung berichtet kurz über die Geschichte der Niederösterreichischen Sagenforschung, dürfte aber etwas kritischer wertvolle und unbrauchbare Arbeiten scheiden; im Anhang sind vergleichende Anmerkungen beigegeben. Erfreulicherweise ist in der Ausstattung des Buches gegenüber den früheren Bänden des Sagenschatzes ein Fortschritt zu verzeichnen.

Freiburg i. Br. Johannes Künzig.

Max Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte, Berlin, Walter de Gruyter, 1924 ff.

Ein Merkmal der Vorstellungen, die die Volkskunde untersucht, ist die große „Stetigkeit im Kulturwandel". Sie ist bei der Wanderung von Märchen, z. B. durch Jahrtausende beobachtet worden.

Wer sich die Grundbedingungen dieser Vorstellungen klar machen will, wird mit Nutzen die Erscheinungen beiziehen, die jetzt die Vorgeschichte in so zahlreichen Formen aufweist. Die wissenschaftlichen Arbeiten darüber sind allerdings so zerstreut und vielfach schwer zugänglich, daß man sich kaum einen Überblick verschaffen kann. Mit großer Freude begrüßt deshalb die Wissenschaft den Entschluß Max Eberts, mit zahlreichen Fachgenossen ein Reallexikon der Vorgeschichte zu schaffen, das alle Einzelgebiete umfaßt, sie in ausführlichen Aufsätzen übersichtlich darstellt und zu jedem die einschlägigen Schriften nennt, so daß überall ein Weiterforschen erleichtert ist.

Das Werk erscheint seit 1924 in Heften. Es ist rasch vorwärts geschritten. Schon liegen Lieferungen des 10. Bandes vor. Um von seinem reichen Inhalt, vor allem in Hinsicht auf die Volkskunde, einen Begriff zu geben, greife ich aus verschiedenen Bänden beliebig einige Artikel heraus: Grabkultus, Grabsitte, Gruß, Mondidol, Moral, Mummenschanz, Musik, Beschwörung, Blutrache, Männerkindbett, Haus, Hausurne, Handwerk, Heirat, Hochzeit, Idol. Zahlreiche, gut wiedergegebene Bilder sind für Forschung und Unterricht sehr willkommen.

Jedem Volkskundeforscher und den Lehrern aller Schulen sei die Benutzung dieses reichhaltigen, gediegenen Werkes aufs wärmste empfohlen.

Ekkhart, Jahrbuch für das Badner-Land, 1927, im Auftrage des Landesvereins Badische Heimat, herausgeg. von H. E. **Busse**, Karlsruhe, G. Braun, 124 S.

Digitized by Google

Fränkischer Heimat-Kalender für das Jahr 1927, herausgeg. von Anton **Sack**, Würzburg, Reinhold Pfeiffers Deutscher Verlag, 125 S.

Birnauer Kalender, 1927, Überlingen, Aug. Feyel, 119 S.

Diese drei Heimatkalender liegen zur Besprechung vor. Alle drei sind ganz verschieden, jeder ist in seiner Art gut. Hier soll nur auf das Volkskundliche hingewiesen werden.

Busse gibt erfreulicherweise in den Schriften der Badischen Heimat der Volkskunde breiteren Raum als das früher üblich war. Auch sein Kalender enthält jedes Jahr Beiträge zur Volkskunde. Dies Mal sind vor allem die Aufsätze über die Volkstracht zu nennen: Max Walter, Die Volkstracht im badisch-fränkischen Gau; Gottlieb Gräf, Die Alt-Adelsheimer Frauentracht; Walter Tritschellers Schwarzwälder Miniaturen. Alle drei Aufsätze sind mit guten Bildern geschmückt und dürfen von der Wissenschaft nicht unbeachtet gelassen werden.

Sack hat sich wieder wie schon öfters als trefflichen Kalendermann erwiesen. Er erzählt seinen Landsleuten zunächst von der Not des Dreißigjährigen Krieges im Frankenlande. Daneben bringt er allerlei Geschichten „von Hexen und Heiligen, Schnorranten und Teufelskerlen".

Der Birnauer Kalender enthält Sagen vom Überlinger See und erzählt vom Salemer Münsterturm und seinen Glocken und von Überlinger Zunftstangen.

H. J. Rose, Primitive Culture in Italy, London, Methuen u. Co., 1926. 253 S.

Junge Kulturen sind immer stark religiös gerichtet. Deshalb zeitigt ihre Untersuchung überall wichtige Ergebnisse für die Volkskunde, besonders wenn der Verfasser einen so guten und geschulten Blick für volkskundliche Probleme hat wie Rose.

Ich greife einen Fall heraus: In den Kap. 4 und 5 behandelt Rose Worship and Magic und geht dabei auf den primitiven Kalender ein, der von Beobachtungen ausgeht und noch nicht auf Berechnungen beruht wie später. Reste solcher kalendarischen Beobachtungen kann man heute noch überall, besonders bei den Bauern finden.

Der altrömische Kalender hatte in der ersten uns bekannten Entwicklungsstufe 10 Monate. Er begann im März und endete mit dem Dezember. Erst vom Jahre 152 v. Chr. an zählte man 12 Monate, indem Januar und Februar hinzukamen. Das Jahr begann von jetzt an mit dem 1. Januar. Wie hat man aber vorher die 60 Tage zwischen Ende Dezember und Anfang März einberechnet? Diese Zeit zwischen den Jahren galt als tote Zeit, die man nicht mitgezählt hat. Es ist zugleich die gefährliche Zeit, in der man sich allerlei Gefahren aus dem Bereiche dämonischer Mächte ausgesetzt glaubte und deshalb große religiöse Reinigungen vornahm.

Es wäre lehrreich zu untersuchen, ob nicht bei uns der Glaube an unheimliche Mächte, die in der Zeit zwischen den Jahren umgehen, oder vielleicht überhaupt der Glaube an die Mächte der Todesstarre des Winters mit ähnlichen Vorstellungen zusammenhänge.

So gibt das Buch Roses nach verschiedenen Richtungen Anregungen und kann jedem Volkskunde-Forscher, besonders dem klassischen Philologen empfohlen werden.

Auf die **Sagensammlung** des Verlages Hegel und Schade in Leipzig seien unsere Leser besonders hingewiesen (vgl. Umschlag S. 3).

Es ist ein verdienstvolles Werk des Verlages, durch eine bunte Reihe hübsch ausgestatteter und reich mit Bildern versehener Sagensammlungen für Jugend und Volk beizutragen zur Verbreitung dieses wertvollen Gutes deutscher Eigenart. Ihrer Art nach können die Bücher sehr wohl Hausbücher sein und werden dann von alt und jung immer wieder gerne gelesen.

Heidelberg. Eugen Fehrle.

☛ Die Verlagsbuchhandlung **Herbert Stubenrauch** in **Leipzig** fügt diesem Band einen Prospekt über ihr volkskundliches Jahrbuch bei, der zu einer eingehenden Beachtung unseren Lesern bestens empfohlen wird. (Vgl. oben Seite 90 ff.)

Digitized by Google

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde

2. Heft 1. Jahrgang 1927

Inwieweit können die Predigtanweisungen des hl. Pirmin als Quelle für alemannischen und fränkischen Volksglauben angesehen werden?

Von **Eugen Fehrle.**

Pirmin wirkte unter den neubekehrten Alemannen und teilweise auch unter den Franken. Er war bestrebt, die Reste heidnischen Glaubens, die er beim deutschen Volke fand, zu beseitigen. Den Geistlichen, die unter ihm standen, gab er Anweisungen, wie sie in dieser Richtung wirken sollten. Ein Teil davon ist uns erhalten in den Dicta abbatis Pirminii. Sie sind herausgegeben von Caspari in den Kirchenhistorischen Anekdota. Christiania 1882.

Man kann in wissenschaftlichen Abhandlungen und in Darstellungen für weitere Kreise immer wieder lesen und hören, die Anweisungen Pirmins böten einen lehrreichen Einblick in die Glaubensverhältnisse unseres Volkes im 8. Jahrhundert. Und doch hat die wissenschaftliche Forschung in Einzeluntersuchungen dargetan, daß man die Auslassungen der christlichen Geistlichen gegen den heidnischen Aberglauben vom 6. Jahrhundert bis über das Mittelalter hinaus nur in sehr beschränktem Maße als Quelle für deutschen Volksglauben ansehen dürfe.

All diese Ausführungen sind nach einem bestimmten Schema geformt und voneinander abhängig. Die älteste Darstellung dieser Art, die wir haben, ist enthalten in den pseudoaugustinischen Schriften, abgedruckt in Migne Patrologia Latina 39, sermo 129, 130, 265. Die neuesten Herausgeber schreiben diese Predigten dem Bischof Caesarius von Arelate zu. Er ist im Jahre 542 gestorben.

Einige Jahrzehnte jünger als Caesarius ist der spanische Bischof Martin von Bracara, gestorben 580. Seine Schrift gegen den heidnischen Glauben: De correctione rusticorum ist noch erhalten, herausgegeben von Caspari 1883.

Martin geht teilweise auf Caesarius zurück, oder benutzt dieselbe Quelle wie dieser, hat aber noch andere Quellen daneben. Eine kritische Untersuchung dieser Frage wäre lohnend.

Kurz nach Martin schrieb im selben Sinne, mit starker Anlehnung an seine Vorgänger, der Bischof Eligius von Noyon, gestorben 659.

In der folgenden Zeit haben wir Streitschriften gegen die Reste heidnischen Glaubens in verschiedener Form: Bußbücher, Synodalbeschlüsse, Schriften einzelner Theologen. Sie zeigen meist wörtliche Wiederholungen der Vorgänger. Vereinzelt sind Zusätze gemacht, da und dort ist etwas weg-

Digitized by Google

gelassen. Im Ganzen herrscht einige Jahrhunderte hindurch große Einförmigkeit. Nachwirkungen dieser Schriftstellerei sind noch zu spüren bei Geiler von Kaysersberg und über ihn hinaus. Mitten in dieser Entwicklung steht der heilige Pirmin, der von der Reichenau aus weiterging nach dem Elsaß und dem übrigen Alemannien und auch in das fränkische Gebiet kam. Er starb im Jahre 753. Nachdem schon Caspari in den Erläuterungen zu seinen Ausgaben und sonst über den Quellenwert dieser Schriftstellerei gesprochen hatte, wurden in neuerer Zeit einzelne Gebiete näher untersucht. Ich nenne einige Schriften, ohne Vollständigkeit anzustreben: Ernst Maaß, Jahreshefte des Österr. Archäol. Institutes 10, 1907, 108 ff.; Richard Boese, Superstitiones Arelatenses e Caesario collectae. Dissert. Marburg 1909; Ludwig Radermacher, Aus altchristlicher Predigt, Sitzungsberichte der Wiener Akademie 1919, Bd. 187, S. 86 ff.; M. P. Nilsson, Arch. für Religionswissenschaft 1916—1919, Studien zur Vorgeschichte des Weihnachtsfestes; Fedor Schneider, über Kalendae Januariae und Martiae im Mittelalter. Arch. für Religionswissenschaft 20, 1920/21.

Aus diesen Abhandlungen ist eines klar: die christlichen Geistlichen haben in ihren Ausführungen nicht nur den Aberglauben bekämpft, den sie in Wirklichkeit vorfanden, sondern den Aberglauben überhaupt, soweit sie sein Vorkommen für möglich hielten und so weit er ihnen aus dem Schrifttum bekannt war. Dabei lehnen sie sich stark an ihre Vorbilder an, ja schreiben diese zum großen Teil wörtlich ab. Die ältesten dieser Vorbilder, Caesarius von Arelate und Martin von Bracara, bekämpfen in erster Linie den Volksglauben des römischen bzw. griechisch-römischen Heidentums[1], teilweise auch keltischen, in ganz geringem Maße Martin von Bracara in Spanien, wo Sueben saßen, vielleicht auch germanischen.

Manche ihrer Ausführungen lassen sich zurückführen auf ältere griechische und lateinische Quellen.

Es sieht also so aus, als hätte die Forschung ähnlich vorzugehen, wie bei den volks- und völkerkundlichen Schriften der Griechen und Römer. Dort war für die Behandlung der Sitten und Bräuche fremder Völker ein bestimmtes Schema festgesetzt worden, an das die Fragestellung, teilweise auch die Art der Beantwortung gebunden war. Dieses Schema finden wir wirksam von Herodot bis weit über die Germania des Tacitus hinaus[2].

Es ist aber doch ein großer Unterschied zwischen der gegenseitigen Abhängigkeit der ethnographischen Schriften der Antike und dem Verhältnis der christlichen Streitschriften gegen den Aberglauben zueinander. Während die antiken Schriften trotz Anschluß an ein Schema selbständige Darstellungen geblieben sind, übernehmen die christlichen Aberglaubensverzeichnisse größtenteils wörtlich die Ausführungen der Vorgänger. Wichtig ist die Beachtung der Auslassungen und Zusätze. Denn aus ihnen können wir

[1] Für die ersten Jahrhunderte vgl. die treffliche Arbeit von J. Geffken, Der Ausgang des griechisch-römischen Heidentums, 1920, S. 178 ff.

[2] E. Norden, Die germanische Urgeschichte in Tacitus Germania, 3. Ausgabe, 1923; E. Fehrle, Die Germania des Tacitus als Quelle für deutsche Volkskunde: Schweiz. Archiv für Volkskunde 26, 1926, 229 ff.

Digitized by Google

vielleicht da und dort Schlüsse ziehen auf das Vorkommen und Fehlen einer abergläubischen Vorstellung.

Überblicken wir einen Abschnitt der Dicta Pirmins, um seinen Quellenwert zu prüfen: Ich wähle einige Sätze aus dem 22. Kapitel. (Man entsetze sich nicht über das barbarische Latein):

1. Noli adorare idola; non ad petras neque ad arbores, non ad angulos neque ad fontes, ad trivios nolite adorare nec vota reddire.

1. Bete nicht Götzenbilder an; nicht an Felsen noch an Bäumen, nicht in Schluchten noch an Quellen oder an Kreuzwegen betet an und machet Gelübde!

2. Precantatores et sortilogos, karagios, aruspices, divinus, ariolus, magus, maleficus, sternutus, et auguria per aviculas vel alia ingenia mala et diabolica nolite facire nec credire.

2. Mit Besprechern und Losdeutern, Zauberern, Opferschauern, Sehern, Weissagern, Beschwörern, Hexenmeistern, mit dem Vorhersagen aus dem Niesen und den Weissagungen vermittels der Vögel oder mit anderen bösen und teuflischen Eingebungen sollt ihr nichts zu tun haben und ihnen nicht glauben!

3. Nam Vulcanalia et kalendas observare, laurus obponire, pedem observare, effundire in foco super truncum frugem et vinum et panem in fonte mittere, mulieres in tela sua Minerva nominare et Veneris aut alium diem in nuptiis observare et quo die in via exeatur attendire, omnia ista, quid aliud nisi cultura diaboli est?

3. Denn die Vulkanalien und Monatsanfänge zu beachten, Lorbeerbäume aufzustellen, auf den Fuß zu achten, über einen Holzklotz auf dem Herde Getreide und Wein auszuschütten und Brot in die Quellen zu werfen und wenn die Frauen an ihrem Webstuhl die Minerva anrufen, und daß man auf den Tag der Venus oder einen anderen bei Hochzeiten achtet, daß man bedenkt, an was für einem Tag man eine Reise antritt, ist das alles etwas anderes als Teufelsdienst?

4. Karaktires, erbas, sucino nolite vobis vel vestris apendire.

4. Amulette, Kräuter, Bernstein hänget weder euch noch den Euren um.

5. Tempistarias nolite credere nec aliquid pro hoc eis dare, neque impurias, que dicunt homines super tectus mittere, ut aliqua futura possint eis denunciare, quod eis bona aut mala adveniant. Nolite eis credere, quia soli Deo est futura prescire.

5. Den Wettermacherinnen trauet nicht und gebt ihnen nichts für ihre Kunst, auch nicht den „Feuerwahrsagerinnen", die man, wie die Leute sagen, auf die Dächer hinaufschickt, daß sie einem vorhersagen, was sich einem Gutes oder Böses ereigne. Glaubet ihnen nicht, denn nur Gott kommt es zu, das Künftige vorherzuwissen.

Digitized by Google

6. Cervolos et vetulas in Kalendas vel aliud tempus nolite ambulare. Viri uestes feminias, femine uirilis in ipsis Kalandis vel in alia lusa quam plurima nolite uestire.

6. Gehet nicht am Monatsersten oder zu irgend einer anderen Zeit als Hirsche oder als alte Weiber verkleidet umher! Ihr Männer sollt keine Frauenkleider, ihr Frauen keine Männerkleider anlegen, sei es am Monatsersten selbst oder bei anderen lustigen Begehungen, die sehr zahlreich sind!

7. Membra ex ligno facta in trivios et ad arboribus vel alio nolite facire neque mittere, quia nulla sanitate vobis possunt prestare.

7. Machet keine Glieder aus Holz, um sie an Kreuzwegen oder an Bäumen oder sonstwo anzubringen, denn sie können euch doch keine Heilung gewähren.

8. Luna quando obscuratur, nolite clamores emittere.

8. Wenn der Mond sich verfinstert, dann erhebet kein Geschrei!

9. Nolite carminum diabolicum credire, nec super se mittere non presumat.

9. Glaubet nicht an die teuflischen Zauberformeln und hütet euch, sie über euch aussprechen zu lassen.

Betrachten wir einzelne Sätze.

Zu Satz 1. Die ersten Vorschriften ergeben sachlich wenig für die Quellenforschung. Denn das Verbot, Götzenbilder anzubeten, ist von den christlichen Missionaren in allen Ländern ergangen. An Felsen, Bäumen, in Waldschluchten und an Quellen haben Griechen, Römer und Germanen zu ihren Göttern gebetet. Der Satz stimmt teilweise überein mit Martin von Bracara, Kapitel 16.

Wenn bei beiden Schriftstellern die Götterverehrung an Dreiwegen verboten wird, so weist das wohl auf antiken Volksglauben. Denn dort war die Ansicht geläufig, daß Geister an Dreiwegen zusammenkommen. Diese Anschauung lag den Griechen und Römern schon deshalb nahe, weil sie ihre Toten an den Straßen beerdigten. Wenn diese nun Nachts aus den Gräbern kamen, so trafen sie sich an den Wegekreuzungen, wie die Lebenden ja auch. In unserem Volksglauben spielen die Kreuzwege ebenfalls eine große Rolle. Hier werden wir meist antiken Einfluß anzunehmen haben.

Zu 2. Zauberer und Weissager[3] hat jedes Volk. Die hier gebrauchten Ausdrücke stehen zum großen Teil schon bei Caesarius und Martin.

Die Erwähnung des Riesens[4] geht auf antiken Glauben zurück. Caesarius (39, 2269, 1) und Martin führen es an. Etwas benieſen galt bei

[3] Über die Nordgermanen vgl. H. Gering, über Weissagung und Zauber im nordischen Altertum, Kieler Rektoratsrede, 1902.

[4] Stemplinger, Der Aberglaube im Unterricht: Neue Jahrbücher für Pädagogik 23, 1920, 34 ff.; P. Saintyves, L'eternuement et le bâillement dans la magie, l'éthnographie et le folklore, Paris 1921; E. Samter, Volkskunde im altsprachlichen Unterricht, I, 74 ff.

Digitized by Google

den Griechen als Zeichen der Bejahung. Penelope wünscht die Rückkehr ihres Gatten. Während sie davon redet, muß ihr Sohn Telemach niesen. Das wird als gutes Zeichen angesehen (Odyss. 17, 541 ff.). Der griechische Feldherr Xenophon spricht nach einer unglücklichen Schlacht von der Möglichkeit der Rettung. Da niest einer der Soldaten. Alle Umstehenden sehen dies als gutes Vorzeichen an (Xen. An. 3, 29).

Auch den Römern war das Niesen als Wahrzeichen geläufig[5].

Im Altdeutschen hatte das Niesen auch gewisse Bedeutung. Es galt als Zeichen der Verachtung[6]. Heute wird in unserem Volksglauben „etwas beniesen" im selben Sinne verwendet, wie bei den alten Griechen. Wir werden also antiken Einfluß anzunehmen haben und nicht voraussetzen dürfen, daß Pirmin auf deutschen Volksglauben zurückgeht.

Weissagung durch Vögel war bei den Germanen bekannt, bevor römische Einflüsse als maßgebend angesehen werden können. Nach Tacitus Germania, Kapitel 10 beobachten die Germanen zur Erforschung der Zukunft die Stimmen und das Fliegen der Vögel. Das hat sich im Volksglauben bis heute erhalten: Die Stimmen gewisser Vögel verkünden Glück, andere deutet man als Unglücksrufe. Aber schon dem Erscheinen der Vögel an sich schreibt man verschiedene Bedeutung zu: Schwalben bringen den Frühling und das Glück, ein Käuzchen am Fenster oder eine Krähe auf dem Dach weist auf bevorstehenden Todesfall.

In der Antike, besonders bei den Römern waren die Vogelorakel sehr bekannt und vom Staate geregelt und viel befragt. Pirmin kann also hier von antikem oder deutschem Glauben aus zu seinem Verbot veranlaßt sein. Da seine Vorgänger dasselbe Verbot haben, liegt jedenfalls literarischer Einfluß vor. Aus der eingehenden Art, wie Caesarius (39, 2269, 1) die Vogelorakel verbietet, wird man schließen dürfen, daß sie zu seiner Zeit in Südfrankreich noch bestanden. Pirmin dagegen führt keine Einzelzüge an.

Das nächste Gebot, die Vulkanalien nicht zu begehen, muß man wohl auf antiken Einfluß zurückführen. Die Vulkanalien waren ein beliebtes Fest des römischen Volkes und besonders bei der ländlichen Bevölkerung in Italien und in den Provinzen, auch auf keltischem Gebiet bis in das 5. Jahrhundert hinein sehr bekannt[7]. Es ist möglich, daß Kelten und Germanen dies Fest mit den Römern zusammen gefeiert haben. Pirmin kann sein Verbot aber auch einfach von Martin übernommen haben. Wollten wir eine Veranlassung zu dem Verbot im germanischen Glauben suchen, so könnten wir höchstens an die Jahresfeuer denken. Denn auch bei den Vulkanalien spielt das Feuer eine wichtige Rolle. Es läge dann eine interpretatio Romana vor, d. h. die Benennung eines germanischen Brauches mit einem lateinischen Wort, das einen irgendwie, wenn auch nur in Äußerlichkeiten, entsprechenden römischen bezeichnet.

Die Kalenden sollen nicht beachtet werden. Darunter sind die Monatsersten zu verstehen. Die christlichen Schriftsteller meinen im All-

[5] Catull 45 und Friedrichs Kommentar dazu.

[6] Falk und Torp, Norweg. dänisches etymol. Wörterbuch u. Niesen.

[7] G. Wissowa, Religion und Kultus der Römer, 2. Auflage, 229 ff.

Digitized by Google

gemeinen in ihren Schriften die Neujahrsfeier. Das zeigen die Zusatzbestimmungen.

Pirmin kommt im 6. Abschnitt wieder auf die Kalenden zu sprechen. Dort verbietet er, maskiert umzugehen.

Gegen die Maskenumzüge an Neujahr — auch zu anderen Zeiten — kämpfte die christliche Kirche lange, und nur teilweise mit Erfolg. Das zeigen unsere Fastnachtsbegehungen, bei denen vielfach noch dieselben Masken getragen werden wie vor Jahrhunderten.

Abb. 1. Fastnachtsmaske aus dem Werdenfelser Lande in Bayern nach Zeichnung von Fachschuldirektor Otto Blüml, Partenkirchen

In den Maskenverboten alter Zeit wird die Maskierung als Hirsch, Ziege, Rind, besonders Kalb, überhaupt als Tier, dann als alte Frau genannt, die Verkleidung der Männer als Frauen und der Frauen als Männer[8].

Keine dieser Maskierungsarten war unseres Wissens den alten Germanen eigen, auch dem Volksbrauch der Griechen und Römer nicht geläufig. Aber bei den Kelten finden wir Masken in Tiergestalt häufig.

Die oft genannte Hirschmaske wird wohl auf den keltischen Gott Cernunnos zurückgehen, der mit einem Hirschgeweih dargestellt wird. Sie

[8] Hoffmann-Krayer, Neujahrsfeier im alten Basel und Verwandtes: Schweiz. Archiv für Volkskunde 7, 1903, 102 ff.

Digitized by Google

ist in Spanien, Frankreich, Norditalien und Westdeutschland bekannt, also in Gebieten, in denen einst Kelten wohnten.

Heute noch gehen im Werdenfelser Lande in Bayern an Fastnacht Maskierte mit Hirschgeweihen um[9]. Sie sollen dort alt sein. Vgl. Abb. 1.

Ob die Alemannen sie von den Kelten übernommen haben und Pirmin sie tatsächlich in seinem Wirkungsbezirk angetroffen hat, muß dahingestellt bleiben. Verbreitet war sie jedenfalls bei den Alemannen nicht. Aber gerade im Elsaß, wo Pirmin wirkte, saßen neben den Alemannen auch Kelten.

Pirmins Angabe der zweiten Maskenart ist nicht bestimmt zu deuten. Das überlieferte Wort veiculas gibt keinen Sinn. Von den Änderungsversuchen nenne ich zwei: vitulas und vetulas. Das erste Wort bedeutet: junge Kühe bzw. Kälber, das zweite: alte Weiber[10].

Kälbermasken waren den Kelten ebenfalls eigen. Das Wort veiculas könnte also aus vitulas verschrieben sein, wobei man allerdings nicht einsieht, warum nur weibliche Kälber genannt sind. Vitulos wäre die Bezeichnung für Kälber im Allgemeinen. Ist vitulas bzw. vitulos die richtige Lesart, so haben wir es mit einem keltischen Brauch zu tun, der im alemannischen und fränkischen Gebiet bekannt sein konnte.

Gut gestützt durch die Überlieferung ist die Lesart vetulas. Verkleidung in alte Weiber finden wir im Mittelmeergebiet wie bei germanischen Völkern. Dabei kann man an zwei Erklärungsmöglichkeiten denken. Es könnte sich um die „komische Alte" handeln, die besonders bei den Griechen eine Rolle spielte, oder aber um die Darstellung des altgewordenen Vegetationsgeistes.

In germanischen Ländern — auch im Süden — ist der Glaube weit verbreitet, daß der Jahressegen der Landwirtschaft ausgehe und in Zusammenhang stehe mit dem Entstehen und Heranwachsen eines Wesens, das man sich in Tierform oder menschenähnlich vorstellte. Im Verlauf des Jahres wird dieses Wesen alt und mit ihm die Früchte der Felder. Würde dieses altgewordene Wesen in das neue Jahr übernommen, so könnte kein frisches Wachstum aufkommen, da aller Segen an den Wachstumsgeist gebunden ist. Deshalb wird zu Beginn des Jahres oder des Frühlings der altgewordene Wachstumsgeist beseitigt und durch einen neuen ersetzt. Der alte Wachstumsgeist wird in Form einer Strohpuppe oder sonst als altes Weib vorher noch einmal herumgeführt, oder Burschen gehen als alte Weiber verkleidet und machen so das Aufhören des alten Jahres besonders augenscheinlich[11].

So können die durch mehrere Jahrhunderte immer wieder genannten Altweibermasken erklärt werden. Hier könnte germanischer Brauch zu-

[9] Böse a. a. O. 57 ff.; Nilsson a. a. O. 76 ff.; Radermacher a. a. O. 89 ff. 117. 123. Ob hier Einfluß griechischer Mysterienkulte vorliegt, ist bis jetzt nicht erwiesen. Vgl. R. Eisler, Orphisch-dionysische Mysteriengedanken in der christlichen Antike 1925, 260 ff. O. Blüml, Von der Fasenacht im Werdenfelser Land: Bayrischer Heimatschutz, Zeitschrift des Bayer. Landesvereins für Heimatschutz, Verein für Volkskunst und Volkskunde in München, 23, 1927, 127 ff.

[10] Nilsson a. a. O. 76 ff.; Radermacher a. a. O. 89 ff. 118 ff.

[11] Fehrle, Deutsche Feste und Volksbräuche 1927, 51 ff.

Digitized by Google

grunde liegen, es kann sich aber auch um eine Entlehnung aus dem Süden handeln.

Die Verkleidung der Männer in Frauen und umgekehrt ist in vielen Verboten unabhängig von den Altweibermasken genannt. Sie findet sich auch im Kult mehrerer Völker[12]. Dort hat sie ganz verschiedene Gründe. Im Volksbrauch an Neujahr und Fastnacht ist sie noch nicht befriedigend erklärt. Auch über ihre Herkunft wissen wir bis jetzt zu wenig, als daß wir Schlüsse ziehen könnten auf den Quellenwert der Nachricht Pirmins.

Bei dem Verbot, Lorbeer aufzustellen, handelt es sich um den römischen Brauch, an Neujahr Lorbeerzweige an den Türen der Häuser anzubringen, um Segen herbeizuführen und dem Unsegen den Zugang zu wehren. Wir können nach unserer Auffassung solche Zweige Neujahrsmaien nennen[13].

Die Vorstellung, daß eine immergrüne Pflanze oder ein Zweig eines im Frühling zuerst blühenden Strauches oder eine der ersten Frühlingsblumen besonders starke Lebenskraft in sich enthalte und deshalb der Todesstarre des Winters trotzen könne, ist germanischem Glauben so geläufig wie dem griechisch-römischen. Im Norden und Süden Europas werden solche Pflanzen zu Frühlingsanfang oder Jahresbeginn zur Zeit der Wintersonnenwende als Maien aufgestellt, damit etwas von ihrer Lebensfülle auf die Umgebung überströme, auf die Menschen, Tiere und die ganze Dorfmarkung.

Zu solchen Zweigen ist der Neujahrslorbeer der Römer zu rechnen. Dieser Lorbeerzweig ist von den römischen Soldaten und Kaufleuten nach dem Norden gebracht worden. Gerade im Elsaß, wo ja Pirmin wirkte, sind schon früh Stechpalmen und Tannenzweige an Neujahr ganz ähnlich gebraucht wie die römischen Lorbeerzweige. Ein Zusammenhang zwischen dem römischen Brauch und dem elsässischen Wintermaien, dem Vorläufer unseres Weihnachtsbaumes, ist wahrscheinlich[14].

Mit diesem Verbot kann Pirmin also einen Brauch gemeint haben, der seinem Wirkungskreis geläufig war. Die Vorschrift kann aber auch einfach übernommen sein. Denn Martin hat sie schon.

[12] Fehrle, Die kultische Keuschheit im Altertum (1910) 91 ff.; Tac. Germ. 43. An die vetula Pirmins erinnert ein Gebrauch, der sich beim obersteierischen „Faschingrennen" (über dieses Faschingrennen berichten: K. Weinhold ZfVk. 8, 1898 S. 441; V. Geramb im „Deutschen Volkskalender" (Deutscher Schulverein Südmark) 1927; A. Isbert in den „Alpenländischen Monatsheften", Graz, 1927) in der Gemeinde Krakau-Ebene (Bezirk Murau) an der steirisch-salzburgischen Grenze bis heute erhalten hat: Am „Faschingrennen" dürfen nur ledige Burschen teilnehmen. Es ist ein reiner Fruchtbarkeitsritus mit Vegetationstanz auf den Feldern, Lärmabwehr, Tötung und Wiedererweckung des Vegetations-Dämons (Schimmel). Ein Teil der Burschen ist als Weiber verkleidet, die mit ausgestopften Puppen (Kinder darstellend) und um Milchkreuzer („Zuzlgeld"-Sauggeld) bettelnd, mitziehen. Diese Weiber werden ausdrücklich „Vetteln" genannt. Nun kommt das Wort im Dialekt zwar auch sonst vor (Schmeller, Bayr. W. B. I, 693; Unger-Khull, Steir. Wortschatz 215 f.), doch ist der Zusammenhang mit den vetulae bei Pirmin hier besonders klar. Viktor Geramb, Graz.

[13] L. Deubner, Glotta 3, 1910, 34 ff.

[14] Fehrle, Deutsche Feste 20 ff.

Digitized by Google

Die Vorschrift, nicht auf den Fuß zu achten, geht wohl auf den Glauben zurück, daß es von Bedeutung sei, ob man mit dem rechten oder linken Fuß zuerst aufstehe oder zuerst einen Raum betrete[15]. Rechts weist dabei auf Glück, links auf Unglück. Diese Anschauung ist vom Orient aus in Griechenland und Italien verbreitet worden. In Italien war sie so innegehalten, daß man sogar darauf achtete, daß ein Tempel eine ungerade Anzahl Stufen habe. Denn jeder trat mit dem rechten Fuß auf die unterste Stufe. Bei ungerader Zahl der Stufen kam er also auch mit dem rechten Fuß zuerst in den Tempel[16]. Auch im Privathaus achtete man darauf, daß Eintretende nicht mit dem linken Fuß zuerst in die Wohnung kommen[17].

Wir sagen von einem übelgelaunten Menschen, er sei mit dem linken Fuß zuerst aufgestanden. Geiler von Kaysersberg bekämpft die Ansicht, man solle „den rechten Schuoh zum ersten anlegen".

Das Verbot hat Pirmin von Martin übernommen. Ob er es auf Grund einer deutschen Glaubensvorstellung getan hat, kann auch hier nicht entschieden werden.

Man soll nicht beim Jahresanfang über einen Klotz auf dem Herd Früchte und Wein ausgießen[18]. Auf romanischem Gebiet ist diese Sitte weit verbreitet, im Westen und Osten Europas. Den ältesten Beleg gibt Martin v. Bracara. Der Verbreitung nach möchte man annehmen, daß wir es mit einem römischen Brauch zu tun haben. Ein Bedenken ist allerdings nicht zu verhehlen: Die antiken Schriftsteller erwähnen diesen Kalendenklotz nie. Aber manche antiken Bräuche, besonders wenn sie bäuerlicher Sitte entsprechen, kennen wir nur aus später Überlieferung. Hier hat die Volkskunde noch ein lohnendes Arbeitsfeld. Immerhin muß vorläufig die Möglichkeit erwogen werden, daß der Kalendenklotz oder Christblock auch keltisch sein könnte.

Auch hier bleibt die Frage offen, ob Pirmin einen Brauch verbot, den er bei den Deutschen fand oder den er aus Martins Schrift kannte.

Brot soll man nicht in eine Quelle (oder einen Bach) werfen. Da man an Quellen wohl bei allen europäischen Völkern opferte, kann man über den Ursprung dieses Verbotes, das schon Martin hat, nichts bestimmen.

Die Frauen sollen beim Weben nicht die Minerva anrufen. Das verbietet auch Martin. Die römische Göttin Minerva war bis in die späteste Zeit verehrt worden, in den Provinzen vor allem von Handwerkern, Gewerbetreibenden, beim Militär von den Spielleuten, Schreibern und Exerziermeistern. Von hier aus ist ihre Verbreitung bei Kelten und da und dort auch auf germanischem Gebiet möglich. Nach Cäsar (gallischer Krieg 6, 17) genoß Minerva schon damals in Gallien Verehrung. Ob Cäsar aber nach

[15] F. Böhm, De symbolis Pythagoreis, Diss. Berl. 1905, 27 f.; F. J. Dölger, Die Sonne der Gerechtigkeit und der Schwarze, 1918, 37 ff.

[16] Vitruv, de arch. 3, 8.

[17] Petron, Cena Trim. C. 30.

[18] E. Schneeweis, Die Weihnachtsbräuche der Serbokroaten, 1925, 180 ff.; F. Schneider a. a. O. 119 f. 373.

Digitized by Google

römischer Sitte damit eine keltische Göttin bezeichnet, die in manchem der römischen Minerva entsprach, läßt sich so wenig entscheiden wie bei Pirmins Verbot auf germanischem Boden[19].

Den Tag der Venus, d. h. den Freitag oder einen anderen Tag sollen die Leute bei Hochzeiten nicht beachten. Schon Martin hat dasselbe Verbot. Hier liegt die antike Tagewählerei nach den Wochengöttern zugrunde.

Es ist leicht verständlich, daß auch die Germanen den Frijatac, der dem lateinischen dies Veneris entsprach, für Hochzeiten bevorzugten. Noch bis in die neueste Zeit wurde in einzelnen deutschen Ländern der Freitag zum Hochzeitstag gewählt[20]. Meist ist er allerdings unter christlichem Einfluß gemieden. Denn als Todestag Christi ist er jetzt ein Unglückstag.

Das nächste Verbot Pirmins, beim Antritt einer Reise auf den Wochentag zu achten, haben schon Cäsarius (39, 2004, 4) und Martin. Es geht also auf die römische Tagewählerei zurück[21]. Bei uns verreist man auch heute an gewissen Tagen nicht gern. Es hat den Anschein, als ob unsere Tagewählerei von antiken Anschauungen, vor allem durch die Astrologie beeinflußt sei.

Im 4. Abschnitt wird das Tragen von Amuletten verboten wie bei Caesarius und Martin. Nachher warnt Pirmin noch einmal vor allen derartigen teuflischen Schutzmitteln (filatiria diabolica). Amulette tragen alle europäischen Völker seit Urzeiten[22]. Auch der Bernstein, der hier genannt ist, findet sich seit der Steinzeit. Er ist schon in vorgeschichtlicher Zeit von seiner nordischen Heimat aus nach dem Süden Europas gebracht worden und oft als Amulett verwendet.

Der 5. Abschnitt warnt zunächst vor den Wetterhexen[23]. Darin ist Pirmins Quelle nicht nachzuweisen. Er kann also von germanischem Glauben ausgehen. Aber auch in der Antike kannte man Wettermacherinnen.

Das nächste Verbot, Wahrsagerinnen auf das Dach zu schicken, damit sie von dort aus die Zukunft verkünden, geht auf antiken Glauben zurück, falls auf dem Dach Feuer brannte.

---

[19] Wissowa a. a. O. 252 ff.; Böse 77 f.

[20] K. Brunner, Ostdeutsche Volkskunde, 1925, 165; A. Wrede, Rhein. Volkskunde², 1922, 175.

[21] Boll-Bezold, Sternglaube und Sterndeutung, 3. Ausgabe v. Gundel, 1926, 184 ff. 175 ff.

[22] Böse 69 ff.; M. Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte, I. Band unter Amulett und Bernstein; O. Schrader und A. Nehring, Reallexikon der indogerman. Altertumskunde u. Bernstein; G. Bellucci, Un capitolo di psicologia popolare, gli amuleti, 1908; Derselbe, Parallèles ethnographiques, amulettes, 1915; F. v. Duhn, Italische Gräberkunde I, 1924, siehe Register unter Amulette und Bernstein.

[23] Gering a. a. O. 19 f.; Fehrle, Studien zu den griechischen Geoponikern, 1920, 7 ff.; A. Franz, Die kirchlichen Benediktionen im Mittelalter II, 49 ff.

Digitized by Google

Τὰ ἔμπυρα sind die Zeichen, aus denen die Griechen beim Verbrennen der Opferstücke den Willen der Götter erforschten. Impuriae sind Frauen, die aus solchen Feuern, je nachdem die Opferstücke rasch und in heller Flamme oder qualmend verbrannten und aus anderen Erscheinungen die Zukunft verkündeten. Schon die Tatsache, daß man solche Frauen auf das Dach schickte, weist auf südliche Verhältnisse.

7. Die Votivgegenstände. In der Antike weihte man kranke Glieder im Abbild einer Gottheit, in der Hoffnung, seine eigenen gesund erhalten zu dürfen. Diese Vorstellungen sind aus dem Süden auch zu uns gekommen, wie die Ex voto-Bilder und Gegenstände vieler Kapellen zeigen. Das Christentum hat den Sinn dieser Weihungen mit der Zeit anders bestimmt: man bringt sie dar zum Dank für Heilung, nicht um durch eine gewisse, manchmal magisch anmutende Bindung die Gottheit zu veranlassen, die Heilung herbeizuführen. Doch haben sich beide Begründungen nebeneinander gehalten. Wie weit hier germanische Vorstellungen dem antiken Glauben entgegenkamen, ist schwer zu sagen. Jedenfalls haben wir auch im Deutschen viele Glaubensvorstellungen, die nach derselben Richtung gehen[24].

8. Bei Mondfinsternis soll man kein Geschrei erheben. Griechen, Germanen, Eskimos, Indianer, Chinesen und andere Völker haben bei Sonnen- und Mondfinsternissen Angst, irgend ein böses Wesen wolle die Sonne oder den Mond vernichten. Man erhebt deshalb großen Lärm und droht mit Waffen, um diese bösen Wesen zu verscheuchen. Ob Pirmin hier von germanischem oder antikem Glauben ausgeht, ist nicht zu unterscheiden. Seine Vorschrift steht schon bei Caesarius und Martin[25].

Der 9. Abschnitt wendet sich gegen die Zaubersprüche. Da diese wohl jedes Volk in irgend einer Form hat, kann auch hieraus sich nichts ergeben für die Beurteilung von Pirmins Quellenwert[26].

Welche Schlüsse ziehen wir nun aus der Besprechung einzelner Sätze? Pirmin folgt meist wörtlich Vorgängern, die zwei Jahrhunderte früher für südliche Verhältnisse, im Wesentlichen gegen die Reste des griechisch-römischen Glaubens schrieben. Gewisse Vorstellungen des Volksglaubens finden sich fast bei allen Völkern in großer Übereinstimmung. So treffen wir auch die meisten der Glaubensäußerungen, die Pirmin bekämpft, bei unserem Volke. Wie weit der Deutsche sie aus der Antike übernommen hat oder ob beide Völker sie aus Urzeiten bewahrt haben oder manche Vorstellungen mit der Zeit bei beiden sich selbständig gebildet haben, ist oft schwer zu entscheiden.

Von den meisten Äußerungen werden wir sagen: sie können zu Pirmins Zeiten in seinem Wirkungsbereich sich gezeigt haben, teilweise

[24] Rich. Andree, Votiv- und Weihegaben des katholischen Volkes in Süddeutschland; K. Helm, Altgermanische Religionsgeschichte I, 237 ff.

[25] Böse 73 f.; Pauly-Kroll-Witte, Real-Encyclopädie der klassischen Altertumswissenschaft unter Selene Sp. 1137; J. Hoops, Reallexikon der german. Altertumskunde unter Monddämonen.

[26] Fehrle, Zauber und Segen, 1926.

Digitized by Google

durch Einführung vom Süden; wir müssen dies aber nicht annehmen. Pirmin kann vieles auch nur aus seinen Vorgängern abgeschrieben haben.

Diese letztere Ansicht läßt sich vielleicht durch äußere Gründe stützen: Aus der Tatsache, daß die einzig erhaltene Handschrift der Anweisungen Pirmins, die in Einsiedeln ist, jedenfalls auf die Reichenau zurückgeht, hat man geschlossen, daß Pirmin seine Anweisungen schon während der ersten Zeit seines Wirkens, auf der Reichenau verfaßt habe, nicht erst auf Grund seiner Tätigkeit im übrigen, auch linksrheinischen Germanien. Wenn dies sich bestätigt, so kann es für die Quellenforschung wichtig sein und spräche sehr für die Annahme, daß Pirmin mehr auf dem Schrifttum seiner Vorgänger als auf der Erfahrung aus praktischer Tätigkeit fuße[27]. Jedenfalls dürfen diese christlichen Schriften gegen den heidnischen Aberglauben nur in sehr beschränktem Maße und nur mit äußerster Vorsicht herangezogen werden als Quelle für germanischen Volksglauben. Ja man geht auch in ernsten wissenschaftlichen Werken soweit, daß man von Quellen altgermanischen Glaubens spricht, ohne zu bedenken, daß von Caesarius bis zu Pirmin sehr oft einer aus dem andern abschreibt, wir also für die meisten Äußerungen nur von einer Quelle, nicht von mehreren Gewährsmännern sprechen dürfen. Auch viele deutsche Schriftsteller, die über den Aberglauben schreiben, bis über das Mittelalter hinaus, sind von diesen lateinischen Schriften abhängig und dürfen nur nach eingehender Quellenforschung auf Grund des Vergleichs mit den lateinischen Anweisungen als selbständige Quellen angesehen werden. Wir müssen bedenken, daß Schriften, wie die Pirmins in weitesten Kreise wirkten; denn sie wurden ja den Predigten der Geistlichen zugrunde gelegt. Damit kamen Vorstellungen antiker Dämonologie schon früh auch in die Schichten unseres Volkes, die vom Schrifttum her wenig beeinflußt waren.

Unsere Untersuchung führt also zunächst zu einer Warnung vor so gläubiger Benutzung der älteren christlichen Aberglaubensverbote, wie wir sie oft finden. Sie ist also darin negativ. Und manche Äußerung, die bisher verwendet worden ist, ein Bild vom Glauben unserer Vorfahren zu entwerfen, ist nicht mehr zu verwerten. Ein solch negatives Ergebnis ist nicht erfreulich. Für manchen Forscher mag es eine Enttäuschung sein, zu erkennen, daß diese Quellen uns so wenig spenden. Aber das Nicht-Wissen ist in diesem Falle, nach den Grundsätzen des Sokrates, der Anfang der Weisheit. Wir sind wenigstens von dem Vorurteil befreit, als ob hier wichtige Quellen germanischen Glaubens vorliegen.

Doch dabei wollen wir nicht stehen bleiben, sondern wir werden zu untersuchen haben, wie wir hier weiter arbeiten, um diese Quellen auszuwerten.

Wir brauchen zunächst ein Verzeichnis all der Glaubensäußerungen, die vom Christentum hier bekämpft werden, einen indiculus superstitionum, der uns eine übersichtliche Typologie bietet. Dann müssen diese

[27] Archiv für Rel.-Wiss. 20, 108 f.

Digitized by Google

Schriften eingehend erläutert werden. Dabei haben klassische Philologen und Germanisten zusammen zu arbeiten. Hand in Hand damit müssen gute Ausgaben hergestellt werden, mit kritisch gesichtetem Text. Zur Auswertung dieser Schriften brauchen wir eine weitere Klärung der volkskundlichen Arbeitsart. Vor allem wird die Frage zu erörtern sein, wie weit die Glaubensvorstellungen einer bodenständigen Bevölkerung durch fremde Einflüsse verändert werden.

Dann werden wir uns nicht mit negativen Ergebnissen begnügen müssen. Wir haben vielmehr ein Arbeitsfeld vor uns, das gute Ergebnisse verheißt. Der klassische Philologe wird rückwärts schauend manche Äußerungen antiken Volksglaubens besser verstehen oder aus diesen Schriften erst kennen lernen. Für die germanischen Glaubensäußerungen wird sich bei genauer philologischer Durcharbeitung da und dort ein sicheres Ergebnis erschließen lassen, für die Wechselwirkung antiker und germanischer Kultur in Verbindung mit dem Christentum im Sinne von A. Dopsch's großzügigen Forschungen wird sich manche bemerkenswerte Einzelerscheinung ergeben.

Die Zizenhausener Terrakotten

Von Wilhelm Fraenger.

Als ich im Jahre 1916 zum erstenmal nach Zizenhausen kam, um der dort seit Generationen im Hause Sohn vererbten Herstellung der Zizenhausener Tonfiguren nachzugehen, war die Geschichte dieser Kunstübung noch völlig ungeklärt[1]. Man wußte nichts von ihrem Ursprung, ihrem Herkunftsort, der nicht im Bodenseegelände, sondern im nördlicheren Württemberg gelegen war: zu Kümmeraßhofen, einem kleinen Dorf in naher Nachbarschaft des Klosters Reute. Dort lebte vor 170 Jahren der Schreiner und Figurenmacher Franz Joseph Sohn, der für die Wallfahrer zur Guten Beth von Reute (Abb. 1), zum Heiligen Gangolf auf der Wolpertswendener Höhe, zur Schmerzreichen Muttergottes zu Memmingen und zu noch anderen Wallfahrtsstätten in dem Schwabenland kleine Devotionalien, Heiligenfiguren und Wallfahrtsandenken aus gebrannter Erde angefertigt hat: handwerklich primitive Bildnereien echter Bauernkunst, die den Bereich

[1] In meinem 1922 erschienenen Buch: „Der Bildermann von Zizenhausen" (Eugen Rentsch-Verlag, Erlenbach-Zürich und Leipzig) vermochte ich auf Grund alter Familienaufzeichnungen Anton Sohns, Geschäftskorrespondenzen und persönlicher Mitteilungen des hochbetagten, im Jahre 1920 verstorbenen Andreas Sohn die Zizenhausener Manufakturgeschichte von ihrer Frühzeit bis zu ihrem Untergang im Weltkrieg eingehend zu schildern und eine von zahlreichen Abbildungen illustrierte Würdigung dieses volkstümlichen Gewerbes darzubieten.

Digitized by Google

Abb. 1. Franz Joſeph Sohn: Die gute Betha

der frommen Stoffe, den Franz Joſeph Sohn beſonders auch in ſeinen Krippenbildern pflegte, niemals überſchritten hat[2].

Im Jahre 1769 wurde Anton Sohn als viertes Kind Franz Joſeph Sohns geboren. Erſt dieſer Jüngere hat als der eigentliche Gründer der

[2] Wie unbekannt die Anfangszeiten der Zizenhauſener Manufaktur geweſen ſind, geht aus der Tatſache hervor, daß das einzige Muſeum, das eine größere Anzahl ſolcher Frühwerke des Hauſes Sohn beſitzt, — das Städtiſche Muſeum zu Ulm — dieſe als „Ravensburger Tonfiguren" katalogiſierte.

Digitized by Google

Zizenhausener Manufaktur zu gelten. Denn kurz nach der Jahrhundertwende ist Anton Sohn als junger Ehemann nach Zizenhausen übersiedelt, wo er als Bauer, Bürgermeister und als Bildermann ein arbeitsames Leben führte. Er war in seinen Jugendjahren als Flach- und Faßmalergeselle durch Italien gewandert, wo er sich tüchtig umgesehen hat. Nach seiner Heimkehr trat er auf zwei Jahre in die Werkstatt seines Vaters ein. Unter den Händen des kunstfertigen Gesellen gewann die primitive Kunstübung des väterlichen Hauses alsbald ein anderes Gesicht. Denn Anton Sohn, der von der Wanderschaft zahlreiche Kupferstiche und andere Vorlagenwerke mit nach Hause brachte, ging sogleich daran, sich in Bossierungen „in höherem Geschmack" zu üben und seinen Vorrat ausländischer Kupferstiche zu Terrakottareliefs und -statuetten zu verarbeiten[3], woneben er den frommen Bilderkreis Franz Joseph Sohns durch Einführung burlesker Genrestoffe — fürs Erste waren es Soldaten-, Landstreicher- und Musikantentypen (Abb. 2) — originell erweiterte[4]. Durch dieses anspruchsvollere Gebaren Anton Sohns ward die bescheidene Werkelei des Bauernschreiners ganz zurückgedrängt, um einem wohlgeschulten Kunstgewerbe Platz zu machen.

Man darf daher in strengem Wortverstand die Bildnereien Anton Sohns nicht mehr als eigentliche Bauernkunst bezeichnen, wenn sie auch in rein bäuerlichem Lebensraum entstanden sind. Hat er sich doch in seiner Formensprache von der altartigen Gebundenheit der echten Bauernkunst ganz frei gemacht, um sich dafür der Nachahmung von Vorlagen bekannter Künstler zu verschreiben. Indes, wenn in den Bildnereien Anton Sohns durchweg der modische Geschmack zur Geltung kommt und wenn man in dem Zizenhausener Figurenkreis durchgehend Bildmotive aus der „hohen" Kunst (besonders von französischen und schweizer Zeichnern) wiederfindet, so ist dies keineswegs im Sinn der Theorie vom „sinkenden Kulturgut" auf die zwangsläufige Versickerung der Bildungsgüter aus der Oberschicht zurückzuführen, von welcher — jener Lehrmeinung zufolge — alle Volkskunst zehren soll. Sondern es hatte dieser Bauernsohn in seiner Selbstausbildung sich zum Verständnis und zur technischen Bewältigung der „hohen" Kunst emporgearbeitet und jene Kunstblätter, die Anton Sohn als Vorlagen für seine Terrakotten dienten, sind ihm geradewegs durch Auftraggeber und Besteller mit der Bestimmung übermittelt worden, daß der geschickte Modelleur die in die Ebene gebannte Zeichenform ins plastisch Körperhafte übertragen solle.

Die Terrakotten Anton Sohns sind demnach weder ihrer Form noch ihrem Stoffe nach sein Eigentum. Er ist stets nur ein Nachahmer gewesen: ein Kunsthandwerker, dessen Spezialität es war, Zeichnungen in die Greifbarkeit des Reliefs zu übersetzen. Wenn aber demzufolge seine Kunstübung durchaus von dem Geschmacke der Besteller und Auftraggeber abhängig gewesen ist, so scheint die Folgerung berechtigt, daß man die Zizenhausener

[3] Figuren-Katalog (künftig abgekürzt: Kat.) J 15.

[4] Kat. K c. Zu diesen frühen Bildnereien Anton Sohns gehört auch die in Callots Geschmack geschaffene Zwergenserie Kat. K e.

Digitized by Google

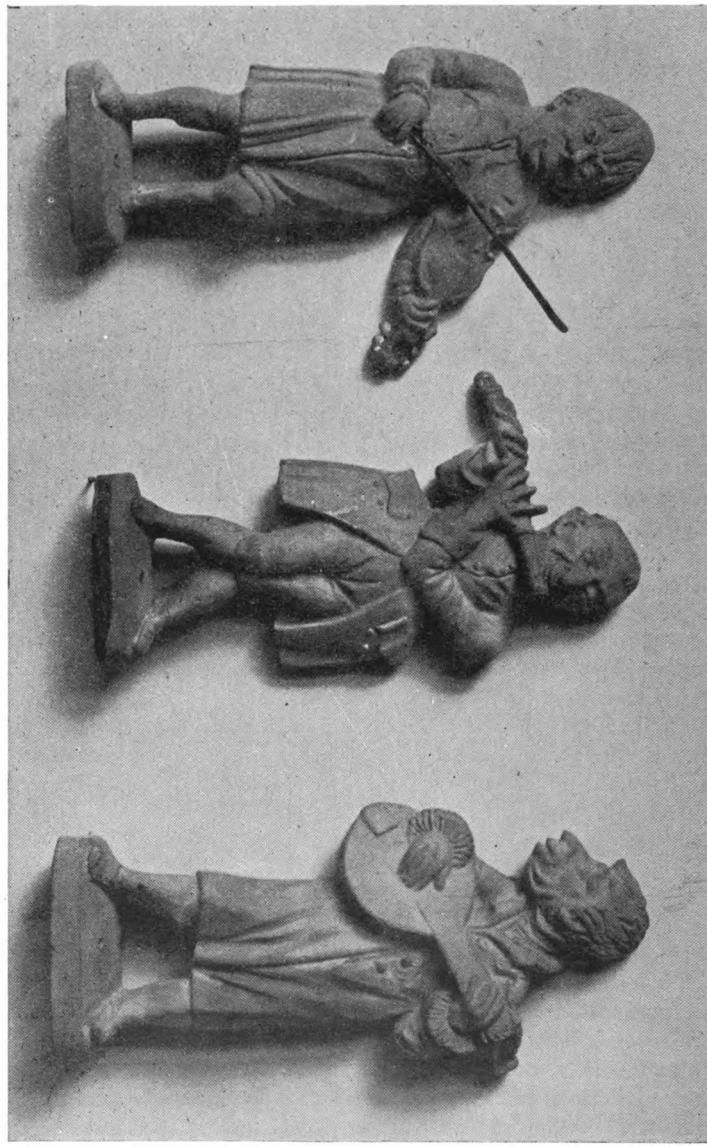


Abb. 2. Anton Sohn: Drei Figuren aus der „Kleinen Musikkapelle"

Digitized by Google

Terrakotten aus dem Bereich der Volkskunst auszuscheiden habe. Denn jener Umstand, daß ein Bauernhaus die Werkstätte des Bildermanns beherbergte und daß er selber, neben seiner Kunst, als Bauersmann sein Tagewerk verrichtete, fällt neben jener Grundtatsache kaum mehr ins Gewicht: daß nicht der bäuerlich volkswüchsige Geschmack, sondern das

Abb. 3. Anton Sohn: Der Aerztestreit

städtische und modische Belieben Inhalt und Form der Zizenhausener Figurenkunst bestimmte.

Trotzdem: noch heute sieht man in den Dorfwirtschaften und den Bauernhäusern am Bodensee, im Baslerland, im südlichen Elsaß und in Württemberg die alten Zizenhausener Terrakotten da und dort als Zierrat auf den Ösen und Kaminen stehen und bis zum großen Krieg, in dem der Nachwuchs der Familie Sohn gefallen ist, dienten die Model Anton Sohns zu vielen Neuabgüssen, da die Beliebtheit seiner Bildnereien beim Landvolk unseres Südwestens immer rege blieb. Eine so andauernde Nachwirkung kann nur in wahrhaft volkstümlichen Eigenschaften der Zizenhausener Figurenkunst begründet sein.

Diese Volkstümlichkeit der Zizenhausener Tonfiguren geht aber nicht auf Anton Sohn zurück, der nur Kopist und Techniker gewesen ist. Sie

Digitized by Google

ſtammt vielmehr von ſeinen Originalen her, vor allem von dem Baſler Maler Hieronymus Heß (1799—1850), der als der eigentliche Nährvater des Zizenhauſener Gewerbes anzuſprechen iſt. Alle die volksbeliebt gewordenen Terrakotten: Die ſieben Schwaben[5] — Die gute alte Zeit[6] — Der Arztekrieg[7] (Abb. 3) — Die große Muſikkapelle[8] — die

Abb. 4. Anton Sohn: Der Handelsmann

Kapuzinerſcherze[9] — die Karikaturen auf die Judenſchaft[10] (Abb. 4), die drolligen Genreſtücke aus dem vormärzlichen Bürgerleben wurden nach Originalen dieſes Künſtlers modelliert.

Den Zeichnungen des alten Heß, die meiſt burleske Genreſzenen aus dem alten Baſel: Bildniſſe wunderlicher Spittelbrüder[11] (Abb. 5) und ſtadtbekann-

[5] Kat. L 51.
[6] Kat. L 93.
[7] Kat. L 80.
[8] Kat. K d. Auch das „Affenorcheſter" (Kat. K a) geht auf einen Entwurf von Hieron. Heß zurück.
[9] Kat. L 1—14.
[10] Kat. L 15—24.
[11] Kat. D 24, 27—30.

Digitized by Google

Abb. 5. Anton Sohn: Niggi Münch und Bobbi Keller

ter Originale[12] wiedergeben oder in anekdotenhaften Sittenbildern das Volk in seinen Trachten und Gebräuchen schildern[13], ist ein wärchafter alemannischer Humor zu eigen, der an die meisterhaft erzählten Anekdoten und Schwänke Peter Hebels denken läßt. In seinen Sittenbildern ist der Basler Maler ein recht sympathischer Vertreter der vormärzlichen Bürgerkunst. Keine der abgeschmackten Eigenschaften des „biedermeierlichen"

[12] Kat. D 21—23, 25, 26, 46, 47.

[13] Nach Hieronymus Heß sind, außer den bereits erwähnten Stücken, nachweisbar noch folgende Terrakotten Anton Sohns geschaffen worden: Kat. L 56, 57, 63—65, 99, 100.

Digitized by Google

Genres — Sentimentalität, verkauzte Schrulligkeit, kleinbürgerliche Enge, volkstümelnde Betulichkeit — haftet dem Schaffen dieses Baslers an. Er war ein durchaus sachlicher Beobachter von überlegener Charakterisierungskraft, über dessen Zeichenstil sein Studiengenosse Ludwig Richter in seinen „Lebenserinnerungen eines deutschen Malers" zutreffend geurteilt hat, daß er in seiner Einfachheit, in seiner Sicherheit und Größe an die altmeisterliche Weise seines großen Landsmannes Hans Holbein gemahne.

Außer Hieronymus Heß haben noch der biedere Schweizer Maler Gottfried Mind mit seinen anmutigen „Kinderspielen"[14] und insbesondere die schweizer Trachtenmaler Meyer, Reinhard, König und Lory mit ihren volkstümlichen Trachtenserien der „Costûmes Suisses"[15] die Zizenhausener Terrakottenkunst mit durchaus volkstümlichen Vorlagen versorgt, vor allem aber hat der „Basler Totentanz"[16] in den Kopien Rudolf Feyerabends, die Anton Sohn vortrefflich modellierte, der Zizenhausener Figurenkunst das Schweizer Heimatrecht verliehen. Verschiedene Darstellungen des Schweizer Nationalhelden Wilhelm Tell[17], der Stiftung der Eidgenossenschaft im Rütlischwur[18], Bildnisse großer Schweizer wie Rousseau, Lavater und Zschokke[19], trugen das ihre dazu bei, die schlichte Tanagra vom Bodensee noch fester in dem Nachbarlande zu verwurzeln.

Verglichen mit den ausgedehnten Serien der Schweizer Trachtenbilder, welche in über hundert hübschen Statuetten vor uns stehen, erscheint der Anteil heimatlicher Trachtenbilder recht gering. Denn nur in einem Dutzend Terrakotten sind Trachten aus dem Ober- und dem Unterlande dargestellt[20] (Abb. 6), wie auch die Galerie von badischen Porträten der Sammlung Schweizer Bildnisstatuetten weitaus unterlegen ist[21]. Das Schwergewicht des Zizenhausener Figurenmarktes war zu Lebzeiten Anton Sohns noch durchaus in dem Schweizerland gelegen. Denn der Vertrieb der Terrakotten ging nicht von Zizenhausen selber aus, sondern lag in den Händen eines Basler Händlers.

Diese für die Manufakturgeschichte Zizenhausens bedeutsamste Persönlichkeit war Johann Rudolf Brenner, seines Zeichens ein Gürtler, dessen Haupterwerb indes aus seiner umsichtigen Organisation der Zizenhausener Bilderwerkstätte geflossen ist. Er war der Auftraggeber Anton Sohns. Durch ihn bekam Sohn seine Vorlagen geliefert. Er war der großzügige Abnehmer der Terrakotten, wenn er — was heute nicht mehr nach-

[14] Kat. D 48—57.
[15] Kat. A, B, C.
[16] Kat. G.
[17] Kat. D 6—11.
[18] Kat. D 1—5.
[19] Kat. D 16—19, 43, 44.
[20] Kat. D 45, F 9—21.
[21] Kat. F 66—68, 88, 89.

Digitized by Google

zuweisen ist — nicht überhaupt deren alleiniger Verleger war. Und nur dem Einsatz Brenners war es zu verdanken, daß das in einem abgelegenen Dorf beheimatete Kunstgewerbe den Anschluß an den großen Markt gefunden hat. Denn der ansehnliche Erfolg, den der Vertrieb der Zizenhausener Figuren beim schweizer Publikum gezeitigt hat, ward für den Basler

Abb. 6. Anton Sohn: Schwarzwälderin mit Kirschwasser

Händler zur Veranlassung, noch weiter auszuschauen und den Export der Terrakotten zunächst ins Elsaß vorzuschieben, um — von Straßburg aus — auch auf dem Markte Frankreichs festen Fuß zu fassen. Zu diesem Zweck beschaffte er marktgängige französische Lithographien, deren Modellierung er in der Zizenhausener Manufaktur in Auftrag gab. Derart entstand zunächst die hübsche Kollektion „Pariser Markt- und Gassenschreier"[22]. Jedoch der findigste Gedanke Brenners, der ihm mit einem Schlage den Pariser Markt eröffnet hat, bestand darin, daß er sich der politischen Karikatur bemächtigte und die in unzähligen Zerrbildern verspottete Gestalt Louis Philippes, des sogenannten Bürgerkönigs, dem

[22] Kat. E 1—22.

Digitized by Google

Zizenhausener Figurenzettel eingegliedert hat[23]. Die Vorlagen für diese politischen Terrakotten fand er in dem berühmten Witzblatt Ms. Philipons „La Caricature", das die bedeutendsten französischen Karikaturenzeichner: Daumier, Grandville, Traviès u. a. m. zu seinen Mitarbeitern zählte. Neben Louis Philippe in eigener Person spielt in dem zeitsatirischen Figurenkreis der Zizenhausener Terrakotten die Phantasiegestalt des „Mayeux" eine große Rolle, ein zynischer Krüppel, der mit dreistem Witzen den sittlichen Verfall in der Gesellschaft des Bürgerkönigtums glossiert[24]. Die Vorlagen der Zizenhausener Mayeuxstatuetten gehen auf Grandville und auf Traviès zurück. Was sonst an französischen Vorlagen nach Zizenhausen herüberdrang, war ziemlich zweifelhafter Gattung: es waren galante Szenen von unverfrorener Zweideutigkeit[25].

Jedoch der Brennersche Versuch, die Zizenhausener Figurenkunst politisch zu mobilisieren, geriet trotz des anfänglichen Erfolges bald ins Stocken. Denn diese zeitsatirischen Gebilde, die aus der Witzblatt-Journalistik stammten, waren auf dem Pariser Markt nur solange lebensfähig, als die in ihnen plastisch karikierten Episoden politische Aktualität besessen haben. So mußten sie in der bewegten Zeit naturgemäß sehr schnell vom Markt verschwinden. Sie zählen heute zu den seltenen Stücken, während die Terrakotten Anton Sohns, die nach den heimatlichen Sittenbildern des Hieronymus Heß geschaffen waren, das aber heißt: der volkstümlich gesunde Grundstock des Gewerbes, sich behauptet haben.

Um die Mitte der dreißiger Jahre verliert die Zizenhausener Werkstatt ihre sichere Führung, denn 1834 ist ihr Auftraggeber J. R. Brenner weggestorben. Und kurze Zeit darauf hat Anton Sohn seinen Gesamtbestand an Modeln seinem Sohne Theodor verkauft (1839). Der aber hat sich in der Hauptsache darauf beschränkt, die alten Model auszubeuten und was er selbst an neuen Typen schuf, war von nur ganz kurzfristigem Bestand: So seine Bildnisstatuetten Heckers[26], Struves, Robert Blums, die von der Polizei beschlagnahmt wurden. Auch sein Versuch, das Zwillingspaar der „Fliegenden Blätter" Eisele und Beisele[27] in Terrakottennachbildungen populär zu machen, blieb ohne den ansehnlichen Erfolg, der dem Mayeux-Figurenzyklus ehedem beschieden war. Schließlich verkitschte das Gewerbe, da Theodor zur Herstellung geschmackloser Gebrauchsobjekte:

[23] Kat. L 52, 59. Zu den zeitgeschichtlichen Terrakotten der Louis Philippe-Zeit sind auch die Invalidenstatuetten (Kat. L 77, 81—83) zu zählen, in denen die vom Bürgerkönigtum besonders geförderte napoleonische Legende im Zizenhausener Figurenkreis erscheint, wie die Gestalt des großen Kaisers selbst in einer ganzen Reihe von Statuetten (Kat. F 46—56) von Anton Sohn behandelt worden ist. Vgl. auch Kat. F 58, 59.

[24] Kat. L 29—38.

[25] Kat. F 35, L 25, 41, 73, 78, 87, 91. — Von wertvollen französischen Vorlagen ist noch die Serie der „Fünf Sinne" Boilly's anzuführen, nach denen Anton Sohn drei hübsche Medaillons geschaffen hat (Kat. L 101—103). Wahrscheinlich gehen auch die Kinderszenen (Kat. L 43—49) auf Vorlagen von Boilly zurück.

[26] Kat. L 50.

[27] Kat. L 26—28.

Digitized by Google

Rauchkerzen, Tintenzeuge, Briefbeschwerer[28] — überging, und nur dank der andauernden Verwertung der alten Model Anton Sohns blieb jene gute, alte Überlieferung erhalten, die uns den Zizenhausener Figurenkreis als schlichte Abbildung des Lebensraumes, in dem der „Rheinländische Hausfreund" fabulierte, wertvoll macht.

* * *

In Folgendem veröffentliche ich ein Dokument, dem für die Zizenhausener Manufakturgeschichte grundlegende Bedeutung beizumessen ist. Es ist der älteste Figurenkatalog des Hauses Sohn, der noch zu Lebzeiten von Anton Sohn erschienen ist und dessen insgesamtes Schaffen registriert. Die frühesten Kümmeratzhofener Bildnereien sind in dem Katalog nicht aufgeführt, da deren Prägformen von Anton Sohn in seinen eigenen Betrieb nicht übernommen worden waren. Auch manche eigene Jugendarbeiten Anton Sohns sind in dem Katalog nicht aufzufinden, so seine Landstreicher-, Soldaten-, Reiterbilder, die er als minderwertige Erzeugnisse aus dem Vertrieb zurückgezogen hat. Verschiedene handschriftliche Nachträge im Katalog bezeichnen die nach Antons Tod von seinem Sohne Theodor geschaffenen Stücke. Das Druckwerk trägt zwar kein Erscheinungsjahr, doch ist es etwa 1835 zu datieren. Herausgegeben ist der Katalog von einem Basler Kunstgeschäft, der Firma J. C. Schabelitz, welche im Jahre 1834 nach J. R. Brenners Tod den Vertrieb der Terrakotten übernommen hatte. Daß nirgendwo der Name Anton Sohn in diesem Kataloge angeführt erscheint, hat in der Anonymität des Handwerks seinen Grund: Er war nur angestellter Arbeiter in dem Geschäft, der mit dem Publikum selbst niemals in Berührung kam. Für seine Leistung zeichnete der Herr der Firma. Der Wert des Kataloges ist darin zu erblicken, daß er der volkskundlichen Kunstgeschichte und im Besonderen dem Sammler Zizenhausener Figuren eine authentische Vergegenwärtigung der in der Blütezeit der Werkstätte entstandenen Modelle bietet und eine Vorstellung gewährt, zu welcher Vielgestaltigkeit der Bildmotive der Zizenhausener Figurenkreis sich unter Anton Sohn entfaltet hatte.

Figuren-Katalog

Auszug aus dem General-Waren-Katalog.

Von **J. C. Schabelitz** in Basel.

Verzeichnis kolorierter plastischer Bilder aus gebrannter Erde getreu nach den Originalen der ausgezeichnetsten Künstler, wovon zirka 200 Nummern durch den verstorbenen Herrn Joh. Rud. Brenner dahier herausgegeben, von mir übernommen und fortgeführt wurden.

Eingesandte Originale werden bei Auftragserteilung auf mindestens zwei Dutzend Exemplare in beliebiger Größe ausgeführt und deren Ähnlichkeit garantiert.

A.

Schweizertrachten.

Artige Gruppen von 2 und 3 Figuren.

1. Zürich . . . . 2 Fig.	5. Schwyz . . . . 2 Fig.	9. Freiburg . . . 3 Fig.
2. Bern . . . . 3 Fig.	6. Unterwalden . . 3 Fig.	10. Solothurn . . 3 Fig.
3. Luzern . . . . 3 Fig.	7. Glarus . . . . 2 Fig.	11. Basel . . . . 3 Fig.
4. Uri . . . . . 2 Fig.	8. Zug . . . . . 2 Fig.	12. Schaffhausen . 2 Fig.

[28] Kat. M 2—10.

Digitized by Google

13. Appenzell . . 2 Fig.
14. St. Gallen . . 2 Fig.
15. Graubünden . 2 Fig.
16. Aargau . . . 3 Fig.
17. Thurgau . . . 2 Fig.
18. Tessin . . . . 2 Fig.
19. Waadt . . . 2 Fig.
20. Wallis . . . 2 Fig.
21. Neuenburg . . 2 Fig.
22. Genf . . . . 2 Fig.
23. Die drei Grazien 3 Fig.
Handschriftlich ergänzt:
24. Basel-Listhal

B.

Schweizertrachten.

In einzelnen Figuren.

1. Zürcher
2. Zürcherin
3. Berner (Senn)
4. Bernerin (in der Heuernte)
5. Bernerin (Guggisbergin)
6. Bernerin (Taufgottin)
7. Bernerin (mit schwarzer Haube)
8. Luzerner
9. Luzernerin
10. Urner
11. Urnerin
12. Schwyzer
13. Schwyzerin
14. Unterwaldner
15. Unterwaldnerin
16. Glarner
17. Glarnerin
18. Zuger
19. Zugerin
20. Freiburger
21. Freiburgerin (im Leid)
22. Freiburger (Hupper)
23. Freiburgerin (Braut)
24. Solothurner
25. Solothurnerin
26. Basler (Ob. Bezirk)
27. Baslerin
28. Baslerin (Dienstmädchen)
29. Basler (Unt. Bezirk)
30. Baslerin
31. Schaffhauser
32. Schaffhauserin
33. Appenzeller (Alphornbläser)
34. Appenzellerin
35. Appenzeller (Ziegenbauer)
36. St. Galler
37. St. Gallerin
38. Graubündner
39. Graubündnerin
40. Aargauer
41. Aargauerin
42. Thurgauer
43. Thurgauerin
44. Tessiner
45. Tessinerin
46. Waadtländer
47. Waadtländerin
48. Walliser (mit der Geisenkutte)
49. Walliserin
50. Neuenburger
51. Neuenburgerin
52. Genfer
53. Genferin

C.

Schweizertrachten.

Große Gruppen von 2, 3 und 4 männlichen und weiblichen Figuren.

1. Zürich (Seegegend) . 4 Fig.
2. Zürich (Knonau) 2 Fig.
3. Bern (Stadtgegend) . 3 Fig.
4. Bern (Guggisberg) . 3 Fig.
5. Bern (Oberhasli) 3 Fig.
6. Luzern . . . 3 Fig.
7. Uri . . . . . 3 Fig.
8. Schwyz . . . 2 Fig.
9. Unterwalden (Stanz) . . . 4 Fig.
10. Unterwalden (Engelberg) . . 3 Fig.
11. Glarus . . . 3 Fig.
12. Zug . . . . 2 Fig.
13. Freiburg . . 3 Fig.
14. Solothurn . . 3 Fig.
15. Basel (Oberbezirk) . 3 Fig.
16. Basel (Unterbezirk) . 4 Fig.
17. Schaffhausen . 2 Fig.
18. Appenzell . . 2 Fig.
19. St. Gallen . . 2 Fig.
20. Grisons . . . 2 Fig.
21. Aargau (Bez. Baden) . 3 Fig.
22. Aargau (Bez. Frickthal) 4 Fig.
23. Thurgau . . . 2 Fig.
24. Tessin . . . 3 Fig.
25. Waadt . . . 3 Fig.
26. Wallis . . . 3 Fig.
27. Neuenburg . . 3 Fig.
28. Genf . . . . 3 Fig.
29. Die drei Grazien 3 Fig.

Digitized by Google

D.

Schweizertrachten, Volksgebräuche, Spiele, Sitten, Bildnisse berühmter Männer usw.

Gruppiert und einzeln.	Fig.-Zahl	Höhe in Zoll
1. Der Eidschwur im Grütli (nach Meyer), groß	3	6½
2. Der Eidschwur im Grütli (nach Meyer), mittelgroß	3	4¾
3. Der Eidschwur im Grütli (nach Meyer), klein	3	3¾
4. Der Eidschwur im Grütli (nach Heß), groß	3	7
5. Der Eidschwur im Grütli (nach Heß), mittelgroß	3	5¼
6. Wilhelm Tell mit Knaben (nach Meyer), ganz groß auf Piedestal in ganzen Figuren	2	13
7. Wilhelm Tell mit Knaben (nach Meyer), in halben Figuren, groß	2	6½
8. Wilhelm Tell mit Knaben (nach Meyer), in halben Figuren, mittelgroß	2	4½
9. Wilhelm Tell mit Knaben (nach Meyer), in halben Figuren, klein	2	2½
10. Wilhelm Tell mit Knaben (nach Heß), groß	2	6¾
11. Wilhelm Tell mit Knaben (nach Heß), mittelgroß	2	4½
12. Berner Schwinger, groß	2	4¾
13. Berner Schwinger, klein	2	3¾
14—15. Alphornbläser, groß und klein	1	5¾ u. 4¾
16—17. Zschokke, groß und klein	1	5½ u. 4
18—19. Rousseau, groß und klein	1	5½ u. 4
20. B. v. L., Berner Offizier	1	5½
21. Hr. Barrey, berühmter Koch	1	7
22. Prof. Stückelberger, von einer Dame konsultiert	2	6¾
23. Prof. Stückelberger, im Winterkostüm	2	5
24. Niggi und Bobbi oder Gleich und Gleich gesellt sich gern	2	7½
25. Hr. Oberlin, Hafnermeister	1	7½
26. Hr. Rösler, Perruquier	1	7
27. Daniel der Glückwünscher	1	5½
28. Fritschi: Es lebe der Wein	1	5
29. Lieni der Glückwünscher	1	5½
30. Lieni der Kinderfreund	5	4¾
31—33. Gemsjäger mit Gemse, in drei Größen	1	6¼, 4½, 3½
34—36. Gemsjäger in Ruhe, in drei Größen	1	6¼, 4½, 3½
37—39. Gemsjäger bergabsteigend ohne Gemse, in drei Größen	1	5½, 4½, 3½
40—42. Gemsjäger trinkend, in drei Größen	1	5½, 4½, 3½
43—44. Lavater, groß und klein	1	o. Cr.-Ang.
45. Oberländer Paar tanzend	2	" " "
46. Raimund, genannt von Pulverrauch, 80jähriger Basler Schütze und Jäger auf dem Anstand	2	7½
47. Derselbe, sitzend mit Hund	2	6½
48. Berner Mädchen mit Katze spielend	2	4
49. Berner Mädchen, Katze auf dem Arm	1	4
50. Knabe mit einem Kaninchen	1	4
51. Der kleine Ährensammler	1	4
52. Das kleine Dienstmädchen	1	4
53. Die Berner Kinderwärterin	2	3
54. Knabe und Mädchen, Reiter spielend	2	3½
55. Die Berner Geisbuben	3	4
56. Die kleinen Kanoniere	4	4
57. Die Schlittenfahrer	2	3½
58. Die Kupplerin	3	6½

Digitized by Google

E.

Pariser Markt- und Gassenschreier.

Höhe 5 Zoll. Mit Ausnahme von Nr. 7 und 21 Einzelfiguren.

1. Wasserträger
2. Fischerweib
3. Schuhflicker
4. Schuhverkäuferin
5. Zinngießer
6. Kappenhändlerin
7. Holzwellenbauer (2 Fig.)
8. Häringsweib
9. Sackträger aus d. Kornhalle
10. Figurenhändler, alter
11. Figurenhändler, junger
12. Marolles Käsehändler
13. Birnenhändlerin
14. Nanterrer Kuchenhändler
15. Früchtehändlerin
16. Galanteriehändlerin
17. Kleidertrödler
18. Orgelspieler
19. Kastanienweib
20. Hundehändler
21. Lotteriebilletkrämer
22. Marqueraufhändlerin

F.

Auswärtige Trachten, Bildnisse berühmter Männer, Volkssitten und Gebräuche.

	In einzelnen Figuren und gruppiert.	Fig.-Zahl	Höhe in Zoll
1.	Wiedertäufer (Mann und Frau mit Milchkarren)	3	5¾
2.	Wiedertäufer (Vater)	1	6
3.	[Nicht ausgefüllt]	—	—
4.	Elsässer Mann	1	4½
5.	Elsässer Frau	1	4½
6.	Elsässer Sundgauer	1	4½
7.	Elsässer Mann und Frau, Trachtengruppe	3	5¼
8.	Elsässer Neudörflerin, Gemüseweib (Porträt)	1	10
9.	Markgräfler (mit Bleistift nachgetragen)	—	—
10.	Badenser (Trachtengruppe)	3	5¼
11.	Badenser (Markgräfler mit Weinmustern)	1	4½
12.	Badenserin (Markgräflerin mit Obst)	1	4½
13.	Badenser (Oberbezirk „Syd ihr au hiesig?"), Porträt	1	6
14.	Badenserin (Markgräflerin mit Sauerkraut), Porträt	1	7
15.	[Nicht ausgefüllt]	—	—
16.	Schwarzwälder mit Pelzmütze	1	5½
17.	Schwarzwälder Schnitter	1	4½
18.	Schwarzwälder Schnitterin	1	4½
19.	Schwarzwälder Mann und Frau mit Pelzmütze	2	5½
20.	Schwarzwälder Mann und Frau mit Huk	2	5½
21.	Schwarzwälder Mann und Frau tanzend	2	5½
22.	[Nicht ausgefüllt]	—	—
23.	Tiroler Gemsjäger (rauchend)	1	7
24.	Männliche Tirolergruppe	3	6
25.	Tiroler auf dem Anstand (sitzend)	1	6½
26.	Tiroler Gemsjäger (aufsteigend)	2	7
27.	Tiroler Gemsjäger (auf dem Anstand stehend)	1	6¾
28.	[Nicht ausgefüllt]	—	—
29.	Tiroler Zitronenhändler	2	6
30.	Tiroler Handschuhhändler	2	6
31.	Männliche Tirolergruppe trinkend am Tische	6	4½
32.	Männliche Tirolergruppe trinkend am Tische	6	4½
33.	Abschied, Tiroler	—	—
34.	Zahnarzt	—	—
35.	Nachbarschaft	—	—
36.	Räuber	—	—
37.	Der Arme	—	—
38.	Simonisten	—	—
39.	Ministerkuß	—	—

Handschriftlicher Nachtrag von Ferdinand Sohn

Digitized by Google

	Fig.-Zahl	Höhe in Zoll
40. [Nicht ausgefüllt]		
41—42. Friedrich d. Gr., in zwei Größen	1	6, 4¼
43—44. Friedrich d. Gr. zu Pferd, in zwei Größen	2	8¾, 5¾
45. [Nicht ausgefüllt]		
46. Napoleon Büste auf Piedestal	1	4½
47—48. Napoleon im Tod, Porträt in Relief (gemalt und weiß	1	4½
49—50. Napoleon in Uniform, in zwei Größen	1	4½, 6
51. Napoleon mit Oberrock	1	6¾
52. Napoleon auf der Vendômesäule	1	7¾
53—54. Napoleon zu Pferde, in zwei Größen	2	8½, 5¼
55. Napoleon mit Insignien (nach David)	1	8½
56. Napoleon ganz groß auf Piedestal, in ganzer Figur	1	13
57. [Nicht ausgefüllt]	—	—
58. Marie Louise	1	—
59. Herzog von Reichsstadt	1	—
60—61. [Nicht ausgefüllt]	—	—
62. Ludwig XVIII., König von Frankreich	1	—
63. [Nicht ausgefüllt]	—	—
64. Heinrich IV.	1	—
65. [Nicht ausgefüllt]	—	—
66. Karl Friedrich, Markgraf von Baden	1	—
67. Berthold, Herzog von Zähringen in Ritterornat auf Piedestal	1	7½
68. Berthold, Herzog von Zähringen im Ornat auf Piedestal	1	9½
69—71. [Nicht ausgefüllt]	—	—
72. Ferdinand, Kaiser von Österreich	—	—
73. Ferdinand, Kaiser von Österreich (Büste)	1	6¾
74. Ferdinand, im Thronornat als König von Italien	1	7½
75—78. [Nicht ausgefüllt]	—	—
79. General Foy	1	6
80—82. [Nicht ausgefüllt]	—	—
83. Erasmus von Rotterdam (Büste)	1	4
84—85. Jung Stilling (in zwei Größen)	1	6, 4¼
86—87. Volkaire (in zwei Größen)	1	6, 4¼
88—89. Hebel, Verfasser der Alemannischen Gedichte (in zwei Größen)	1	6, 4¼
90. Luther	1	6
91. A. Dürers Denkmal, in ganzer Figur	1	12
100. [Nicht ausgefüllt]	—	—
101. Hr. Schmid, Schauspieler, als Ephraim in Richards Wanderleben	1	6½

G.

Der Totentanz in Basel.

Höhe 5½ Zoll.

42 Gruppen in 92 verschiedenen Figuren. Sammlung auch in zwei großen schwarzen Rahmen mit Goldstäben unter Glas gefaßt erhältlich.

H.

Ein komplettes Schachspiel.

Enthaltend 32 Figuren in Etui.

Digitized by Google

I.

Biblische Gegenstände.

	Fig.-Zahl	Höhe in Zoll		Fig.-Zahl	Höhe in Zoll
1. Christus am Kreuz . .	4	10	10. Lukas	2	6¼
2. Christus am Kreuz (ohne Umgebung	1	10	11. Markus	2	6¼
3. Christuskopf als Büste	1	10½	12. Matthäus	2	6¼
4. Maria (Gegenstück) .	1	9¾	13. St. Georg	2	5¾
5. Madonna (n. Raphael)	3	14	14. St. Martin	2	5¾
6./7. Madonna ohne Engel in zwei Größen . . .	1	5½, 4	15. Heiliges Grab . . .	—	—
8. Christus, Salvator mundi	1	7	16. Ablösung Christi vom Kreuz	—	—
9. Johannes	2	6¼	(15 und 16 handschriftlich nachgetragen, ohne weitere Angaben)		

K.

Phantasiestücke, Karikaturen, originelle Bildnisse und verschiedene Gegenstände.

a) Kleine Affenkarikaturen. Höhe 3¼ Zoll. Ein Orchester aus 12 Figuren. Ein Affe als Klarinettist, Violinist, Flötist, Fagottist, Trompeter, Posaunist, Kontrabassist, Hornist, Guitarrist, Großtrommelschlager, Plattenschläger, Glockenspielschläger.

b) Kleine Karikaturen, Höhe 4½ Zoll. Ein Orchester aus 12 Figuren. Kapellmeister, Trompeter, Paukenschläger, Guitarrespieler, erste und zweite Sängerin mit Musikrollen, Hornist, Flötist, erster Violinist mit Haarbeutel, zweiter Violinist, Kontrabassist, Klarinettist.

c) Ein Orchester von 5 Figuren (ohne weitere Katalog-Angaben).

d) Große Karikaturen. Orchester aus 13 Figuren. Kapellmeister, alter Posaunist, Kontrabasso, Guitarrist, Fagottist, Hornist, Klarinettist, Altviola, Flötist, Klappenhornist, junger Sekundoposaunist, Violinist, Sängerin (letztere durchgestrichen).

e) Zwerg mit Dudelsack .	1	5½	Zwergenpaar tanzend . .	2	4
Zwerg mit Bartenschlag	1	5½	Zwerge als Duellanten .	2	4½
Zwerg mit Guckkasten und Frau . . .	2	5			

L.

	Fig.-Zahl	Höhe in Zoll
1. Kapuziner, der Koch (Pro omnibus curo)	1	5½
2. Kapuziner, der Kellner (Pro omnibus bibo)	1	5½
3. Kapuziner mit Katze (Pro omnibus lyra felice cano)	1	5½
4. Kapuziner mit Geige (Pro omnibus me musicis dedo)	1	5½
5. Kapuziner fährt einen Prior im Karren	2	3
6. Kapuziner trägt eine Nonne auf dem Rücken	2	3
7. Kapuziner fährt eine Nonne im Karren	2	3
8. Nonne trägt einen Kapuziner	2	3
9. Ein Prediger (Handelt nach meinen Worten und nicht nach meinen Werken!)	1	6
10. Der erkenntliche Benediktiner	3	5
11. Nonne führt einen Kapuziner	—	—
12. dito	—	—
13. Kapuziner mit dem Rind . .	—	—
14. Kapuziner mit dem Esel . .	—	—
15. Kinder Israel	6	6

Handschriftlicher Nachtrag.

Digitized by Google

	Fig.-Zahl	Höhe in Zoll
16. Rüstung auf den Schabbis	6	6
17. Kuhjude (Sie isch no feil!)	2	6
18. Schacherjude (Nüt 'z handle?)	1	6
19. Der Rabbiner in der Schule	1	5 1/2
20. Der Bänderjude (Ich bin doch ach a Handelsmann!)	1	5 3/4
21. Jud Abraham gibt seinem Sohn Lehren auf die Wanderschaft	3	6
22. Lydia wird vermählt	4	6
23. Üb immer Treu und Redlichkeit	5	6 1/2
24. Der Zollgardist und der Jude	3	6
25. Der Vorschlag	2	6
26. Eisele Beisele (Handschriftlicher Nachtrag.)	—	—
27. Zollamt (Handschriftlicher Nachtrag.)	—	—
28. Bürgerwehr (Handschriftlicher Nachtrag.)	—	—
29. Mayeux (Wie kann man solche Beine haben!)	3	7
30. Mayeux (Ich bin Franzose, mein Schatz!)	2	5 1/2
31. Mayeux als Schlittschuhläufer	1	6
32. Mayeux als Staatsmann	1	6
33. Mayeux als Maler	2	6
34. Mayeux als Perückenmacher	2	6
35. Mayeux als Spritzenhauptmann	1	7
36. Mayeux (Oh, das artige Kind!)	2	5 1/2
37. Mayeux (Sonderbares Mittel gegen die Cholera)	2	5 1/2
38. Mayeux als Orang Utang	3	6
39. [Nicht ausgefüllt]	—	—
40. Kuhhandel (Handschriftlicher Nachtrag.)	—	—
41. Louisstraße (Handschriftlicher Nachtrag.)	—	—
42. Bockhandel (Handschriftlicher Nachtrag.)	—	—
43. Der kleine Postillon	3	6 1/2
44. Der kleine Maler	3	7
45. Die Große Armee	3	6 1/2
46. Die Nationalgarde	2	6 1/2
47. Die Perücke des Großvaters	2	4 1/2
48. Die Haube der Großmutter	2	4 1/2
49. Das erschreckte Kind im Sessel	2	3 1/2
50. Dr. Hecker	—	—
51. Hasenjagd der sieben Schwaben	8	5 1/2
52. Die Kgl. Post	10	6
53. Der Namenstag	4	5 1/2
54. a) Der Brettschütz	1	5
b) Der Glückwunsch (Schustergruppe)	2	5
c) Freut euch des Lebens	1	5
55. Druckefekäs	7	4
56. Bänkelsänger	7	11 1/2
57—58. Die Schweinehändler (groß und klein)	6	7, 4 1/2
59. Das Faß der Danaiden	10	8
60. Viktoria, es lebe die Freikompagnie!	5	8
61. Quäker, in die Kirche gehend	7	5
62. Der Friedensrichter	5	6
63. Der Tagesbefehl (Porträt)	4	6 1/2
64. Wirtsmanier	3	6 1/2
65. Das alte Ehepaar	4	5 1/2
66. Der Zeitgeist	4	5
67. Das diplomatische Blinde-Kuh-Spiel	4	7
68. Die Piquetspieler	4	6
69. Des Schulmeisters Nachtmusik	3	7
70. Der reisende Endländer	3	7

Digitized by Google

	Fig.-Zahl	Höhe in Zoll
71. Blauschild, der Geschäftsreisende	2	7
72. [Nicht ausgefüllt]	—	—
73. Die drei Pariser Grazien	3	5½
74. Der aufwartende Hund Franzos	2	5½
75. Pariser Straßenszene	2	5½
76. Die väterliche Zurechtweisung	2	7
77. Die Invaliden, oder: Undank ist der Welt Lohn	2	10½
78. Das sonderbare Zusammentreffen	2	4½
79. Zeigen Sie mir Ihre Zunge!	2	5¾
80. Arzkekrieg	2	6
81. Der Invalide und Napoleon	2	4½
82. Die Invaliden (Wollen die Herren ihre Stiefel wichsen lassen?)	3	6
83. Die Invaliden (Gebt mir den Arm, Kamerad!)	2	6
84. Französische Kriegszucht	2	7
85. Die Legitimisten	2	6½
86. Der französische Werber	2	5½
87. Faschingsanzug	2	6½
88. Schildwach, paß auf! (Porträt)	2	6½
89. Der Unschuldige (Madame, ich bin unschuldig an Ihrem Zustand!)	2	5½
90. [Nicht ausgefüllt]	—	—
91. Das Doppelmädchen	2	5½
92. [Nicht ausgefüllt]	—	—
93. Das waren gute Zeiten!	2	5½
94. Der Gelddrucker	1	5
95. Du, du liegst mir am Herzen!	2	5½
96. Der ungarische Husar (ganze Figur als Rauchkerze)	1	7
97. Der Kastanienbrater	3	6
98. Der Kalenderhändler (ganze Figur)	1	7
99. Don Quichote	2	5½
100. Sancha Pansa	2	5½
101. Der Zahnarzt. Rundes Gemälde im Relief: Das Gefühl	—	4
102. Der Gemäldeliebhaber. Rundes Gemälde im Relief: Das Gesicht	—	4
103. Raucher und Schnupfer. Rundes Gemälde im Relief: Der Geruch	—	4

M.

Tiere aller Arten, einzelne zum Spielen für Kinder, andre als Briefbeschwerer.

	Fig.-Zahl	Höhe in Zoll
1. Eine Gesellschaft Affen als Militär	—	2½
2. Der Luzerner Löwe	1	5
3. Hundegruppe als Briefbeschwerer	4	4
4. Hühnerhund auf Kissen. Briefbeschwerer	1	4
5. Geisbock. Briefbeschwerer	1	4
6. Affe als Briefbeschwerer	1	4
7. Hofhund als Briefbeschwerer	1	4
8. Affe (Flohfänger und ein Hund), Briefbeschwerer	2	3
9. Katzengruppe auf Kissen. Briefbeschwerer	—	—
10. Hundegruppe mit Jungen im Korb. Briefbeschwerer	—	—
11. Jagdhund in schöner Stellung	1	4
12. Zwölfender	1	5½
13. Hund und Katze, streitend	2	3
14. Tigerhund und Katze	2	2½
15. Spielende Katzen	2	3

Digitized by Google

Wolfbannerei

Von Univ.-Prof. **Dr. Fritz Byloff** in Graz.

I.

Unter den sonderbaren Einbildungen, die der Hexenwahn an sich zog, und zu einer neuen Gesamtvorstellung vereinigte, ist der Werwolfglaube eine der allersonderbarsten. Seiner Entstehung nach uralt und dem Gesamtgebiete der Menschheit angehörig fußt er auf dem Gedanken der Tierverwandlung. Neben gewaltigen Naturereignissen ist die umgebende Tierwelt die Hauptgefahrenquelle für den Naturmenschen der Urzeit; in schwerem verlustreichem Kampfe hat sich der Mensch gegen die Feinde unter den Tieren behaupten und durchsetzen müssen, deren Kräfte und natürliche Anlagen vielfach denen des Menschen überlegen waren und ihn daher zur Anwendung mühevoll erdachter Listen zwangen. Das Tier war deshalb Gegenstand unausgesetzter Beobachtung durch den Urmenschen, sein Vorstellungsleben wurde durch die hiebei gesammelten Erfahrungen beherrscht, und die Frage nach dem Wesen des Tieres und seines Verhältnisses zu ihm selbst war eines der ersten abstrakten Probleme, mit dem er sich beschäftigen mußte. Das Tier als Anschauungsobjekt bietet dem primitiven Denken manches Seltsame und Unverständliche. Es ist ein lebendes Wesen, wie der Mensch selbst; seine Naturanlagen weichen von jenen des Menschen vielfach ab, überragen sie in zahlreichen Beziehungen. Was liegt näher, als die Vergötterung des Tieres oder das Versetzen in die eigene Ahnenreihe; denn das, was man fürchtet oder bewundert, das betet man an; man fühlt sich ihm verwandt und wesensähnlich. Mit den in den ursprünglichsten Religionen überall nachweisbaren Tiergottheiten, deren Andenken noch in weit spätere Zeiträume in grotesken Einzelheiten hineinragt, und mit den tierischen Stammeltern, von denen einzelne Familien oder ganze Völker abstammen und denen sie aus diesem Grunde ebenfalls göttliche Ehren erweisen (Totemismus), ist der Gedanke der Tierverwandlung notwendig verbunden. Die Götter verwandeln sich zu Zeiten in Tiere; warum soll ein Mensch, der z. B. aus der Bären- oder der Wolfsfamilie stammt, sich nicht auch bei Gelegenheit in die Gestalt seines tierischen Ahnen zurückziehen und als Bär oder Wolf die Leute schrecken können? Daß der also Verwandelte in der Tiergestalt mächtiger ist und insbesondere die Daseinssorgen leichter überstehen kann, als in seiner menschlichen Erscheinung — als Mensch hungert er, als Tier kann er seinen Hunger stillen —, ist offenbar der nächste und zugleich auch letzte Schritt zur Werwolfsvorstellung gewesen. Denn der Mensch, der sich in die Tiergestalt flüchtet, um in dieser Dinge treiben zu können, die ihm als Mensch nicht möglich oder nicht erlaubt sind, ist ein furchtbarer Schädling der Menschheit, ein abscheulicher Verbrecher, den zu entdecken und grausam zu bestrafen als eine Pflicht der Selbsterhaltung erscheinen muß. So sehen wir bei den verschiedensten Völkern und zu den verschiedensten Zeiten die Vorstellung von dem gemeingefährlichen, in Tiergestalt grausige Verbrechen begehenden

Digitized by Google

Menschen; die mannigfachsten Raubtiere müssen hiezu herhalten: Löwen und Tiger, Bären und Wölfe, Katzen und Hunde. Daß im Besonderen der Germane zu der Vorstellung vom Werwolf (Werwolf heißt Mannwolf, sowie Wergeld das Manngeld bedeutet) gelangte, erklärt sich daraus, daß der Wolf, der gefürchtete „Grauhund", wenn nicht das gefährlichste, so doch sicher das schädlichste Raubtier war, mit dem die germanischen Stämme auf ihren Wanderzügen in Berührung kamen; kein schlimmerer Feind für das Weidevieh, insbesondere für die Schafherde und -hürde, als der räuberische Wolf, der einzeln oder in Rudeln weit herum schweift, ein großes Gebiet beherrscht, bei Nacht raubt, mit ausgesprochener Mordlust und Blutgier weit mehr niederreißt, als er fressen kann, und sich der Verfolgung durch die Flucht in die undurchdringlichen Wälder und weiten Steppen leicht entzieht.

So mag sich auf natürlicher Grundlage die Vorstellung vom Wolfsmenschen, vom Lykanthropos, wie ihn die Griechen nannten, vom Wer- oder Mannwolf der Deutschen ausgebildet haben. Als mit der Stärkung des Zauberglaubens die Vorstellung aufkam, das gesamte Zauberer- und Hexenvolk strebe nach einer christentumfeindlichen, die Weltherrschaft des Satanismus vorbereitenden Gesamtheit, da wurde auch der Werwolfglaube in die neue Gesamtvorstellung einbezogen. Nunmehr erscheinen die Werwölfe als Diener des Teufels, mit dem sie ebenso wie die Hexen und Hexeriche einen Bund abschließen. Sie erscheinen auf dem Hexensabbath, beten den dort vorsitzenden Teufel an und stiften Schaden durch Zerreißen von Menschen und Vieh. Nicht wenige der Opfer der Hexenprozesse, die auf dem Scheiterhaufen verloderten, haben sich als Werwölfe bekannt, insbesondere in solchen Gegenden, wo wie in Frankreich, in den Vogesen und Cevennen, die Wolfsplage empfindlichen Schaden stiftete.

II.

In eigentümlich abgeschwächter Form wirkt sich der Werwolfglaube in der Vorstellung von den Wolfbannern aus. Der Wolfbanner verwandelt sich nicht selbst in einen reißenden Wolf; allein er besitzt die Gabe, die Wölfe zu bannen, d. h. sie sich dienstbar zu machen, so daß sie seines Rufes und seiner Befehle jederzeit gewärtig sind. Er benützt sie, um Schaden zu stiften, indem er fremdes Vieh zerreißen läßt. Er kann aber auch auf ihnen reiten und durch die Luft fliegen, um zum Sabath auf freier Bergeshöhe zu gelangen. Man sieht: es kann sich nur um eine zur leichteren Erklärungsmöglichkeit erfolgte Fortbildung der alten Werwolfsvorstellung handeln. Die große Anforderungen an den Glauben stellende Tierverwandlung fällt weg; an ihre Stelle tritt der wirkliche Wolf, den mit dämonischer Hilfe zu bannen immerhin als leichter möglich angenommen werden kann. Im übrigen werden dem Bannwolfe alle Eigenschaften des Werwolfes zugeteilt. Er ist ebenfalls durch die Art seines Raubens und besondere Wildheit gekennzeichnet und gegen Nachstellungen gefeit. Denn der Wolfbanner hat ihn nach Art des bekannten Glaubens des Kriegsvolkes „fest" gemacht; es bedarf ganz besonderer geweihter Kugeln, um die Macht des Bannes

Digitized by Google

zu brechen und den Unheilstifter zur Strecke zu bringen. Auch eine abergläubische Gegenmaßnahme hat der Wolfbann ausgelöst: den Wolfsegen, durch den bezweckt werden soll, den Schädling zu vertreiben[1].

Die Wolfbannerei scheint, soweit der vorhandene Stoff als verläßlich und vollständig angesehen werden kann, eine Besonderheit der Alpenländer und namentlich eines bestimmten Gebietes der Steiermark und Salzburgs, nämlich des oberen Murtales zwischen Leoben und Tamsweg zu sein, während die Werwolfverfolgungen für ein weit größeres Gebiet Mitteleuropas verbürgt sind. So weit mir der Stoff bekannt ist, taucht sie zuerst in der Geschichte der Zaubereiprozesse 1423 in der Schweiz und zwar in der Gegend des unteren Hauenstein bei Basel auf, woselbst eine Frau als „Unholdin" verbrannt wurde, die auf einem Wolfe reitend gesehen wurde. Daß die Vorstellung aber schon weit früher lebendig war, beweist u. a. das Holzschnittblatt, welches dem 1489 erschienenen Werke des Prokurators bei der bischöflichen Kurie zu Konstanz Ulrich Molitoris: „de laniis et pythonicis mulieribus" beigefügt ist, worauf der auf dem Wolfe reitende Zauberer dargestellt ist. In der Folge wiederholt sich — nicht häufig — das Wolfbannen in den Zaubereiprozessen der Schweiz, um dann fast vollständig aufzuhören, offenbar deshalb, weil die fortschreitende Ausrottung des wild lebenden Wolfes diesen nicht mehr als jene Gefahr erscheinen ließ, die er einmal bedeutet hatte. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts — also in der klassischen Zeit der großen Zaubereiverfolgungen in den östlichen Alpenländern Österreichs — taucht die Wolfbannerei nach langer Pause plötzlich wieder im Murboden auf, charakteristischer Weise in einer Gegend, die ebenso durch ihren reichen Viehbestand, wie durch die weiten und einsamen Alm- und Waldgebiete ausgezeichnet ist. Noch in der Gegenwart kommt es dort dazu, daß der Wolf als Zugwild erscheint, großen Schaden stiftet und durch außerordentlich mühselige Jagden verfolgt werden muß; der bekannte „Bauernschreck", der 1913 sein Unwesen trieb und schließlich auf der Koralpe ober Wolfsberg in Kärnten als starker Wolf erlegt wurde, nachdem durch Monate hindurch die unglaublichsten Gerüchte und Schreckvorstellungen im Umlauf gewesen waren — zwei Jahrhunderte vorher hätte man ganz sicher von einem Wer- oder Bannwolf gesprochen und das Übel mit einem Zaubereiprozeß gegen irgendeinen Unglücklichen bekämpft — hat ebenfalls in dem südlichen Grenzgebirgszug des Murbodens gehaust. Es ist auch nicht zu übersehen, daß dies dasselbe Gebiet ist, in dem nach der Überlieferung die letzten Bären der Steiermark als Standwild vorgekommen und geschossen worden sind. Offenbar muß also das Überhandnehmen der Raubwildplage eine der Ursachen gewesen sein, daß in den Siebziger- und Achtzigerjahren des 17. Jahrhunderts in Großlobming, Admontbichl und Göß Zaubereiprozesse vorkommen, bei denen das Wolfbannen und Wolfreiten als ein Teil der Zaubereibeschuldigung und somit auch als ein wichtiger Bestandteil des durch die Folter erpreßten Geständnisses erscheint. Der letzte dermalen bekannte Wolfbannerprozeß ist der im Folgenden dargestellte; er beweist, daß das beginnende Jahrhundert der

[1] E. Fehrle, Zauber und Sagen 25. 32.

Digitized by Google

Aufklärung noch keinen Einfluß — weder auf das Beamten- und Richtertum der steirischen Hauptstadt noch auf die Bauern und Hirten des Murbodens — zu üben vermochte. Werwolfprozesse sind allerdings noch aus späterer Zeit verbürgt; 1717 verhandelt man vor dem salzburgischen Pfleggerichte Mosham gegen fünf Wolfmenschen, die angeblich die Kunst verstanden, sich durch Bestreichen mit einer teuflischen Salbe in Wölfe zu verwandeln, und als „verstellte Wölfe" an 200 Stück Pferde und Vieh und 16 Hirsche zerrissen hatten; sie wurden zur Galeerenstrafe verurteilt und der Republik Venedig zum Strafvollzug ausgeliefert. Vor demselben Gerichte finden wir drei Jahre später einen Lykanthropieprozeß gegen Simon Windt insgemein Schenmayer, der am 19. Juli 1720 als der letzte Wolfmensch des Murtales zu Tamsweg mit dem Schwerte gerichtet wurde, „obwohl er verdient hätte, lebendig verbrannt zu werden". Noch heute lebt im Lungau die Erinnerung an diese Prozesse in der Sage von den „Wölfen" und dem vielfachen Schabernack, den sie mit dem verfolgenden Pfleger von Mosham trieben, im Volke fort.

III.

Am Georgitag (23. April) 1701 hatten sich zahlreiche bäuerliche Wallfahrer in St. Georgen in Obdachegg zusammengefunden, die nach dem Gottesdienste im Wirtshaus alles das besprachen, was im ländlichen Interessenkreise liegt. Hiebei kam die Rede auch auf die zahlreichen Viehschäden durch Wolfriß, insbesondere auf die den sachverständigen Hirten oder „Haltern", wie sie im Lande genannt werden, auffällige Erscheinung, daß das gerissene Vieh vielfach nicht angefressen, sondern offenbar nur aus Mordluft angefallen und getötet werde. Das sei — meinte einer — ein Zeichen dafür, daß es sich um Bannwölfe handle. Man brauchte nicht lange zu suchen, um den Schuldigen zu finden. Denn es war unter den Kirchfahrern zu seinem Unglücke ein Mensch anwesend, in dessen Person sich eine Fülle von verdächtigen Umständen vereinigte. Der Unselige hieß Paul Perwolf, des Zimmermanns Thomas Perwolf Sohn, gebürtig zu Wolfsberg in Kärnten, im Alter von etwa 24 Jahren. Es ist ohne weiteres ersichtlich, daß dieser Familienname, der übrigens einem alten deutschen Geschlechtsnamen entspricht und in der mittelalterlichen Siedlungsgeschichte der Steiermark eine Rolle spielt (u. a. geht der mehrfach vorkommende Ortsname Perbersdorf gleich Perwolfsdorf auf ihn zurück) seinem Träger zum Verhängnis geworden ist, weil er in verdächtiger Weise an Werwolf anklingt. Vielleicht mag er sich selbst eingebildet haben, wegen seines Wolfnamens mit dem Raubtiere in Verbindung zu stehen. Wir hören von ihm, daß er schon mit sieben Jahren von seinen Eltern wegkam, um Schafhirt bei einem Bauern zu werden; sein ganzes bisheriges Leben hatte er mit dem Weidevieh verbracht, soweit er auf den Höfen des Lavanttales Unterkunft und Arbeit fand. Zur Winterszeit, wo der Almbetrieb ruht, war er nach seinem eigenen Kärntner Dialektausdruck „so herumb klöfcht" (herumgezogen). Er war offenbar einer jener uns auch heute noch wohlbekannten ländlichen Bettler, die von Hof zu Hof wandern, mitunter bäuerliche Ge-

Digitized by Google

legenheitsarbeit leisten, auf den Almen von den Brentlerinnen Milch und Butter begehren und alles in allem ziemlich harmlose Nutznießer der öffentlichen Mildtätigkeit sind. Bei seinen Bettlerfahrten führte er mitunter kuriose Reden; gab man ihm nichts oder zu wenig, so erging er sich in Drohungen; man werde schon an ihn denken. Namentlich ließen sich die Brentlerinnen einschüchtern, wenn er z. B. drohte, er werde die Euter der Kühe in Stierhoden verwandeln, oder wenn er sagte, beim Melken und Milchrühren würden sie kein Glück haben. Auch Drohungen mit dem Wolfe kamen vor; er verstehe das Wolfbannen und werde ihm eine Kalbin erbeißen lassen, sagte er dem Schäffer am Stallergut, als dieser ihn einmal verspottete. Dieses „Daherplodern" wurde ihm nun zum Verhängnis; alle im Wirtshaus Anwesenden waren der Meinung, man müsse sich vor „dem krumpen Schelm" hüten und etwas unternehmen, um dem schweren Viehschaden ein Ende zu bereiten. Und so begab sich sofort eine Abordnung von acht Haltern unter Führung der Bauern Pichlmayr und Staller zur nahegelegenen Burgfriedherrschaft Eppenstein, um die Beschwerde vorzubringen und die Verhaftung des Perwolf zu verlangen. Sie traf den Herrschaftsverwalter Sebastian Reichenberger gerade bei der Mittagstafel und diese Störung im Essen mag ein weiteres Zufallsmoment gebildet haben, das das Schicksal des Wolfbanners besiegelte. Der Verwalter ließ tatsächlich den Perwolf und einen anderen jungen Burschen, der sich zufällig in seiner Gesellschaft befand, einführen und unterzog ihn sofort einem flüchtigen Verhör. Als er leugnete, ließ er ihn nach der patriarchalischen Sitte jener Tage durch den Gerichtsdiener kurzerhand durchpeitschen und jagte ihn dann davon. Perwolf zog nach dieser ungastlichen Behandlung seines Weges; allein die schmerzenden Striemen ließen ihn nicht zur Ruhe kommen und so bahnte sich, als er gerade im nahegelegenen Weißkirchen am Hause des „wällischen (italienischen) Kramers" vorüberging, der ingrimmige Fluch den Weg in's Freie, der Teufel solle doch den Verwalter von Eppenstein samt seinem Gerichtsdiener zum Grunde der Hölle führen. Diese Gemütserleichterung hörte das „Dienstmensch" des besagten Krämers, die nichts Eiligeres zu tun hatte, als davon ihrem Dienstherrn zu erzählen. Es ist nun recht bezeichnend für die Teufels- und Zauberfurcht jener Tage, daß dieser die Worte sofort als Drohung gefährlichster Art auffaßte und den Verwalter verständigte. Auch dieser fühlte sich durch die „ausgegossene Drohung" schwer gefährdet; er ließ am nächsten Tage (24. April) den Perwolf neuerdings verhaften und inquirierte ihn eingehend. Bei diesem „gütlichen" Verhör beging der Verwalter, nachdem die Drohung mit der Tortur nicht gewirkt hatte, die bodenlose Niedertracht, dem Beschuldigten in Aussicht zu stellen, daß er ihn ohne Strafe entlassen werde, wenn er reumütig gestehe; was solle er sonst mit ihm machen, er sei ja ein armer Teufel. Tatsächlich ließ sich Perwolf durch diese Versprechungen irreführen; er gab zu, ein Wolfbanner zu sein, fünf Wölfe zu besitzen und diese zum Viehverderben verwendet zu haben. Auch sonstiges abergläubisches Zeug berichtete er, so z. B. Milchverderben, zauberisches Viehversprengen, daß es die Weide

Digitized by Google

verließ und nicht in den Stall zurückkehrte, Gegenmaßregeln gegen das zauberische Wegmelken fremder Milch usw. Endlich gestand er auch rückhaltlos seinen Fluch gegen das Eppensteiner Gericht. Auf Grund dieses Geständnisses stellte dann der Verwalter fest, daß Perwolf „genuegsamb vor maleficisch erfundten worden", und lieferte ihn am 26. April dem Landgericht Obdach aus! Wem fällt hiebei nicht der berüchtigte Satz gewisser Lehrbücher des Zaubereiprozesses ein, daß der Richter nicht verpflichtet sei, ein einem Zauberer gemachtes Versprechen der Schonung zu halten; dieser selbst sei untreu gegen Gott und könne daher für sich ebenfalls keine Treue verlangen! Zur Ehre des Bannrichters Johann Adam Weinreich, der den Prozeß zu Ende führte, muß hervorgehoben werden, daß er diese erbärmliche Moral der Untreue entschieden mißbilligt hat und in seinem Berichte an die Regierung von einem „illicite Herauslocken des Geständnisses" spricht.

Richter und Rat von Obdach erachteten den Sachverhalt als zur Einleitung des Strafverfahrens hinreichend und so beginnt der Inquisitionsprozeß in den schwerfälligen und zeitraubenden Formen der steirischen Land- und peinlichen Gerichtsordnung abzurollen. Zuerst verblieb Perwolf geständig. Als er aber merkte, daß er mit dem Versprechen der Straflosigkeit schändlich belogen worden war, wechselte er seine Verantwortung, widerrief sein erpreßtes und erlistetes Geständnis und erklärte den Verdacht der Wolfbannerei, in den er gekommen, damit, daß er sich selbst aus „narratey" (Scherz) den Bauern gegenüber mit der Kunst des Wolfbannens gebrüstet habe, weil ihn diese damit gehänselt hatten, er sei ein schlechter Halter, wenn er keinen Wolf zu bannen verstehe. Da aus ihm trotz der Daumschrauben, die noch nicht als richtige Tortur galten, weiter nichts herauszubringen war und auch die Erkundigungsfahrt, die zwei Bürger des Marktes (ein Färber und ein Schmied) im Auftrage des Gerichtes zu den Bauern der Umgebung nach Belastungsumständen gegen den Verhafteten unternahmen, nicht viel zutage förderte, griff man zu dem bequemen Auskunftsmittel der Tortur und wendete sich an die innerösterreichische Regierung in Graz mit der Bitte um Beistellung des Freimannes. Bei dieser fand jedoch das bisher durchgeführte Verfahren eine höchst abfällige Beurteilung, so daß man (6. Juni) beschloß, den steirischen Bannrichter Johann Adam Weinreich nach Obdach zu entsenden und ihn mit der Durchführung des Prozesses zu betrauen. Weinreich hat in der Zeit vom 9. bis 13. August 1701 (so lange dauerte es, bis er zu seiner Kommissionsreise Muße fand) das ganze Verfahren von vorn wiederholt und in seinem später an die Regierung erstatteten Berichte gesagt, daß er gezwungen gewesen sei, den Obdachern ihren „zusammengeschmierten Prozeß" wegen vielfacher Mängel, die die „Ignoranz deren mechanicorum" (Handwerker; man beachte den verächtlichen Ton des Rechtsgelehrten!) verschuldet habe, zurückzustellen. Aus diesem vom Bannrichter neu „formierten Inquisitions- und Summari Prozeß", der den Hauptbestandteil der noch vorhandenen Akten bildet (Grazer Landesregierungsarchiv Expedita 1701 — XI — 4), ergibt sich der gesamte gegen Perwolf vorliegende und Urteilsgrundlage bildende Sachverhalt.

Digitized by Google

IV.

Am ersten Verhörstage leugnete der Beschuldigte alles. Er habe nie einen Wolf gehabt und niemals den Teufel gesehen; „wenn er von allen Sünden so rein wäre, so wäre er von allen Sünden rein". Vor dem Magistrat habe er wohl anders geredet; das sei aber „verzagter Weise und aus Unverstand" geschehen. Man ließ schließlich von ihm ab und gab ihm unter Androhung der Tortur Überlegungszeit bis zum nächsten Tage. An diesem (13. August) wendete man zunächst eines der in den Handbüchern des Zaubereiprozesses vielfältig empfohlenen geistlichen Mittel an, um die teuflische Halsstarrigkeit zu besiegen; es wurde ihm in seiner Morgensuppe Cera papalis (wörtlich päpstliches Wachs, irgendein Residuum von den geweihten Wachskerzen) beigebracht. Tatsächlich begann er nun ein Geständnis abzulegen; es ist aber billig zu bezweifeln, daß diese kirchliche Droge dessen Ursache war. Denn, wie er später sagte, hatte er den Freimann gesehen, der im Gefolge des Bannrichters nach Obdach gekommen war, und daraus den richtigen Schluß gezogen, daß er nun alles zugestehen müsse, um nicht gefoltert zu werden. Nichtsdestoweniger bezeichnet der Bannrichter das Geständnis als ein gütliches. Vor vierzehn Jahren (Perwolf war damals ein zehnjähriges Kind!) hatte er beim Bauern Jörg Zarfl bei Wolfsberg in Kärnten zusammen mit einem alten Halter, namens Jörg Khoini, Schafe und Ziegen gehütet und diesen einmal auf der Eppwiesen darauf angesprochen, daß er (Khoini) im Rufe des Wolfbannens stehe. (Khoini hatte das zugegeben: jeder Halter müsse es können, sonst könne er nicht halten; er wolle ihn diese Kunst, wenn sie auch sündhaft sei, vermitteln. In der nachfolgenden Christnacht (nach dem Weihnachtsabend) ging dann Perwolf über Einladung des Khoini nach Wolfsberg, traf ihn beim Auertor und suchte nun zunächst den Riemer unterhalb der Fleischbrücke auf, dem er fünf rote Riemengürtel abkaufte. Dann begeben sie sich gegen St. Michael auf die Wegscheid, nehmen bei einem Kreuz auf der Straße Platz und nun verleugnet Perwolf nach Vorsagen des Khoini Gott, seinen eigenen Namen, Fleisch und Blut seiner Väter und Mütter, Laub und Gras, die Sterne am Himmel, Sonne und Mond, die heilige Dreifaltigkeit, alle Heiligen und jedes Gesetz. Neunmal wird diese Verleugnung gesprochen; dann legen sich beide auf den Rücken und speien Gott und der Heiligen Dreifaltigkeit zum Spotte gegen den Himmel. Als sie ein „Gsetzl" gewartet und etwas die Augen geschlossen hatten, erschien der leidige Teufel in Gestalt eines vierzehn- oder fünfzehnjährigen Buben in grünem Gewande mit schwarzem niederen Hut und Hundekrallen an den Händen. Man sieht: die aus zahllosen alpenländischen Zaubereiprozessen bekannte, traditionell durch Jahrhunderte sich fortpflanzende äußere Gestalt des Teufels. Auch sonst ist sein Auftreten streng konventionell. Er spricht mit näselnder Stimme („hab durch die Nasen geschnoflet" sagt der Beschuldigte gut kärtnerisch) und beginnt sofort zu renommieren. „Sie sollen auf Gott nichts und nur an ihn glauben, sei nichts mit Gott, es sei kein Freud im Himmel, er sei eben das, als der im Himmel, er hab ein größere Freud, sei ein guter Engel." Daran schließt er die herkömmliche Frage an den Beschuldigten, ob er ihm dienen wolle,

Digitized by Google

und auf die bejahende Antwort vollzieht er den Teufelsbund in der Form, daß er ihn am Finger mit seiner Kralle kratzt, das Blut auffängt und damit den Beschuldigten seinen Namen auf ein dickes Papier, wie eine Spielkarte, schreiben läßt. Auf die weitere Frage, was er nun haben wolle, wünscht sich Perwolf fünf Hunde. Alsbald erscheinen fünf Wölfe, in Gestalt wie andere Wölfe und in der Größe großer Bauernhunde, denen er die gekauften Riemen um den Hals legt und sie dadurch „wahrzeichnet". Auch Namen gibt er ihnen: „Tekhalli" (eine interessante Erinnerung an Emerich Tököly, der durch die Kuruzzeneinfälle zu einer Schreck- und Spottfigur für die steirischen Bauern geworden war, dessen Name daher zur Namengebung von Hunden verwendet worden sein dürfte, der übrigens auch für den raubenden und mordenden Bannwolf sehr gut paßt), „Fueßl", „Brantl" (offenbar das rote Tier), „Rambl" und „Rueßl" (das schwarze Tier). In der Folge braucht er sie nur in Teufelsnamen zu rufen, um sie sofort zur Stelle zu haben; er unterscheidet auch bei den späteren Viehverwüstungen sorgfältig, durch welchen seiner fünf Wölfe er sie im Einzelnen hat ausführen lassen. Als es vom Kirchturme in St. Michael Mitternacht schlug, war der ganze Spuk mit dem Teufel verschwunden.

Er gesteht nun weiters, seine Bannwölfe zu zahlreichen Viehtötungen während der ganzen folgenden Zeit verwendet zu haben. Daß diese tatsächlich — und zwar durch Wolfriß — vorgekommen sind, unterliegt keinem Zweifel. Perwolf hatte von ihnen während seines Halterlebens erfahren und mußte sich hiefür berufsmäßig interessieren. Infolgedessen ist es keineswegs eine auffällige Erscheinung, daß die Aussagen zahlreicher vernommener Zeugen über das „Vieherbeißen" mit der Beschuldigtenverantwortung übereinstimmen. Der Tatbestand ist fast immer der gleiche; Perwolf hat mit einem Viehbesitzer irgendeine Auseinandersetzung gehabt und kurz darauf — post hoc ergo propter hoc! — erleidet dieser einen Viehschaden durch Wolfriß. Zwei Haushunde, acht Schweine, neun Schafe und zehn Stück Rindvieh gesteht er auf diese Weise in dem kleinen Gebiete zwischen Wolfsberg und Obdach getötet zu haben, ein sicherer Beweis dafür, daß die raubenden Wölfe dort ziemlich zahlreich gewesen sein müssen. Die Hauptsache ist ihm das Niederreißen, also die boshafte Beschädigung; darum fressen seine Wölfe auch nichts sofort; vielmehr sei die „Ordnung", daß sie erst am dritten Tage zurückkommen und von dem Gerissenen, wenn es noch vorhanden ist, fressen. Schießen kann man den Bannwolf, wie einen anderen; nur muß man — die Jäger haben ihm das erzählt — das Gewehr mit einem Ablaßpfennig laden oder dem Blei zum Kugelgusse „Donnerstrahlen" (Spießglanz, vielleicht Meteorstein) beimischen. Zweimal ist er auf dem Wolf Tököly ausgeritten, beidemale im Winter und am Tage, einmal vom Kalcher zum Murmenti, das zweitemal von St. Wolfgang in der Obdacher Pfarre in das Höllkal. Damit er auf dem Wolfe reiten konnte, hat er die Füße in die Höhe halten müssen. Sabbathbesuch wird nicht erwähnt.

Neben diesem der Wolfbannereivorstellung angehörigen Zauberwerk gesteht Perwolf auch noch manches andere zu. So den Milchabwehrzauber,

Digitized by Google

der ihm als Hirten besonders nahe lag. Vor vier Jahren — erzählt er er dem Bannrichter — waren der Einnehmerin zu Breitenegg die Kühe verzaubert worden, so daß sie zu wenig Milch gaben. Da grub er ein Loch an der Schwelle der Tür, durch welche die Kühe aus- und eingingen, goß frisch gemolkene Milch von jeder einzelnen Kuh hinein; dann steckte er einen glühend gemachten Türvorstecker in das Loch mit den Worten: „Ich brenne nicht die Milch oder den Rahm, sondern ich brenne die Hexe, die die Milch entziehen tut." Die Tochter einer benachbarten Bäuerin, der Hoiselin, erlitt dadurch schwere Brandwunden. Dazu bemerkt der Bannrichter: Constat et est notorium, was wohl bedeuten soll, daß dieses sog. Hexenbrennen ein überaus verbreiteter Aberglaube gewesen ist. Perwolf versteht auch das Verabreichen von Prügeln im zauberischen Wege aus der Ferne; er selbst ist auf diese Weise von einem österreichischen Halter namens Anderl, mit dem er „garten" (landstreichen) ging und wegen Teilung der Bettelbeute in Streit geriet, so zugerichtet worden, daß er auf einer Trage fortgeschafft werden mußte. Der Vorgang ist ziemlich einfach. Man muß am Karfreitag mit einem Messer, in dessen Klinge neun Kreuze und neun Monde eingeritzt sind, mit drei Schnitten einen Haselstock schneiden, diesen entrinden, seinen eigenen Rock ausziehen, das Messer darunter legen und dann mit den Worten: „Du Hund, ich prügle dich in Teufelsnamen" dem Rocke so viel Schläge versetzen, als man will; diese spürt dann derjenige, dem sie vermeint sind[2]. Endlich gibt er auch noch zu, das Milchverderben und verschiedenen Viehzauber zu verstehen. Um die verwichenen Ostern habe er in der Obdacher Pfarre nahe der Landesgrenze bei einem Bauernhofe, dessen Bäuerin ihm keine Gabe gereicht, mit dem oberwähnten bezeichneten Messer am Wassertroge alle Kuhfährten aus der Erde gestochen und in den Trog geworfen mit den Worten „In Teufelsnamen"; zwei Tage darauf hätten dann die Kühe keine Milch, sondern nur Blut gegeben. Um zu verhindern, daß das Vieh an der „Sitzstatt" (Liege- und Futterplatz) bleibe, d. h. um es zu versprengen, brauche man nur den Dünger von der Sitzstatt zu nehmen und in einen Ameisenhaufen zu vergraben; dann spreche man dazu: „Sowenig als die Ameisen beisammen bleiben, ebensowenig sollen die Kühe auf der Sitzstatt bleiben." Allerdings sei, als er diesen Zauber das letzte Mal übte, der Böse erschienen und habe ihm dazu geholfen.

V.

Aus diesem Verhör, das ohne Anwendung von Foltermitteln nur unter dem Drucke der im Leugnungsfalle sicher einsetzenden Tortur vor sich ging, läßt sich die Persönlichkeit Paul Perwolfs deutlich beurteilen. Er war ein ganz bildungsloser, im engsten Gesichtskreise eines Alpenhirten aufgewachsener geistig offenbar auch noch überdies dem Schwachsinn naher

[2] Diese Art des Symbolzaubers ist uralte Vorstellung; die verfolgenden Schwerter, die die Zwerge zu schmieden verstehen, und die fernhintreffenden Pfeile beruhen auf ihr. Man erinnere sich auch, wie in ganz ähnlicher Weise in E. Th. A. Hoffmann's „Klein Zaches" der Magier Prosper Alpanus dem boshaften Zwerg Zinnober aus der Ferne Prügel versetzen läßt. Vgl. Fehrle a. a. O. 66 f.

Digitized by Google

Mensch, der vielleicht selbst glaubte, das erlebt zu haben, was er gestand. Jedenfalls war er von seinen übernatürlichen Kräften voll überzeugt; sonst hätte er, wie dies aus dem Zeugenverhör deutlich hervorgeht, nicht so viel von ihnen reden können. Wir werden, wie schon angedeutet, kaum fehlgehen, wenn wir einen Teil dieser seiner geistigen Einstellung seinem Namen zuschreiben, der ihn auf den Wolf hinwies und der ihn auch im Munde seiner Umgebung dem Werwolf gleichsetzte. Immerhin ist aber das Kindliche seines Wesens so stark hervortretend, daß es Pflicht des Richters gewesen wäre, auch unter Annahme der Möglichkeit des teuflischen Wolfbannens darauf bei Beurteilung der Schuldfrage Rücksicht zu nehmen. Nichts von dem lesen wir in dem Berichte und Urteilsvorschlage, den der Bannrichter an die innerösterreichische Regierung am 28. November 1701 erstattet. Er meint vielmehr, Perwolf sei „von Jugend auf ein nichtsnutziger Mensch gewesen, welcher mit Halterfegensprechen und Herumvagieren sich ernährt und mit unterschiedlichen der Wolfsbannerei und auch anderer unchristlicher Laster verdächtigen Haltern Gesellschaft gepflogen habe, so daß man sich billig zu ihm der Wolfbannerei und der dadurch kausierten Schäden versehen könne". Mit Aufwand eines bedeutenden Zitatenmaterials aus den juristischen Autoritäten des Inquisitionszeitalters wird dann dargetan, daß an der Richtigkeit der Aussagen des Beschuldigten auch ohne Tortur nicht zu zweifeln sei, und schließlich beantragt, der Malefikant solle „wegen seiner bekannten abscheulichen Sünde und begangenen Missetaten" anderen zum abscheulichen Exempel mit dem Schwerte hingerichtet und der Körper auf dem Scheiterhaufen zu Staub und Asche verbrannt werden. Eigentlich hätte ihm nach dem Gesetze die Verbrennung bei lebendigem Leibe gebührt; sein reumütiges Geständnis bewirkt die Milderung der Strafe. Die Regierung resolviert auf diesen Urteilsvorschlag am 28. November 1701 zustimmend: „Placet und dessen ist Er Bannrichter in Steyer pro resolutione und mithin wegen Verschaffung des Freimanns hinauf nach dem Markt Obdach zur Vollziehung inermelten Urts per decretum (zu verständigen); wie auch absonderlich die von Obdach nachrichtlich zu erinnern sind." Die Angabe, wann der Unglückliche in Obdach zum Tode gebracht wurde, fehlt; es ist aber nach der Aktenlage als gewiß anzusehen, daß dies noch im Dezember 1701 geschehen ist. Hinrichtungen von Zauberern und Hexen sind für das Gebiet der Steiermark noch aus späterer Zeit bekannt und zwar in Marburg, wo der Hagelschaden an den Weinpflanzungen immer wieder zu Verfolgungen der angeblich daran Schuld tragenden Wetterhexen führte; es ist aber anzunehmen, daß der Dezembertag des Jahres 1701, an dem auf der Richtstätte von Obdach die züngelnden Flammen den geköpften Rumpf des armen, für den Wolfsschaden der Gegend verantwortlich gemachten Halters Paul Perwolf verzehrten, die Hinrichtung des letzten Wolfbanners der Steiermark gesehen hat.

Digitized by Google

Aus dem Leben der Böhmerwälder Spitzenklöpplerinnen

Von **Joseph Blau**, Neuern (Böhmen).

1. Die fleißige Ahnl.

Aus dem Erzgebirge hat sich die Spitzenklöppelei nach Westböhmen verbreitet, wo sie in den Städtchen Hostau, Weißensulz, Muttersdorf und Ronsperg und in deren Waldhinterland heute noch blüht; weiter südlich im Böhmerwalde wurde sie auch in Neuern und jenseits der Sprachgrenze in Drosau — und zwar hier heute noch — betrieben. In der ersten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts klöppelten in Neuern alle Frauenspersonen, auch Bäuerinnen und deren Töchter, besonders fleißig aber Handwerks- und Häuslersleute. Die Bauernwirtschaft erforderte zwar im Sommer alle Kräfte ihrer Besitzer, der Winter aber fand Mutter, Töchter und die Nadl (Großmutter) beim Klöppelpolster. Und die Bauern konnten diesen Verdienst ebensogut brauchen wie die „Kleinen". Merkwürdig war, daß die Spitzen fast nie im Haushalte verwendet wurden. Das wäre als höchste Verschwendung erschienen. Bettseinsätze kamen erst später auf, und selbst diese ließen sich die Leute von ihren Töchtern anfertigen, die in der Schule häkeln lernten.

Eine Arbeit, die vom Klöppeln abhalten konnte, war das Spinnen. Jede ärmere Mutter sah darauf, daß ihre Tochter das Spinnen erlernte, um auch beim Bauern als Magd dienen zu können; bei Bauerntöchtern war dies selbstverständlich, obwohl gerade die Bauern in Neuern das Spinnen gern den Mägden oder einem alten Inweibe vom Dorfe herein überließen.

Mit den Schuljahren fing auch das Klöppeln an, und mancher Mutter erschien der dadurch erworbene Gewinn höher als alle Weisheit, die das Kind unterdessen in der Schule hätte erwerben können. Aber Gedrucktes lernten doch alle lesen, manche auch leidlich schreiben.

Auch Knaben mußten hie und da klöppeln. In Neuern gab es um 1900 noch Männer, die von ihrer Jugend her noch klöppeln konnten. Knaben wurden auch zu Nebenarbeiten, wie Klöppelanwickeln und Zwirnabwinden verwendet. Zu letzterer Verrichtung diente ein eigenartig gebauter, stehender Haspel. Doch benützten Bauersleute ihren kreuzförmigen Garnhaspel.

So saßen die fleißigen Klöpplerinnen beim Polster vom frühen Morgen bis beiläufig zehn Uhr nachts. Meine Großmutter, Anna Maria Schrall, war eine höchst eifrige Klöpplerin; sie nahm sich den ganzen Tag nicht Zeit, einen Blick zum Fenster hinauszuwerfen, bei dem sie saß; „derweil kann ich wieder ein paar Sperl stecken". Neckend erzählte man von ihr, sie habe sich einmal abends über den gefallenen Schnee gewundert, nachdem es doch den ganzen Tag geschneit hatte. Bis zu ihrem späten Lebensabende — sie „ging mit dem Jahrzahl" — hatte sie gute Augen und brauchte keine Brille, verlor aber dann auf einmal den Schein.

Digitized by Google

2. Beleuchtung.

Sie hatte ihr Lebtag die Augen genug angestrengt. Betrachten wir die Beleuchtung, bei der sie arbeitete und die bezeichnend ist auch für alle andern Klöppelhäuser. Ein Seidelglas, dessen Boden war mit Lehm bedeckt und darin steckte ein fingerlanger Strohhalm, der mit Watte umwickelt worden. Das war der Docht. Darein wurde Ripsöl gegossen, das beim Brennen erbärmlich rauchte. Bauersleute brannten meist Schmalz, das den „Kleinen" zu teuer kam. Jene brauchten es nicht zu kaufen und es hatte den noch zu wenig geschätzten Vorzug, nicht zu rauchen.

Bei einem solchen „Totenlichtlein" arbeiteten gewöhnlich vier Frauen. Bei uns die Nadl mit ihren zwei Töchtern, — deren eine meine Mutter —, dann noch eine Schwester der Großmutter, dann eine „Basl" oder auch die „Tomassnwabn", die dreizehn Jahre bei uns „auf der Stuben" wohnte.

Das war nicht so einfach mit dem Licht. Dieses stand auf einem umgekehrten, breitbodigen, irdenen Topf und rundherum vier mit Wasser gefüllte Flaschen aus ungefärbtem Glase. Durch diese fiel ein zwei Finger breiter Scheinstreifen auf die Arbeit. Hie und da hatte man auch einen kleinen, vierseitigen, hölzernen Galgen von der Form eines Würfelnetzes. In der Mitte stand das Lichtglas und rund herum hingen vier mit Wasser gefüllte Kugeln; einen solchen Lichtgalgen mit „Schusterkugeln" hat in den „Meistersingern" Hans Sachs in seiner Werkstatt. Heutzutage hat man noch hie und da solche Kugeln. Als einmal beim „Heiligen Grabe" ein ähnliche Kugel abging, borgte man sich eine andere bei der alten Preisingerin aus.

Im Sommer konnte man noch vor einigen Jahren die Klöpplerinnen im Freien vor den Häusern sitzen sehen, wo ihre Arbeit den Unwillen der Bauern und die Aufmerksamkeit der vorüberkommenden Fremden und Sommergäste erregten.

3. Gerät und Maß.

Die Neuerner „Klipplerin" hatte einen festen, walzenförmigen, mit Sägespänen gefüllten Sack, „Klippelpolster", auch „Klippolster" genannt, der auf einem oval-runden, aus einem zusammengebundenen Spaltholzstreifen bestehenden Gestell ruhte, auf dem er sich leicht drehen ließ. Auf ihm wird mittels Stecknadeln („Sperln") das Muster befestigt. Dieses besteht aus einem entsprechend breiten Streifen starken Papieres, das auf der „rechten" Seite mittels Safran rötlich gefärbt ist. Darauf ist durch gestochene Löcher das Muster vorgezeichnet.

Meine Großmutter war vielfach mit „Musterlabstechen" beschäftigt. Sie besorgte dieses Geschäft für befreundete Klöpplerinnen als Sonntagnachmittagsarbeit. Für ein größeres Muster, zum Beispiel „Fünfgulderer", von denen zwölf bayerische Ellen fünf Gulden kosteten, bekam sie ein Vierkreuzerstückel. Eine Musterabstecherin mußte auch im Besitze der üblichen Muster sein und auch die waren der Mode unterworfen. So hat ein Geschwisterkind meiner Mutter, die Färberstochter Barbara Budweiser, aus einem ihr durch Zufall in die Hände geratenen Stücke einer Modezeitung eine dort aufgezeichnete Spitze, die „Minadiffspitze" hieß sie dort, auf ein

Digitized by Google

gestochenes Muster so geschickt übertragen, daß sie genau so geklöppelt werden konnte. Diese Spitzen erhielten von den Klöpplerinnen, die jetzt alle nur diese Muster machen wollten, den vereinfachten Namen „Modistspitzen". Auf die Arten der zu klöppelnden Spitzen hatten — als Abnehmer — die Händlerinnen den größten Einfluß.

Hie und da wurde einem Faden farbigen oder groben Zwirnes, den man bei manchen Spitzen als Zierart mit hinein klöppelte, dem „Grosoo'm", der Weg auf dem Muster vorgezeichnet; bei breiteren Mustern ist die Vorzeichnung der sämtlichen Spitzenfiguren notwendig, um Irrungen zu vermeiden.

Gewöhnlich wurden von jeder Art zwölf bayerische Ellen geklöppelt. Dieses Maß hieß ein „Stückal". Zwölf bayerische Ellen sind solang, wie zehn Meter; diese einfache Formel trug viel dazu bei, daß das Metermaß bei uns den Leuten vertraut wurde. Der Rand des Familientisches in jedem Klöppelhause trug zwei oder — nach Einführung des Metermaßes — drei Einkerbungen. Die Entfernung der ersten zwei Kerben war eine bayerische Elle, von der ersten bis zur dritten ein Meter.

Die bayerische Elle war das Maß der Händler, weil diese die Spitzen zumeist in Bayern verhausierten.

Wenn ein Stück angefangen wurde, befestigte man den papierenen Musterstreifen auf dem Polster. An dem Anfange desselben befestigte man mittels Stecknadeln die Enden der Fäden, deren Zahl nach der Breite des Musters wechselte.

Bei einfachen Spitzen brauchte man um zwei Paar Fäden (die an die Klöppel gewickelt waren) mehr, als Löcher im Musteranfange waren, bei Einsätzen, die zwei ganze Ränder haben, um drei Paar mehr. Auf jedes Loch rechnete man ein Paar, auf die Enden je zwei Paar Fäden (also Klöppel).

Man unterschied an der Spitze die „Endseite" (links) und die „Zankerlseite" (rechts vom Arbeiter).

Ein enges Gittermuster wie die „Gimparla" erforderte gleichfalls zu jedem Loche zwei Paar Klöppel; hier wird der sogenannte „doppelte Schlag" gemacht. Durch diesen entstehen schöne und haltbare Spitzen. Die Gimperlein haben keine Spinne, keinen Fleck, nur Reihen von Löchlein, und zwar nach der gewünschten Breite beliebig viele solche Reihen; rechts sind sie durch Zacken abgeschlossen.

Die Fäden sind an Schlegel (Klipplschlechala) aufgewickelt; dieses Aufwickeln, eine Sonntagsarbeit, war auch eine Beschäftigung der Knaben oder alter Männer. In einigen Häusern in Neuern, um Ronsperg allgemein, wickelt man den Zwirn nicht auf die Schlegel, indem man sie auf dem Oberschenkel wälzt, sondern man dreht sie nach Art einer Spindel. Hierzu dient eine aus Holz oder Porzellan angefertigte Scheibe, die unten in eine starke und stumpfe, nach oben in eine dünne eiserne Spitze ausläuft, an welch letztere das untere und durchbohrte Ende des Klöppels gesteckt wird. Dann dreht die Klöpplerin den Klöppel und läßt ihn im Schoß tanzen. In Neuern heißt die Scheibe „Maschinl", in Tannawa und Ronsperg „Nockl, Nockerl".

Digitized by Google

Die aus Porzellan gefertigten sind zierlicher geformt, als die hölzernen Anwinder oder Wirtel, bemalt und meist mit Namen versehen.

Die Klöppelschlegel waren zur leichteren und reinlicheren Handhabung mit Röhrchen umgeben, die über das eine Ende derselben geschoben wurden; am unteren Ende des Schlegels verhinderte ein breiter Knopf das Herabfallen des Röhrchens; letzteres schützte den Zwirn vor dem Schweiß der Finger. Eine Schlinge am oberen Köpfchen des Schlegels verhinderte das Abrollen des Fadens; bei der Arbeit mußten die Klöppel aber etwas ziehend gedreht werden. Mit der Anfertigung der Schlegel und Röhrlein hatten die Drechsler, auch andere Männer Arbeit. Die besten Röhrln waren die gedrehten, doch waren viele auch mit hollernen (aus Holunder geschnitzten) zufrieden. Durch lange Arbeit wurden sie auch poliert.

Bei der Arbeit wurden die Klöppel in drei Teile geteilt. Einige kamen links, andere rechts seitwärts, wo sie durch lange, oft mit bunten Glasköpfen versehene Stecknadeln (Seitensperl) festgehalten wurden. In der Mitte blieben die, mit denen gerade gearbeitet wurde, herabhängen. Jeder Knoten wird durch eine Nadel festgehalten. Mit der fortschreitenden Arbeit wandern alle „Speenodeln" (so nannten sie die, welche einige Zeit in Wien gewesen waren, die „Sperl") nach vorne, und hinten wird ein allmählich immer länger werdendes Stück Spitze sichtbar. Sobald dieses über eine Spanne lang wird, rollt es die Klöpplerin fürsorglich an einem Stück Pappendeckel oder einem Streifen Papieres auf. Von Zeit zu Zeit mißt sie, meist in der Dämmerstunde, die Spitze an der Tischkante, ob sie nicht schon bald die zwölf Ellen erreicht.

4. Die Rockenreise.

Häufig, besonders bei Tage, gingen mehrere Frauen zusammen in die Rockenreise (Rockarois). Diese nicht vom Klöppelpolster herstammende Bezeichnung weist deutlich auf die ursprünglichere Betätigung, das Spinnen, hin.

Da wurde, während die Klöppel scheppernd aus einer Hand in die andere flogen, fleißig erzählt und gesungen. Lieder über das Klöppeln selbst habe ich nie gehört. Wieder war die Nadl, obwohl sie nicht mehr die rarste Stimme besaß, die eifrigste Singerin. Sie konnte lange Texte auswendig. Am liebsten sang sie: „Und wia holt God Vatta die Welt hot daschaffa ..."; „Das Hüttchen" (Ich hab' ein kleines Hüttchen nur); „'s Podegroo" (Und wene holt 's Podegroo ho', ho', ho'); „Der Schneider geht auf d' Stör hinaus"; „'s Braunbierlied"; „Das Lied vom Rinaldini" (in dem sie sang: „Der Räuber aller Künste" — statt „allerkühnster") und viele andere.

Dann wurde auch alter Prophezeiungen gedacht, Hexengeschichten, Sagen vom „alten Gschloß" (Baireck) erzählt, Erinnerungen an schöne und böse Tage aufgefrischt. Bei allem Reden, Singen und Necken ließ aber doch keine ihre Arbeit aus den Augen. Jede wollte, wenn die Woche aus war, das „länger Stuck" fertig haben. Es wurde auch um die Wette geklöppelt. Welche Klöpplerin eher hundert Sperl gesteckt hatte, die sagte: „Du bist mir (hier wird die fehlende Zahl eingesetzt) drei schuldig." Dann

Digitized by Google

begann das Spiel von neuem, bis die Verlierende die andere wieder eingeholt hatte.

Im Erzgebirge werden zu diesen Wettübungen Sprüche gesagt und wer dabei den Sieg davon trägt, wird für diesen Abend als „Klöppelkönigin" anerkannt. Einen solchen Erzgebirgsspruch teile ich hier mit:

Der Kuckuck is a braver Moh
on schafft sich olla Johr sachza Weiber oh.
Da erschta kehrt aus,
da zweita trecht's naus,
da dritta hazt ei,
da vierta stellt's Suppenwasser nei,
da fünfta schneid't Brot ei,
da sechsta gießt Wasser drauf,
da siebnta setzt sich untr da Kuh,
da achta trecht 'm Malkstuhl zu,
da neinta rührt aus,
da zehnta tut da Butter raus,
da elfta bett'n wach on warm,
da zwölfta socht: daß Gott drbarm;
da dreizeta macht 'n Kuckuck a Paar Schuh,
da vierzehta trecht a Bratl zu,
da fuchzeta socht: dr Kuckuck is mei,
da sachzeta socht: ich pfeif drei nei.[1]

Manche Klöpplerin hatte für die Rockenreise ihren eigenen Klöppelsack, auf dem sie eine leichtere Spitze arbeitete; daheim aber hatte sie an einem anderen großen Polster ein zweites Stück, etwa eine breite Kirchenspitze angefangen.

5. Die Namen der Muster.

Diese sind recht urwüchsig und höchst lehrreich für jeden Volksforscher.

Nach dem Preise gab es: Dreißigkreuzerer, Gulderer (Zwölf bayerische Ellen kosteten einen Gulden; diese Preise stammen alle aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts), Dritthalbgulderer, Fünf-, Acht- und Zehngulderer, ferner Fünfzehn- und Sechzehngulderer, die schon drei Dezimeter breit waren. Zu letzteren, für Kirchen bestimmt, waren schon ein ordentlich breites Polster und eine Heidenmenge Klöppel erforderlich.

Die Form geben folgende Namen an: Spinnlein (Spinnla), Riebeiseln (Riiwaisla), Messerspitz, Ewigkeitsspitzen (weil sie langsam zu klöppeln waren), Einsätze — je nach der Breite oder Schwierigkeit — zu 1, 2, 3 fl. das „Stück" zu 10 Meter.

Es ließen sich viele Muster als Einsätze arbeiten; man mußte nur auch den zweiten Rand gerade klöppeln. Der Preis blieb deswegen unverändert.

Weiter gab es: Landsträßlein, Einsätze, Ausgschwoiffte, Groußgfleckte, Fächer, Tuif ausgschwoiffte, Erbsenlöchlein, Ohmreiterla (die Ohmreiter ist

[1] Aus Gebirgsheimat. Heimatkundliche Darstellung des Bezirkes Neudek von Josef Rödig, Lehrer, Abertham, S. 34—37.

Digitized by Google

das große, aus Wurzeln geflochtene Getreidesieb, für die erste Reinigung nach dem Drusch), Hörnlein (ein sehr altes Muster), Mandelkerne, das Kochlöffelblech.

Andere Namen waren: Zankerlte, Bodenstiegen, Otterngänglein, Gehäuselte, die Wolketn, Kochlöffelein, Dridrotla (Dreidrähtig), Kornäher, Der lieged Baam (ein „berühmtes" Muster), Gänstatscher, Fenzaschaim, Gimpala (von Gimpen = Zacken), Rousnkranzla, Zipflhauma (Zipfelhauben), Muschala.

Derb sind Vergleiche, wie: Stiersojcha (Spur des beim Gehen harnenden Stieres; Ausdruck für Zickzack), Misthäuflein, Arschlöchlein.

Das für Neuerner Begriffe schwierigste Muster waren die „Perlspitzen". Teile davon (wie große längliche Punkte) waren recht dicht gearbeitet und hießen Perlen. Nur geschicktere Klöpplerinnen machten diese auch besser gezahlten Spitzen. Eine von fremd hergekommene Form heißt Nuimodespitzen.

Im Erzgebirge unterschied man bezüglich der Feinheit: „gemeine" oder „Bauernspitzen" und feine geklöppelte oder „Herrenspitzen". Nach der Mannigfaltigkeit der Muster führten auch hier die Erzeugnisse besondere Namen. Hier seien aus der Unzahl der Bezeichnungen nur einige ältere Spitzenmuster in der Ordnung angeführt, nach welcher im Erzgebirge die Lernenden zu schwierigeren Klöppelarbeiten aufwärts schritten, wie: Messerspitzen, Mauszähnchen, Reibeisen, Schafhütten, Luft (das heißt: Spitzen, die leer oder blind geklöppelt wurden), gute Kette, Kammerwagen, Landstraße und dergleichen mehr. Auch schon 1710 hatte man in dieser Richtung unterschiedliche Sorten, darunter mit einem „Erbißgrund", abgeschnitten und nicht abgeschnitten, ganz gemacht mit einem engen und weiten Grund.

Zum Vergleiche teile ich auch die Namen der Spitzenmuster aus der nördlich gelegenen Böhmerwaldgegend um Ronsperg mit:

Es werden bei jedem Muster Zanken (Spitzen) und Einsätze (mit gleichlaufenden Rändern) unterschieden.

Da gibt es allerlei „Kranzla": schmale, breite, kleine, Kranzlzonkn; von Sternen: die Dreisternatn (dreisternigen), Doppelstern, Viersternate, Fische (Fischsch); Bäumchen (Baimla); Gänskragla; Mondschein; Rousn: Zwoaraloi (zweierlei) Rousn, Querchrousn, Bernsteiner Rousn; Fächerzonkn; Oarwaslöchla; Luftspringer: kleine, große; Zweilöchla; drei Radln; Datscherla (vgl. Neuern: Gänsdatscha); Halsbinden; Altdeutsche; Blätter; Eisenbahner; Uhren: neue Uhren; Wagerla; Schlangerla; Waderla; Luftflügel; Ochsenaugen; Doppelpatzen; Spinnenartige; Edelweiß; Achter; Wanzerla; Rosmarinartige.

In den tschechischen Nachbarorten Klentsch und Possikau, in die das Klöppeln um etwa 1870 aus den benachbarten deutschen Orten gekommen war, findet man wie in den Bezeichnungen des Polsters und der Klöppel so auch in denen der einzelnen Muster zahlreiche Germanismen, zum Beispiel: kliperle, kliplsok, musto, kliplovat, wagerlové, waderlove. Hier fand ich auch nach dem Preise devitikrejcarové (Neunkreuzerspitzen); der Preis ist schon lange gestiegen, aber der alte Name wird zähe beibehalten.

Digitized by Google

Wie auch die anderen Bezeichnungen bei uns landschaftsweise verschieden sind, zeigt folgende Übersicht:

Neuern	Ronsperg:	Erzgebirge (nach Stocklöw):
Sperl	Nadel	Nadel
Seitensperl	Anstecknadel	Bambel- oder Aufstecknadel
Klippl (Klöppel)	Klippl	Knüppel, Knöppel, Klöppel
Klipplschlechal	Klippl	Knüppel, Knöppel, Klöppel
Klipplröhrl	Schloddran	Klöppeldutte
Klippolsta	Klipplsog	Klöppelstock
Musta	Mustabrejf	Klöppelbrief, Aufwinde
End	Rond	Rand
Zankerla	Zonkn	Zängelrand
Maschinl	Nockl (Klipplwinder) Nockerl	?

Alle diese Namen sind deutsch und dem Anschauungskreise des Volkes entnommen; bemerkenswert ist, wie arm dagegen die moderne Musterbezeichnung ist, die für ihre Namen lauter fremde, erkünstelte und gewöhnlich sinnlose Worte erfinden muß.

6. Der Handel.

Am Sonntagnachmittag nach dem Segen gingen die Klöpplerinnen in den Handel. Sie zogen ihren „Segenkittel" aus und „legten den Sonntagnachmittagskittel an". Da konnte man manche Basel mit dem Körbel gehen sehen. Wir wohnten in Oberneuern, am Bach bei der Mühle. Gingen nun die Nagelschmied- oder die Farwa-Basl oder die alte Schlosserin vorbei, so fragte die Großmutter: „Wau gejst denn hi(n)?" (Wo gehst denn hin?) — Antwort: „In Hondl!"

Die Großmutter: „Wau trägst as den hi(n), zon Augna owa zo da Hennla?" (Wo trägst sie (verstehe Spitzen) denn hin, zum Augner oder zur Hendl?) — Die Antwort lautete nun: „Zum Augner", oder auch: „Ich gib sie diesmal der Stej(n)lfranzla, die geht bald furt. Da krieg ich doch ein paar Kreuzer Geld."

In Neuern gab es nämlich zweierlei Abnehmer für Spitzen. Die einen waren Christen und verhausierten die Ware in Bayern. Diese zahlten Bargeld für die Arbeit. Manche Spitzenhändler reisten weit herum, ja bis nach Italien; konnten sie hierorts nicht genug Ware einkaufen, so bezogen sie noch aus dem Erzgebirge.

Andere Abnehmer waren die Juden. Sie verkauften selbe dann an Händler und hatten vom ganzen Geschäfte den meisten Nutzen. Sie gaben grundsätzlich niemals Bargeld für die Ware. Die Leute gingen zu ihnen nicht auf den Verkauf, sondern „in den Handel". Die Klöpplerin mußte die Spitzen etwas billiger lassen, andererseits wurde ihr die Ware, die sie dafür nehmen mußte, etwas teuerer gerechnet. Die Kaufleute klagten, sie müßten die Spitzen erst langsam wieder losschlagen; — obwohl sie schon darauf warteten.

Digitized by Google

Die fleißige Klöpplerin erhielt von der Jüdin alle Lebensbedürfnisse befriedigt: Holz, Korn, Stoffe, auch Kleider, Brot, Strümpfe, Zwirn zu neuen Spitzen, Ripsöl zur Beleuchtung. Manche Frau brachte ihrem Manne ein Paar Hosenträger, den Kindern Zuckerln, später sogar schon einige Lot Kaffee und Zucker nach Hause. Den Kaffee trank, vielmehr „aß" sie, da eingebrockt wurde, insgeheim auf der Bodenstiege oder in der Kammer, damit ja keine Nachbarin erfahre, welche Verschwendung in diesem Hause getrieben werde. Später schämten sie sich nicht mehr und kochten ihn alle Tage.

Kam die Klöpplerin vom Handel heim, so benützte sie den Rest des Sonntags zu einem Plausch. Kamen aber Nachbarinnen zu ihr, so blieb sie nicht untätig; sie wickelte Zwirn ab, wobei sie den Faden auf den getrockneten und mit einigen Steinchen versehenen „Schreier" (die Luftröhre) der Gans wickelte; sie stach Muster ab oder wickelte Klöppel auf.

Zu den Spitzen wurde Zwirn verwendet, der von verschiedener Stärke war. Zu einigen nahm man Dreißiger, Vierziger, zu anderen Fünfziger. Der feinste Zwirn war der Hunderter. Der war aus Baumwolle. Der Fünfunddreißiger war der gröbste. Für gröbere Spitzen nahm man Sechziger. Dieser war schon leinen. Der Zwirn sank in den letzten dreißig Jahren stark im Preise. Auch farbiger Zwirn wurde hie und da verwendet. So machten einige die Fächer abwechselnd blau und rot, auch um weiße Fächer einen roten oder blauen Streifen. In einer Spitze war ein Fächer blau und der Rand rot, der andere Fächer rot und der Streifen blau.

Es wurden auch schwarze Spitzen, diese auch aus Seidenzwirn geklöppelt.

Seide wurde seltener verklöppelt, nie für Einsätze, nur für schmälere Arten. Baumwollspitzen waren recht fein; in der älteren Zeit wurde lauter Leinenzwirn verwendet. Zwei oder drei feingesponnene Fäden wurden zusammengedreht (gezwirnt), dann der Zwirn gebleicht. Doch wurden auch aus ungebleichtem Zwirn Spitzen verfertigt („Umbloichte").

In den Dörfern der Umgebung von Neuern erhielten die Töchter zur Ausstattung auch einen Strähn Zwirn (zu 20 Schock) in den Maßen des Webergarns. (Der gekaufte Klöppelzwirn hat 60 „Schöckla", das Schöckl zu 20 Fäden, ist aber kürzer.)

Diese Mitgabe diente der jungen Hausfrau zum Nähen, zum Annähen von Knöpfen, zum Flicken usw.; sie ist jetzt noch üblich, obwohl man zum Nähen lieber den gekauften Zwirn nimmt. Aus solchem Bauernzwirn ließ man hie und da auch Betteinsätze klöppeln.

7. Die Winkelleute.

Unsere Klöpplerinnenn bildeten miteinander eine förmliche Zunft. Sie trugen Leid und Freud gemeinsam und hielten treu zusammen. Die Oberneuerner Klöpplerinnen gingen nach Unterneuern, wo im sogenannten „Winkel" etwa zehn Tripfhäuslein „kleiner Leute" beisammen lagen, Häuslein, bei denen der Grundbesitz unter der Dachtraufe oder „Scharrapf"

Digitized by Google

endete. So um 1870 regierten hier die Weiber, und die Rippelschneiderlisel stand an der Spitze. Sie verstand ihr Amt, war redegewandt und schützte ihr Geschlecht vor manchem Unheil.

Als man einmal in Neuern auf dem Rathause vor Schulden nicht mehr aus und ein wußte, dachte man daran, die Klöpplerinnen zu besteuern. Sie alle mußten aufs Rathaus, um hier ihren Verdienst einzubekennen. Auf das Anraten der Lisel nahmen die Weiber ihre kleinsten und schlechtesten Klöppelpolster mit, auf denen sie die schmalsten Spitzen angefangen hatten, die Halbgulderer und die Gänsfatscher. Zu diesem Gange zogen sie auch ihre schlechtesten Kittel an, und die Lisel redete für alle und, wenn sie eine Pause machte, mußten die Weiber von Ober- und Unterneuern im Chore schreien: „Das Geißaustreiben habt ihr uns Häuselleuten verboten, ihr Bürger, jetzt wollt ihr uns auch noch das Brot wegfressen?" So zankten sie dem ehrsamen Magistrat die Ohren voll, und die Herren waren froh, als sie die Weiber wieder draußen hatten. Aus der „Klippelsteuer" wurde nichts.

Während damals in der ganzen Welt und auch in den Bürgerhäusern von Neuern die Krinoline ihren siegreichen Einzug hielt, war der Reifrock im Winkel verpönt, dafür aber wurde das Ererbte, das Althergebrachte hoch in Ehren gehalten. Die Spenser und die Goppen mit aufgebauschtem Ärmel und enganliegendem Unterarm, Zwickel-, Pufferl- oder Kuttelstrümpf waren hier Mode. Was Röcke anbelangt, gab es eine große Auswahl, und jede Zeit erforderte ihr eigenes Kleidungsstück. Für die Woche war ein Alletokittel, für den Sonntag ein Suntakittel und ein Segenkittel, für den Jahrmarkt der Marktkittel mit zugeknöpften Taschen (denn es gab damals schon Taschendiebe). Zum Zuschauen bei der Tanzmusik war der Musikkittel. Beim Steuerzahlen am Rathaus kam der Rathauskittel an die Reihe. Das waren lauter bunte Röcke und nur, wenn jemand starb, wurde der Leichenkittel mit seiner düsteren Farbe aus der Truhe geholt.

Um 1885 kam eine Wäschefabrik nach Neuern, und die weibliche Jugend fand nun lohnende Beschäftigung. Heute ruht der Klöppelpolster in der Ecke oder auf dem Dachboden, und vorbei ist die Zeit der „Rokkastuben", „wo die Klöppel rasch sich schwangen und die Mädchen fröhlich sangen".

Digitized by Google

Von der schwäbischen Geschlechtsnamenforschung[1]

Von Prof. Dr. **Rudolf Kapff**, Urach.

Eine gesunde Namendeutung beruht auf zwei Dingen: auf dem sprachlichen Lautgesetz und — in zweiter Linie — auf der Urkunde. Die Urkunde ist dabei Quelle zweiten Rangs, weil sie noch mehr Zufälligkeiten ausgesetzt ist als die lebende Sprache. Jedermann, der der Geschichte seines Geschlechts nachgegangen ist, weiß, daß in der Schreibweise der Geschlechtsnamen in den älteren Urkunden die Unregelmäßigkeit geradezu die Regel ist. Die lebende Sprache dagegen ist sich durch die Jahrhunderte viel mehr treu geblieben. Ihre Veränderungen sind heute zu einem guten Teil schon als gesetzmäßig erkannt. Nur Kenntnis dieser Gesetze kann eine brauchbare Namendeutung gewährleisten.

Es ist z. B. behauptet worden, Schelling sei Nebenform zu Schilling. Diese Aufstellung widerspricht einem grundlegenden, für das gesamte deutsche Sprachgebiet geltenden Lautgesetz. Tatsächlich kann das e der ersten Silbe nur Umlaut von a sein; die Urform ohne Umlaut: Schalling braucht man nicht einmal zu erschließen, es ist dies der Name eines aus Straßburg stammenden Schülers von Melanchthon, also von nahverwandter alemannischer Herkunft. Dann wurde es als bestimmt ausgesprochen, Egelhaaf gehöre zu dem althochdeutschen Vornamen Agilolf. Tatsächlich erscheint der Bestandteil Wolf bei uns niemals mit langem o wie in Egelhof oder gar mit langem a, und Agilolf lautet in schwäbischen Namen Eglo(f) wie in Eglosheim oder Eglofs, immer mit tonloser zweiter Silbe und kurzem Selbstlaut. So sind es bald Lautvorgänge von allgemein-deutscher Gültigkeit, die bei der Namendeutung zu beachten sind, bald solche, die nur für das Mundartgebiet gelten, innerhalb dessen der betreffende Name entstanden ist. Der Verfasser eines Geschlechtsnamenbuchs weiß ein wehmütiges Lied davon zu singen, mit welch erschreckend geringer Achtung von der stammheitlichen Sonderart von stammesfremder Seite in diese Arbeit oft hineingetappt wird. Auch Berufung auf eine angeblich allgemeindeutsche Namendeutung gegenüber der stammheitlichen ist ein Unding; denn ein gemeindeutsches Namenbuch kann es erst dann geben, wenn die einzelnen Mundarten mit ihren Namen im Klaren sind, und dazu ist eben jetzt erst der Anfang gemacht. Das Verhältnis von Mundart oder genauer mundartlichem Lautgesetz zum Geschlechtsnamen ist so eindeutig und so selbstverständlich als nur möglich. Unsere Namen stammen doch weder aus der Edda noch aus Wulfila, auch nicht aus dem Althochdeutschen ganz im allgemeinen. Vielmehr haben sie einfache schwäbische Kleinstädter und Bauern des 13. und der folgenden Jahrhunderte aus ihrer Denk- und Redeweise heraus ihren lieben Nächsten aufgetrieben. Ohne Kenntnis dieser besonderen bildenden Kräfte ist rein nichts über den Sinn unserer schwäbischen Geschlechtsnamen auszusagen. Und zwar ist wieder nicht bloß Kennt-

[1] Vgl. dazu von demselben Verfasser: Schwäbische Geschlechtsnamen. Stuttgart, Silberburgverlag 1927.

Digitized by Google

nis schwäbischer Denk- und Sprechweise im allgemeinen nötig. Vielmehr hat jeder Geschlechtsname seinen ganz bestimmten Geburtsort. Das Ziel einer brauchbaren Namendeutung muß also sein, *den Sinn eines Namens aus seinen besonderen örtlichen Voraussetzungen im engeren und engsten Sinn heraus zu erkennen.*

Aus diesem Grund ist für die Geschlechtsnamenforschung die *familiengeschichtliche Urkunde* ein unentbehrliches Hilfsmittel. Aber nicht in dem gelegentlich empfohlenen Sinn, daß sich die sprachliche Arbeit äußerlich an eine durch mehr oder weniger Zufall und Willkür entstandene Namensform buchstabenmäßig gebunden fühlen müßte, sondern vor allem zu dem Zweck, sich von der familiengeschichtlichen Forschung *die Heimat eines Namens in größtmöglicher örtlicher Verengerung zeigen zu lassen.* Sobald die Sprachkunde diese Angabe hat, ist sie wieder völlig selbständig und richtet nach *ihren* Gesetzen, den *örtlichen* Lautgesetzen. Von der Kenntnis der Beheimatung des Namens hängt es z. B. ab, ob Walcher = Walker ist, — dies wenn das schwäbische Oberland die Urheimat des Geschlechts wäre, — oder ob es den Sinn von Walch = Welscher hat — dies tatsächlich für den größten Teil des Geschlechts zutreffend, insofern es aus bayrischem Sprachgebiet stammt. Unter demselben Gesichtspunkt muß die Entscheidung getroffen werden, ob Klaiber Ipfer bedeutet — dies die schwäbische Bedeutung — oder Holzspälter — dies die bayrische. Oder ob *Scherer* Bart- oder Tuchscherer heißt — schwäbisch — oder bayrisch Maulwurffänger. Oder innerhalb des Schwäbischen: Buder ist die alemannische Form von Bauder, d. h. Stoß — der Name ist ein abstrakter Bildname —. Diese Deutung trifft zu, wenn das Geschlecht im Allgäu beheimatet, also der Name nach den Gesetzen *dieser* schwäbischen Untermundart geworden ist. Ist aber die mittlere Iller um Memmingen der Ursitz — Memmingen liegt nördlich der ü/au-Grenze im au-Gebiet, dann bedeutet Buder „Kalb". Wer in solche Fragen einmal klaren Einblick gewonnen hat, hütet sich, zuzufahren mit Behauptungen wie: der und der schwäbische Name heißt das und das, weil sich irgendwo im Altnordischen oder Gotischen oder auch Althochdeutschen einmal ein ähnlich klingender Stamm findet. Wer aber das Zeug hat, diesem Kleinen und Kleinsten, diesem Engen und Engsten in der Geschlechtsnamendeutung nachzugehen, dem enthüllt sie ihre zartesten Reize.

Ist die Geschlechtsnamenarbeit in der wesentlichen Frage der Beheimatung des Geschlechts und Namens von der Familienurkunde abhängig, so besteht das umgekehrte Verhältnis hinsichtlich der Feststellung der Zugehörigkeit eines Geschlechtsnamens zu einem bestimmten *Namentypus*, zur Klasse der Gewerbenamen oder Amtsnamen oder bäuerlichen Namen oder Heimatnamen oder Lanzknechtnamen u. ä. *Hier wird der Geschlechtsname zur familiengeschichtlichen Urkunde* für die Zeit, da die geschriebenen Urkunden nach rückwärts aufhören, d. h. bei die meisten bürgerlichen Familien für das 16.—13. Jahrhundert. Bald sagt ein Gewerbe- oder Amtsname, welchem Stand und Beruf das Geschlecht im

Digitized by Google

13. Jahrhundert, der Entstehungszeit unserer meisten Nachnamen, angehört hat, bald ein Heimatname, wo das Geschlecht um diese Zeit gesessen ist. So ist völlig unnötigerweise bezweifelt worden, daß Haller der Mann aus Hall bedeute, „da der Stammbaum des Geschlechts nirgends Hall als Wohnsitz aufweise". Natürlich nicht, wenn der Stammbaum um 1550 abreißt und die Heimatnamen von diesem Typus in Schwaben laut Urkunde schon von 1240 an entstanden sind.

Unter den weniger bekannten Geschlechtsnamentypen ist besonders auffallend stark der Typus „Jakober" vertreten, d. h. die Art, aus einem Vornamen durch Anhängung von = er einen Nachnamen zu gewinnen. Der Typus ist noch stärker, als er ursprünglich erschien. Außer den 30 bereits verzeichneten Vertretern dieser Art gibt es noch Adamer, Benediker, Binzer, Christaller, eine willkürlich geschaffene Nebenform von Christeler, Dippolder, Gretler, Hauger, Heintzeler, Ihler zu Jehle = Ilöli, Irmler, Kerler, Lipper zu (Phi)lipp, Micheler, Polter zu Leopold oder Luitpold, und Thumser.

Auch die erfreulich stattliche Anzahl von Bildnamen, von der bis jetzt schon volle achtzehn Druckseiten gebucht sind, kann noch vermehrt werden durch Auwärter im Sinn von Maulwurf, Falter, Farr, Fischötter, Gyr, die alemannische Form von Geier, Igel, Im = Biene, Mölle = kleiner Molch, Muck, Rehlen, Singvogel, Stocker, einem Oberländer Ausdruck für Habicht, Weinwurm, Fliegel, Gansauge, Schnebele, Rehklau, Roßkopf, Engwer, Böhnle, Knöpfle, Pfefferle, Nußkern, Ölweck, Schnitzbein, Breitbart, Schwarzbart, Brutsch = plumpe Lippe, Eierstock, Häntle, Hirn, Leberle, Milz, Nier, Reck = Kreuz, Schädel, Schlund, Seidenfuß, Halbleib, Kotz und Kötzle d. h. Eiterbläschen, Birn, Boley = Minze, Flohkraut, Buchstor(r), Egelkraut, Eller d. h. Erle, Feistkorn, Kressich, Reb, Wiesheu, Bank, Bengel, Bitsch d. h. Wasserkanne, Beutel, Bingger = Bienenkorb, Brotsack, Butterfaß, Diemand, Fäßlin, Fetz, Flachs, Fels, Haspel, Kal(ch)faß, Keckhut, Kron und Krönlein, Lanzenstil, Lund, Lotter, Pfenning, Ranz, Rugele, Rupfle, Salb, Sabel, Scheidnagel, Schild, Schilpp d. h. Ackerscholle, Schwefel, Spiegele, Sporrädle, Stamm, Stang, Tremel d. h. Drehstange, Umschlag, Wagenseil, Watsack, Wax, Zirkel, Zott, Zodel, Feuerlein, Fratz, Funk, Rost, Christnacht, Karfreitag, Palmtag, Schöntag, Abendstern, Blitz, Nebel, Sternglanz, Ungewitter, Wetter, Aufschlag, Brunst, Bueß, Burth, Burda d. h. Geburt, Char d. h. Trauer, Dempfle, Ehstand, Fall, Fehler Fried, Frischmuth, Kuß, Luge, Neidlein, Nothgang, Raub, Ruhm, Schädle, Schlag, Schluck, Steuer, Streit, Unflat, Unkauf, Avemärg, Hölldampf, Bräutigam, Dödlein, Eidam, Findling und Gutensohn.

Die Aufgabe ist noch ungelöst, diese Überfülle von bildlichen Namen zu sichten nach den Gesichtspunkten: Haus(schild)namen, gewerbliche Übernamen aus der Zunftsprache und reiner, aus freiem, künstlerischem Trieb zum Bilden erwachsene Benennungen.

Bei den letztgenannten spielt der Humor eine nicht geringe Rolle. Ausschlaggebend ist dieser bei der Bildung der ergötzlichsten unserer schwäbischen Geschlechtsnamen, bei den Satznamen. Auch dieser Typus erweist sich

Digitized by Google

bei näherem Zusehen immer mehr als besonders stark entwickelt. Außer den schon gebuchten sind zu nennen: Aufmuth, Beisbarth, Brühschwein, Fahrenwald, Feghelm, Fritzenschaft, wahrscheinlich aus Fretzdenschaft = laß den (Speer)schaft fressen! entstellt — ein köstlicher Lanzknechtname —, Fügenschuh, Gotterbarm, Habenicht, Helmschrot, Heppenstiel aus: heb' den Stil! entstellt, Hörauf, Klaffschenkel, vermutlich ein Reitername, Laßleben, Lebsanft, Legneth, Machane, Mahlenbrei, Pfleghar, Preisendanz, Reisdenwedel, Ruckwied, Schiltenwolf, Schlichtegroll, Schwinghammer, Seng(d)enwald, Singheiser, Sitzenfrei, Spannseil, Stürz(d)enbaum, Thudi(ch)um und Dudi(ch)um, Willforth, Wohlwend und Zuckmantel, letzteres ein Name für den Räuber, der dem Wanderer den Mantel wegzückt.

Kleinere Mitteilungen

Hochzeitsbäume

Das Aufrichten von geschmückten Bäumen bei der Hochzeit ist in verschiedenen Formen in Deutschland üblich. Fehrle bringt in seinem Büchlein „Deutsche Feste und Volksbräuche" ein Bild aus dem Kinzigtal mit zwei reichgeschmückten Bäumchen und nennt sie Maien, die Glück bringen sollen. Mannhardt[1], S. 46, bezeichnet solche Bäume als Lebensbäume, Gegenbilder des Brautpaares. S. 221 heißt es, die Jungfrauen überbrachten der Braut einen geschmückten Baum. Die Sitte, Hochzeitsbäume aufzustellen, ist in Schweden in verschiedenen Formen üblich. Seine Arten und seine Verbreitung, sowie die mit ihm verknüpften Gebräuche sind von K. Rob. V. Wikmann genau untersucht worden[2]. Es ergibt sich, daß die Sitte zwei geschmückte Tannen aufzustellen, verhältnismäßig jung ist. Älter ist der Brauch, einen Block (zu vergleichen ist die Tannenfuhr und das Blockfest in der Schweiz, das Blochziehen in Steiermark) feierlich inzuholen. An den Block knüpfen sich sehr urtümliche Bräuche. Besonders wichtig ist dabei der Streit der Verheirateten und Unverheirateten einerseits oder der Burschen und Mädchen andererseits um den Block. Einmal errichten ihn die verheirateten Männer, und die jüngere Generation sucht das zu verhindern, das andere Mal errichten ihn die Burschen, was die Mädchen nicht zulassen wollen.

Der Hochzeitsbaum gehört in seinen älteren Formen deutlich zu den Gebräuchen, die beim Übergang von einer Lebensstufe in die andere vorgenommen werden, zu Initiationsriten, wie nach U. Holmberg[3] auch andere Festbäume. Als Sinnbild der Kraft wird der Hochzeitsbaum schließlich zum Brautgeschenk des Burschenverbandes an das Brautpaar.

Der deutsche Stoff über den Hochzeitsbaum ist meines Wissens noch nicht zusammengestellt. Die Entwicklung und Bedeutsamkeit verschiedener Formen ließe

[1] Wilhelm Mannhardt, Feld- und Waldkulte der Germanen. 1904.

[2] K. Rob. V. Wikmann. Bröllopsträdet. Rig 1924. Stockholm.

[3] Uno Holmberg. Det avkvistade trädet i fornfinnernas Initiationsriter. Vetenskaps Societäten i Lund. Årsbok, s1924. Vgl. auch C. W. v. Sydow. Majträd och Lyckoträd. Folkminnesstudier tillägnade Hilding Celander. 1926.

Digitized by Google

sich jetzt leicht an Hand der vortrefflichen Arbeit Wikmanns erläutern. Bei der nahen Verwandtschaft zwischen Maibaum und Hochzeitsbaum ist ein engerer Zusammenhang zwischen der Jungmannschaft und dem Errichten des Baumes — sie holt ja auch den Maibaum ein — sehr wahrscheinlich. Piprek[4] hat in seinen slavischen Hochzeitsgebräuchen reichen einschlägigen Stoff geboten.

Wien. Lily Weiser.

Nichts weggeben zur Zeit einer Geburt

Als ich eines Tages in Kemnath (Oberpfalz) ein Ochsengespann haben wollte, um auf eine Baustelle Sand fahren zu lassen, wurde mir von dem Bauer, der sonst sehr gern derlei Aufträge übernahm, Fuhrwerk und Gespann schroff verweigert. Trotz wiederholtem Fragen war über den Grund nichts aus ihm herauszubringen. Sein Sohn, den ich traf, sagte mir folgendes: Als vergangenes Jahr unsere Kuh vor dem Kalben stand, kam eine als Hexe verschrieene Frau ins Haus und wollte etwas kaufen, als es ihr abgeschlagen wurde, bat sie so inständig um ein Seidel Milch, daß sie es erhielt. Am anderen Tage starb die Kuh. Seit der Zeit wird, während eine Kuh kalbt, nichts mehr aus dem Hause gegeben, weder geschenkt, noch verliehen, noch verkauft.

Köln Alb. Klöckner.

Aus der Werkstatt des bayerisch-österreichischen Wörterbuches

Von Dr. **Anton Pfalz.**

Ein Hinweis auf die volkskundlichen Arbeiten und Absichten der von den Akademien der Wissenschaften in Wien und München eingesetzten Kommissionen für die Herausgabe des Bayerisch-österreichischen Wörterbuches dürfte manchem Leser dieser Zeitschrift willkommen sein. Die Fragebogen, die von den beiden Kommissionen seit dem Jahre 1912 herausgegeben werden — es sind bisher 87 Nummern erschienen —, sind gewiß zunächst dazu bestimmt, den mundartlichen Wortschatz zu erheben. Aber da das geplante Wörterbuch sich nicht nur sprachgeschichtliche Ziele steckt, sondern an der Hand des Wortschatzes das ganze Gebiet volkstümlichen Lebens innerhalb des heute baiwarischen Stammesgebietes darstellen will, berücksichtigen die Fragebogen sehr eingehend Sitte, Brauch, Volksglauben und überhaupt den gesamten bäuerlichen Kulturbesitz. Abgesehen von jenen Fragebogen, die schon im Titel ihre volkskundliche Richtung verraten (z. B. „Osterwoche", „Zeit zwischen Neujahr und Ostern", „Zeit zwischen Ostern und Fronleichnam", „Hochzeit", „Kind und Kinderstube"), enthält jeder Fragebogen wenigstens einige Fragen, die sich auf Volkskundliches beziehen. So wird etwa in den Fragebogen, die sich mit den Hautkrankheiten beschäftigen, bei jeder Krankheit nach den volkstümlichen Heilmitteln und Heilmethoden gefragt. Nirgends wird die Gelegenheit versäumt, Auskünfte über volkstümliche Lebensformen und -gewohnheiten zu erlangen. Um Beispiele zu geben, sei aus dem Fragebogen Nr. 24 „Körperteile" die das Tätowieren betreffende Fragestellung mitgeteilt; es heißt da: „16. tätowieren, (den Arm) ein-

[4] Piprek. Hochzeitsbräuche der Slaven. Stuttgart 1917.

Digitized by Google

stechen (lassen), etwas einritzen, anmalen u. a.; 16a. von wem geübt? an besonderen Personen? wie heißt der Tätowierer? wie der Tätowierte?; 16b. wie wird das Tätowieren (und sich tätowieren lassen) beurteilt? Angaben über Farbe, Körperstelle der Tätowierung; 16c. Tätowierung, allgemeine Ausdrücke (für die Handlung sowohl als die Figuren); 16d. welche Figuren werden eintätowiert, nach Körperteilen verschieden? ornamentale: Handwerkszeichen (welche), Buchstaben, Symbole, Köpfe, Porträts (auch geschichtlicher Personen?); erotische." — Man erkennt, wie diese Fragestellung ins Einzelne geht, den Brauch seinem ganzen Umfang nach zu erfassen sucht. Aus dem 19. Fragebogen „Feld, Feldbestellung" noch eine zweite Probe: „wie wird" (über das Wegackern des Feldraines) „geurteilt?" — „Bräuche, die sich auf das Säen beziehen, z. B. Saathahn (seine Rolle und Bedeutung), den Weg säen d. h. den Weg des Liebhabers zum Mädchen mit Spreu und Spänen bestreuen u. a." — „Arten der Vogelscheuche: Nachbildungen der menschlichen Gestalt; Krautmännlein, Boger-, Tatermann u. a., Beschreibung! Lärmwerkzeuge verschiedener Art, Vogelschreppe, Klapper, Namen, Beschreibung!" — „Inhalt, Form des Jatergrußes." —

Da nun diese Fragebogen durchschnittlich von 100—120 Personen (mehrere auch von 300—400) aus dem ganzen baierischen Sprachgebiete beantwortet wurden, besitzen die Wörterbuchkommissionen eine gewiß nicht unbedeutende volkskundliche Sammlung, die den Vorteil hat, daß sie Zusammengehörendes leicht auffindbar verwahrt dank der besonderen Technik der Fragebogen. Es läßt sich heute schon sagen, daß dieses volkskundliche Material im Wörterbuch selbst nicht zur Gänze zur Darstellung kommen kann. Es ist daher geplant, besondere volkskundliche Darstellungen neben dem Wörterbuch herauszugeben. Dabei wird, ebenso wie bei den wort- und lautkundlichen Arbeiten, die geographische Verbreitung der volkstümlichen Güter berücksichtigt werden und anschauliche Darstellung erfahren. Es ist selbstverständlich, daß die durch die Beantwortung der Fragebogen entstandenen Sammlungen sowohl der Ergänzung aus der Literatur als auch kritischer Prüfung bedürfen. Für die Erkenntnis der Kulturzusammenhänge sind sie jedoch bereits in ihrem gegenwärtigen Umfang ein brauchbares Hilfsmittel. Sie sind als Vorarbeiten zu einer den deutschen Südosten umfassenden Entwicklungsgeschichte des geistigen Volkstums zu werten. Den Grund dazu gelegt zu haben, ist das bleibende Verdienst der Männer, die im Jahre 1912 die Wörterbuchkommission der Akademien in Wien und München ins Leben gerufen haben, der verstorbenen Gelehrten Josef Seemüller und Ernst Kuhn. Ihr Berater war Primus Lessiak, auf den die umfassende und großangelegte Konzeption des Arbeitsplanes und damit der Fragebogen zurückgeht, wodurch das Unternehmen weit über den Rahmen dessen, was man sich unter einem Wörterbuch gewöhnlich vorstellen mag, hinausgreift.

Wenn ich nun auch noch auf das von der Akademie der Wissenschaften in Wien seit Jahren geförderte Unternehmen eines historischen Atlas der Alpenländer hinweise, so tue ich dies mit dem Gefühl besonderer Genugtuung. Bietet doch dieses Unternehmen die willkommene Ergänzung der Arbeiten der Wörterbuchkommissionen auf dem Gebiet der politischen und Verwaltungsgeschichte. So scheinen uns denn die Voraussetzungen gegeben für ein Werk, das in ähnlichem Geiste wie das jüngst erschienene Buch der drei Rheinländer Aubin, Frings und Müller der Kunde des südostdeutschen Volkstums dienen wird.[1]

[1] Hermann Aubin, Theodor Frings, Josef Müller. Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden. Geschichte, Sprache, Volkskunde (Veröffentlichung des Instituts f. geschichtliche Landeskunde an der Universität Bonn). Bonn, Ludwig Röhrscheid, 1926.

Digitized by Google

Das Säckleſtrecken bei der Taufe im Schwarzwald

Die Taufe iſt wie alle Familienfeſte im Schwarzwald ein großes Ereignis, an dem nicht nur die nächſten Verwandten und Paten, ſondern ganz beſonders die dem Taufhaus befreundeten jungen Männervölker regen Anteil nehmen. Die wohlgeneigten Nachbarn ſehen ſchmunzelnd zu, und am Dorfbrunnen beim Viehtränken, wie im „Lichtgang" an den Winterabenden werden von Jung und Alt die Vorgänge der Tauffitten beſprochen.

Damit für die jungen Leute etwas abfällt, pflegen ſie den Brauch des Säckleſtreckens. Sitzt am Abend die Taufgeſellſchaft friedlich beiſammen, ſo ſchiebt ſich ſachte ein an eine Stange gebundenes Säcklein ans Fenſter, das der „Windelwirt", der glückliche Vater des jungen Weltenbürgers öffnet. Aus der Tiefe des Sackes zieht er einen Brief hervor. Sein Inhalt bringt in launiger Weiſe die Wünſche der Säckleſtrecker zum Ausdruck und unterzieht oft die Taufpaten in manchmal ſcharfer Weiſe einer moraliſchen Beleuchtung.

Die zwei Säcklebriefe, die ich hier anführe, ſtammen aus Weiler im Schwarzwald. Sie werden in entſprechender Abänderung und Anpaſſung immer wieder geſchrieben. Der Brief iſt über hundert Jahre alt.

1. Brief.

Herrn **Gottlieb Götz**, Windelwirt.

Wir wünſchen euch guten Abend!

Hochgeehrte Kirchweihgäſte, wir wollen ſehn, wie es bei euch geht.
Habt ihr Suppen, da können wir ſchon zugucken.
Habt ihr aber Rindfleiſch und Schnitten,
das tät ſich ſchon in unſer Säcklein ſchicken.
Habt ihr Schweinefleiſch und Braten,
das tät das Säckle nicht abſchlagen.
Die Köchin wollen wir beſonders noch bitten,
daß ſie unſer Säckle recht voll tut ſpicken.
Den Hausvater wollen wir auch noch fragen,
ob er nicht eine Maß Wein möcht heraustragen.
Den Großvater wollen wir auch aufmerkſam machen,
ein halb Dutzen Chigaren thät ſich auch noch darein paſſen.
Das Gottle ſitzt oben am Tiſch,
ſehet wie es das Mäulein ſpitzt.
Der groß Gette mit der Zimmeraxt
hat ſchon längſt auf dieſen Spaß gebaßt.
Und der kleine Gette mit dem großen Schuh,
hat auch bald eine ſolche Kilbe vor.
Dem Hausvater und der Hausmutter wünſchen wir Glück, daß ſie die Tochter chriſtlich auferziehen. Und der Libdingjungfer wünſchen wir auch Glück zu ihrer Tochter, daß ſie ſie chriſtlich auferziehe. Und das andere Gottle wollen wir auch aufmerkſam machen, daß es uns auch ein Zickaaren in das Säckle thut.
Den Datum können wir nicht wiſſen,
die Mäuſe haben uns den Kalender verbiſſen.
Wir wünſchen euch gute Unterhaltung.

Franz Dolbel von Fechtland. Hans Ohnehirn.

Macht ordentliche Teilung mit dem Säckle voll.

Digitized by Google

2. Brief.

Werthe Taufgesellschaft!

Guten Abend, ihr Leut!
Wir möchten gern wissen, was es bei euch geit
Wir haben gesehn ein Schild,
wissen aber nicht, wo es gilt
Doch ist es uns bereits bekannt,
daß sie die Windelwirtschaft wird genannt.
Werthe Gesellschaft und brave Leut,
wir wollen euch einmal besuchen heut.
Wir wollen euch besuchen in Ehren,
und euch nicht besonders stören.
Das Gottle sitzt oben am Tisch
und spitzt 's Mäule, daß es grusig isch.
Wir hoffen, daß es Jungfer ist,
wenn gleich der N. N. ... hie und da sein Rad vergißt.
Nochbers Mathies ist oft auch wach
bis in die späte Mitternacht;
und besonders heut thät es ihm gfalle
mit seine glitzige Schabelgralle.
Der große Götte mit seim spitzige Messer
hät des Ding au net ganz vergesse.
Und das muß er auch bedenken,
daß er die Tür heut Abend nicht braucht aushängen.
Der klein Götti mit seim spitzige Bart,
der macht sich breit, es hät e Art.
Die Hebamm hät jo net weit heim,
drum schenkt sie sich meist selber ein.
Und das Essen schmeckt ihr gar net schlecht,
des sieht mer schon am Brotisblech.
Die Eltern wollen wir nicht vergessen,
denn die werden uns auch was zumessen.
Ein Stück Schinken
würde uns gut dünken,
und Schweinebraten wäre uns auch geraten.
Eine Flasche Wein
könnte nicht schädlich sein.
Küchle und Kränzle
gibt . . . . . .

Wir wünschen den Eltern viel Glück, und er möchte ein braver und thätiger 114er geben

Die Kommission

Hans, Franz, Hans Immerdurst, Ignaz Frogmernoch.

Alfred Emil Kraus, Raitbach b. Schopfheim.

Digitized by Google

Umgestaltungen von Liedern durch Schlierbacher (Heidelberg) Schulkinder.

Hinaus in die Ferne
mit Sauerkraut und Speck,
das eß ich gar zu gerne,
das nimmt mir niemand weg.

Und wer das tut,
dem schlag ich auf die Schnut,
dem schlag ich auf den Zinken,
daß er blut't.

ferner

Ich hab mich ergeben,
mit der Worscht in der Hand,
die Mama wollt sie nehmen,
da bin ich fortgerannt.

Ich hatt' einen Hammelsbraten,
einen bessern findst du nit,
ich stach ihn mit der Gabel
und fraß ihn mit dem Schnabel,
mit gutem Appetit.

und schließlich

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
den schickt er in die Wurstfabrik,
den läßt er seine Würschte beißen
und gibt ihm einen Zippel mit.

R. Hoppe, Bobstadt.

Karl Trunzer †

Am 30. Sept. d. J. starb der Begründer und Leiter des Bezirksmuseums Buchen in Baden, Karl Trunzer. Er hat ein vorbildliches Museum geschaffen, das eine reiche Fundgrube für volkskundliche Forschung ist. Wer über Volkskunde des Odenwaldes arbeitet, darf an dieser ergiebigen schönen Sammlung nicht vorbeigehen.

Trunzers ganzes Trachten ging darauf hinaus, dies Museum zu einer Lehrstätte für Volkskunde und Heimatgeschichte auszugestalten.

Deshalb stellte er neben die Gegenstände eine schöne Bücherei, die die wichtigsten Schriften über das Frankenland enthält. Außerdem gab er im Verlag des Bezirksmuseums Buchen eine Schriftenreihe heraus, die gute Arbeiten bringt:

1. Heft: Max Walter, Die Steinkreuze des östlichen Odenwaldes, 1920.
2. Heft: P. Ambrosius Götzelmann, Besiedlungsgeschichte Buchens und seiner Umgebung. 1921.
3. Heft: R. Krebs, Das Land zwischen Neckar und Main, 1921.
4. Heft: Karl Christ, Aus dem Odenwald, 1921.
5. Heft: Gustav Rommel, Geschichte des ehemaligen Klosters Seligenthal, 1922.
6. Heft: Max Walter, Odenwälder Handwerk um 1800, 1923.
7. Heft: Eugen Fehrle, Der Johannistag, 1924.

Digitized by Google

8. Heft: Richard Krebs, Der Bauernkrieg in Franken 1525.
9. Heft: Karl Schumacher, Das Land zwischen Neckar und Main in der alemannischen und fränkischen Zeit, 1926.

Wer sich um Volkskunde kümmert und in das nördliche Baden kommt, versäume nicht, das Buchener Museum zu besuchen. Auch die Stadt Buchen enthält manches Sehenswerte. Vgl. K. Tschamber, Buchen, eine Skizze in Wort und Bild. Buchen, Presseverein 1924, 35 S.

Trunzer hat es verstanden, bei der Stadtverwaltung Buchen, bei den leitenden Männern des Bezirkes und in weiten Kreisen der Bevölkerung Sinn für Heimat- und Volkskunde zu wecken. Er ist ein Bahnbrecher in dieser Hinsicht. Die Wissenschaft wird ihm für seine wertvolle Arbeit immer dankbar sein.

Heidelberg. Eugen Fehrle.

Bücherbesprechungen und Anzeigen[1]

Deutsches Volkstum am Rhein.

Gesundes Volkstum wehrt sich mit allen Mitteln gegen die Unterdrückung seiner Eigenart. Das ist eine Tatsache, die dem Geschichtsforscher längst bekannt ist, die aber in den letzten Jahren auch weiteren Kreisen der Völker zum Bewußtsein kommen mußte. Wo die Gefahr der Unterdrückung eines Volkstums bestanden hat, ist immer, auch im Schrifttum, die Gegenwehr stark merkbar gewesen.

So ist es nicht verwunderlich, daß an unserer Westgrenze, wo unser deutsches Volkstum in den letzten Jahren so verschiedenartigen Gefahren ausgesetzt war, die Volkskunde besonders rege war und deutsche Art zum Ausdruck brachte, wie sie rechts und links des Rheines herrscht.

R. A. Keller gibt eine Übersicht über das heimatkundliche Schrifttum am Rhein: Rheinlandkunde, ein heimatkundlicher Ratgeber für die deutschen Länder am Rhein, 1. Bd. 1922, 169 S., 2. Bd. 1926, 386 S., Düsseldorf, Bagel. Hier soll nur auf die Volkskunde hingewiesen werden, vor allem auf die oberdeutsche. Da möchte ich, um im Süden anzufangen, zunächst Lautenschlagers eingehende badische Bücherschau nennen; die Pfalz ist behandelt von Häberle (Landeskunde), Klimm (Kunstgeschichte) und A. Becker (Geschichte und Kultur), Elsaß-Lothringen von Wentzke, das Saargebiet und Deutsch-Lothringen von A. Mailänder, Nassau von Wehrhan, die Eifel von Follmann usw. bis zur Rheinmündung. Mehrere Übersichten behandeln das ganze Rheingebiet nach gewissen Gesichtspunkten. Die zwei Bände Rheinlandkunde enthalten, im Ganzen genommen, das beste Schriftenverzeichnis über westdeutsche Volkskunde und dürfen von keinem Forscher übersehen werden. Da sie sachlich gut und eingehend gegliedert sind, ist ihre Benützung leicht gemacht.

Ein hervorragendes Werk ist das „Elsaß-lothringische Jahrbuch", herausgegeben vom wissenschaftlichen Institut der Elsaß-Lothringer im Reich an der Universität Frankfurt a. M., Berlin, Walter de Gruyter, 263 S. Mehrere Aufsätze des vorliegenden 5. Bandes (1926) zeigen, welche kulturbildenden Kräfte in Elsaß-Lothringen tätig waren, um deutsches Volkstum zu gestalten. Unsere Flurnamenforscher seien besonders hingewiesen auf den Aufsatz von Ph. Hammer, Die germanische Gemeine Mark und ihre Spuren im Elsaß. Den Aufsätzen folgt ein Schriftenverzeichnis, das S. 232 ff. auch auf allerlei Volkskundliches hinweist.

[1] Vollständigkeit ist nicht erstrebt; nur was vorgelegt wurde, ist besprochen.

Digitized by Google

Möchten recht viele Deutsche sich dem Institut der Elsaß-Lothringer anschließen! Der Jahresbeitrag ist gering, die Gegengabe des Institutes aber, das Jahrbuch, sehr wertvoll.

In Baden gab der in der Pflege der Heimatgeschichte eifrig tätige Oberregierungsrat Michael Walter gute Ratschläge für die praktische Inangriffnahme der Heimatforschung im Einzelnen, um zu bezwecken, daß weite Kreise in der Heimat- und Volkskunde mithelfen. Sein Büchlein: Kleiner Führer für Heimatforscher, Winke, Stoffe und Hilfsmittel" (Karlsruhe, Boltze) liegt seit 1926 in 2. Auflage vor. Das zeigt, daß es sich bewährt hat. Neben praktischen Winken enthält es ein gutes Schriftenverzeichnis. Als Ergänzung zu dem Ratgeber veröffentlicht Walter ein „Familien- und Heimatbüchlein" (4. Auflage, Karlsruhe, Boltze), das die Familienforschung mit der Heimatkunde verbinden will. In einem Büchlein „Die abgegangenen Siedlungen" (Karlsruhe, Boltze 1927) hat Walter auch die Volkskunde gestreift. Es wäre eine dankenswerte Aufgabe, die Volksüberlieferung, die sich an solche Wüstungen anschließt, darzustellen. Vielleicht entschließt sich der Verfasser in einer neuen Auflage dazu.

Im 3. Band der vom Reichskunstwart E. Redslob herausgegebenen Sammlung „Deutsche Volkskunst" (München, Delphin-Verlag 1924) behandelt Max Creutz die Rheinlande, d. h. die rheinischen Landschaften vom Main abwärts und die Landteile rechts und links des Stromes, soweit sie unter rheinischem Einfluß stehen, also etwa die Gebiete der ehemaligen Bistümer Mainz, Trier, Limburg, Köln, Münster. Dabei hebt er vor allem die niederrheinische Volkskunst hervor, weil sie weniger von der hohen Kunst beeinflußt ist und am meisten Eigenes gewahrt hat. In einer frisch geschriebenen Einleitung führt er ein in Geschichte und Art rheinischer Volkskunst. Dann folgt eine Reihe guter Bilder. Manche davon würde ich nicht unter Volkskunst bringen. Aber das gilt fast für die ganze Sammlung „Deutsche Volkskunst". Der Begriff Volkskunst, wird dort meist etwas weiter gefaßt als der Begriff Volkskunde auf den anderen Gebieten. So kam es Creutz auch hier darauf an, die Art des rheinischen Volkes, soweit sie sich in seiner Kunst zeigt, überhaupt zu zeigen. Und das hat er gut verstanden.

Das von Karl Lohmeyer herausgegebene, für weitere Kreise bestimmte „Kurpfälzer Jahrbuch" (Heidelberg, Paul Braus, 215 S. und Kalendarium), enthält neben kulturgeschichtlichen und literarischen Darstellungen immer auch etwas Volkskundliches. Aus dem Jahrgang 1927 sind zu nennen: Hartlaub, Das Heidelberger Schicksalsbuch (Laienastrologie) S. 135—141 und K. Christ, Alte Glocken und Glockengießer aus der Gegend von Heidelberg und weiterhin. S. 156—161.

Die Volkskunde der Landschaften am Rhein ist in ihrer Gesamtheit mehrfach behandelt worden. Zunächst gab in der Sammlung: „Deutsche Stämme, deutsche Lande" bei Quelle & Meyer in Leipzig, Adam Wrede eine „Rheinische Volkskunde" heraus (1919). Diese erlebte 1922 eine 2. Auflage. Darin wird das Land nördlich von Worms oder Mainz behandelt. In derselben Sammlung erschien Sartoris Westfälische Volkskunde, 1922, Lauffers Niederdeutsche Volkskunde (2. Auflage 1923) und meine Badische Volkskunde (1. Teil 1924, der 2. Teil wird in einigen Monaten erscheinen). A. Wrede gab dann noch volkskundliche Darstellungen einzelner Landschaften am Rhein heraus. Er selbst bearbeitet die Eifeler Volkskunde (2. Auflage 1924, Bonn, Kurt Schröder). Die Pfälzer Volkskunde stammt von A. Becker (Bonn 1925), W. Diener schrieb eine Hunsrücker Volkskunde (Bonn 1925) und N. Fox eine Saarländische Volkskunde (Bonn. Fritz Klopp, 1927). Auf eine eingehende Kennzeichnung dieser Werke kann ich jetzt nicht eingehen. Im Ganzen kann man sagen, daß die Bücher der beiden Sammlungen gut sind. Sie geben auf Grund eingehender Forschungen umfassende und gründliche Darstellungen des Volkslebens. Kein Volkskundeforscher darf sie unbeachtet lassen, aber auch anderen Kreisen, besonders den Lehrern, sind sie als Handbücher dringend zu empfehlen. Sie sind gut lesbar geschrieben und durch zahlreiche Bilder erläutert.

Digitized by Google

Eine pfälzische Volkskunde im Anschluß an das katholische Kirchenjahr ist herausgegeben von Dr. Lukas Grünewald: Volkstum und Kirchenjahr, ein Beitrag zur Volkskunde der Pfalz: Mitteilungen des Historischen Vereins der Pfalz, 44. Band, Speyer, 1927, Verlag: Histor. Museum der Pfalz, 168 S. 32 Bildtafeln. Grünewald will hier „das lebendige, frommreligiöse und das nichtreligiöse, das kirchliche und das außerkirchliche Volkstum einer Gemeinde und einer Familiengemeinschaft als ein lebendiges, geschlossenes Ganze, ohne viel Gelehrsamkeit kurz und schlicht schildern", wie er es im Elternhaus und in seiner Heimatgemeinde erlebte. Derartige Schilderungen haben immer ihren Wert und werden ihn vor allem für eine spätere Zeit haben, weil man für eine bestimmte Gegend und eine bestimmte Zeit einen Einblick in unser Volksleben bekommt.

In französischer Sprache beschreibt P. Kauffmann allerlei Volkssitten der Elsässer in einem Buch: En Alsace ignorée (éditions Alsatia, Colmar 1926, 223 S.). Er will französischen Touristen das Verlockende dieses Landes zeigen. Trotz dieser einseitigen Absicht des Buches kommt das Kerndeutsche des elsässischen Volkstums in jedem Aufsätzchen zum Vorschein, ob nun le Pfingstpfliteri oder la Kilbe (Kirchweih), le Glückshampfel, le Pfifferdâ (Pfeifferkag) de Ribeauvillé, le Christkindel, le Hans Trapp beschrieben oder die Sauerkrautbehandlung geschildert wird. Der Name choucroute wird zwar vom deutschen Sauerkraut abgeleitet, aber Kauffmann hält es für ganz falsch, die Deutschen als mangeurs de choucroute zu bezeichnen, wie es in Frankreich üblich sei. Dieses Essen ist nach ihm d'origine alsacienne; in Deutschland kann man es nicht gut kochen, es ist bei uns sans goût, sans arome, offrant plutôt une ressemblance avec le foin.. Das genügt, um das Buch zu kennzeichnen. Es wäre an der Zeit, daß endlich jemand wissenschaftlich und vorurteilsfrei eine Volkskunde der Elsässer schriebe.

Wenn vom Volkstum am Rhein gesprochen wird, darf Johann Peter Hebel nicht fehlen. Die Ausgabe seiner Werke von Wilh. Zentner liegt jetzt in vier Bänden vor (Karlsruhe, C. F. Müller). Zu ihr hat nun K. Obser (1926, im selben Verlag) eine Nachlese Hebelscher Briefe mit Erläuterungen gegeben (156 S., 5 Bilder auf Tafeln). Seine S. 145 ff. beigegebene Abhandlung über Bildnisse Hebels aus seiner Zeit ist dankenswert. Somit haben wir endlich eine umfassende Ausgabe der Schriften unseres geliebten alemannischen Dichters, die es ermöglichen wird, ihn auch für die Volkskunde wissenschaftlich auszuwerten. Eine Auswahl Hebelscher Schriften gab Ph. Witkop heraus (J. P. Hebel, Gedichte, Geschichten, Briefe, Freiburg, Herder 1926, 302 S.). Sie ist sehr gut und verdient es, in weiten Kreisen bekannt zu werden. Für Nicht-Alemannen hat Ad. Sütterlin S. 172 ff. ein Wörterbuch beigegeben.

Neben Hebel steht für uns Süddeutsche Hans Thoma. Der verdienstvolle Bearbeiter des Nachlasses unseres großen Künstlers J. A. Beringer hat in einem schmucken Büchlein eine Reihe bezeichnender Bilder Thomas veröffentlicht und dazu eine Einführung geschrieben: Von Irdischem und Göttlichem, 20 Radierungen von Hans Thoma, Berlin, Furche-Kunst-Verlag o. J. 7 S. 20 Tafeln.

Das Volkslied am Rhein hat mehrfache Darstellungen gefunden. Zunächst ist die im Auftrage des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde von J. Bolte, M. Friedländer und John Meier herausgegebene Sammlung „Landschaftlicher Volkslieder" zu nennen. Ins Rheingebiet gehören drei Bändchen: Mittelrheinische Volkslieder mit Bildern und Weisen herausgegeben von Karl Becker, Bilder von Peter Trumm, musikalische Sätze von Max Schneider und Friedr. Wirth (Frankfurt a. M. 1926, 139 S.), Badische Volkslieder herausgegeben vom Deutschen Volksliedarchiv, Bilder von Adolf Jutz, zweistimmiger Satz von Jul. Weismann, Lautensatz von Konrad Ameln (Karlsruhe, G. Braun, 1925, 143 S.); Elsässische Volkslieder herausgegeben von Val. Beyer, zweistimmiger Satz von Jul. Weismann, Lautensatz von K. Ameln, Bilder von Peter Trumm (Frankfurt a. M., Diesterweg 1926, 146 S.). Was hier dargeboten wird, ist von Fachmännern bearbeitet, denen die weitschichtige Stoff-

Digitized by Google

sammlung und die Erfahrungen des Deutschen Volksliedarchivs zur Verfügung standen. Die Bücher sind handlich und können bei Wanderungen leicht in die Tasche gesteckt werden. Mögen sie dazu beitragen, vergessene Volkslieder wieder bekannt zu machen.

Hübsche Liedchen und Verse des elsässischen Volkes vereinigt das erste Bändchen der „Eichblatt-Bücher" mit dem Titel „Elsässisch Haus, ein Strauß Gedichte, mit Federzeichnungen von O. Becker (Leipzig, Eichblatt-Verlag 1923, 76 S.). Das Büchlein enthält schöne Zeichnungen, darunter einige Darstellungen des elsässischen Bauernhauses.

In einer vorbildlichen Untersuchung geht John Meier dem Werdegang eines schweizerischen Liebesliedes nach: Das Guggisberger Lied, ein Vortrag, Basel, Helbing und Lichtenhahn 1926, 52 S. Das Liedlein, das Meier mit Recht zu den schönsten deutschen Volksliedern rechnet, ist aus verschiedenen Bestandteilen zusammen gesetzt, aber so zu einer Einheit geworden, daß man meinen könnte, es müsse aus einem Guß sein. Dem Text ist eine alte Weise unterlegt, die ebenfalls eine Geschichte hat. Eine solche Untersuchung zu verfolgen, ist für den Einblick in das Leben des Volksliedes wichtiger als manche theoretische Auseinandersetzung.

K. Lohmeyer, Die Sagen des Saarbrücker und Birkenfelder Landes, 2. stark erweiterte Auflage, Saarbrücken, Hofer 1924, 172 S. Lohmeyer gibt die Sagen an, wie er sie findet. S. 132 ff. nennt er seine Quellen und gibt einzelne Nachweise. Die Sammlung kann Sagenforschern als Grundlage warm empfohlen werden. Hier sei hingewiesen auf eine Unternehmung des Wissenschaftlichen Instituts der Elsaß-Lothringer im Reich: die elsaß-lothringische Hausbücherei. Darin hat F. Bouchholtz zwei Bändchen Elsässische Sagen herausgegeben (Berlin, W. de Gruyter).

Ernst Traumann, Von großen und kleinen Männern in Heidelberg, herausgegeben von H. Levin, Schriftenreihe der Akademischen Mitteilungen, herausgegeben von F. Lautenschlager und H. Mitgau, 4. Band, Heidelberg, Hörning 1926, 195 S. Pfälzer Art, vor allem Pfälzer Humor ist von wenig Gelehrten so gut verstanden worden wie von Traumann. Es ist dankenswert, daß nach seinem Tod einige seiner feinsinnigen Aufsätze herausgegeben worden sind. Hier nenne ich nur diejenigen, die Beziehungen zur Volkskunde haben: Pfälzer Witz und Humor S. 20—29; Heidelberger Typen S. 30—40; Der Pfälzer Humorist K. G. Nadler S. 97—108; Nadlers Vorfahren und Elternhaus S. 109—126; Nadlers Schuljahre und Universitätszeit S. 127—152; Zu Nadlers Tod S. 153—158; Die Aufsätze über den Pfälzer Humor und Nadlers Gedichte sind so geschrieben, daß sie nicht nur belehren, sondern auch viel Freude machen.

Walther Zimmermann, Badische Volksheilkunde (Heimatblätter vom Bodensee zum Main Nr. 29 herausgegeben von Busse, Karlsruhe, C. F. Müller 1927, 110 S.). Ein reichhaltiger Stoff wird hier ausgebreitet. Neben den Heilanweisungen sind auch Redensarten gesammelt, die mit der Krankheitsauffassung des Volkes zusammenhängen. Gelegentlich gibt Z. erläuternde Bemerkungen. Diese sind sehr zu begrüßen, weil er als Apotheker öfters Aufschluß über den Grund eines Heilmittels weiß, wo der Nicht-Fachmann vor einem Rätsel stünde. Z.'s Buch wird nach verschiedenen Richtungen anregend auf das Studium der Volksheilkunde wirken. Wichtige Einblicke in das Denken des Volkes über Gesundheit und Krankheit gibt ein anderes Büchlein desselben Verfassers: Arzt- und Apothekerspiegel, eine Sprichwortsammlung, Stuttgart, Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft 1924, 102 S.

L. F. Werner, Aus einer vergessenen Ecke, Beiträge zur deutschen Volkskunde, 3. Reihe, Langensalza, Beyer & Söhne 1926, 239 S. W. hat schon in zwei Bänden unter demselben Titel wertvolle Beiträge zur deutschen Volkskunde herausgegeben. Sie sind vor allem von Bedeutung für das Verständnis des Landvolkes. Wohl schildert er hessische Bauern, weist aber immer wieder Züge nach, die nicht dem Bauern des einzelnen Landteils allein eigen sind, sondern dem bodenständigen, erdgebundenen Menschen überhaupt.

Digitized by Google

Beiträge zur Geschichte vieler Orte des nördlichen Baden gibt Friedr. Karl Freudenberg, Der Lobdengau, das Herz von Kurpfalz (Heidelberg, Hörning, 1924, 140 S.). Sie können auch dem Volkskundeforscher empfohlen werden. Denn ohne die geschichtlichen Grundlagen werden manche Beziehungen, die uns die Volkskunde weist, nicht richtig beurteilt.

Theodor Humpert, Mudau im Bad. Odenwald, Ein Heimatbuch, Selbstverlag der Gemeinde Mudau, 1926, 263 S. Der Nachdruck ist von Humpert auf die Heimatgeschichte gelegt. Für Volkskunde kommen besonders in Frage die Ausführungen über die Mudauer Mundart S. 205—212, über Sitte, Brauch und Fest S. 212—221, Sagen, Geschichten, Rätsel S. 221—227, Schwänke und Schnurren S. 227 f., Lieder u. a. S. 228—238, Tracht 238 f. Man sieht aus solchen Beiträgen, wieviel Volksgut noch in den einzelnen Dörfern vorhanden ist und der Wissenschaft nutzbar gemacht werden kann.

Wilhelm Ehrmann, Gedichte, Reime und Fabeln, Bühl in Baden, Verlag Konkordia, 1925, 304 S. E. gibt zunächst in verschiedenen Gedichten Stimmungen wieder, die teilweise einen Einblick in das Volksleben geben. Für die Volkskunde und Mundartforschung lehrreich sind die Sprachalterтümer der Werbacher (tauberfränkischen) Mundart S. 289 ff.

Eug. Seyfried, Heimatgeschichte des Bezirks Schwetzingen, ein Beitrag zur Geschichte der badischen Pfalz (Selbstverlag des Verfassers in Ketsch a. Rhein, 1927). Diese 415 S. umfassende Heimatgeschichte (Preis nur 6 M.) enthält auch einiges für die Volkskunde: S. 326—338 wird die Enderle-Sage in urkundlicher Beleuchtung gezeigt, S. 392 werden volkstümliche Gebräuche von Lußheim angeführt. Der Hauptwert des Buches aber beruht auf seinen reichhaltigen, vielfach aus Archiven geschöpften geschichtlichen Ausführungen.

Rögele, Rötenbacher Hinterglasmalerei, Festschrift zur Ausstellung der Rötenbacher Hinterglasmalerei 1925, herausgegeben vom Trachtenverein Baar, Donaueschingen, Verlag Danubia, 14 S. Auf ein von der Wissenschaft noch wenig beachtetes Gebiet der Volkskunst weist Pfarrer Rögele in diesem anregend geschriebenen Heft hin. Es gibt wichtige Anhaltspunkte für die Geschichte dieser Kunst im Schwarzwald. Zugleich setzt Rögele damit der Malerfamilie Winterhalder in Rötenbach (Baden) ein schönes Denkmal.

Ein wertvoller Beitrag für ein Einzelgebiet der Volkskunde ist die Arbeit von Eduard Johne, Die Volkstracht der Baar, ein Beitrag zu ihrer Geschichte, Hüfingen, Revellio, 1926, 51 S. mit vielen guten Bildern, darunter 5 farbigen Tafeln.

Fridolin Götz, Sonnenschein, Erinnerungen aus der Kindheit (Freiburg i. B., Reinhard Rebholz, 1926, 152 S.). In schlichter Art schreibt hier ein Pfarrer Jugenderinnerungen seines Heimatdorfes Norweil im badischen Oberland nieder. Dabei werden allerlei Volkssitten erzählt. Wir erfahren aus dem Büchlein, wie das einfache Leben in einem alemannischen Dorfe geht.

K. F. Müller, Geschichte der Getreidehandelspolitik, des Bäcker- und Müllergewerbes der Stadt Freiburg i. B. im 14., 15. und 16. Jahrhundert. Diss. Freiburg i B. (Poppen & Ortmann, 1926, 111 S.). Diese Arbeit gehört nicht unmittelbar in das Gebiet der Volkskunde, gibt aber einen guten Einblick in die Gewerbeverhältnisse früherer Zeit und ist als Grundlage für volkskundliche Arbeiten darüber zu empfehlen. Sie ist gründlich und übersichtlich. Ein Wortregister erleichtert die Benutzung.

M. Rappmann, Wilhelmsfeld, Sein Werden und Wachsen, ein Beitrag zu seiner Geschichte, Heidelberg, Karl Pfeffer o. Jahr, 45 S. Neben der Geschichte ist hier die Volkskunde des Dorfes ausgiebig behandelt. S. 20 f. Haus und Hof, 21 ff. Flurnamen besonders S. 28 ff., Glaube und Brauch.

Baden, Achtzig Naturaufnahmen, Geleitwort von H. E. Busse, Karlsruhe, C. F. Müller. In 80 schönen Bildern werden wir durch unser badisches Land geführt, dabei ist auch die Volkskunde berücksichtigt. Die Bilder 33, 42, 43, 50, 51 stellen

Digitized by Google

Schwarzwaldhäuser vor, Bild 58 ein Hotzenhaus. Busse gibt eine stimmungsvolle Einführung zu den Bildern. Das Buch wird als Geschenk viel Freude machen.

Nicht nur Schilderungen und wissenschaftliche Darstellungen hat die Volkskunde zu berücksichtigen, sie muß sich auch um die künstlerische Gestaltung kümmern, die das Volkstum in Literatur und Dichtung erfahren hat. Wer einmal Alemannenart beschreiben will, der wird auch Hermann Eris Busses Roman „Peter Brunnkant" (Vorwort von Hermann Stehr, Deutsche Buchgemeinschaft, Berlin, 1927, 285 S.) lesen müssen. Gleich auf der ersten Seite fängts an: „Denn jedes Ding galt mir seiner Zeit etwas." So freut sich der Alemanne, wenn seine Lebenslinie bejahend läuft, zu jeder Stunde und an jedem Ding; es ist ein Stück seiner selbst, er leidet und stirbt mit ihm, wenn seine Lebenslinie verneinend ist, und das auch sieben Mal am Tage. Das macht eine besondere Fähigkeit bei ihm aus: er kann sich von sich wegstellen und als geselliges Wesen ansehen. Hebel, dem noch ein aufgeklärtes Zöpfchen hinten vorguckt, tadelt das so: „Selle Fehler han i, i cha mi an allem vertörle." Nehmen wir das letzte Wort wörtlich, dann haben wir Peter Brunnkant, und wir haben einen Alemannen. Nicht als ob solche Menschen nur um den Oberrhein wachsen würden, sie gedeihen dort nur besonders dicht. Peter Brunnkant braucht um seiner Eigenart willen auch Fläche, viel Spielraum und Sicht, verläßt immer bald wieder engstirnige Landschaft. Die weitsichtige Baar, das ihr verwandte hinterbadische Frankenland hat H. Stehr im Vorwort nicht genannt, Breisach beherrscht die weite Rheinebene, die Hermann Daur anzog, und einen langen Blick können wir über den Bodensee tun. Wer Anteil nimmt an Volkskunde, den wird das Spiel freuen, das Mensch und Landschaft miteinander auf gut Alemannisch treiben. Auch das rein Menschliche zieht an und ist echt alemannisch: wie zwei junge Leute, die zusammen wollen, den „Rank nicht kriegen" und sich nicht finden können. Skizzenhafte Vorstudien zu seinem späteren Werk veröffentlicht Busse in seinem Büchlein „Opfer der Liebe" (Erzählungen, Karlsruhe, C. F. Müller, 1926, 180 S.). Wer den Roman und seinen Verfasser ganz kennen will, der versäume nicht, die sechs Geschichten zu lesen.

In den Norden des badischen Landes führt Hanns Glückstein mit seiner schönen Gedichtsammlung Pälzer Gebabbel, Heidelberg, Theodor Berkenbusch, 1927, 111 Seiten. Hier ist nichts von alemannischer Schwerfälligkeit, aus jeder Zeile leuchtet der Witz und die Schlagfertigkeit des Pfälzers hervor. Glückstein kennt seine Heimat wie wenige, er mißbraucht die Mundart nicht dazu, landläufige Witze in Verse zu bringen, wie man es leider sonst noch öfters trifft. Seine Dichtungen sind urwüchsig, geben ein getreues Bild des Mannheimer Volkstums und zwingen auch den Griesgrämigsten zum lachen.

Heidelberg. Eugen Fehrle.

Volkskundliche Bibliographie für das Jahr 1920, für die Jahre 1921 und 1922 im Auftrage des Verbandes Deutscher Vereine für Volkskunde herausgegeben von E. Hoffmann-Krayer, Berlin, Walter de Gruyter, 1924, 212 S. und 1927, 414 S. Diese Bibliographie ist ein Handbuch, das in keinem Arbeitszimmer eines Volkskundeforschers fehlen sollte. Es ist eine bedauerliche, aber nicht zu verändernde Tatsache, daß der volkskundliche Stoff in Zeitschriften und Zeitungsbeilagen weit zerstreut ist, mehr als für die meisten anderen Wissenschaften. Wenn irgendwo ist deshalb auf dem Gebiete der Volkskunde eine Bibliographie notwendig. Hoffmann-Krayer gibt sie nach Jahren geordnet, sehr reichhaltig und gut. Die deutsche Wissenschaft darf auf das Nachschlagewerk stolz sein. Dem einzelnen Forscher spart es unendlich viel Zeit des Suchens und gibt ihm dazu die Gewißheit, daß er mit Hilfe der Bibliographie seinen Stoff vollständiger zusammenbringe als es ihm sonst bei aller Mühe möglich wäre. Deshalb schuldet die Wissenschaft Hoffmann-Krayer und seinen Mitarbeitern, sowie dem Verbande deutscher Vereine für Volkskunde herzlichen Dank.

Digitized by Google

Eugen Fehrle, Deutsche Feste und Volksbräuche, 3. Auflage, Leipzig, Teubner, 1927, 108 S. Dies Büchlein will ein Führer sein durch die bunte Reihe der deutschen Jahresfeste und durch die Volksbräuche, die dem Gang des Menschenlebens folgen von der Geburt bis zum Tode. Die 3. Auflage ist im Text nur wenig verändert, die Schriftennachweise dagegen sind erheblich vermehrt.

Eugen Fehrle, Zauber und Segen, Jena, Eugen Diederichs (Deutsche Volkheit), 1926, 81 S. Hier habe ich versucht, eine Übersicht über unsere Zauber- und Segensformeln zu geben und sie sinngemäß einzureihen. Damit wollte ich zeigen, welche Bedeutung hinter diesen Formeln stecke und wieso es möglich ist, daß sie sich durch die verschiedensten Kulturrichtungen hindurch seit Jahrhunderten bis auf unsere Zeit halten.

August Lämmle, Sonnenstrauß, Schwäbische Gedichte, mit Bildern von Karl Stirner, Heilbronn, Eugen Salzer, 1926, 87 S.

Derselbe, Das alte Kirchlein, Erzählungen und Gedichte, mit Bildern von Karl Stirner, im selben Verlag, 1926, 174 S.

Diese zwei schmucken Büchlein zeichnen ein Bild von schwäbischer Art, das viel tiefer hineinleuchtet in die Seele des württembergischen Volkes als manche heimatkundliche Darstellung. Der Verfasser ist fest verwurzelt in seinem Heimatboden. Deshalb ist alles, was er gibt, sei es ein Gedicht oder ein Geschichtlein, gebundene oder ungebundene Rede, ein Zeugnis schwäbischer Art. Und die Menschen, die er schildert, vor allem die Bauern, sind wunderbar gezeichnet und scharf beobachtet. Hier ist nichts von Gefühlsduselei, wie sie mancher Heimatdichtung anhaftet, nichts von schwächlicher Rührseligkeit, aber auch keine nüchterne Schilderung. Bei aller Sachlichkeit, im Alltagsleben wie in Feierstunden, weiß Lämmle, oft unausgesprochen, eine tiefe Idee als Treibendes hinzustellen. Die Büchlein sind so reizend geschrieben, daß ich recht vielen Menschen gönnen möchte, die Freude dran zu finden, die sie mir gemacht haben. Sie eignen sich vortrefflich als Geschenke. Dem Forscher, der nicht nur Bräuche registriert, sondern einen tieferen Einblick gewinnen will in das Leben des bodenständigen Volkes, werden sie viel Anregung bringen.

Die von Prof. von der Leyen herausgegebene, bei Quelle & Meyer in Leipzig erscheinende Sammlung „Deutsche Stämme, deutsche Lande", die ich schon oben erwähnte, hat wieder neue wertvolle Bereicherung erfahren: Karl Brunner, Ostdeutsche Volkskunde, 1925, 279 S.; Emil Lehmann, Sudetendeutsche Volkskunde, 1926, 229 S.; Adolf Schullerus, Siebenbürgisch-Sächsische Volkskunde, 1926, 179 S. Alle drei Bücher sind gut und zuverlässig. An die beiden letzten möchte ich eine Anregung anschließen: die Bücher zeigen uns, daß unsere Brüder jenseits der Reichsgrenzen, die bisweilen in größeren Gemeinschaften gezwungen waren, ihre Heimat zu verlassen, draußen ihren Volkssitten treu geblieben sind und z. B. ihre Jahresfeste feiern wie einst in der Heimat. Doch in einzelnen Betätigungen weichen sie von dem Brauch ab, wie er heute in der Heimat herrscht. Wir können also den Brauch der Heimat vergleichen mit der Gemeinde, die für sich, in fremder Umgebung, eigene Wege gehen mußte, und daraus wichtige Entwicklungsgesetze erkennen. Wenn nun gar noch eine alte Urkunde vorliegt, die uns den Brauch zeigt, wie er vor der Trennung war, so können die Folgen, die aus solchen Vergleichen zu ziehen sind, noch lehrreicher werden. Eugen Fehrle.

Dmitrij Zelenin, Russische (Ostslavische) Volkskunde. (Grundriß der Slavischen Philologie und Kulturgeschichte, herausgegeben von Reinhold Trautmann und Max Vasmer.) Berlin-Leipzig, Walter de Gruyter, 1927. XVI und 424 S., 8°, 252 Abbildungen, 5 Tafeln und 1 Karte. Preis geb. 30 M. geh. 28 M.

Von den beiden heute noch in der Regel weithin getrennten Typen der Volkskunde, dem mehr philologischen, von Sagen- und Märchen- neuerdings der Sitten- und Rechts-Forschung ausgehenden und dem mehr ethnologischen, am Studium der gewerblichen und künstlerischen Sachen und Überreste orientierten, ist es der zweite, zu dem das vorliegende Werk mehr oder minder bewußt und willkürlich gehört. Der Verfasser, Professor für ostslavische Volkskunde an der Universität in Lenin-

Digitized by Google

grad und führendes Mitglied der dortigen „Akademie der Geschichte der materiellen Kultur" sowie der Sektion für Folklore am dortigen „wissenschaftlichen Forschungsinstitut für vergleichende Geschichte der Sprachen und Literaturen des Westens und Ostens", ist ein rühmlich bekannter Ethnograph schon des früheren Rußland und auch gegenwärtig der deutschen Slavistik wieder durch seine volkskundlichen Forschungsberichte in der neuen Zeitschrift für slavische Philologie (1924 ff.) nahegerückt. Er ist gewiß, wie neben dem vortrefflichen, nach Sprachen abgeteilten Wortregister seines Buches auch fast jede Seite seines Textes beweist, auch ein ausgezeichneter Philolog und Etymolog. Aber seine eigentliche Neigung und Teilnahme ist doch dem musealen und „Feldstudium" (wie der Amerikaner gern sagt) der materiellen Kulturgüter gewidmet, und es ist vielleicht nicht uncharakteristisch, wie er in seiner wissenschaftsgeschichtlichen Einleitung (S. XIV) etwas abschätzig von der „mythologisierenden Schule" spricht, „die alles Irdische stets auf Himmlisches zurückführte". Von einem allgemeinen gesellschaftswissenschaftlichen Standpunkte aber kann m. E. gar keine Frage sein, daß wir vor der Hand eine energisch auf das Materielle gerichtete Volkskunde noch lange sehr nötig haben werden, selbst wenn als natürliches Ergebnis der Spezialisierung auch gewisse Einseitigkeiten im Geistigen und Historischen damit verknüpft sein sollten. Daß diese ebenso natürlich ihre Berichtigung oder Ergänzung finden werden, ist mit Sicherheit anzunehmen.

Zelenins Werk behandelt in zwölf Abschnitten die materiellen Kulturgebiete von der wirtschaftlichen Erzeugung in Ackerbau und Viehzucht über den Verbrauch in Nahrung, Kleidung, Körperpflege und Wohnung zum Geistesleben in Familie, Gesellschaft, Jahresriten und Volksglauben. Zweifellos hat der Verfasser Recht (Vorwort S. V) anzunehmen, daß „die heutige Volkskultur des ostslavischen Dorfes, hauptsächlich ihre materielle Seite, vom Wesen der alten Kultur noch sehr abhängig" ist, und es ist auch politisch bemerkenswert, daß er hinzufügt: „Die materielle Kultur der Ostslaven greift in Folge des durch den schweren Krieg und die Revolution herbeigeführten wirtschaftlichen Verfalles immer wieder deutlich auf die alten Formen zurück." Unter Ostslaven ist (wohl durchaus zweckmäßiger Weise) bei Stimmenthaltung gegenüber den noch immer sehr verworrenen dialektologischen und ethnographischen Ursprungs- und Verwandtschaftstheorien die Dreiheit der Großrussen, Ukrainer und Weißrussen verstanden, und man empfängt durch die Darstellung nicht den Eindruck, daß zwischen diesen Stämmen volkskundlich größere Unterschiede obwalten als etwa zwischen den noch innerhalb der Großrussen, vor allem durch den Gegensatz von o- und a-Dialekt getrennten Nord- und Südgroßrussen. Aus dem ungeheuren Reichtum der von Zelenin erschlossenen Tatsachen und Zusammenhänge greife ich hier nur einige auch für die außerslavische Volkskunde belangreiche heraus. Als Verfasser einer Monographie (1907) über den zweischarigen ostslavischen Hakenpflug, die Socha, behandelt Zelenin Formen und mutmaßliche Entwicklung der Ackergeräte mit dankenswerter Ausführlichkeit. Dabei ist freilich doch die nur ganz gelegentliche Auseinandersetzung mit der außerslavischen Forschung, vor allem Johannes Hoops' „Waldbäumen und Kulturpflanzen", zu bedauern. Aus ihr hätte der Verfasser Bestätigung entnehmen können, z. B. für die einleuchtende Verbindung der Hakenpflugtypen sachlich mit der groß- und weißrussischen Waldbrandrodung, formal mit dem Grabstock- und Hauetypus einerseits (vgl. das Etymologische bei Hoops 507 f., der nur wieder die Slavinen nicht berücksichtigt), mit dem Eggentypus anderseits; aber auch vielleicht Bedenken gegen die etymologisch und sachlich höchst eigenartige Herleitung des Pfluges als des „Schwimmenden, Kriechenden" (vgl. türkisch sabán = Schlitten) aus einer völlig slavischen Umwelt (S. 11 f.). Eine ähnliche Empfindung des Mangels historischer und komparativer Dimensionen drängt sich in dem Paragraphen (25) des Tierzuchtkapitels auf, wo von den Riten bei Kauf und Verkauf die Rede ist; sie dürften doch lange nicht in dem Maße „verständlich und bekannt" sein, wie Zelenin es will, und, vielleicht darf auch bei diesem Anlaß die Volkskunde wieder an K. Tagányis „Lebende Rechtsgewohnheiten" (R. Graggers Ungarische Bibliothek I, 3, 1922) erinnert werden, wo auch slavische und russische Dinge in Fülle behandelt sind. Von internationaler Bedeutung sind in diesem Kapitel besonders auch die

Digitized by Google

Angaben über Fischfang und Imkerei; diese erscheint im ganzen nördlichen Europa (gegensätzlich zu der mittelmeerischen Verwendung von Tongefäßen) von der Veredlung der Waldbienenstöcke her bestimmt.

Unter dem Nahrungs-, Kleidungs- und Wohnungswesen kommen namentlich die miteinander ja innig verknüpften keramischen Holz-, Flecht- und Spinnstoffgewebe zu ihrem Recht, für die obendrein die angehängten bunten Tafeln wenigstens eine Ahnung von der Herrlichkeit ostslavischer Volkskunst vermitteln. Demgegenüber tritt der Metallbedarf, in dem ja gerade heute die Hauptabhängigkeit des russischen Bauern vom binnenländischen und auswärtigen Markt liegt, stark zurück. Nichtsdestoweniger ist für die ältere Zeit wohl auch hier nach der Entsprechung der germanischen Kulturen eine weitgehende Bedarfsdeckung durch Hausfleiß anzunehmen, und es darf daher auch an dieser Stelle auf den hübschen Aufsatz der Kondakov-Festschrift (Prag, 1926, S. 155 ff.) aufmerksam gemacht werden, worin N. T. Bělaev den Wettbewerb zwischen der islamischen Eiseneinfuhr und der volkstümlichen russischen Eisenversorgung aus Rasen- und Sumpferzverhüttung geschildert hat. Die Abschnitte über Hausbau zwangen zu einer ausnahmsweise eingehenden Beschäftigung auch mit der nichtslavischen Forschung, besonders K. Rhamm und V. v. Geramb (Wörter und Sachen 3, 8 ff.), deren entgegengesetzte Theorien über die Beziehungen von Herd und Ofen Zelenin m. E. mit Recht zu vereinigen sucht.

Auch die vier Schlußkapitel zur immateriellen Volkskunde sind eine Fundgrube für den vergleichenden Ethnographen, obwohl die hier gebotenen geschichtlichen Perspektiven nicht selten ganz besonders summarisch sind. Heidnische Götterwelt („eine hauptsächlich offizielle, dem Volk fremde Religion der Fürsten und des Adels und vielleicht noch der fürstlichen Kriegerschaft"?) und Elementekult so scharf von Magie und Totenkult zu trennen (S. 383) wird kaum angehen, und auch der Einfluß des Christentums erscheint vor so widersprechenden Befunden wie dem Verschwinden des Leichenbrands und den erheblichen Resten von Raubeheriten schwer abzuschätzen. Auch hier liegt eben Zelenins Stärke immer wieder an unseren Moriz Heyne erinnernd, durchaus in der realistischen Einzeluntersuchung.

Heidelberg. Carl Brinkmann.

Louis Pinck, Verklingende Weisen. Lothringer Volkslieder, gesammelt und herausgegeben Metz, Lothringer Verlags- und Hilfsverein (Kommissionsverlag Winter, Heidelberg), 1926, 4°, 316 S., broschiert 7 M.

Einen ehrenvollen Platz in der „Oberdeutschen Zeitschrift für Volkskunde" verdient die wohl unbestreitbar wertvollste und zugleich schönste Volksliedsammlung des letzten Jahrzehntes, die uns der katholische Pfarrer Pinck von Hambach in dem vorliegenden, bestens ausgestatteten Band beschert hat. Hundert wertvolle und charakteristische Lieder (geistliche Lieder, Balladen, Liebeslieder, Soldatenlieder, lustige Gesänge, auch einige Tanzliedchen) hat er aus seinem Sammelschatz ausgewählt; sie sind aus mündlicher Überlieferung getreu in Wort und Weise aus deutsch-lothringischen Dörfern der Kreise Saargemünd und Forbach aufgeschrieben und stammen ganz überwiegend von älteren Leuten, deren Jugendzeit in den vierziger, fünfziger und sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts lag. Der Titel „Verklingende Weisen" deutet an, daß manche dieser Lieder von den Jüngeren nicht übernommen wurden. — Daß auffällig viele alte Lieder, besonders Balladen (auch ältere Weisen: Moll- und Kirchentonarten) sich in Lothringen erhalten haben, ist gewiß auffällig, aber neben der langen Abtrennung vom deutschen Stammesgebiet, die eine größere Beharrlichkeit des Liedergutes begünstigte, ist es vielleicht damit zu erklären, daß Rand- und Grenzprovinzen kulturell konservativer und eigenständiger erscheinen, da sie den starken Durchgangswirkungen und Austauschbeziehungen der Innengebiete weniger ausgesetzt sind.

Von den älteren Stücken der Sammlung sei z. B. die Ballade vom Grafen Backewil genannt, die ein bänkelsängerischer Ausläufer des aus dem späten

Digitized by Google

Mittelalter bekannten Liedes vom edlen Möringer ist. Das Thema des aus der Gefangenschaft heimkehrenden Gatten, und zwar am Wiedervermählungstag seiner Frau, ist durch Volksromane und Puppenspiele bis ins 18. und 19. Jahrhundert lebendig geblieben und durch fliegende Blätter erneut in Umlauf gekommen. Vergleiche hierzu Bolte-Polivka III, 526 f. Dann verweise ich auf die alte Räuberballade vom Lindenschmid. Selten ist auch die hier anzutreffende Ballade vom Grafen Friedrich, wovon übrigens das Wunderhorn eine alemannische Aufzeichnung des Konstanzer Generalvikars von Wessenberg enthält. Bisher nur in Schlesien belegt war die jetzt auch für Lothringen bezeugte Ballade vom Vorwirt: S. 59. — Viel Lehrreiches weiß der Herausgeber in einem Anhang über seine Gewährsleute mitzuteilen. Hauptquelle war der 84jährige Papa Gerné († 1923), der in seiner Jugend 273 Lieder beherrschte und manche Burschen im Wettsingen besiegte. 164 Lieder hat Pfarrer Pinck ihm noch zu entlocken verstanden. Wo Gerné in seiner Jugend eines Liedes habhaft werden konnte, lernte er es, rein nach dem Gehör — und kein Weg war ihm dafür zu weit. Manche Lieder hat er auch den Bänkelsängern abgehorcht oder zu einzelnen Liedertexten fliegender Blätter passende Weisen anderer Lieder unterlegt. — Weitere ergiebige Quellen für den Herausgeber waren zwei alte Sängerinnen: die Udils-Kättel und die Bickel-Kättel. Letztere konnte weder lesen noch schreiben, aber ihre zahlreichen „Schätzelslieder" sang sie bis in ihr hohes Alter mit Stolz und Begeisterung beim Flechtstock und vergaß darüber ihre Armut. — Ein Meister der Improvisation im Hambacher Gebiet war der Vetter Nikles von Gebenhausen, der auf allen Hochzeiten aufspielte und jedem Gast sein „Hoverätchen" machte; er erfand aus dem Stegreif unzählige Schnörkel mit persönlichen Anspielungen — und ist damit und mit seiner Geige ein reicher Bauer geworden.

Einen besonderen Reiz der vorliegenden Sammlung bilden die jedem einzelnen Lied beigegebenen Zeichnungen des Straßburger Graphikers Henri Bacher, die in ihrer volknahen Einfachheit und mit ihren aus dem Land und seiner Volkskunst entnommenen Motiven den Volksliedern ebenbürtig sind. Viele davon sind köstliche Stimmungsbilder, die zu den Liedern trefflich vorbereiten und ebenso die wachgerufene Empfindungswelt nachklingen lassen. So mag das schöne Lothringer Volksliederbuch kraft seiner Vorzüge viele Freunde finden, hüben und drüben, und auch die Wissenschaft wird Pinck die quellentreuen Aufzeichnungen danken. Es wäre wünschenswert, wenn diese Auswahl durch Veröffentlichung der übrigen Sammelfrüchte des Herausgebers ergänzt und auch durch Aufnahme der gegenwärtig in Lothringen gesungenen Lieder abgerundet würde.

Freiburg i. Br. Johannes Künzig.

Heinrich Ehl, Norddeutsche Feldsteinkirchen. (Hansische Welt VI.) Braunschweig, Georg Westermann, 1926. 8°, 103 S. und 94 Abbildungen.

In den landläufigen Monographien des bäuerlichen Lebens ist bisher der Dorfkirche nur wenig oder gar kein Raum zugebilligt worden. Mit großem Unrecht; denn die Ortskirche bildet nicht nur den Mittelpunkt des kirchlichen Gemeindelebens und ist darum von besonderer soziologischer Bedeutung; die Art und Weise ihrer Ausschmückung, Erhaltung und Behandlung ist nicht nur von höchster Wichtigkeit für die Erkenntnis der Volksfrömmigkeit: auch ihre architektonische Gesamtgestaltung, meist das Ergebnis eines jahrhundertelangen Ergänzens, Abänderns und Neuschmückens vom Tage des ersten Gottesdienstes bis heute, gehört durchaus in das Gebiet volkskundlicher Betrachtung. Es wird in jedem einzelnen Fall die Frage zu greifen sein, inwiefern die Gemeinde, das Volk Anteil hatte an der äußeren Struktur, der baulichen Einrichtung, der Formung des Innenraumes, mit andern Worten: es wird zu untersuchen sein, ob die Dorfkirche ein Stück Volkskunst ist oder nicht.

Ehl möchte für die norddeutschen Feldsteinkirchen, jene imposanten granitenen Findlingsbauten, wie sie, meist der Übergangszeit zwischen romanischem und

Digitized by Google

gotischem Stil entstammend, das Dorfbild von Schleswig bis weit ins kolonisierte Ostgebiet, bis nach Ostpreußen hinein beherrschen, diese Frage bejahen. Sie erscheinen ihm dem Charakter des Ostlandes und der sozialen Struktur der Neusiedler entwachsen; „ganz aus dem Volke und durch das Volk entstanden", sind sie „im besten Sinne eine Volkskunst von oft derbem, aber immer gehaltvollem und häufig imponierendem Wuchse". Demgegenüber stellt er jedoch (S. 21) fest, daß die Kirchen von fachlich ausgebildeten Steinmetzen und Maurern, die vom Bauherrn meist aus der Heimat seiner neuen Siedler herbeigeholt wurden, gebaut worden sind. Es bestanden oft landsmannschaftliche Hütten, die in Übereinstimmung mit den Wünschen der Ansiedler bauten. Die so entstandenen Kirchen wird man also kaum „Denkmäler bäuerischer Kunst" (S. 27) nennen dürfen; wohl aber wird man einen starken inneren Zusammenhang zwischen Bau- und Stammesart nicht ableugnen können. In dieser Hinsicht ist die Vermutung Ehls beachtenswert, daß die Einschiffigkeit der Feldsteinkirchen und ihr hoher Giebel über dem flachen Torschluß Elemente des niedersächsischen Bauernhausbaues fortführt (S. 31).

Die Untersuchung sucht zunächst den Stil soziologisch, historisch und stilgeschichtlich als rustikal-romanischen Kolonistenstil zu kennzeichnen; dann werden in feinsinnigen Ausführungen die einzelnen Feldsteinkirchen des ganzen Gebietes vorgeführt. Vorzügliche Tafelabbildungen erleichtern das Verständnis und verstärken die Sinnfälligkeit des Gesagten.

Das Grundproblem, das Ehls Werk so mutig anschneidet, die Frage nämlich, inwieweit die Dorfkirche als Gegenstand der Volkskunst zu gelten habe, kann wohl nur durch eine größere Reihe von Einzeluntersuchungen der Lösung näher gebracht werden. Das gibt Ehl durchaus zu. Als großzügiger und doch genauer, ungemein anregender und fördernder Überblick wird sein Buch seine unbestrittene Bedeutung behalten, eine Bedeutung, die, wenn man auf's Grundsätzliche und die Methode sieht, weit über das Gebiet der norddeutschen Feldsteinkirchen reicht.

Greifswald. Lutz Mackensen.

L. Wilhelm, Unsere Trossinger Heimat, Erlauschtes und aus Urkunden Gesammeltes, Trossingen, Verlag Matth. Birk, 1927, 497 S. mit vielen Bildern.

Neben der Heimatgeschichte ist hier die Volkskunde ausführlich behandelt: besonders S. 204—279 Tracht, Wohnung, Feste, Lichtstuben, Tod und Begräbnis, Glaube und Aberglaube, Sagen und Erzählungen. Dann sind die Flurnamen der Gemarkung angeführt, zahlreiche Urkunden sind abgeschrieben, S. 489 f. auch ein Himmelsbrief. S. 446 ff. sind nach dem ABC Worterklärungen gegeben. Ein ausführliches Inhaltsverzeichnis am Schluß des Buches erleichtert die wissenschaftliche Benutzung.

Das Buch ist in erster Linie geschrieben um die Lehrer beim Unterricht in der Heimatkunde zu unterstützen und die Trossinger Bevölkerung zu belehren und zu unterhalten. Es enthält aber auch für den Forscher recht viel Wertvolles und steht vom Standpunkt der Wissenschaft aus weit über dem Durchschnitt der üblichen Heimatgeschichten. Herzlichen Glückwunsch einer Gemeinde, die ein so schönes Heimatbuch hat!

Dasselbe Lob gebührt einem anderen Buche aus Württemberg: August Reitz, Von des Neckars Quelle, ein Heimatbuch von Schwenningen, Selbstverlag des Verfassers in Schwenningen, 2. Auflage o. J., 279 S. und ein Anhang von 32 Seiten mit Liedern (Weise und Text). 34 Bilder.

Reitz gibt vielfach Erzählungen aus dem Volksleben in Mundart. Das macht sein Buch sprachlich besonders wertvoll. Die Worterklärungen Seite 268 ff. werden dabei willkommene Dienste tun. In dem Abschnitt über Lebensweise, Sitten und Gebräuche der alten Schwenninger Seite 101—180 steckt für die Wissenschaft viel beachtenswerter Stoff. Besondere Erwähnung verdienen die ausgezeichneten Bilder.

Digitized by Google

Über das vielumstrittene Gebiet der Namenforschung liegen sieben Bücher vor:

Rudolf Kapff, Schwäbische Geschlechtsnamen, geschichtlich und sprachlich erläutert, drittes Buch der im Auftrag des Württembergischen Kultministeriums von August Lämmle herausgegebenen Schwäbischen Volkskunde, Stuttgart, Silberburg, 1927, 145 S. Kapff gliedert die Namen in zwei Abschnitte: 1. Adelsnamen, 2. bürgerliche Namen. Unter den letzteren behandelt er Gewerbenamen und Amtsnamen; ursprüngliche Vornamen und alte Sippennamen; bildliche Namen; bildlose Eigenschaftsnamen; Heimatnamen; bäuerliche Namen und Hausnamen. Besonderheiten: Satznamen, Landsknecht- und Gelehrtennamen; Scherznamen. Über die Gesichtspunkte, die ihn bei seinen Forschungen leiteten, spricht er selbst oben S. 146 ff. Deshalb brauche ich hier nicht näher einzugehen auf sein Buch, das viel Lehrreiches, aber auch Umstrittenes enthält.

Othmar Meisinger, Hintz und Kuntz, Deutsche Vornamen in erweiterter Bedeutung, Dortmund, Wilhelm Ruhfus o. J., 97 S. Meisinger hatte diese Namenstudien in den Jahren 1904 und 1910 in zwei Schulprogrammen vorgelegt. Da diese vergriffen sind, hat er sich dankenswerter Weise entschlossen, seine beiden Arbeiten gesammelt und erweitert in Buchform vorzulegen. Nach dem ABC werden viele Namen vorgeführt mit genauen Angaben über Herleitung, Gebrauch und Ausdehnung. Da Meisingers Arbeiten zuverlässig sind, wird sein Buch der Forschung und der Schule sehr willkommen sein.

Edm. Nied, Heiligenverehrung und Namengebung, sprach- und kulturgeschichtlich mit Berücksichtigung der Familiennamen, Freiburg i. Br., Herder, 1924, 110 S.

Dieses tüchtige Büchlein ist von der Forschung viel zu wenig berücksichtigt. Hätte z. B. Kapff es beachtet, so wäre er bewahrt worden vor der falschen oder einseitigen Herleitung der Familiennamen Fehr, Föhr und Fehrle. Kapff gibt Seite 36 die Erklärung: „Abkürzungen aus Xaver, einem spanischen Ortsnamen" und rechnet diese Namen zu denen, die christliche Missionare zu unseren Vorfahren gebracht haben. Das mag für einzelne Fälle stimmen, so für den Fehrle aus dem bekannten Studentenlied: „Do henn se de Vehrele ins Examen gno, do het de Vehrele gseit." Aber im Ganzen ist diese Herleitung unrichtig. Nied weist Seite 2 mit Recht darauf hin, daß Namen wie Franz Xaver (vom Ortsnamen Xavier in Spanien) nach dem bekannten Heiligen (gest. 1552, kanon. 1622) erst seit Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts beliebt waren. Die Namen Fehr und Fehrle sind aber viel älter, z. B. 1241 Vaerli. Diese Namen sind deutsch und vom Wort fahren abzuleiten. Sie bedeuten Fährmann, Ferge. Vgl. E. v. Künßberg, Fährenrecht und Fährenfreiung, Weistümerstudien: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Band 45, German. Abt. S. 144 ff. Diese Herleitung wird bestätigt durch ein altes Familienwappen einer Familie Fehrle aus Schweinfurt a. M., auf dem ein Ferge dargestellt ist, der über den Fluß fährt.

Nied teilt, nach methodischen Bemerkungen, seinen Stoff in zwei Hauptteile: 1. Heiligenverehrung und Namengebung im Allgemeinen. 2. Die Heiligennamen im Einzelnen. Beide Abschnitte sind reich und übersichtlich gegliedert. Aus dem 1. Abschnitt hebe ich die Zusammenstellung der Namen hervor, die von Nicolaus abzuleiten sind (S. 9 ff.), weil sie methodisch wichtig ist. Für manche dieser Namen (Nick, Nickchen u. a.) ist auch die Möglichkeit des Zusammenhanges mit Neck, Nixe in Betracht zu ziehen. Vgl. H. Güntert, Kalypso (1919), S. 76, 124.

Übersichtliche Darstellung und ein gutes Register erleichtern die Benutzung von Nieds inhaltsreichem Buch.

Ein gutes Nachschlagewerk ist das Büchlein von Alfr. Bähnisch, Die deutschen Personennamen, Aus Natur und Geisteswelt 296, Teubner, Leipzig, 3. Aufl., 1910, 119 S. Wenn die letzte Auflage auch schon einige Jahre zurückliegt, so sei doch auch hier auf das bewährte Buch hingewiesen.

Ernst Wasserzieher, Hans und Grete, Tausend Vornamen erklärt, Berlin, Dümmler, 1924, 47 S., 2. Aufl.

Digitized by Google

Nach dem ABC werden deutsche und fremde Vornamen angeführt mit kurzen Erklärungen. Das Heft ist ein bequemes Nachschlagewerk für den Hausgebrauch.

Zum Schluß sei hingewiesen auf die neueste Zusammenfassung der Namenstudien von John Meier, in seinem Buch: Deutsche Volkskunde, S. 125 bis 168. (Vgl. unten S. 169.) Meier behandelt: 1. Personennamen, 2. Familiennamen, 3. Flurnamen, 4. Ortsnamen. Daß es sich hier um eine ernste Gelehrtenarbeit handelt, dafür bürgt der Name des Verfassers.

Eben kann ich noch kurz hinweisen auf eine Arbeit, die mir während der Korrektur vor Augen kommt: Lutz Mackensen, Name und Mythos, Sprachliche Untersuchungen zur Religionsgeschichte und Volkskunde. Diese Arbeit bildet das 4. Heft der von Mackensen unter Mitwirkung von B. Mackwardt, P. Merker und W. Stammler herausgegebenen Schriftenreihe „Form und Geist", Arbeiten zur germanischen Philologie. Leipzig, Eichblatt, 1927, 54 S. Über diese und andere Arbeiten des Greifswalder Privatdozenten Mackensen, der sich um die Volkskunde sehr verdient gemacht hat, wird im nächsten Jahrgang unserer Zeitschrift eingehend berichtet.

Anton Sack, Das Adventspiel, Heft 1 der Spielreihe „Von Advent bis Dreikönig", Tauberbischofsheim, K. Weinig o. J., 21 S.

Derselbe: Die heiligen Dreikönig mit ihrem Stern (Heft 4), 28 Seiten.

In unseren Dörfern und Städtlein ist das Theaterspielen von jeher beliebt, besonders im Winter. Oft werden durch Vereine Stücke aus der Großstadt eingeführt, die keinerlei Beziehungen zum Leben der Bevölkerung haben und deshalb auch meist nicht die erwünschte warme Aufnahme finden. Wie diese Stücke ausgesucht werden, kann man in den Musikgeschäften der größeren Städte beobachten, wo sie verkauft werden. Meist entscheidet für den Käufer ein verlockendes Bild oder eine vielversprechende Aufschrift. Vom Inhalt weiß er ganz selten etwas. Viel Schund wird so dem Volke vorgeführt.

Deshalb ist es erfreulich, wenn bodenständige Dichter, wie es in den letzten Jahren häufig ist, dem Volke etwas geben, was Beziehungen zur Heimat und zu den Festen hat, die dem Volke heilig sind. Sacks Büchlein sind in dieser Hinsicht warm zu empfehlen.

Erlebnisse und Erfahrungen Heidelberger Werkstudenten, eine Sammlung von Berichten, herausgegeben von Dr. J. H. Mitgau. Heidelberg, J. Hörning, 1925, 238 S., 11 Tafeln.

Die Volkskunde sucht die wechselseitige Wirkung zwischen den führenden Geistern und den weiten Schichten des Volkes zu erforschen. Dafür gibt dies Buch allerlei Beobachtungen. Studenten und Arbeiterbevölkerung sind während unserer schlimmen wirtschaftlichen Verhältnisse vielfach an derselben Arbeitsstätte miteinander tätig gewesen und haben dadurch Verständnis für einander bekommen. Lehrreich ist es auch zu sehen, wie fremd manche dieser Studenten bisher der arbeitenden Bevölkerung und ihren Verhältnissen gegenüberstanden.

Das Deutschtum im Ausland, Banat, das Deutschtum im rumänischen Banat. Herausgegeben von Karl Bell, mit 1 Karte, 3 Farbdrucken und 40 Abbildungen, Dresden, Deutscher Buch- und Kunstverlag, 1926, 177 S.

In der Einleitung zu diesem Buch sagt Karl Bell: „Volk ist nicht eine Summe von Staatsbürgern, Volk sein heißt nicht in gemeinsamen Grenzen wohnen. Ein Volk ist mehr. Arteigene Kultur und Sprache, der Wille zur Erhaltung dieser gemeinsamen Güter fügen ein Volk zusammen. Die Begriffe Volk und Staat decken sich nicht. Das Volk bildet über die verworrensten staatlichen Grenzen hinweg eine Einheit."

Das sind Sätze, die auch unsere Wissenschaft beherzigen muß. Wenn wir deutsche Volkskunde treiben, müssen wir viel mehr als bisher die Deutschen im Ausland beiziehen. Das Buch gibt uns Grundlagen für die Forschung in diesem Sinne. Es führt uns ein in die Geschichte und die äußeren Verhältnisse der Deut-

Digitized by Google

schen im Banat. Einige Abschnitte behandeln die Volkskunde unmittelbar. Da möchte ich vor allem die guten Arbeiten von Hans Hagel nennen. Seite 122 bis 154: Die Lebensform der Banater Schwaben (Jahresfeste, das menschliche Leben), dann Seite 161—173: Die Sprache. Möge das schöne Buch in den Händen recht vieler Deutscher sein und dazu beitragen, das Band zwischen unseren Brüdern außerhalb der Grenzen und uns enger zu knüpfen!

Max Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte, Berlin, Walter de Gruyter.

Dieses großangelegte Werk, das ich im ersten Heft S. 95 angezeigt habe, hat in den letzten Monaten schöne Fortschritte gemacht. Ich führe aus den letzten Lieferungen einige der größeren Arbeiten an, die zur Volkskunde gehören: Name, Ofen, Omen, Opfer, Orakel, Ornamentik, Patriarchat, Radornament, Rätsel, Rausch, Recht, Reinheit, Reinigung (religiöse). Mehrere Beiträge sind von Thurnwald. Gerade seine Art die Erscheinungen zu betrachten, entspricht durchaus der Volkskunde, wie sie heute von vielen Forschern betrieben wird.

Neben den genannten Aufsätzen sind viele kleinere Artikel, die dem Volkskundeforscher Anregung geben. Und daneben stehen große Aufsätze mehr geographischer Art, die nur mittelbar die Volkskunde angehen: Norddeutschland, Nordischer Kreis (Dänemark, Schweden, Norwegen), Österreich, Ostpreußen, Palästina-Syrien, Persien.

Hier wie bei früheren Bänden des Lexikons ist es mir nicht recht verständlich, warum die Volkskunde so wenig berücksichtigt wird. Nehmen wir als Beispiel den ausgezeichneten Aufsatz über den Namen: die Bedeutung des Namens und die Art der Namengebung bei den verschiedensten Völkern wird klar und gut auseinandergesetzt. Allgemein leitende Gesichtspunkte werden mehrfach betont. Die Tiefkulturvölker sind eingehend behandelt, dann Ägypten und Palästina-Syrien. Der Glaube, der sich an den Namen anschließt, weist bei den verschiedensten Völkern merkwürdige Übereinstimmungen auf: bei Krankheiten werden die Namen gewechselt; Kenntnis des Namens gibt dem Zauberer Gewalt über die Person, denn der Name ist ein Stück seines Trägers, das unzertrennbar mit ihm verbunden ist. Darüber gibt Thurnwald S. 432 in kurzen Sätzen sehr gute Richtlinien. Dieselben Glaubensäußerungen finden wir bei unserem Volke sowie bei den Griechen und Römern.

Eberts Lexikon zeigt die Vorstellungswelt der Menschheit auf einer frühen Entwicklungsstufe. Wenn wir dieselben Vorstellungen nun bei unserem Volke finden, sollten sie meines Erachtens erwähnt werden, ganz gleich ob wir sie als Erstarrung ansehen oder ob wir annehmen, daß derartige Vorstellungen unter gewissen Bedingungen sich immer wieder neu bilden.

Ausführliche Erörterungen über Volkskunde wird man in diesem Lexikon nicht erwarten. Aber es wäre dankenswert, wenn bei einzelnen Aufsätzen wenigstens ein Hinweis auf die wichtigsten volkskundlichen Schriften gegeben würde. Über die Bedeutung des Namens haben wir die ausgezeichnete Arbeit von Wilhelm Schmidt, die Bedeutung des Namens im Kult und Aberglauben, ein Beitrag zur vergleichenden Volkskunde, Darmstadt, Programm 1912. Dann hat Albrecht Dieterich in seinem Buch „Eine Mithras Liturgie" den Namen in der religiösen Anschauung der Antike behandelt. Viel Schrifttum ist dort angeführt, besonders in der dritten von Weinreich besorgten Auflage (Leipzig, Teubner, 1923). Für den deutschen Kulturkreis verweise ich auf John Meiers übersichtliche Namenstudie in seinem Buch „Deutsche Volkskunde" (1926, S. 125 ff.).

Cimbria, Beiträge zur Geschichte, Altertumskunde, Kunst und Erziehungslehre, Festschrift der phil.-hist. Verbindung Cimbria Heidelberg zu ihrem 50jährigen Bestehen, Dortmund, Ruhfuß, 1926, 226 S.

Diese Festschrift enthält mehrere gute Beiträge zur Volkskunde, wenn das Wort Volkskunde im Titel auch nicht genannt ist: Hausrath, S. 49—54: Kleinigkeiten zur jonischen Volkserzählung; Pfister, S. 55—62: Der Wahnsinn des Weihepriesters; Hünnerkopf, S. 89—94: Germanischer Totenglaube in heidnischer und

Digitized by Google

christlicher Zeit; Hirsch, S. 95—103: Glocke als Wetterzauber beim Friedberger Judenbad von 1260; O. A. Müller, S. 104—111: Vom Wesen der Volkssage; Meisinger, S. 112—116: St. Gertrud und Gertrudenminne; W. Schuhmacher, S. 117 bis 123: Volkslied und Soldatenlied; C. Stein, S. 124 f.: Zu Goethes Ballade „Die Braut von Korinth"; Poppen, S. 162—178: Alexander am Freiburger Münster und die mittelalterlichen Kunsttypen von Alexanders Greifenfahrt; Bernays, S. 219—226: Jugendbewegung und Romantik.

Es ist erfreulich, daß eine so stattliche Anzahl von Philologen sich mit Volkskunde beschäftigt oder wenigstens mit Gebieten, die teilweise zur Volkskunde gehören. Denn gerade unter Philologen stehen viele der Volkskunde immer noch fern, ja ablehnend gegenüber, meist weil sie durch einen veralteten Vertreter dieser Wissenschaft eine falsche Anschauung von ihr bekommen haben und nun sich nicht mehr aufraffen zu einem eignen Urteil nach dem Gang, den die Volkskunde in den letzten Jahren genommen hat. Möge die treffliche Festschrift der Heidelberger Philologen hierin anregend wirken!

John Meier, Deutsche Volkskunde, insbesondere zum Gebrauch der Volksschullehrer. Im Auftrage des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde herausgegeben. Berlin, Walter de Gruyter, 1926, 344 S.

Da seit den Neuordnungen auf dem Gebiete des Schulwesens in den letzten Jahren die Volkskunde viel mehr als bisher herangezogen wird, fühlte sich der Verband deutscher Vereine für Volkskunde, der den Regierungen wertvolle Anregungen gegeben hat, verpflichtet, auch Lehrmittel bereitzustellen, die es vor allem dem Volksschullehrer ermöglichen, sich hineinzufinden in wichtige Gebiete der Volkskunde. Als erstes Werk gab der Verband unter Leitung seines bewährten Führers John Meier eine Sammlung von Aufsätzen heraus: Werner Boette, Zur Einführung; Otto Lauffer, Dorf, Haus und Hof; Heinrich Marzell, Pflanzen; Paul Sartori, Sitte und Brauch; Hans Bächtold-Stäubli, Aberglaube; John Meier, Namen; Josef Müller, Rede des Volkes; Friedrich Ranke, Märchen; Erich Seemann, Volkslied.

Schon die Namen der Verfasser bürgen dafür, daß hier Gutes geboten wird. Ein ausführliches Verzeichnis der einschlägigen Schriften S. 305 ff. ermöglicht ein Weiterstudium.

Möge das Buch, dem bald ein zweiter Band folgen wird, recht viele unserer Lehrer anregen, sich in die Volkskunde zu vertiefen!

Erwin Rohde, Psyche, Seelenkult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen, 9. und 10. Aufl. mit einer Einführung von Otto Weinreich. Tübingen, Mohr (Siebeck), 1925, 448 S. Selten hat ein philologisches Buch solchen Erfolg gehabt wie Rohdes Psyche. Im Jahre 1898 wurde die erste Auflage herausgegeben. Mögen auch einzelne Anschauungen des Buches, ja Grundgedanken nicht mehr gelten, im Ganzen wie für viele kleinere Gebiete der Forschung behält das Buch seinen Wert. Wer über Volksglauben arbeitet, wird es mit Nutzen beiziehen.

Osk. Paret, Vom Alltag schwäbischer Vorzeit, 2. Aufl., Stuttgart, Silberburg, 1925, 84 S., mit vielen Bildern.

Gerne folgt der Leser den Erzählungen eines Gelehrten, der ihm Einblick gewährt in das Leben der Vorzeitmenschen. Wenn ein Mann mit so gutem Namen in der Wissenschaft wie Paret ein derartiges Büchlein schreibt, so weiß man, daß er nicht ins Reich leerer Phantasie führt, sondern daß seine Ausführungen auf ernsten Vorarbeiten beruhen. Dabei sind sie so lebhaft, ja spannend geschrieben, daß man glaubt, ins Leben einer nahen Zeit geführt zu sein. Möge das Büchlein recht viele Leser finden. Es ist ein reizendes Geschenk, z. B. für ältere Schüler höherer Lehranstalten.

G. Steinhausen, Germanische Kultur in der Urzeit, 4. Aufl. Aus Natur und Geisteswelt 1005. Band, Leipzig, Teubner, 1927, 199 S., geb. 3 Mk.

Die Bändchen der Sammlung „Aus Natur- und Geisteswelt" sind für weitere Kreise der Gebildeten berechnet. Viele sind aber wissenschaftlich ausgezeichnet und

Digitized by Google

enthalten neben eigenen Forschungen der Bearbeiter gute Zusammenfassungen, so daß sie auch dem Fachmann willkommen sind. Das gilt von dem Buche Steinhausens. Er teilt seinen Stoff in folgende Abschnitte: 1. Quellen für die Kulturgeschichte der Germanen; 2. Älteste Sitze und Ausbreitung der Germanen. Fremde vorrömische Einflüsse; 3. Die allgemeine Kulturstufe der Germanen bei ihrer näheren Berührung mit den Römern; 4. Der germanische Volkscharakter; 5. Religiöses und geistiges Leben; 6. Soziale Zustände; 7. Äußere Lebensverhältnisse; 8. Ausblick.

Das weitverzweigte Schrifttum über die älteste germanische Kultur ist gut verarbeitet. Der Verfasser zeigt eine große Belesenheit. Einige kleine Bemerkungen: Zu S. 56 f. Steinhausen nennt auch Ed. Norden unter denen, welche den Namen der Germanen für keltisch halten. Diese Ansicht hat Norden früher vertreten. In den Ergänzungen zur 2. und 3. Ausgabe seines Buches: Die germanische Urgeschichte in Tacitus Germania S. 511 aber erklärt er: „Den Germanennamen halte ich jetzt mit R. Much, Sitzungsber. d. Wien. Akad., philos.-hist. Kl. 195. Bd., 2. Abh., 1920, für deutschen Ursprungs." Zu den Tempeln und Götterbildern der Germanen (S. 105 f.) vgl. meinen Aufsatz: Die Germania des Tacitus als Quelle für deutsche Volkskunde im Schweiz. Archiv für Volkskunde 26, 1926, 239 ff. S. 88 f. spricht St. von der Keuschheit der Germanen. Er bezeichnet die Angabe des Tacitus als „doch wohl etwas übertrieben" und fügt hinzu: „Wenn wir auch nur ein wenig von dem ländlichen Leben der späteren Zeit auf die früheren Zustände zurückschließen dürfen, so muß auch unter den Germanen im geschlechtlichen Leben eine gewisse Freiheit geherrscht haben, wenigstens vor der Ehe. Freilich mochte schon damals einer, der sich mit einer Jungfrau abgegeben hatte, sie auch später heimführen; die Probenächte sind recht alt, obwohl sie z. B. in den nordischen Quellen später nicht nachweisbar sind." Hier wird etwas aus unseren christlichen Anschauungen bei der Betrachtung altgermanischer Zustände zugrunde gelegt. Es war früher und ist heute noch teilweise Anschauung unseres Volkes, besonders auf dem Lande, daß jeder Verkehr zwischen zwei jungen Leuten, die sich fürs Leben binden wollten, erlaubt sei. Ja, es hing diese Bindung teilweise davon ab, ob der Verkehr Folgen habe oder nicht. Denn der Mann wollte die Gewißheit haben, ob die von ihm Auserwählte Kinder bekomme. Erst wenn diese Gewißheit da war, schloß man die Ehe. Handelt es sich dabei doch um die Erhaltung des Geschlechtes. Außerdem braucht der Bauersmann Kinder zum Umtrieb seines Hofes. Er konnte also keine Frau brauchen, die kinderlos blieb. Vom Standpunkt der alten Germanen aus war dieser voreheliche Verkehr jedenfalls kein Verstoß gegen die Keuschheit.

Doch diese kleinen Ausstellungen ändern nichts an dem Lob, das ich dem Buch zolle. Es gehört besonders auch in die Hand unserer Lehrer aller Schulen.

Heimarbeit und Heimatforschung, Festgabe für Christian Frank zum 60. Geburtstag, herausgegeben von Karl von Manz, Alois Mitterwieser und Hans Zeiß. München, Josef Kösel und Friedrich Pustet, 1927, 210 S.

„Kurat Frank", der verdienstvolle Herausgeber der „Deutschen Gaue" ist jedem Deutschen bekannt, der Volkskunde treibt. Durch seine Zeitschrift hat er sich große Verdienste um die Volkskunde erworben. Er hat es verstanden, weite Kreise zur Mitarbeit heranzuziehen. Eins ist so wohltuend in den Arbeiten Franks: man fühlt überall den Pulsschlag einer großen Persönlichkeit, die ein warmes Herz für unser deutsches Volk und für das deutsche Land hat. Man merkt bei Franks Arbeiten, daß sie einem Drang des Herzens entspringen. Drum sind sie so wirkungsvoll geworden. „In allem Tun ist doch nur das, was von Herzen kommt, das Wirkliche", sagt August Lämmle mit Recht. In unserer vertrockneten Verstandeskultur verstehen Viele diesen Satz nicht mehr und verwechseln das Schaffen aus Herzensdrang mit Sentimentalität. Sie sollen Kurat Frank kennen lernen, dann wissen sie Beides zu scheiden.

Männer aller Richtungen haben sich zusammengefunden, ihrem Führer und Mitforscher zum 60. Geburtstag eine Ehrung darzubringen. Ich nenne einige Arbeiten, die der Volkskunde am nächsten stehen. Otto Riedner würdigt S. 5—8 in warmen Worten Franks Verdienste. Dann folgen einzelne Aufsätze: Alb. Becker, Der hängende Christbaum S. 11—13; J. Blau, Über Heimatkunde, Volkskunde und

Digitized by Google

Volksbildung, von einem der mitten drinnen steht; H. Buller-Höfler, Frau und Heimat S. 30—34; J. Dorn, Zur Sage von den schenkenden Fräulein S. 53—58; A. Fischer, Soziologie und Heimatforschung S. 77—83; F. Hefele, Der „Roraffe" im Freiburger Münster S. 90—95; Fr. Lüers, Hausbücher als Quellen für Mundartforschung und Heimatkunde S. 101—109; O. Menghin, Volkslied und Bänkelgesang S. 110—116; Fr. Pfister, Volkskunde und Volksschule S. 137—148; J. M. Ritz, Hirschdarstellungen in der Volkskunst S. 164—167; B. H. Röttger, Volkstümliche Strohflechtereien S. 168—170; J. Schilcher, Halbvergessenes vom Flachs S. 171—177; J. Weigert, Religion und Sitte S. 189—192; R. Wiebel, Lebende Quellen S. 193—195.

Möge es dem Gefeierten gegönnt sein, noch recht lange mit derselben Frische wie bisher seines Amtes zu walten!

Lily Weiser, Altgermanische Jünglingsweihen und Männerbünde, ein Beitrag zur deutschen und nordischen Altertums- und Volkskunde, Bühl i. Baden, Verlag Konkordia, 1927, 94 S., 3 M.

Die Privatdozentin für deutsche Volks- und Altertumskunde an der Universität Wien untersucht hier die Frage, wieweit die über die ganze Erde verbreiteten Jünglingsweihen und Männerbünde den Germanen bekannt waren. Durch sorgfältige Darlegung der germanischen Quellen, besonders auch der nordischen, weiß sie ein fesselndes Bild dieser noch wenig bekannten Erscheinungen der germanischen Kulturgeschichte zu geben. Das Buch verbindet gründliche Gelehrsamkeit mit weitem Blick. Es ist gut lesbar geschrieben, daher auch für weitere Kreise verständlich.

Viktor Geramb, Deutsches Brauchtum in Österreich, ein Buch zur Kenntnis und zur Pflege guter Sitten und Bräuche, 2. Auflage, Graz, 1926, Alpenland-Buchhandlung Südmark, 159 S.

Mit warmem Herzen ist dies Buch geschrieben von einem Forscher, der das Volk in der Südostmark deutscher Länder gut kennt und von ganzer Seele lieb hat. Es will in erster Reihe dazu dienen, deutsche Volksbräuche, die da und dort vergessen waren, wieder zu beleben oder von störenden Zutaten frei zu halten. Eine Art Handbüchlein für Gärtnerkunst nennt Geramb sein Werk. Deshalb hat er auch nicht nach einer vollständigen Darstellung der Bräuche getrachtet, es kam ihm vielmehr darauf an, besonders schöne und leicht wiederzubelebende Bräuche zu behandeln. Wir werden durch die Jahresfeste hindurchgeführt vom Januar bis Dezember; zum Schluß folgt eine ausführliche Darstellung der Hochzeitsbräuche.

Nach Gerambs Einleitung könnte der Forscher meinen, das Buch komme für ihn weniger in Frage. Das wäre eine falsche Ansicht. Das Buch enthält auch für die Wissenschaft eine Fülle wertvoller Belege und Anregungen. Verweise auf einschlägige Schriften sind gegeben. Ausführliche Verzeichnisse der Orte, sowie der Bräuche und Schlagworte erleichtern die wissenschaftliche Benutzung. Im Ganzen: das Buch ist ein wertvoller Beitrag zur Kenntnis des deutschen Bauernvolkes und seiner Sitten.

Heidelberg. Eugen Fehrle.

Der Druckstock zum Bild S. 102 ist uns freundlicher Weise überlassen von der Schriftleitung der Zeitschrift „Bayerischer Heimatschutz" in München, die Druckstöcke zu Fraengers Aufsatz von dem Eugen Rentsch-Verlag in Zürich. Herzlichen Dank!

Digitized by Google

Rückblick

Schon wenige Monate nach Erscheinen des ersten Heftes unserer Zeitschrift war der tausendste Leser erreicht. Das zeigt am besten, daß die Zeitschrift einem Bedürfnis entspricht und eine Lücke ausfüllt. Die Befürchtung, die nach Ankündigung des ersten Heftes ausgesprochen wurde, die Oberdeutsche Zeitschrift wolle andere, ähnliche Unternehmungen zurückdrängen, ist als unbegründet erkannt worden.

Die Leistungsfähigkeit unserer Zeitschrift steigert sich mit der Zahl der Abnehmer. Deshalb bitten wir unsere Leser, auch fernerhin für die Verbreitung der Zeitschrift tätig zu sein. Jeder Bezieher möge es sich als Aufgabe setzen, im Jahr wenigstens einen neuen Bezieher zu werben!

Wie das zweite Heft zeigt, haben sich neue Verbände unserem Unternehmen angeschlossen. Mit anderen Vereinigungen sind die Verhandlungen noch im Gange. Das dürfen wir doch wohl als günstiges Zeichen dafür ansehen, daß unter führenden Persönlichkeiten, besonders in Kreisen der Lehrer aller Schulen, immer mehr die Notwendigkeit erkannt wird, sich mit den Ergebnissen der Volkskunde vertraut zu machen.

Allen Mitarbeitern danken wir herzlich und bitten, uns weiter zu helfen durch Beiträge, Ratschläge und Einwände.

Der Verlag Konkordia:
Veser, Direktor.

Der Herausgeber:
Eugen Fehrle.

Stichwörterverzeichnis

Aarne 88
Aberglaube 97 ff.
Ablaßpfennig 134
Almhütte 42
Altes Weib 100. 103
Ameisen 135
Amulette 99. 106
Analogie 85 f.
Anfang 99. 106
Anrühren 83 f.
Anschauungsnähe 49
Ansingelied 24
Antike Einflüsse auf deutschen Volksglauben 99ff. 108
Assoziatives Denken 50
Astrologie 106

Baader E. 172
Backofen 42. 43. 44
Bähnisch 166
Balder 58
Bannen des Wolfes 128 ff.
Bauernhaus 41 ff.
Bauernschreck 129
Bauernweistümer 89
Becker, A. 83 ff. 156. 157. 158
Beil, Otto 82 f.
Bell 167 f.
Beringer, J. A. 157
Bernsteine 99
Bernsteinamulette 106
Beth, die gute von Reute 109 f.
Beyer, Val. 157
Bilderbogen, Neuruppiner 92
Blau, Joseph 137 ff.
Blockbau 45
Blutbund 134
Böhmerwälder Spitzenklöpplerinnen 137 ff.
Boese, Richard 98 ff.
Bolte 88
Bonifatius 85 f.
Brenner, Joh. Rud. 116 ff.
Brinkmann, C. 161 ff.
Brot 105
Brunner 161
Buchen 154 f.
Burgenland 54. 55
Busse, H. E. 95 f. 159 f. 172
Byloff 127 ff.
Caesar 105 f.
Caesarius von Arelate 97ff.
Caspari 97 ff.
Cera papalis 133
Charakter 99
Chaucer 88
Christblock 105
Creutz, M. 156

Dach 99. 106 f.
Diener, W. 156

Digitized by Google

Donnerstrahlen 134
Doppelfeuerstätte 42
Dreiweg 99 f.

Ebert, Max 95. 168
Ehe 164 f.
Ehrmann, W. 159
Ehstand 28 ff.
Einheitshaus 47
Eligius von Noyon 97 ff.
Elsaß-Lothringen 155 f. 157
Empyra 99. 107
Erde nicht berühren 134
Erker 46

Fastnacht 102 f.
Fehr, H. 91
Fehrle, Ernst 48 ff. 88 ff.
Fehrle, Eug. 1 ff. 87 f. 93. 95 f. 97 ff. 154 f. 156. 161. 165 ff.
Feigenbaum 27 ff.
Fernzauber 135
Feuerhut 43
Flechtornament 85 f.
Flurname 82 f. 155
Fox, N. 156
Fraenger 90 ff. 109 ff.
Fränkisch 54 ff.
Franck, Ch. 170 f.
Franken in Württemberg 76 ff.
Freitag 99. 106
Freudenberg, K. 159
Fuß 36. 99. 105. 135

Geffken 98
Geiler von Kaisersberg 98
Gemeinschaft und Einzelwesen 87 f.
Geramb, V. 104. 171
Giebelzier 46
Glockentürmchen 47
Glückstein, Hanns 160
Göß, Fr. 159
Grün, Farbe des Teufels 37. 133
Grünewald, L. 157

Haberlandt, A. 91
Haberlandt, M. 92
Hagel 136
Harfe 43
Hasel 135
Hausaltar 43
Hebel, J. P. 48 ff. 115. 157
Heilige Geist 44
Heilige Mann in der Niklai 57
Herd 21. 23. 42 f. 46
Heß, Hieron. 114
Heugren 86 f.
Heustadel 42
Hexe 135. 150
Hirschmaske 100. 102 f.
Hochzeit 20ff. 99. 106. 149f.
Hoffmann-Krayer 160
Hoppe, R. 154
Hubertusbrot 83
Hubertusschlüssel 83 ff.
Humor 50 ff.
Humpert, Th. 159
Hünnerkopf 34 ff.

Impuriae 99. 107

Jäger, wilde 34 ff.
Jakober 148
Johne, Ed. 159
Josefstag 9

Kalb 103
Kalenden 99 ff.
Kalendenkloß 105
Kalender 96
Kapf, R. 89. 146 ff. 166
Karfreitag 135
Kauffmann, P. 157
Keller, R. A. 155
Kesselreide 43
Keusch 57
Kinderdichtung 154
Kleiderwechsel 100. 104
Knoten 85 f.
Kopflose Geister 36. 38. 41
Kräuter 99
Kranzabnahme 20 ff.
Kraus, A. E. 152 f.
Kreuz 133. 135
Kreuzweg 99 f. 133
Kuckuck 141
v. Künßberg 89. 91
Künzig 20 ff. 90 ff. 93 ff. 163 f.

Lämmle 62 ff. 161
Lärmen zur Dämonenvertreibung 100. 107
Lauffer 156
Lehmann 161
Lilie 20
Links 105
Lohmeyer, Ernst 87 f.
Lohmeyer, K. 156. 158
Lorbeer 99. 104
Lüers 172

Maaß, Ernst 98 ff.
Mackensen 164 f. 167
Märchen 88 f. 93 f.
Maien 149 f.
Martin von Bracara 97 ff.
Maske 30. 102 f.
Meier, J. 157, 167. 169
Meisinger 166
Milchverderben durch Zauber 134 f.
Mind, Gottfried 116
Minerva 99. 105 f.
Mitgau 167
Mitternacht 134
Mond 100. 135
Mondfinsternis 107
Müller 17
Müller, K. F. 159
Muet 38 f.
Muetesheer 35 ff.
Mundart und Stammeszugehörigkeit 59 ff.
Näseln des Teufels 133
Name 130. 133. 136. 146ff. 166 f. 168
Naumann, Hans 88. 91
Naumann, Ida 90
Nerthuskult 57
Nestelknüpfen 85 f.
Neujahr 104
Nied 166
Niesen 99 ff.
Norden, Ed. 98
Notfeuer 83

Obser 157
Odenwald 154 f.
Ofen 43. 44
Opfer 99
Parodieen 154
Paret 169
Perwolf 130 ff.
Petsch, R. 92
Pfalz, Ant. 150 ff. 156 f.
Pfannenhalter 43
Pfeffer 20 ff.
Pfostenspeicher 45. 46
Pinck 163 f.
Pirmin 97 ff.
Pustertal 54. 57

Quellenkult 99 f. 105

Digitized by Google

Rabbinerloch 82 f.
Radermacher, L. 98 ff.
Rappmann, M. 159
Rauchstubenhaus 42
Rawiner 83
Recht und Brauch 87. 91
Rechts 105
Redslob 156
Regenzauber 57
Reitz 165
Rindsschädel 46
Rockenreise 140 ff.
Rögele 159
Rohde, E. 169
Rose 24
Rose, H. J. 96

Sachsen 57 f.
Sack, A. 96. 167
Säckleströcken 152 f.
Sage 82 f. 89. 94 f. 96
St. Gallus 9
Sartori 156
Satznamen 148 f.
Schimmel 39 f.
Schimmelreiter 37 f.
Schlapphut 37 f.
Schneider, Fedor 98 ff.
Schröder, R. A. 94
Schullerus 161
Schwaben 64 ff.
Schwänke in Württemberg 65 ff.
Schwarze Farbe 40 f.
Schwelle 135
Sennhütte 42
Seyfried, Eug. 159
Söller 43. 47
Sohn 109 ff.
Sonne 12 f.
Speierli 29
Spinnrocken 26 f.
Sprache und Abstammung 59 f.
Spucken 133
Steinhaufen 16
Stemplinger 85 f.
Strohseil um Bäume 85
Strohdach 45
Stube 43
Stumperli 9

Tacitus 170
Tagewählerei 99 ff. 106
Taufbräuche 152 f.
Teufel 133
Thoma, H. 157
Tiere 86 f.
Tirol 41 ff.
Tisch 42. 43
Tollwut 83 ff.
Totenheer 34 ff.
Totentanz 116
Tracht 143. 145
Traumann, E. 158
Tritscheller 96
Trunzer, Karl 154 f.
Tschamber, K. 155

Veilchen 20 ff.
Venus 99. 106
Vergils Georgika 94
Vettel 103 f.
Vetula 100. 103
Vitula 103
Vogelorakel 99. 101
Volksdichtung 152 f.
Volksglaube 97 ff.
Volkskunst 5ff. 109ff. 164f.
Volkslied 140. 157 f.
Volksmedizin 85 f. 87. 100. 107. 158
Volkssprache 141 ff. 150 ff.
Vorgeschichte und Volkskunde 95. 168
Vorstellungskomplexe 49 f.
Votive 107
Vulkanalien 99. 101

Wachstumsgeist 103
Wahrsagerinnen 106 f.
Walmdach 43
Walter, Max 5 ff. 96
Walter, Mich. 156
Wasserzieher 166 f.
Weihnachten 133
Weihwasser 40
Weiser 39 ff. 41 ff. 86 f. 149 f. 171
Weissagung 99 f.
Werner, L. F. 158
Werwolf 127 ff.
Wesselski 88 f.
Wetterhexen 106
Wetterzauber 99
Wilde Heer 34 ff.
Wilhelm, L. 165
Windelwirt 152 f.
Witkop 157
Wodan 38
Wolfsbannerei 127 ff.
Wrede, A. 156
Württemberg 62 ff. 89
Wuetesheer 38

Zahlen
3: 18. 21. 40. 85. 134 f.
7: 18
9: 133, 135
21: 85
77: 85
Zauber 99ff. 107. 129. 131f.
Zaunert 89
Zelenin 161 ff.
Zentner 157
Ziegel 5 ff.
Zimmermann 158
Zizenhausener Terrakotten 109 ff.

Digitized by Google

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Schriftleiter:
Prof. Dr. Eugen Fehrle, Heidelberg, Werderstr. 24

2. Jahrgang 1928

Konkordia A.-G. für Druck und Verlag, Bühl/Baden

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis des 2. Jahrgangs

Seite

Abhandlungen

Spamer, Adolf, Volkskunst und Volkskunde 1
Marzell, Heinrich, Volkskunde im Gerichtssaal 31
Kapff, Rudolf, Zur schwäbischen Geschlechtsnamenforschung . . . 37
Weber, Max, Heilsegen aus dem Schwarzwald 40, 95
Weinkopf, Eduard, Die Umkehrung in Glaube und Brauch 43
Beringer, Jos. Aug., Volkstümliches und Sinnbildliches bei Hans Thoma 57
Karasek, Alfred, Die Fastnachtsbuben in Brunndorf-Ostgalizien . 71
Kagarow, Eugen, Bären-Hochzeit 73
Becker, Albert, Vom Bauopfer zur Grundsteinlegung 81
Walter, Michael, Das schwäbische Bauernhaus 83
Fehr, Hans, Der Liestaler Grenzumgang 90
Stemplinger, Ed., Warum verwenden bayerische Fuhrleute mit Vorliebe Peitschenstiele aus Kranewitholz? 93
Jacoby, Adolf, Scherzhafte Amulette 97
Dinkelmann, Wilh., Der Hund im Volksglauben 102
Schroff, Erwin, Psychologisches zum Ornament 105
Wilde, Julius, Pflanzennamen der Pfälzer 115

Seite

Schuppe, Ernst, Gürtel und Orendismus 128

Kleinere Mitteilungen

Haberlandt – Pfalz, Angeblich fränkische Mundarten 80
Weiser, Lily, Über den Fisch im österreichischen Volksglauben . . 147
Heimberger, H., Die Herberge . 148
Kraus, Alfr. Emil, Der Patenbrief 149
Karasek, Alfr., Die Sage vom Muhkalb in Galizien 152
Hoppe, R., Aus der Schule . . 155
Weinmann, Robert, Remigius Vollmann † 155
Burchenal, El., Die Volkstanzbewegung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika . . . 157
Minderheitenbewegung und Wissenschaft, Preisausschreiben über das Thema: „Religion und Muttersprache" 161
Fehrle, Eugen, Volkskunde als Prüfungsfach in Baden 162
Derf., Johannes Bolte 163
Berichtigungen und Ergänzungen von Spamer, Sexauer, Fehrle . . . 163
Fehrle, Eugen, Tagung des Verbandes Deutscher Vereine für Volkskunde in Dresden . . . 164
Derf., Internationaler Kongreß für Volkskunst in Prag 164
Bücherbesprechungen 76ff. 164ff.

Digitized by Google

Die herausgebenden Vereinigungen:

Badischer Lehrerverein; Verein badischer Lehrerinnen; Württembergischer Lehrerverein; Kath. Lehrerverein Württembergs; Bayerischer Lehrerverein; Pfälzischer Kreislehrerverein; Badischer Philologenverein; Württembergischer Philologenverein; Landesamt für Denkmalspflege in Württemberg; Landesmuseum für Vorarlberg, Bregenz; Wissenschaftl. Institut der Elsaß-Lothringer im Reich, Frankfurt; Volkskundliches u. völkerkundliches Institut der Josephine und Eduard von Portheim-Stiftung für Wissenschaft und Kunst, Heidelberg.

Dem Schriftleiter stehen zur Seite:

Prof. Dr. Albert Becker, Zweibrücken (Pfalz); Prof. Dr. K. Bohnenberger, Tübingen; Prof. Dr. Hans Fehr, Bern; Prof. Dr. Ernst Fehrle, Karlsruhe; Bibliotheksdirektor Dr. W. Fraenger, Mannheim; Dr. Ch. Frank, Oberpfarrer, Kaufbeuren (Bayern); Prof. Dr. V. v. Geramb, Graz; E. Gerweck, Schulrat, Mannheim; Prof. Dr. H. Güntert, Heidelberg; Prof. Dr. A. Haberlandt, Wien; Prof. O. Heilig, Mannheim; Prof. Dr. Ad. Helbok, Innsbruck; Prof. Dr. R. Hünnerkopf, Heidelberg; Prof. Dr. R. Kapff, Urach (Württemberg); Dr. J. Künzig, Freiburg i. Br.; August Lämmle, Leiter der Volkskunde-Abteilung des Württembergischen Landesamtes für Denkmalspflege, Stuttgart; Museumsdirektor Dr. Leisching, Salzburg; Dr. Lüers, München; Prof. Dr. H. Marzell, Gunzenhausen (Bayern); Prof. Dr. John Meier, Freiburg i. Br.; Prof. Dr. O. Meisinger, Heidelberg; Prof. Dr. R. Much, Wien; Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Fr. Panzer, Heidelberg; Prof. Dr. A. Pfalz, Wien; Prof. Dr. Fr. Pfister, Würzburg; Prof. Dr. A. Spamer, Dresden; Rentamtmann M. Walter, Amorbach (Bayern); Prof. Dr. O. Weinreich, Tübingen; Frau Prof. Dr. Lily Aall-Weiser, Oslo; Geheimrat Prof. Dr. Wolfram, Frankfurt a. M.; Prof. Dr. H. Wopfner, Innsbruck.

Digitized by Google

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Schriftleiter: Prof. Dr. Eugen Fehrle / Heidelberg, Werderstr. 24

1. Heft 2. Jahrgang 1928

Volkskunst und Volkskunde.

Von **Adolf Spamer.**

Kein Wort bringt heute so schnell die Gefühlssaiten des besinnlichen, verwurzelten, künstlerischer Einwirkung offenen Menschen zum Aufklingen als das Wort „Volkskunst“[1], keines ist zugleich scheinbar so schwer aus allgemeiner Herzensneigung zu nüchterner Sachbetrachtung auszulösen wie dieses. Der neue Blick auf eine zuvor kaum mehr beachtete Formenwelt, die noch da und dort das Leben ländlicher Einsamkeit und die Spiele

[1] Wir nennen als allgemein wichtigste Literatur: Alois Riegl, Volkskunst, Hausfleiß und Hausindustrie, Berlin 1894; Rudolf Mielke, Volkskunst, Magdeburg, 1896; Oskar Schwindrazheim, Deutsche Bauernkunst, Wien 1903; Heinrich Sohnrey, Kunst auf dem Lande, Bielefeld 1905; Robert Forrer, Von alter und ältester Bauernkunst, (Führer zur Kunst, Heft 5), Eßlingen 1906; Michael Haberlandt, Österreichische Volkskunst, Wien 1911 (Textband); Kurt Freyer, Zum Problem der Volkskunst: Monatshefte für Kunstwissenschaft, Bd. IX, Lpz. 1916, S. 215—227; Hans Tietze, Volkskunst und Kunst: Die bildenden Künste, Bd. II, Wien 1919, S. 225 f.; Karl Spieß, Persönliche und unpersönliche Kunst: Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Jg. 46, Braunschweig 1915, S. 2—20; Ders., Bauernkunst, ihre Art und ihr Sinn. Grundlinien einer Geschichte der unpersönlichen Kunst, Wien 1925 (mit vielfach abwegigen mythologischen Deutungsversuchen); Otto Lauffer, Deutsche Volkskunst: Zeitschrift für Deutschkunde, Jg. 1927, S. 593—611; Hans Karlinger, Grenzen der Volkskunst: Bayerischer Heimatschutz, Jg. XXII, München 1927, S. 10—17; Konrad Hahm, Deutsche Volkskunst, Berlin o. J. [1928] (bes. 15—23: Vom Wesen der Volkskunst); Bedeutsamer Stoff zum Volkskunstproblem steckt in der vom Reichskunstwart Edwin Redslob geleiteten, seit 1924 vom Münchener Delphinverlag verausgabten Buchreihe „Deutsche Volkskunst“, von der bisher die Bände Niedersachsen (Peßler), Mark Brandenburg (Lindner), Die Rheinlande (Creutz), Bayern (Karlinger), Schwaben (Gröber), Franken (Ritz), Schlesien (Grundmann und Hahm) und Westfalen (Uebe) vorliegen. Abseits dieser Folge stehen: Günther Grundmann's, Ausführungen über die schlesische Volkskunst (Die Kunst in Schlesien, Berlin 1927) und die treffliche Studie von Max Walter, Die Volkskunst im badischen Frankenlande, Karlsruhe 1927: Vom Bodensee zum Main, Heft 33 (vgl. bes.

Digitized by Google

der Kinder erfüllte, wurde unseren Tagen zur Offenbarung, an ihrer „Entdeckung" schienen sich erneut die Zeiten Rousseaus, Herders und der Romantiker zu entzünden, und an der Wiege der wiedergeborenen Volkskunst stand, wie einst beim Volkslied, der kindlich-schöne Glaube eines Sichrückfindens zum reinen Urquell des Lebens. Die Stärke dieser geistig-künstlerischen Bewegung gab der wissenschaftlichen Erfassung des Begriffes „Volkskunst" ebenso den entscheidenden Auftrieb, wie sie zunächst die Freiheit ihrer Blickstellung beengte.

Freilich liegen die Anfänge liebhaberischer, aber auch wissenschaftlicher Beschäftigung mit Werken und Problemen der Volkskunst vor jener Zeit ihrer allgemeinen Gefühlswertung. Doch ist sie nicht nur das späteste Kapitel volkskundlicher Forschung, sondern fand in Deutschland auch dann noch kaum Beachtung, als längst einzelne Sammler in romanischen, slawischen, aber auch nordischen Ländern Teilgebiete von ihr pflegten.

Wenn sich schon seit dem Ende des 18. Jahrhunderts das Interesse Einzelner den Bilderbogen des 15. und 16. Jahrhunderts zuwandte, so geschah es, weil man in ihnen Frühzeugnisse des deutschen Altertums sah, Wiegendrucke des Holzschnittes oder Träger literarischer Kleinkunst von Hans Sachs und Anderen. Auch als 1836 Carl Rosenkranz den Bilderbogen seiner Zeit erstmals eine Abhandlung widmete[1a], glaubte er aus der romantischen Zeitauffassung heraus in diesen gemischten Text- und Bildblättern Zeugnisse echten deutschen Volkstums zu entdecken, ohne ihre Einreihung in die damals noch unerwogenen Probleme der Volkskunstforschung vorzubereiten. Erst 1894 wagte Aloys Riegl jene umfänglichere Begriffsdeutung der Volkskunst, die er, auf Karl Büchers Arbeiten gestützt, ganz aus ihren Wirtschaftsformen heraus zu erklären und begrenzen versuchte.

Aber erst das 20. Jahrhundert und besonders die letztvergangenen Jahre haben in zahlreichen Veröffentlichungen den Bildstoff ausgebreitet und sich zugleich an begrifflichen Festlegungen versucht. Mit Oskar Seyfferts schönem Beitrag zur sächsischen Volkskunst „Von der Wiege bis zum

S. 5—20: Vom Wesen und Sinn der Volkskunst). Wichtig ist ferner das Jahrbuch für historische Volkskunde, herausgegeben von Wilhelm Fraenger, Band I und II, Leipzig 1925 und 1926, dessen zweiter Band „Vom Wesen der Volkskunst" eingehend die Problemstellungen behandelt. Hier kommen für allgemeine Grundlegungen besonders folgende Aufsätze in Betracht: Band II: Alfred Vierkandt, Prinzipienfragen der ethnologischen Kunstforschung (Seite 1—9), Arthur Haberlandt, Begriff und Wesen der Volkskunst (Seite 20—32), Michael Haberlandt, Die europäische Volkskunst in vergleichender Betrachtung (S. 33 — 43). Ferner im ersten Jahrgang ein Aufsatz von Michael Haberlandt, Volkskunde und Kunstwissenschaft (S. 217—231). In eine volkskundliche Gesamtdarstellung ist die Volkskunst erstmals von Karl Reuschel in seiner Deutschen Volkskunde im Grundriß, II. Teil, Leipzig und Berlin 1924 (Aus Natur und Geisteswelt 645) einbezogen worden: S. 104 — 116: Volkskunst und volkstümliche Techniken.

[1a] Karl Rosenkranz, Zur Geschichte der Literatur, Königsberg 1836.

Digitized by Google

Grabe" (1906) und mit Michael Haberlandts bedeutsamen Werk „Österreichische Volkskunst" (Tafel- und Textband 1911)[2] beginnt die Reihe solcher größerer Publikationen auf deutschsprachigem Gebiet, und in den Jahren 1912—16 gelingt es M. Haberlandt unter dem Titel „Werke der Volkskunst" drei Bände einer leider unter den Kriegsnöten wieder entschlafenen Volkskunstzeitschrift herauszubringen. Doch wirkten sich weder diese umfänglichen Werke noch die ihnen vorausgegangenen kleineren Bild- und Textveröffentlichungen zur deutschen Volkskunst von Mielke, Schwindrazheim und Forrer in weiteren Kreisen aus, während seit 1910 Sonderhefte der Londoner Kunstzeitschrift „The Studio" über die volkstümliche Bildkunst Österreich-Ungarns, Rußlands, Skandinaviens, Italiens und der Schweiz die europäische Volkskunstmode ankündigten[3]. Erst die letzten Jahre ermöglichten in Deutschland das Erscheinen umfänglicher Bildwerke wie Alexander Schöpp's Alte deutsche Bauernstuben und Hausrat (Elberfeld 1921), H. Th. Bossert's „Volkskunst in Europa" (Berlin 1926), Karl Gröbers, Kinderspielzeug aus alter Zeit" (Berlin 1928) und Konrad Hahm's von der deutschen Buchgemeinschaft verausgabte „Deutsche Volkskunst" (Berlin 1928). Zu dieser Wendung der Dinge hatte in erster Linie die seit 1924 von dem Reichskunstwart Edwin Redslob verausgabte Buchreihe „Deutsche Volkskunst", die in landschaftlichen Einzelbänden den gesamten Stoff in kennzeichnenden Proben bildhaft festlegen und textlich ergründen will[4], Anstoß gegeben, da sie sowohl zu einer tiefer schürfenden Betrachtung des Volkskunstbegriffes vorstoßen wie einer allgemeinen Vermittlung des geschmacklich befriedigenden Volkskunstwerkes dienen will. Wie lebhaft sich die Neigung der Zeit dem Gedanken der Volkskunst zugewandt hatte, zeigt u. a. die Umstellung der Landesvereinszeitschrift „Bayerischer Heimatschutz" durch Hans Karlinger und Joseph Maria Ritz zu einer volkskundlichen, wesentlich das volkstümliche Bildgut erkenntniskritisch pflegenden Zeitschrift sowie die Münchener Ausstellung bairischer Volkskunst, die 1927 dieser Verein veranstaltete. Noch deutlicher wird die Stärke der Volkskunstinteressen an zwei anderen Ereignissen des gleichen Jahres, (1927): der zweite Band von Wilhelm Fraengers „Jahrbuch für historische Volkskunde" ist unter dem Titel „Vom Wesen der Volkskunst" ganz der Klärung des Volkskunstproblems gewidmet, und Redslobs Plan einer großen deutschen Volkskunstausstellung, die für

[2] Schon Riegl's erwähnte Schrift beabsichtigte aus der Erkenntnis heraus, daß sich in den österreichisch-ungarischen Landen besonders viel alte Formen der Volkskunst erhalten hatten, die Behörden auf deren Sammlung und Erforschung aufmerksam zu machen.

[3] The Peasant Art in Austria, London 1914, in Italy 1913.

[4] Die Redslobsche Sammlung nahm damit in vertiefter Weise ein schon 1913 von Oskar Schwindrazheim begonnenes Unternehmen wieder auf, dessen „Deutsche Volkskunst" jedoch lediglich als Bilderbandfolge geplant war und nach Erscheinen des ersten Bandes (Bd. I, 1. Teil: Volkskunst in Hessen-Nassau und Oberhessen) wieder einging.

Digitized by Google

1929 in Dresden geplant war, tritt vor die Öffentlichkeit[5] und in seine Vorarbeiten ein, nicht ohne daß leider zu guter Letzt doch noch Schwierigkeiten seine Durchführung einstweilen verzögert hätten. Dagegen tagt der internationale Forscherkongreß, den die „Sous-Commission des lettres et des arts" der „Commission internationale de coopération intellectuelle" des Völkerbundes zur Klärung begrifflicher und methodischer Fragen der Volkskunstforschung einberufen hat, vom 7. bis 13. Oktober 1928 in Prag. Aus den Ergebnissen seiner Arbeit soll 1930 (vermutlich in Bern) die europäische Volkskunstausstellung des Völkerbundes erwachsen.

Einer ernsteren wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Volkskunst ging die Erforschung der Bildnerei primitiver Völkerschaften von ethnologischer Seite voraus, deren Fragestellung sich wesentlich mit der Deutung des stofflichen Gehalts einerseits und den Ursprüngen künstlerischer Betätigung andererseits befaßte. Ganz auf den Evolutionsgedanken im Sinn einer naturwissenschaftlich gerichteten Zeit eingestellt, sollte das Bildwerk der Primitiven (ebenso wie dessen Glaubensvorstellungen, Erzählungen, Sangesgut usw.) dazu dienen, die Urformen menschlicher Geistigkeit schlechthin zu erhellen[6]. Inzwischen häuften sich in den völkerkundlichen Sammlungen die Bildwerke afrikanischer, amerikanischer, australischer und asiatischer Völkerschaften mehr oder minder geringer Zivilisationsstufen.

Demgegenüber war die Entdeckung der Kunst des eigenen Volkes ein Werk der Künstler, nicht der Gelehrten. Das Aufbäumen gegen die Überschätzung handfertigen Könnens im Kunstbetrieb unserer Tage, gegen die rein optische Erfassung der Welt, die in impressionistischen Meistern wie Liebermann und Zügel eine kaum überbietbare Sensibilität des Blickes gefunden hatte, gegen eine rasch zu ungeahnter Machtfülle aufsteigende Technik, die mit ihrem wirtschaftlich und rationell eingestellten Massen- und Schnellbetrieb unseren Lebensraum entseelte, schuf eine aller Naturkopie abgewandte, um seelische Ausdruckswerte ringende Kunstbetrachtung: den Expressionismus mit seinen neuen Stilversuchen ideographischer und ideoplastischer Art. In dem Bildwerk exotischer Völkerschaften, den Höhlen- und Steinzeichnungen urgeschichtlicher Zeiten, den naiven oder scheinbar naiven Gebilden heimischer Volkskunst, schienen jene Gestaltungen gefunden, in denen sich ein ursprüngliches künstlerisches Erleben offenbarte. Der 1908 erschienene „Blaue Reiter" des Franz Marc wird gleichermaßen zum Manifest des Expressionismus wie dem der Volkskunst.

---

[5] Vgl. die Denkschrift über die von der Arbeitsgemeinschaft für Deutsche Handwerkskultur und von der Jahresschau für Deutsche Arbeit geplante Deutsche Volkskunst-Ausstellung Dresden 1929, die im 2. Bd. von Fraengers Jahrbuch S. 174 — 178 abgedruckt ist.

[6] Die klarste Darlegung der Problematik und des Problemwandels bei Alfred Vierkandt, Prinzipienfragen der ethnologischen Kunstforschung (Fraengers Jahrbuch II S. 1 — 9).

Digitized by Google

Etwa gleichzeitig mit dieser neuen Kunnstbewegung und ebenfalls beeinflußt durch das Bildgut ferner Völkerschaften verschiedenster kultureller Entwickelung vollzog sich eine Neugestaltung der wissenschaftlichen Kunstauffassung, die aus dem Kunsthistoriker den Kunstwissenschaftler, aus der Kunstgeschichte die Kunstwissenschaft schuf. Ein Zurücktreten der Betrachtung des einzelnen Kunstwerkes zugunsten der Betonung allgemeiner formbildender Kräfte als Ausdruck kultureller Gemeinschaften oder eines „Zeitgeistes", ein Messen der Kunstwerke verschiedener Völker und Zeiten nach ihrem eigenen Maßstab, eine Loslösung der Kunstgeschichte von der Künstlergeschichte sind die Hauptkennzeichen der kunstwissenschaftlichen Betrachtungsweise unserer Tage, die die Kulturen aller Völker und Zeiten zu umspannen sucht. Doch ist die ernsthafte Einbeziehung gerade der deutschen Volkskunst in diesen Gesichtskreis bei den Kunstwissenschaftlern wie bei den Volkskundlern erst das Ergebnis der letzten Jahre.

So geschieht denn heute die wissenschaftliche Erforschung der Volkskunst wesentlich von drei Seiten her: von Kunstwissenschaftlern, die über ihrer Beschäftigung mit den Werken der Volkskunst mehr oder minder zu Volkskundlern wurden, von Ethnologen, die in der Deutung der Bildwerke gering zivilisierter Völkerschaften vergleichsweise auf die Gestaltungswelt der heimischen Volkskunst zurückgriffen, von Volkskundlern, die die Vernachlässigung des volkstümlichen Bildwerks im Rahmen der volkskundlichen Arbeit schmerzlich empfanden. Aber auch außerhalb des wissenschaftlichen Erkenntnisdranges der reinen Tatsachenklärung und Deutung, und gerade hier, erwachte erneut ein weites Interesse an der Volkskunst, das zum Teil dem Rettungsgedanken an einer einschmeichelnden, aber absterbenden Formenwelt entsproß, teils auch aus den Werken der Volkskunst dem Kunstgewerbe und Kunsthandwerk neue Anregungen geben wollte. Doch sah man besonders in den letzten Jahren, weit über solche sentimentalen oder praktischen Erwägungen hinausgreifend, in der Volkskunst den Urquell und Jungborn einer künstlerischen und geistigen Erneuerung des ganzen volkhaften Lebens[7], die Gestalterin einer verwurzelten Zukunft unseres Volkstums, den Ausdruck der allgemeingültigen Gestaltungskräfte unseres Volkswesens, das auf allen Gebieten zu neuen äußeren und inneren Kollektivformen (Jugendbewegung, Großstadtsiedelung usw.) dränge und

[7] Zunächst noch ganz romantisch und verschwommen wie in der Blütezeit der expressionistischen Periode: Max Picard's Buch „Expressionistische Bauernmalerei" (München 1918) ist der verstiegenste Ausdruck jener mystischen Deutungsversuche der Volkskunst. Aber auch noch im 3. Band der „Deutschen Volkskunst" (Max Creutz, „Die Rheinlande", S. 6) ist die Hinneigung zu den Werken der Volkskunst und der Glaube an die reine Ursprünglichkeit ihrer Kräfte, ganz gefühlsmäßig ausgedrückt: „Die Zeit reift allmählich heran für große verborgene Werte, die Zeit lernt allmählich sehen mit dem Auge des Geistes... Nun achten wir wieder auf Laute und Zeichen, die aus jenen reinen Sphären stammen, aus dunklem Grund eines unbekannten Reiches sprießen. Das Auge des Menschen muß sich auf

Digitized by Google

demgemäß wieder nach einer typischen Gemeinschaftskunst, einer „Volkskunst", hungere. Das Eintreten des Reichskunstwarts für diese Gedanken[8] sowie der hinter ihm stehenden, 1922 gegründeten „Arbeitsgemeinschaft für deutsche Handwerkskultur" rückten mit derlei Betrachtungen den Volkskunstbegriff als „Schicksalsfrage" in das grelle Licht der brennenden Zeit- und Streitfragen. Ist so auch die Gefahr einer nur mit großen Worten und mystischen Verschwommenheiten operierenden Volkskunst m o d e nicht zu verkennen[9], so förderte doch dieser Auftrieb allgemeiner Interessen und Hoffnungen zugleich die Forschung selbst.

Forschungsfragen aber beschäftigen uns allein an dieser Stelle. So notwendig das Zusammenwirken von Kunstwissenschaftlern und Volkskundlern zur Aufklärung des Volkskunstbegriffes ist und so ersichtlich sich auch im Austausch der Erfahrungen eine Annäherung beider Anschauungen vollzog, so wenig kann man heute noch von einer allseitig einheitlichen Auffassung des Problems „Volkskunst" sprechen. So wird zunächst V o l k s k u n s t n e u e r d i n g s i n e i n e m a u ß e r o r d e n t l i c h w e i t e n S i n n g e f a ß t, der außer dem Bildwerk auch die Bewegungskünste (Tanz, volkstümliches Schauspiel und Spiel) und die Äußerungen in Wort (Volksdichtung) und Ton (Volkslied) umschließt, also die wichtigsten Kapitel volkskundlicher Forschung überhaupt unter den Begriff Volkskunst fallen läßt[10]. Davon abgesehen aber reißt die grundsätzlich

diese uralten Werte wieder einstellen; hier nur ist die Heimat, hier die Seele seiner Heimat, die seines Volkstums." Das ist der Glaube an die „uralte und geheimnisvolle Gestaltungskraft unseres Volkswesen" (Konrad H a h m a. a. O. S. 13), der zu Zeiten Herders und vor Allem der Romantiker zur „Entdeckung" und Sammlung von Volkslied, Märchen und Sage führte.

[8] Vgl. etwa R e d s l o b im Geleitwort zu Konrad Hahms Deutscher Volkskunst S. 7: „Die starke Bewegung für Volkstum und Volkskunst... hat ihre Ursache nicht in einer Flucht vor der Gegenwart und ihren Problemen zurück in erträumte Vergangenheit, sondern in der Erkenntnis kommender Entwicklung. Überwunden ist ... der Individualismus und Realismus des 19. Jahrhunderts ... Für das neue Gemeinschaftsgefühl sind die Dokumente der Vergangenheit vor allem durch das bedeutungsvoll, was sie jenseits aller zeitlichen Bindung an Bleibendem offenbaren". Ferner spricht er ebd. S. 8 von der neuzeitlichen Auffassung, „welche gerade in der Volkskunst bei allem Wandel der äußeren Form den bleibenden Ausdruck einer Gesamtheit erkennt und damit den Heimatboden aller gesunden schöpferischen Entfaltung." Vgl. auch die Denkschrift zu der geplanten Deutschen Volkkunstausstellung 1929. Zur Einreihung der neuen Volkskunstbewegung in die Strebungen heutiger Gemeinschaftsbildungen vgl. bes. K. H a h m a. a. O. S. 121 f.

[9] Wilhelm Fraenger im Vorwort des 2. Bandes seines Jahrbuches S. VII: „Denn die wohlmeinenden Bestrebungen sind in Gefahr, daß sich die Mode ihnen auf die Schleppe setze". Das Vorwort beginnt: „Das Thema dieses Jahrbuches kommt zur rechten Stunde. Denn allerorts ist man schon daran, die Volkskunst, die so lange unbeachtet blieb, in Schrift- und Bildwerken herauszustellen ..."

[10] So von den erwähnten Forschern Vierkandt, Focillon, Redslob (Ton und Werk), Hahm (Volksdichtung und Volkslied). — Die volkstümliche Anwendung des Wortes Volkskunst als Kunst für das Volk („Volkskunstabende" usw.) kann hier unberücksichtigt bleiben.

Digitized by Google

verschiedene Betonung der künstlerischen Wertung das Volkskunstproblem unruhevoll vom kunstwissenschaftlichen zum volkskundlichen Pol hin und her.

Derlei Unklarheiten liegen in erster Linie an der Vermengung zweier ganz verschiedener Einstellungsmöglichkeiten zum Kunstbegriff, einer wertsichtenden und einer phaenomenologischen, d. i. einer kunstwissenschaftlichen oder einer volkskundlichen. Vom Standpunkt des Künstlers, Kunstgeschichtlers und Kunstwissenschaftlers aus kann „Kunst" nie etwas anders sein, als ein kleiner Ausschnitt aus der Summe bildender Werkgestaltung, an der sich die verschiedensten Volkskreise und alle Abstufungen von Können und Begabung (bzw. deren Gegensätzlichkeiten) beteiligen, also die Spitzenleistung des phaenomenologischen Kunstbegriffs. Damit bleibt freilich „Kunst" ein verstandesgemäß unmeßbarer Begriff und die absolute Abstempelung ebenso wie die relative Wertung des Kunstwerkes eine zeit- und personengebundene Angelegenheit, die der strengeren oder weitherzigeren Zensur des Beurteilers breiten Spielraum läßt. Denn eindeutige, allgemein und immer anerkannte Richtlinien für eine Ablösung der „echten" Kunstwerke aus der Masse unterkünstlerischen Schaffens gibt es nicht. Das zeigt ebenso die geschichtliche Entwicklung von den Kunst- und Wunderkammern der Spätrenaissance bis zu unseren heutigen Museen wie unsere Zeit selbst, in deren Kunstbegriff zudem die Trennung und unterschiedliche Wertung des freien Bildwerkes vom angewandten kunstgewerblichen Erzeugnis neue Verwirrung getragen hat, wie auch im Handwerklichen die einen schon die reine Zweckform als künstlerisches Erzeugnis ansprechen, während ihr die anderen erst in Verbindung mit Zierformen in der tektonischen Gestaltung oder dem Dekor über ihre technische Voraussetzung hinaus diesen Charakter verleihen.

So wenig dieser wertsichtende Kunstbegriff Grundlage der volkskundlichen Volkskunstforschung sein kann[11], so falsch wäre seine Ausschaltung innerhalb dieser Forschung selbst. Nichts ist daher begrüßenswerter, als daß der Kunstwissenschaftler von heute an den Werken der Volkskunst wie denen der Stilkunst das künstlerische Erlebnis, die schöpferische Spannung, den Gestaltungsimpuls zu erfassen sucht. Denn dieses Volkskunstwerk ist ihm nicht mehr ein Artefakt, an dem sich lediglich die Ursprünge bildnerischer Gestaltung und deren Auslösung durch Spieltrieb, Schmuckbedürfnis, Eros usw. ablesen lassen, sondern ein Wertmesser geistiger Gestaltungskraft, an der er die überpersönlichen, wesenhaften, seelischen Urvorgänge bildnerischer Gestaltung besser zu belauschen erhofft, als an den Gebilden der Stilkunst, die stärker von persönlichem und modi-

[11] Von kunsthistorischer Seite hat als erster Hans Tietze den volkskundlichen Volkskunstbegriff gestreift (Volkskunst und Kunst: Die bildenden Künste Bd. II, Wien 1919, S. 225 f.) und gezeigt, daß die Volkskunst nicht mit ästhetischen und philosophischen Augen zu betrachen sei. Nur daß er unter Volkskunst das gesamte bildnerische Schaffen eines Volkes verstehen wollte, also Stilkunst und Volkskunst, überragende Individualleistung des künstlerischen Genius und Durchschnittsware.

Digitized by Google

schem Wollen beeinflußt sind. So sind ihm Volkskunst und Stilkunst zu gleichwertigen, aber je nach ihrer individuellen oder kollektiven Betonung verschiedenartigen Ausdrucksformen bildnerischer Gestaltung geworden, die in jedem Einzelfall gleichermaßen durch Erspürung der treibenden Kraftquelle der Qualitätsprobe bedürfen. Wie sich die Betrachtungsweise vom völkerkundlichen zum künstlerischen Blickwinkel, von der evolutionistischen zur aprioristischen Auffassung, vom Vorstellungsinhalt zum Ausdrucksgehalt verschob, wie an Stelle des Grübelns über die Ursprünge der Kunst das über das Wesen der Kunst trat, hat am klarsten Alfred Vierkandt geschildert[12]. So betont Arthur Haberlandt mit Recht, daß heute gerade die künstlerisch-ästhetische Wertung der Volkskunst dem Angelpunkt des europäischen Kunstinteresses recht nahe stehe[13]. Karlingers weit- und tiefsichtige Prolegomena zu einer solchen Betrachtungsweise[14] haben m. E. das Beste angedeutet, was zur Zeit von kunstwissenschaftlicher Seite zum Volkskunstproblem in diesem Sinn gesagt werden kann, und Andere wandeln erfolgreich auf den gleichen Wegen[15]. Auch daß heute in steigendem Maß die Werke der Volkskunst in Heimat- und Volkskundemuseen als Einzelstücke unter dem Gesichtspunkt ihrer derzeitigen Einschätzung als „Kunstwerk" gestellt oder gehängt werden, ist für den Wandel von der kulturhistorischen zur ästhetischen Betrachtungsweise bezeichnend.

Man stellt den Begriff „Volkskunst" in der Regel sprachlich und sachlich in Gegensatz zur „hohen Kunst" oder „Stilkunst", so wie man statt von einem „Kunstlied" auch von einem Stillied gegenüber dem „Volkslied" sprechen könnte[16]. Von diesen Antithesen deutet „Stilkunst" ein formales Prinzip unserer „Volkskunst" an, nämlich ihr Zurückstehen im modischen Wechsel der Kunststile, während der Begriff der „hohen Kunst" zugleich ihren Lebensraum umgrenzt: die breite Volksmasse im Gegensatz zur gesellschaftlichen Gruppe der „Kunstkenner". Daß damit (entgegen den heute in der praktischen Betätigung nicht seltenen unklaren Vermischungsversuchen) zugleich die volle Gegensätzlichkeit von Volkskunst und Kunstgewerbe zum Ausdruck kommt, bedarf kaum weiterer Begründung, da

[12] Alfred Vierkandt, Prinzipienfragen der ethnologischen Kunstforschung: Fraengers Jahrbuch II S. 1—9.

[13] Arthur Haberlandt, ebd. S. 22.

[14] Hans Karlinger, Grenzen der Volkskunst: Bayerischer Heimatschutz XXIII S. 10—17.

[15] Vgl. auch J. M. Ritz, Eisenvotive als Volkskunst: in der Festschrift für Marie Andree-Eysn, München 1928.

[16] In der volkskundlichen Terminologie führt hier gelegentlich eine äußere sprachliche Schwierigkeit zu Verwirrungen, indem „Kunst" in den üblichen Gegenüberstellungen von Volkslied — Kunstlied, Volksdichtung — Kunstdichtung, Volksmärchen — Kunstmärchen usw. zwar eine unmißverständliche Begriffsfärbung zeigt, bei den Begriffen Volkskunst und Stilkunst jedoch in einem wesentlich andern Sinn (eben phaenomenologisch wie Lied, Dichtung, Märchen usw.) angewandt wird. Ließe sich hier sprachlich die gleiche Formulierung des Gegensatzes durchführen (Volkskunst — Kunstkunst), so würde die Spaltung des Kunstbegriffs ohne Weiteres klar.

Digitized by Google

Kunstgewerbe nur der angewandte Teil der Stilkunst ist. Selbst da, wo kunstgewerbliches Schaffen in schonendster Weise auf der Formenwelt der Volkskunst aufbaut und sie vor ihrem Verfall retten möchte, ist dem Einsichtigen auf weiten Blick bei jeder einzelnen Gestaltung der grundlegende Unterschied beider Schöpfungsarten klar. Hier bei der Volkskunst ein natürlicher Wildwuchs ohne gedankliche Regelung, dort bei dem Kunstgewerbe ein streng nach künstlerischen Grundsätzen des Zeitgeschmackes gezüchteter Stilwille, der heute mit Begriffen wie Materialgerechtigkeit, Stilreinheit, Formenschlichtheit, Proportion und harmonischer Farbentönung arbeitet, die dem Wesen der Volkskunst entweder ganz gegensätzlich sind oder doch eine durchaus verschiedenartige Regelung aufweisen. So wenig der Dichter durch Schöpfungen im Volksliedton je die Gewißheit oder auch nur die Wahrscheinlichkeit hat, daß seine Gedichte in das wirkliche Volksliedgut eingehen, so wenig läßt sich durch bewußte Nachahmung volkläufiger Kunstformen eine sich entblätternde Volkskunst retten oder einer ihrer schon abgestorbenen Zweige neu beleben. Die vielen mißglückten Versuche der Wandervogelkeramik und anderer jugendbewegter Volkskünstelei legen dafür beredtes Zeugnis ab[17].

Die Gegenüberstellung Volkskunst—Stilkunst läßt die qualitative künstlerische Wertung unberücksichtigt, und Spitzenleistungen, künstlerische Mittelware und Wertloses laufen hier wie dort nebeneinander, nicht anders wie bei dem Volkslied und dem Stillied (Kunstlied). So erscheint, trotz aller Mängel, der Begriff der „Stilkunst" unmißverständlicher als der der „hohen Kunst"[18].

So förderlich die aesthetische Betrachtung des Volkskunstwerks in seiner Einzelschöpfung wie Gesamterscheinung auch für den Volkskundler ist, so wenig kann sie von dessen Standpunkt aus als Maßstab für die Begriffssetzung der Volkskunst gelten. Ist doch die Volkskunde gegenüber allen Erscheinungen des volkstümlichen Lebens rein erkenntniskritisch eingestellt, indem sie die volkhaften Äußerungen in Wort, Werk, Handlung und Ideologie phaenomenologisch zu erfassen und zu deuten sucht. Gerade in der Ablehnung einer Auswahl von individuellen Spitzenleistungen nach aesthetischen (wie auch ethischen)

[17] Um in der Naumannschen Metaphorik zu reden: alles „gestiegene Primitivgut" verläßt immer den Boden der Volkskunst und am Schnellsten dann, wenn es sich um eine absichtsvolle „Hebung" handelt.

[18] Sobald sich beide Begriffe qualitativ verfärben, verlieren sie ihre Berechtigung und verschwimmen ineinander, sodaß man mit Max Walter (a. a. O. S. 8,11) zu Aufstellungen kommt, wie diese: „Es gibt keine Scheidelinie zwischen der Volkskunst und der Stilkunst" oder „... auch die reine Volkskunst ist Stilkunst". Gewiß ist „Kunst", sowohl als Wertmesser wie als Phaenomen, die beide Gruppen umfassende Erscheinung, doch ist vom volkskundlichen Standpunkt aus die Trennung unmißverständlich. Das wird ganz deutlich, wenn man die Formulierung einmal auf ein anderes Kapitel der volkskundlichen Forschung anwenden und etwa sagen wollte: auch die reine Volksdichtung ist Kunstbildung. Das würde die Tatsache einer eigenen Wesenheit beider Gruppen nur verschleiern.

Digitized by Google

Normen und in der nüchternen Betrachtung der Durchschnittsformen einer Gemeinschaft besteht ihre Eigenart gegenüber der Kunst-, Literatur-, Religions- usw. Wissenschaft. So ist zwar die künstlerische Wertung des Einzelwerks und der Einzelpersönlichkeit (soweit sie volkhaft) ebenso wie die Erkenntnis des Qualitätsstandes einer sich volkskünstlerisch betätigenden Menschengruppe oder auch Landschaft im Rahmen der Gesamtschau jeweils unumgänglich, nie aber Maßstab dessen, was Volkskunst ist oder nicht.

Im Grunde ist vom Blickfeld volkskundlicher Forschung aus der Volkskunstbegriff durchaus einfach und eindeutig festgelegt. Wie das Volkslied der unzweckhafte Gesang des Volkes, die Volkserzählung sein Erzählgut, das Volksbuch seine Lektüre, der Volksglaube seine Religion ist, so ist Volkskunst nichts anderes als die Kunst, d. h. das Kunstgut des Volkes. Und da dieses Volk zwar äußerlich die Summe einer Vielheit von Volksmenschen darstellt, sich jedoch im Inneren wieder in die verschiedensten, mehr oder minder geschlossenen Gruppen und Schichten gliedert, so ist auch die Volkskunst notgedrungen nicht nur zeitlich, sondern auch als Spiegelbild jener Gruppengeistigkeiten etwas recht Verschiedenes. Ob ein Gegenstand Volkskunst ist oder nicht, entscheidet nicht die pseudo-absolute ästhetische Norm einer künstlerischen Zeitwertung, nicht ein Kanon von „Kunstkennern" und „Kunstwissenschaftlern", sondern allein das Volk selbst. Und zwar lediglich dadurch, daß es diesen oder jenen Gegenstand für ein Kunsterzeugnis hält und seinem Haushalt oder allgemeinen Gebrauch einverleibt. Nicht anders wie Lied, Brauch, Glaubensvorstellung, Erzählstoff, Tracht usw. erst durch ihre Aufnahme in breite Volkskreise Volksgut werden, ist auch für den Volkskunstbegriff lediglich der Verbraucherstandpunkt maßgebend. Nur die Beobachtung solcher wandelbarer (subjektiver) Gruppeneinstellungen zum Bildwerk ermöglicht eine objektive Umreißung des Begriffes „Volkskunst" in festen Grenzen. Diese Unterstellung des Volkskunstbegriffs unter das Urteil des Volkes selbst bedeutet, daß von der künstlerischen Zeitwertung aus gesehen, Volkskunst ein qualitativ sehr verschiedene Abstufungen umfassender Sammelbegriff ist, der an sich Gutes und Schlechtes, Erfreuliches und Unerfreuliches umfaßt. Wie Glaube und Aberglaube, Literatur und Schundliteratur, „Volkslied" und Gassenhauer, so sind auch „Kunst" und „Kitsch" lediglich Gegensätze vom Standpunkt reflektierender ästhetischer Wertung, während der Volksmensch in ihnen keine Zweiheit empfindet. Es ist also der soziologisch-phaenomenologische Kunstbegriff, der im Rahmen der volkskundlichen Betrachtungsweise die Kunst einfach als Ausdrucksform des im Bildwerk schöpferischen menschlichen Geistes betrachtet und unter Volkskunst die Summe jener Bildschöpfungen versteht, die nicht als bewußte Individualleistungen außerhalb des volkläufigen Bildgutes stehen[18a].

[18a] In der Regel zeigt sich in der heutigen Volkskunstforschung ein Schwanken zwischen beiden Kunstbegriffen. Auch Arthur Haberlandt will wohl zur Be-

Digitized by Google

Damit ist selbstverständlich zugleich gesagt, daß der Begriff „Volkskunst" im Rahmen der volkskundlichen Betrachtungsweise unbeeinflußt vom Produktionsprozeß und seinen wirtschaftlichen Momenten bleibt. Zwar ist die Rieglsche Auffassung, daß lediglich ein im bäuerlichen Hausfleiß zu eigenem Gebrauch erarbeiteter, unverkäuflicher Gegenstand Volkskunst sei, längst ebenso überwunden wie seine andere These, daß die Werke der Volkskunst gleichmäßig allen Volksangehörigen ausnahmslos gemeinsam sein müßten, die Volkskunst also schon mit der Bildung einer Herrscherkaste absterbe, aber noch immer schwanken die Anschauungen, was denn nun von den Erzeugnissen des Handwerks, der Hausindustrie oder gar fabrikmäßig hergestellter Ware noch zur Volkskunst zu rechnen sei[19]. Trotzdem erscheint es klar, daß, auch wenn man den Begriff Volkskunst nicht vom Verbraucher aus bestimmen wollte, die Herstellungsart eines Gegenstandes keine scharfen Scheidungskriterien zuläßt. Wohl schrumpften mit dem Zurückdrängen von Hausfleiß, Heimarbeit und handwerklichem Qualitätsschaffen durch die maschinelle Großfabrikation automatisch die Stätten ländlicher und handwerklicher Volkskunsterzeugung ein, und die fabrikmäßige Warenerzeugung schaltete die reiche Entfaltung und Weiterbildung ländlicher Formen als Nach- und Umbildungen städtischer Modestile immer stärker aus, so daß eine erhebliche Wandlung des Volkskunstgutes eintrat. Aber andererseits kann ein gedrechselter Lichterengel oder Bergmann genau die gleiche Formen- und Farbengebung in den verschiedensten Produktionsarten vom Lohnwerk bis zur Fabrikware zeigen, so daß seine Herkunft weder vom Besitzer erkannt wird noch selbst vom Fachmann aus seinem Äußeren erschlossen werden kann. Und die künstlichen Blumen, die heute von Sebnitz aus in die ganze Welt wandern, sind dieselben, ob sie nun eine Heimarbeiterin in ihrer kärglichen Stube verfertigt oder ob sie im Massenbetrieb einer der dortigen internationalen Firmen hergestellt werden. So sehr wir bedauern,

griffsetzung der Volkskunst das aesthetische Werturteil nicht völlig ausschalten, wenn er (Fraengers Jahrbuch Bd. II, S. 31) sagt: „Von jedem Werk, auch der Volkskunst, muß außer dem Bildsinn ein bestimmter Gestaltungsfaktor mit künstlerischem Ausdruckswert gefordert werden."

[19] Ein bildmäßiges Beispiel für die Verschiedenheit dieser Anschauungen geben die neun bisher erschienenen Bände der „Deutschen Volkskunst" (was hier nach Lage der Dinge eher ein Vorteil als ein Fehler ist). — Michael Haberlandt (Fraengers Jahrbuch II, S. 38 f.) unterscheidet eine ganz im Hausfleiß erwachsene „primäre Volkskunst" und eine sekundäre, in Hausindustrie und Handwerk erzeugte, die jetzt allein in den hochzivilisierten Ländern Europas herrsche, in denen Volkskunst fast durchweg „gesunkenes Kulturgut" sei. Konrad Hahm, der a. a. O. S. 16 noch auf dem Lande allein die Grundlage der Volkskunst finden will, bezieht später (S. 51, 54) den Begriff Volkskunst wegen deren ständigen Verbindung mit dem Handwerk über die „primitive bäuerliche Kunstübung" hinaus auch auf die Handwerkskunst, „soweit sie im Dienst bestimmter Bräuche steht", ja auf die städtische Kunstübung in Haus und Familie. Im Leben der Stadt, besonders der Kleinstadt, fallen ihm unter den Begriff der Volkskunst die Dinge, die Gemütswerte der Familie und des Hauslebens bedeuten, auch im städtischen Haushalt die Frauenarbeit.

Digitized by Google

daß mit der Fabrikarbeit mehr und mehr der Produktionsprozeß aus Volk und Heimaterde herausgenommen wird, daß mit ihr Typisierung und Mechanisierung an Stelle örtlicher Variation treten und damit sich zugleich meist eine Vergeschmacklosigung und Verlieblosichung der Ware ergibt, so wenig bedeutet diese doch an sich eine Minderung des volkstümlichen Bedarfes am Bildwerk und Zierstücke selbst[19a].

Freilich ist damit einiges Grundsätzliche gesagt, der Volkskunstbegriff im Einzelnen aber noch nicht eng genug umrissen. Daß die Volkskunde „Kunst" nicht im weitesten Sinne als eine Zusammenfassung aller Künste verstehen kann, also nicht, um eine Formulierung Hans Karlingers zu gebrauchen, jede „Geistesbetätigung auf stilistischer Grundlage"[20], falls sie in weitere Volkskreise Eingang findet, als Volkskunst betrachtet, ist schon oben gesagt worden. Aber auch nicht alles, was ein Individuum mit seiner Hand schafft[21], nicht jedes bildnerische Gestaltwerden einer Idee, ist „Volkskunst", weil dieser weite, abstrakte Kunstbegriff dem Volksmenschen durchaus fremd ist. In der engeren Beschränkung des Volkskunstbegriffes aber gehen die Meinungen noch stark auseinander, wiewohl gerade hier im Interesse der volkskundlichen Forschung überhaupt Klarheit von Nöten ist. Vor Allem herrscht noch eine weitgehende Vermengung des Volkskunstgutes mit den allgemeinen Realien des bäuerlichen und kleinstädtisch-bürgerlichen Hauses. Daß diese Realien in ihrer Gesamtheit (Haus, Hof, Mobiliar, Gerätschaft und dgl.) keinen Platz in einer volkskundlichen Wissenschaft haben, deren zielhafte Fragestellung geisteswissenschaftlich-psychologisch eingestellt ist, haben Otto Lauffer und Andere mit Recht betont. Doch zogen die Verfasser allgemeiner Volkskunden nicht immer daraus die notwendigen Folgerungen, die entweder in einer Ausscheidung der reinen Zweckdinge oder einer Ablehnung der leitenden Prinzipien unserer heutigen Volkskundeforschung bestehen müssen. Die Volkskunst selbst aber aus unserer volkskundlichen Betrachtung auszuschalten, erscheint weder nötig noch wünschenswert, da gerade die deutsche Forschung in ihrer Einbeziehung einen wesentlichen Vorzug zu besitzen glaubt vor der Arbeit nordischer, östlicher, z. T. auch romanischer Länder, die die Erforschung der mündlichen Volksüberlieferung und der Realien (einschließlich der Volkskunst) streng trennen[22]. Es erscheint daher

[19a] Max Walter (a. a. O. S. 8) gibt allerdings, da sich ihm sonst keine Grenze zwischen Volkskunst und Stilkunst zeigt „der Technik ... oft die letzte Entscheidung darüber, ob ein Gegenstand noch der Volkskunst zugehört oder schon ein Teil der Stilkunst ist".

[20] Hans Karlinger, Grenzen der Volkskunst: Bayerischer Heimatschutz XXIII S. 14.

[21] Hans Prinzhorn in Fraengers Jb. Bd. II S. 14.

[22] Während man früher Volkskunst und Volkskunde koordinierte, wie die ältere Bezeichnung des Bayerischen Landesvereins für Heimatschutz sinnfällig zeigt („Verein für Volkskunst und Volkskunde"), besteht über die Einbeziehung der Volkskunst in den volkskundlichen Arbeitskreis heute kein Zweifel mehr. Daß sie auch in einer psychologisch gerichteten Volkskunde ihren Platz hat, betonte am Schärfsten Karl Reuschel in seiner Deutschen Volkskunde (Bd. II, S. 104).

Digitized by Google

unerläßlich, alle reinen Zweckformen aus dem Begriff Volkskunst auszuschalten, die einzig den Lebensbedürfnissen, nicht der über diese hinaus freigestaltenden menschlichen Phantasie und dem Schmucktrieb ihr Entstehen verdanken[23]. Und zwar ist dies schon um deswillen nötig, weil es nie dem einfachen Menschen einfallen würde (wie es der Kunstgewerbler unserer Tage tut) in einem schlichten, lediglich zweckentsprechenden, zieratlosen Stuhl oder Tisch ein Kunstwerk zu suchen. Daß auch das Bauernhaus an sich, dessen Bau rein zweckhaft als Wetterschutz, Tier- und Menschenbehausung, allgemeine Aufbewahrungsstätte und unter den Bedingtheiten der greifbaren Baumaterialien erwachsen ist, aus der Volkskunstforschung ausscheidet, dürfte nur zur begrifflichen Schärfung beitragen. Darnach wären unter Volkskunst alle Zier-, Schmuck- und Spielgegenstände sowie jene Gebrauchsartikel des bäuerlichen und bürgerlichen Haushaltes zu verstehen, die über reine Nutzgestaltungen hinaus Zierformen in der tektonischen Gestaltung oder der Dekoration aufweisen.

Eine geschärfte Umreißung des volkskundlichen Kunstbegriffes (und somit der „Volkskunst") erscheint unumgänglich, will man die Betrachtung volkstümlichen Bildgutes überhaupt der volkstümlichen Arbeit eingliedern. Daß dabei die Klarstellung des Volksbegriffes von nicht geringerer Wichtigkeit ist, versteht sich von selbst. Doch kann dieser heute als derart geklärt betrachtet werden, daß sich neue Ausführungen an dieser Stelle erübrigen. Freilich wiederholen sich in der heutigen Volkskunstforschung eine Reihe von Fehlern, die die Volkskunde auf anderen Arbeitsgebieten schon überwunden hat, und die zum Teil nur Übersteigerungen an und für sich richtiger Gedanken sind. So die aus dem kollektiven Volksbegriff erwachsene Antithese: Stilkunst = persönliche, Volkskunst = unpersönliche Kunst. Es ist klar, daß dieser Unterschied nur relativ, nie absolut sein kann, da auch das volkläufige Bildwerk in der Regel ein geschichtliches Erzeugnis ist und, soweit es sich nicht um eine mit maschineller Hilfe gefertigte Massenware handelt, stets eine individuelle Beinote zeigt. Nur daß je nach dem Anteil, der den schaffenden Menschen an die Gemeinschaft bindet, sich in Volkskunst und Stilkunst Eigenpersönliches und Gemeingeistiges in verschiedenen Maßen mischen. Denn auch über der Volkskunst spannt sich nicht nur der weite Bogen von begabtem Können bis zu unbeholfenem Wollen, sondern zugleich der von der eigenwilligen Persönlichkeit bis zum gedankenlosen Nachtreter[24]. Das sehen wir überall und täglich da, wo handgearbeitete Volkskunst noch heute resthaft lebendig ist, mit eigenen Augen.

[23] Daß diese Trennung in der Regel nicht geschieht und das bäuerliche Haus mit all seiner Einrichtung einfach zur „Volkskunst" gestempelt wird, bedarf keiner Betonung.

[24] Der unpersönliche Charakter der Volkskunstschöpfungen ist nicht willenhaft bedingt, sondern liegt in der stärkeren Gebundenheit ihrer Schöpfer an den Formenschatz und die Geistigkeit ihrer Umwelt, der größeren Schwierigkeit einer Loslösung

Digitized by Google

Ein weiterer und sehr seltsamer Irrtum ist der, daß Produzent und Konsument in der Volkskunst stets eine Person seien. Dies trifft lediglich für die frühesten Zeiten reinen Hausfleißes zu, der sich bis in unsere Tage nur in sehr beschränktem Umfang in textiler Frauenarbeit erhielt. Schon Uebe hat mit Recht betont, daß die Volkskunst vorwiegend die Lebensgewohnheiten und Anschauungen des Bestellers wiedergibt[25].

Wie in solcher Anschauung noch die alte, in der Volkskunde im übrigen überwundene, Produktionstheorie in die junge Volkskunstforschung hineinragt, so zeigen andere Formulierungen im Arbeitsgebiet der Volkskunst noch deutlicher ein erneutes Aufleben aus der Romantik nachwirkender Anschauungen. So die nicht selten geübte Gleichsetzung von Volkskunst mit „Bauernkunst", die schon darum leicht zu falschen Auffassungen führt, weil mindestens seit dem späten Mittelalter der Bauer nicht mehr allein als Verkörperung des „Volkes" anzusehen ist. Dann aber auch, weil das Wort Bauernkunst die Vermutung nahe legt, der Bauer sei in weiterem Umfang selbst schöpferischer „Volkskünstler". Während der Schäfer, der Bergmann, der Dorfhandwerker, der Landstreicher u. A. als Boßler und Bastler bekannt sind, betätigt sich gerade der Bauer weniger als alle anderen Stände bildnerisch, sodaß in seinem Haushalt Volkskunst lediglich von der Bäuerin oder den Töchtern in textilem Hauswerk gefertigt wurde. Nur als Verbraucher spielt der Bauer jene Rolle in der Volkskunst, die ihm seiner zahlenmäßigen Verbreitung nach zukommt; wobei ihn sein konservativer Sinn und seine Absonderung in der Regel noch länger altes Formengut bewahren läßt als den Städter. Wird auch zumeist „Bauernkunst" nur im Sinne von ländlicher Volkskunst gebraucht, so ist doch selbst

---

aus der Tradition. Denn der Wille und der Glaube, etwas Besonderes, Eigenartiges, von andern nicht Gekonntes und noch nicht Erdachtes zu schaffen, die Fachgenossen zu übertrumpfen und mit der Zeit zu gehen, ist den begabteren Volkskünstlern nicht minder zu eigen wie allen schöpferischen Menschen. Das zeigt jedes Gespräch mit geistig regen, handwerklich tüchtigen dörflichen Meistern alten Schlags: Töpfern, Weißbindern, Zimmerleuten, Schreinern, Schmieden usw., die unter dem heutigen Mangel an persönlichen Aufgabestellungen leiden und sich gelegentlich selbst als echte Dorfkunstwarte bewähren. Auch die immer erneute Behauptung, daß auf Werken der Volkskunst der Name des Herstellers fehle, eben weil es sich um eine unpersönliche Kunst handele, ist in dieser Allgemeinheit irrig. Die Signierung von Arbeitsschöpfungen ist auch heute noch in der Stilkunst nur im freien Bildwerk, nicht im kunstgewerblichen Gegenstand, durchgeführt. Bei dem Dorfkünstler beschränkt sich die Signatur in der Regel auf bestimmte Berufe (Weißbinder, Maurer, Zimmerleute, z. T. auch Töpfer) und ist der Mode unterworfen, dabei landschaftlich verschieden gehandhabt und vor Allem zeitgebunden. Im Biedermeier, das im althessischen Dorf noch bis in die 80er Jahre des vergangenen Jahrhunderts dauerte, sind z. B. Signaturen bei den erwähnten Berufen mit vollem Namen oder Initialen sehr beliebt.

[25] Rudolf Uebe, a. a. O., S. 46.

Digitized by Google

eine solche alleinige Verbindung jenes Begriffes mit ländlicher Kultur, wie Edwin Redslob schon mit Recht bemerkt hat, eine Konstruktion[26].

Schließlich tritt auch in der heutigen Volkskunstforschung neben den übertreibenden Deutungsversuchen aus einer primitiven Gemeingeistigkeit deren Gegenspiel, die Überschätzung der volk- und stammhaften Eigenarten zu Tage[27]. Daß die Auffassung der Volkskunst als einer nationalen Kunst (ebenso wie Volkslied, Volkssage, Volksmärchen usw. als betont nationale Güter galten) das ganze 19. Jahrhundert unangefochten blieb, ist bekannt, und nicht anders wie Carl Rosenkranz ist noch für Riegl Volkskunst in erster Linie Gegensatz zu internationaler Kunst und internationalem Modegeschmack[28]. So zielhaft wichtig die Fragestellung nach volks- und stammeshaften Eigenarten im Volkskunstwerk auch ist (genau so wie in der mündlichen Volksüberlieferung), so sehr verstärkt sich doch zunächst einmal im Fortschritt unseres Erkennens der gemeindeutsche, ja gemeineuropäische Charakter unserer Volkskunstgebilde. Das ist selbstverständlich bei den nicht zeit- und ortgebundenen Primitivformen und erklärt sich im Übrigen bei den aus einer kulturellen Stilmode überkommenen Gebilden sowohl durch die gesamteuropäische Ausbreitung der großen geschichtlichen Kunststile, wie durch die Rückübersetzung des ihnen entnommenen Formengutes in den unpersönlicheren Massengeschmack. So werden sich die Abwandlungen im volkhaften Bildstoff in Volk, Stamm und Gruppe erst im Forschritt unserer allgemeinen Kenntnisse schärfer abheben[29].

[26] E. Redslob, „Zur Einführung" in Deutsche Volkskunst, Bd. I (W. Peßler, Niedersachsen), S. 6. — Wenn Riegl den Bauernstand als den einzigen betrachtete, der der Volkskunst treu geblieben sei, so spricht er nicht nur aus den Anschauungen seiner Zeit, sondern auch im Sinne seiner ganzen Hausfleiß-Theorie. Das Nachwirken der Bauerntheorie zeigt sich übrigens auch heute noch in allerlei schwankenden Grenzfestsetzungen des volkskünstlerischen Werkgutes. Klar ist die Ablehnung der Bauernkunsthypothese von Karl Reuschel (Deutsche Volkskunde II, S. 105) ausgesprochen.

[27] So etwa Redslob, Deutsche Volkskunst, Bd. I, S. 7: „So ergibt sich als Kennzeichen für die Volkskunst, daß in ihr, unbeirrbar von dem, was die Zeiten als wechselnde Probleme bringen, immer wieder die Eigenart des Stammes spricht". Oder R. Uebe, Deutsche Volkskunst, Bd. IX, Westfalen, S. 47: „... sie (die Volkskunst) zeigt gerade als Gemeinschaftsgeschmack bodenständige Wesenzüge eines Stammes, sie zeigt gerade ob der Bindung an einen Stamm oder eine Landschaft den Gestaltungswillen und die Ausdrucksmöglichkeiten innerhalb dieses Gebietes... In der Betonung des Volksganzen und der Stammesart ist die Volkskunst die Ergänzung der Kunst der einzelnen Individuen, sie zeigt erst die im Volke wurzelnden Grundlagen".

[28] Ganz auf den Gedanken der Volkskunst als nationaler Kunst, die wieder aus diesem Grund erweckt werden müsse, ist die Schrift von Karl O. Hartmann, Die Wiedergeburt der deutschen Volkskunst (München und Berlin 1917) eingestellt.

[29] Auf andere in der Volkskunstforschung neu aufflackernde ältere Deutungs- und Hineindeutungsversuche brauche ich hier nicht einzugehen, da sie meist nur an den Bildstoff anknüpfen. Insbesondere nicht auf die übersichtigen, oft genug

Digitized by Google

Betrachten wir die Werke der Volkskunst als geistiges Phaenomen, so gelangen wir zu ihrem inneren wie äußerlich-formalen Verständnis nur auf dem Weg über die „Volksseele" und das „primitive Weltbild" selbst; d. h. wir müssen die Volkskunstgebilde mit den Augen des Volkes als Schöpfungen der Volksgeistigkeit beschauen. Doch ist zur Erfassung des spezifisch Künstlerischen im Einzelwerk, also zu seiner rein qualitativen Wertung durch den Kunstwissenschaftler, eine Aufreißung der gesamtgeistigen Hintergründe nicht notwendig. Auch wird in den Versuchen der Deutung primitiver und volkhafter Kunst, die Herbert Kühn und Konrad Hahm besonders pflegten[30], heute ersichtlich gelegentlich des Guten zu viel getan, indem man einerseits die Volkskunst als Gesamterscheinung wie in ihren gesamten Einzelerscheinungen auf einen geistigen Generalnenner zu bringen versucht[31], und aus ihrer äußeren Bindung an Brauch, Glaubensvorstellung und allgemeine Lebensform bindende geistige Rückschlüsse zieht[32]. Gerade wer, wie der Volkskundler, die Volkskunstgebilde als Formen volkhaften Geistes zu erfassen sucht, wird sich hüten müssen, aus einer bestimmten Gruppe von Bildungen heraus allein und allzeitlich für die gesamte Volkskunst gültige Strebungen abzulesen und die Versuche einer Erhellung der primitiven Geistesform an sich nun in der Weise für das Volkskunstwerk zu verwerten, daß man es schlechthin für primitiv erklärt.

Freilich, die volkstümliche Einstellung zum „Kunstwerk", die bis zu einem gewissen Grad auch dessen Form bestimmen kann, ist völlig verschieden von der des Kunstfreundes unserer Tage, indem sie keine Kunst an sich kennt,

zurückgewiesenen arischen Mythendeutungen von Karl Spieß (Bauernkunst, ihre Art und ihr Sinn, Wien 1925, und anderwärts), die leider reiches Wissen und beachtenswerten Ernst in den Regionen phantasievoller Kombinationen verpuffen lassen. Daß die Guido von List'schen Träume, die das Fachwerkgebälk als germanische Runengeheimnisse ablesen, auch noch gelegentlich in der neueren Volkskunstforschung spuken (z. B. bei Max Creutz, Deutsche Volkskunst, Band III, Die Rheinlande) bleibt ein hoffentlich nicht allzu oft wiederholtes Gastspiel.

[30] Herbert Kühn, Die Kunst der Primitiven, München 1923; Konrad Hahm, Deutsche Volkskunst, Berlin o. J. [1928].

[31] Man kann das natürlich nur, indem man eine einheitlich gestaltete und sich ebenso auswirkende Volksgeistigkeit, als primitive Mentalität, annimmt.

[32] So kommt man nun zu gewissen stilisierten Allgemeinbehauptungen, wie daß die Voraussetzung für die Volkskunst die ewige Gleichheit des Lebens sei, daß sie auf der innigen Verwachsung des Landmenschen mit seiner Umgebung beruhe und Materialisation von schwer zu erfassenden Auseinandersetzungen der Volksmenschen mit den Naturgewalten sei (z. B. Hahm a. a. O. S. 16, 20, 21, 120). Nicht gerade glücklich scheint mir der heute immer wieder angewandte (M. Haberlandt, Redslob, Creutz, Hahm usw.) Vergleich der Volkskunst, als der „Muttersprache der deutschen Hand", mit dem Dialekt im Gegensatz zur schriftsprachlichen hohen Kunst, der dichterisch schöner als sachlich treffend ist. Ist doch die Schriftsprache nicht nur eine späte, aus der wirtschaftlich-kulturellen Entwicklung geborene Kunstsprache, sondern damit auch der einzig gesicherte Versuch auf kulturellem Gebiet, die Zersplitterung durch eine jener Kollektivformen zu überwinden, von deren Kommen sich Viele heute einen neuen Aufstieg der Volkskunst versprechen.

Digitized by Google

sondern diese dem allgemeinen Leben einwebt und so die Kunstanschauung den verschiedensten Anschauungsgruppen verknüpft. Aus dieser komplexen, beziehungsreichen Denkweise kann und will der Volksmensch die Kunst nicht lösen. Aber sie prägt nicht allein deren Gestaltung, die zum großen Teil von der grundlegenden Tatsache bedingt ist, daß die Formengebung volkstümlicher Gebilde entsprechend der Einstellung ihrer Schöpfer und Träger nicht über eine kulturell überalterte, verschleppte Formen- und Ideenwelt hinausgewachsen ist. Das heißt: Kunstanschauungen vergangener Zeiten bestimmen ebenso die Gestaltung der Volkskunst wie das Fehlen eines reinen, von andersartigen Bezugssetzungen gefühls- und verstandesgemäßer Art freien Volkskunstbegriffs. Und schließlich wechseln Zusammensetzung und Wirksamkeit dieser formenden Kräfte ständig nach Zeit, Ort und Menschengruppe.

Denn wie alle geistigen und stofflichen Gebilde, mit denen sich die Volkskunde beschäftigt, sind auch die Erzeugnisse der Volkskunst zweierlei Art: Urschöpfungen und Nach- bzw. Umschöpfungen. Das heißt geschichtslose primitive Gebilde in ihren ersten Ausdrucksformen und modische Stilbildungen, die nach ihrer Übernahme in das Kunstgut weiterer Kreise wieder entzeitlicht und entpersönlicht, also aus dem Zeitstil in die Volkskunst rückübersetzt, reprimitiviert wurden. Solche Rückbildungen heben sich auch bei weitgehender Vereinfachung ihrer Formengebung und selbst da, wo sie auf den ersten Blick fast ins Praehistorische rückstilisiert erscheinen, noch immer deutlich von primitiven Erstentwicklungen ab, und beide zusammen gewähren uns erst Einblick in das künstlerische Schaffen und die Kunstbegriffe eines Volkes. Dabei sind die Zeugnisse für die Primitivformen künstlerischen Betätigungsdranges von der Kinderkunst abgesehen, nicht allzu zahlreich. Am Ersichtlichsten finden sie sich noch in der freien unzweckhaften Zeichnung, wie wir sie auf Wände (bes. häufig in Kasernen und Gefängnissen) aufgekritzelt oder in sie eingeritzt, besonders auch in die gekalkten Fenster der Neu- und Umbauten eingezeichnet, finden und nach Kriegsausbruch (1914) vielfach mit Kreide auf die Eisenbahnwagen aufgezeichnet sahen. Der Erregungszustand jener Monate ließ damals allgemein solche Primitivformen der Zeichnung ebenso wie der Dichtung in weitem Maß aufflackern, die man leider nur in den seltensten Fällen photographisch (bzw. abschriftlich) festhielt, wiewohl wir kaum sobald wieder gleich tiefe Einblicke in die geistigen Urformungen in Wort und Bild wie damals gewinnen dürften. Auch Ziegelverzierung, Kratzputz und andere Sgraffiti, die beliebte Ausgestaltung von Ast- und Wurzelmirakeln und ähnlichen „Naturwundern", gelegentlich auch einfache Tier- und Menschengestaltungen der Ziegler und Hafner können Belege für die immer lebendige Erststufe alles künstlerischen Bildens sein. Doch sind die Werke der Hafnerplastik selbst im Kinderspielzeug und besonders den Pfeiftieren, in denen sich am Zähesten die alte Formenwelt resthaft erhielt, nicht mehr im eigentlichen Sinn primitive Kunst. Wohl sind der Torgauer Hirsch, der Querfurter Wieseneisel, das Lautenbacher Mutterschwein, der Alsfelder Waldteufel, der Urberacher Hahnreiter u. A. letzte Zeugnisse einer langen

Digitized by Google

und weitverbreiteten Überlieferung, aber sie wurzeln in einer geschichtlichen Zeit und stellen stilistisch zum Teil Rückbildungen dar (s. u.). Auch sind diese Tierfiguren, von Pfeifvögeln wie insbesondere dem Kuckuck abgesehen, in schnellem Aussterben, und der Torgauer Hirsch wie der Querfurter Wieseneisel werden nicht mehr oder doch nur noch ganz gelegentlich für Liebhaber der Volkskunst und Museen hergestellt. Nur das von den Kindern selbst gefertigte Spielzeug scheint immer wieder unverändert in seinen Urgestaltungen aufzuleben, und die neolithischen Schafe, Rinder und Spielzeugkühe aus Holz und Knochen sind die nämlichen symbolhaft andeutenden Bildversuche, wie sie noch heute die Kinder im Wallis und anderorts aus den gleichen Stoffen oder auch aus Tannenzapfen fertigen[33]. Die große Masse des Volkskunstgutes aber ist zeitgeschichtlich abgestempelt und erst unter einer mehr oder minder langen Wanderung zu seiner Form durch seine und nach seiner Aufnahme im Volksgut geworden.

Demnach ist auch die Volkskunstforschung in erster Linie ein geschichtliches Fach, und die Gebilde, mit denen sie sich beschäftigt, sind zumeist geschichtliche Erzeugnisse, deren Entstehung und Lebensweg genau festzulegen ist. Das gilt von dem Einzelgegenstand wie dem Einzelmotiv. Was wir heute mit dem Begriff Volkskunst umspannen, ist (nicht anders wie bei dem Volkslied, der Volkserzählung usw.) ein großes Schwemmbecken voll ältester, alter, neuer und neuester Formgebilde, und zugleich genährt aus dem Zusammenströmen zahlreicher Einzelentwickelungen aus den verschiedenen geistigen und sozialen Gruppenbildungen unseres Volkes. So ist auch die Volkskunst, die in ferner Vorzeit die Kunst schlechthin war und noch das ganze Mittelalter hindurch eine gewisse Einheit darstellte, heute Spiegelbild der allgemeinen Gesellschaftszersplitterung. Vollendete doch erst die Renaissance den Bruch zwischen Stadt- und Landkunst, zwischen „hohem" Kunstwerk und volkstümlicher Kunstware, indem sie zugleich in weitem Ausmaß ein kunstgewerbliches Schaffen für alle Bedürfnisse und Stände brachte. Mit ihr scheint (um nur ein paar Beispiele zu geben) die Hinterglasmalerei aus Italien über Augsburg als Schmuck des Patrizierhauses eingewandert zu sein, um für Deutschland in unseren Tagen als dörfliches Gewerbe am Staffelsee zu enden, seit ihr breiten literarische Darstellungen des Volkslebens und Zunftakten die ganze Fülle kleinbürgerlicher, ländlicher und kindlicher Zier- und Spielstücke aus, mit ihr überzieht sich das Eichengebälk des wohlhabenden bürgerlichen wie bäuerlichen Fachwerkbaus weithin mit

[33] Vgl. bes. L. Rütimeyer, Über einige archaistische Gerätschaften und Gebräuche im Kanton Wallis und ihre sprachhistorischen und ethnographischen Parallelen, Basel und Straßburg 1916; Derſ., Weitere Beiträge zur schweizerischen Ur-Ethnographie aus den Kantonen Wallis, Graubünden und Tessin und deren sprachhistorischen und ethnographischen Parallelen, Basel und Straßburg 1918; E. Goldstern, Alpine Spielzeugtiere: Wiener Zeitschrift für Volkskunde, Jg. 29, Wien 1924, S. 45—71. Vgl. auch im Allgemeinen: Arthur Haberlandt, Vorgeschichte und Volkskunst: Fraengers Jahrbuch I S. 15—16.

Digitized by Google

dem Schmuck einer reichen ornamentalen wie figuralen Holzplastik, die meist zeitgenössische Steinmetzarbeit zum Vorbild nimmt. Daß neben solchen neueren Zierformen und Gestaltungen manches Alte lebendig blieb, ist selbstverständlich. Aus dem germanischen bezw. indogermanischen Formen- und Symbolschatz[34] mögen ein paar dekorative Motive einfacher Art noch in der Formenwelt unserer heutigen Volkskunst fortleben, aber ihr Gesicht und Wesen bestimmen sie mindestens seit dem 16. Jahrhundert nicht mehr[35].

Versucht man eine klare Anschauung über die Entwickelung der bildnerischen Gestaltung aus ihren geschichtlichen Belegen zu gewinnen, so sieht man bald die Vergeblichkeit eines solchen Bemühens ein, das den evolutionistischen Gedanken am untauglichen Objekt verschwendet. Schon in den südfranzösischen Höhlenmalereien der Eiszeit stehen Expression und Impression, Hirnbild und Augenbild, idealistische Formgebung und realistische Naturkopie, ausgeprägt nebeneinander. Aber die Beobachtung der Kinderkunst zeigt, daß der geschauten Bildgestaltung die gedankliche vorangeht. Diese Primärstufe ist im Allgemeinen auch den Werken der Volkskunst eigen, schon weil ihr jede bildnerische Darstellung, die sich nicht in ornamentaler Dekoration eines Gegenstandes erschöpft, in erster Linie die sichtbare Festhaltung einer Idee ist. Der Gedanke, daß der Bildvorwurf gleichgültig, die Ausführung oder gar der seelische Auftrieb seines Gestalters Alles sei, ist dem einfachen Menschen völlig fremd, und die bewußte Wertung der Form bei den Gebilden der Volkskunst ist lediglich eine Sache des Außenstehenden, des Wissenschaftlers, des Künstlers oder Kunstfreundes einer gedanklich wie sinnlich verfeinerten Hochstufe. Darum wird ein Bild nur dann volkstümlich, wenn es einen dem Volksmenschen eindrücklichen Gedanken rein von fremdartiger, eigenpersönlicher Zutat und im ganzen Umfang seiner volkhaften ideellen Beziehungen verkörpert.

[34] Während sich die allgemein-primitiven, prähistorischen und historischen Formelemente der verschiedenen Kunststile, die in der Volkskunst Heimatrecht erworben haben, und auch das Eindringen christlicher Symbole (Kreuz, Auge Gottes usw.) gut verfolgen lassen, gebraucht man nur ungern das Wort von einem germanischen oder indogermanischen Symbolschatz. Denn die diesem zugeschriebenen Motive gehen teilweise ersichtlich über diesen Kulturkreis hinaus und sind wohl größtenteils erst durch gelehrte Mytholigisierung (in allerjüngster wie z. T. auch schon alter Zeit) zu Symbolen umgedeutet worden. Ob und wieweit sie in der Volkskunst je eine solche Rolle spielten, ist mehr eine Frage des Glaubens und Wünschens als des Wissens.

[35] So wichtig im übrigen gerade beim Volkskunstwerk die ikonographische Betrachtung ist, so vorsichtig sind doch aus dem Darstellungsstoff Rückschlüsse auf die geistigen Bedürfnisse des Bildschöpfens und Bildbesitzers zu ziehen. Während die ursprüngliche Auswahl des Kunststoffes wie auch der formalen Elemente aus einem künstlerischen Zeitgut volkspsychologisch äußerst wichtig ist, erhebt sich beim weiteren Nachschleppen der übernommenen Motive immer die Frage, ob eine Darstellung noch gedanklich lebendig oder nur noch lediglich überschlepptes, beziehungsloses Formgut ist. Daß man in letzterem Fall außer der Erkenntnis einer gewissen geistigen Trägheit keine psychologischen Rückschlüsse ziehen kann, ist klar.

Digitized by Google

Ein solcher Ideenbezug kann natürlich ein sehr verschiedener sein, doch ist er immer symbolhaft, einerlei ob es sich um Glaubens-, Hoffnungs-, Wunsch- oder Erinnerungssymbole handelt. Das Bild des Namens- oder Schutzpatrons über dem Bett der katholischen Bauernfamilie muß diesen nebst seinen von der Kirche gelehrten Emblemen allzeit gegenwärtig machen, der Bilderbogen, der die Wege zu Himmel und Hölle mit deren Freuden und Schrecken zeigt, will Mahner zu sittlicher Zucht und Gott wohlgefälligem Lebenswandel sein, das Portrait eines Landesfürsten oder Heerführers dient der Erinnerung an von der Schule überlieferte vaterländische und Heldengeschichte oder auch persönlicher Gedenktage, Auszeichnungen, Militärdienst usw., die Darstellung einer Landschaft wird nur da hingenommen, wo sie Heimatort, Reisegedenken, Beziehung zu selbsterlebter Situation ist oder aber durch die Anekdote ihrer Staffage naheliegende gedankliche Beziehungen schafft. So bringt jeder Ideenwandel unmittelbar stoffliche Veränderungen am Bildwerk, während sich die alte Formenwelt im Volkskunstwerk noch lange hinschleppen kann, weil hier kein Weltbild das allmähliche Verebben traditionell geläufiger Formen stört. Da wo in den Erzgebirgsorten die kirchliche Gesinnung schwindet, entkleidet man die Weihnachtsberge ihres religiösen Ursprungs und bastelt Heimatberge mit Darstellung bodenständiger Gewerbe oder auch der deutschen Geschichte, die man nicht selten mit dem (schulmäßig eingelernten) Schimmelreiter Wodan beginnen läßt. Mit dem Verlust des Ideenbezugs zur Darstellung verliert sich das Interesse des Besitzers an seinem Bildwerk, und es wäre ein heillos romantischer Glaube anzunehmen, daß etwa ein Bauer, dessen Hoftor noch heute die alte Wirbelrosette oder der „Schwälmer" Sechszackenstern, die Svastika oder ein „Sonnenrad" ziert, irgendwelche Beziehungen zu diesen alten Schmuckformen habe, auch wenn er sie vielleicht auf das Drängen des Lehrers, Pfarrers, Heimatschutzes oder der staatlichen Denkmalspflege neu streichen läßt. Zufällig Konserviertes scheidet, weil innerlich abgestorben, zur Erforschung der geistig-künstlerischen Einstellung des lebenden Geschlechtes immer aus, so wertvoll es uns im Übrigen als Denkmal heimischer Vorzeit sein kann. Doch läßt sich andrerseits nicht selten aus dem lebendigen Bildschatz einer geschlossenen Menschengruppe rückläufig dessen geistiger Lebenskreis erschließen. Als Beispiel sei auf die Tätowierungen der Seeleute verwiesen, die sich nicht nur als Reiseandenken aus allen Welthäfen eine unvergängliche Bildergallerie auf ihren Körper stechen lassen, sondern in diesen Bildern zugleich den ganzen Inhalt ihres äußerlich so weiten, innerlich so beschränkten Lebens umreißen.

Hinter solcher stofflichen Verbundenheit zum Bildwerk tritt die Frage seiner formalen Gestaltung, seines Stils, für den Bildbesitzer, aber auch den Verfertiger völlig zurück. Das Bewußtsein, daß ein altes, handwerklich erarbeitetes Meisterstück geschmacklich wertvoller sei als die den gleichen Gegenstand darstellende moderne Fabrikware, liegt dem nicht künstlerisch eigens ausgebildeten Menschen völlig fern. Ja, er

Digitized by Google

wird in der Regel das maschinell hergestellte Massenerzeugnis schon um deswillen höher schätzen, weil es ihm zeitgemäß erscheint. Denn sein „Nachhinken" hinter der kulturell-zivilisatorischen Spitzenentwickelung ist umstandsbedingt, nie beabsichtigt, und der Schwerfälligkeit seiner ideologischen Wandlungen steht das Anpassungsbedürfnis an die technische Zeitentwickelung gegenüber. Das war früher kaum anders wie heute. Wenn zu Beginn des 16. Jahrhunderts neben derben Holzschnitten voll Himmelswundern, Abnormitäten und Aktualitäten aller Art auch Dürersche und andere Kupferstiche in Bauern- und Kleinbürgerkreisen umliefen, die unsere heutigen Kupferstichkabinette als wertvolle Schätze hüten, so schätzte ihr einstiger Besitzer an ihnen nicht die geniale Beherrschung des Griffels, sondern sah sie, wie schon ihre meist unbekümmert die Form zerstörende Bemalung beweist, als Andachtsbilder, Haussegen, Bilderbogen an. Der Glaube, daß nicht auch damals schon die Vierfarbenautotypie und der Öldruck, falls man sie so frühzeitig erfunden, die Kupferstiche jener Meister aus ihrer Volkläufigkeit verdrängt hätten, steht auf schwachen Füßen.

Zur Erkenntnis all dieser Vorgänge und Gegebenheiten bedarf es entwicklungsgeschichtlicher Einzeluntersuchung. Freilich, auch wenn die Herkunftsfrage für jedes einzelne Stück gelöst, das heißt das äußere Vorbild eines Werkes der Volkskunst in irgend einem Kupferstich, einer Porzellanmalerei, der Steinplastik eines Patrizierhauses usw. gefunden wäre, so ist damit noch nicht viel gewonnen. Wesentlich ist erst der genaue Verfolg des Um- und Rückbildungsprozesses[36], der ohne eigenschöpferische Gestaltungskraft nicht möglich ist. Hier walten die gleichen Strebungen wie bei der Volksliedbildung. Aus einer unbekümmerten Stil- und Formenmischung[37] erwächst unter fortschreitender Vereinfachung und Stilisierung ein neuer Stil, den wir als Gemeinschaftsstil bezeichnen können, wenn wir der nur relativen Richtigkeit einer solchen Bezeichnung eingedenk bleiben und nicht vergessen, daß auch hinter der scheinbar entpersönlichsten Form noch immer der Rest eines Einzelmenschen mit seiner Eigenwilligkeit steht. Wie ein Modestil durch unbewußt „abstrahierende"[38] Tätigkeit zur Volkskunst wird, die wie

[36] Schon Riegl wies a. a. O. S. 48 auf solche Rückbildungsprozesse hin. Doch sah er in ihnen keine Zeugnisse veränderter geistiger Haltung, sondern glaubte sie durch allgemeine kulturelle und wirtschaftliche Rückschläge erklären zu müssen. Dagegen faßte Robert Forrer die ganze Volkskunst nicht nur bildhaft als „gesunkenes" sondern auch als entartetes, verbäuerlichtes Kunstgut auf.

[37] Diese Unbekümmertheit der Stil- und Formenvermischung ist vom Standpunkt der Stilkunst aus eines der offenliegendsten Kennzeichen der Volkskunst ebenso wie des Volksliedes und bes. der Volkserzählung. Daß aber auch hier gewisse Regelbildungen die Volksform bestimmen, soll damit nicht bezweifelt werden. Nur stehen wir heute kaum in den ersten Versuchen ihrer Erkenntnis.

[38] Der zum Formbildungsstreben der Volkskunst von Freyer eingeführte Begriff der „Abstraktion" ist um deswillen nicht glücklich, weil es sich hier um keinen

Digitized by Google

Märchen, Sage und Volkslied im Grund motivarm, aber darum umso variationsreicher ist, wie die Volkskunst das lineare Ornament bevorzugt, den Leerraum meidet, die von da und dort übernommenen Muster häuft und auswuchern läßt, wie sie das organische Vorbild stilisiert, ins Flächenhafte zerspreitet, ihre Vorwürfe, unbekümmert um deren natürliche Maßverhältnisse, ins Dekorative übersetzt usw., hat 1916 Kurt Freyer an Beispielen der schleswig-holsteinischen Volkskunst zu erläutern versucht[39].

Diese aller optischen Gegenstandserfassung fremde Bildgestaltung drückt sich nicht nur in Motivhäufung und Motivverschlingung aus, sondern auch in dem Nebeneinander mehrerer Vorgänge und Gedankenverbindungen und der Scheidung von Haupt- und Nebengestalten durch verschiedene Größenmaße, also ideographischen Hilfsmitteln, die uns größtenteils aus der mittelalterlichen Bildnerei bekannt sind. Auch die in der dekorativen Volkskunst enge Verbindung von Bild und Wort, die dem modernen Volkstheater, dem Kino, wieder sein Gepräge gibt, weist auf den gedanklichen Grundzug der Volkskunst hin: die häufige Verwendung von Spruchbändern, die ornamentale Akzentuierung des Balkenwerks durch Hausprüche, die textillustrierenden Bilderbogen und Moritatendarstellungen, die Freude an Bilderschriften und dergleichen. Ja, man könnte im Grund die dekorative Volkskunst oft selbst eine Bilderschrift nennen, nachdem ihr die moderne, zur Gegensätzlichkeit getriebene Trennung von Bild und Schrift noch ähnlich fremd wie dem chinesischen Buchstaben- und Bildzeichner ist. Doch darf daneben, wie schon gesagt, nie übersehen werden, daß wesentliche Formgestaltungen in den Werken der Volkskunst ihr Entstehen geschichtlichem Werden verdanken, nämlich jenem Abwanderungsprozeß in ursprungsfremde Volksgruppen und ihrer Verschleppung durch verschiedene Zeitstile, also jenen Prozessen, die auch die Formen des Volksliedes, der Trachten usw. bestimmten.

Aber auch Freyers kluge Darstellung und die sie ergänzenden Hinweise geben nur Teillösungen des Problems, nicht nur weil die hier geschilderten Vorgänge da und dort in sehr verschiedenem Ausmaß zur Durchbildung gelangt sind, sondern vor Allem, weil sie sich nur auf die Formenwelt der dekorativen Zierkunst des Hausrates beschränken. Auch lassen sich gerade bei den Werken der Volkskunst die von Freyer geschilderten Rückstilisierungsprozesse primär nie allein aus den geistigen

Denk- oder Willensvorgang handelt, sondern um unbewußte vereinfachende Stilisierung der Vorlagen, die durch deren Übernahme in einen neuen geistigen Kreis, eben „das Volk", bedingt ist.

[39] Am augenfälligsten ist dieser Prozeß von Wilhelm Fraenger an russischen Holzschnittbilderbogen aufgezeigt, die Augsburger Kupferstiche des 18 Jahrhunderts oder einen Dürerschen Schnitt zur Offenbarung Johannis zum Vorbild nahmen, (W. Fraenger, Deutsche Vorlagen zu russischen Volksbilderbogen des 18. Jahrhunderts: Jahrbuch für historische Volkskunde II, S. 126—173.) — Im Übrigen sind die von Freyer für die schleswig-holsteinische dekorative Volkskunst als Stilstrebungen erkannten Merkmale fast alle die gleichen, die wir im entsprechenden Schmuckschatz der „Primitiven" finden.

Digitized by Google

Bedürfnissen des Bildschöpfers erklären. Denn ganz abgesehen von dem (heute zuweilen bestrittenen, aber im Großen und Ganzen doch ernstlich kaum bezweifelbaren) Gradunterschied im formal-stilistischen Einfühlungsvermögen wie auch der technischen Fertigkeit beim Schöpfer volkstümlicher Bildformen und bei dem Werke einer überragenden Künstlerpersönlichkeit, bestimmen vielfach technische und wirtschaftliche Momente die Form des Volkskunstwerkes. Wie das in Holz geschnittene Runenalphabet die Buchstaben seiner Vorlagen den Bedingtheiten des Holzschnittes anpaßte, so ist der Volkskünstler vor Allem an seinen Werkstoff (Holz, Ton, Kalkputz, Eisen, Glas usw.), aber auch an seine Werkzeuge (Drehscheibe, Webstuhl usw.) gebunden. Daß sich aus diesen Voraussetzungen, besonders in der Weberei, der Korbflechterei usw., zwangsläufig gewisse Muster und Stilisierungen ergeben, ist schon längst erkannt und betont worden. Aber auch das wirtschaftliche Moment beeinflußt häufig entscheidend die Werkgestaltung. Da wo eine gewerbsmäßige, länger andauernde Herstellung von Massenbedarfsartikeln, wie etwa in der Spielzeugschnitzerei und Drechselei, der Hinterglasmalerei, der Andachtsbildchenminiatur usw. stattfand, erscheint der Primitivierungsprozeß am Weitgehendsten und Folgerichtigsten durchgeführt. Führt doch, schon aus Gründen der Arbeitsersparnis und des Zeitgewinns, die stete Wiederholung des gleichen Handgriffes beim nämlichen Vorwurf in der Formung, Zeichnung und Kolorierung, zur kurzmöglichsten Formel. Wenn uns etwa der erwähnte „Torgauer Hirsch" praehistorisch-primitiv anmutet, so dürfen wir deswegen in ihm noch sicher keinen direkten Nachfahren der Töpferkiere jener vorgeschichtlichen Zeiten erblicken. Vielmehr beweist die ganze Geschichte des Töpferhandwerks, daß es sich hier um eine Rückfallerscheinung handelt. Während seit der Renaissance der Töpfer zusehends zum Künstler wurde und mit technisch und handfertig verfeinerten, plastisch ganz in die Einzelzüge modellierten Kunstwerken den Haushalt des kunstliebenden Patriziers schmückte, wandte sich das Handwerk nach dem Abblühen seiner Glanzzeit wieder ganz dem Bedarf der kleinen Leute zu. Aus dem gut bezahlten Kunstwerk wurde der Massenartikel des Kinderspielzeugs, der sich nur bei schnellstmöglicher, die Formen in einfachster Stilisierung andeutender, Herstellung bezahlt machte. So entstanden erneut, nicht selten (wie bei dem Hinterglasbild) aus weitgetriebener Arbeitsteilung heraus, jene „primitiven", durch ihre scheinbar naive Schmissigkeit unserem heutigen geschmacklichen Empfinden besonders einschmeichelnden Gebilde, an die wir gefühlsmäßig in erster Linie bei dem Wort Volkskunst denken und die wir oft irrig als primitive Urerzeugnisse ansprechen hören. So führen zwar äußere Gründe zur volkhaften Bildgestaltung, und doch ist die Volkläufigkeit solcher rückstilisierter Werke innerlich bedingt, indem stets die feststehenden Schlagbild- und Schlagwortsymbole die dem volkstümlichen Geist einprägendste Form sind, zu der, wie jedes Kapitel der volkskundlichen Arbeit beweist, alle gemeingültigen Gebilde in Wort und Werk bei längerer Lebensdauer in breiten Volkskreisen hinstreben, auch wenn nur wenige ihre letzte, vereinfachste Stilisierung erreichen.

Digitized by Google

Aber das ist nur die eine Seite volkskünstlerischer Bestandsaufnahme. Wohl sind die Werke der Volkskunst, zahlenmäßig gesehen, überwiegend gewerblicher Art, und die Auszierung von Haus- und Berufsgerät wie von Trachtenstücken spielte Jahrhunderte lang die größte Rolle, ja ist in ihren letzten Resten noch jetzt lebendig. Aber auch der einfache Mensch von heute versteht unter „Kunstwerk" in erster Linie nicht die gegenständliche Dekoration, sondern das gezeichnete, gemalte oder plastisch gestaltete freie Bildwerk. Dieses kann ebenso aus reiner Freude an Bastelei und Bildgestaltung wie auch zu einem bestimmten Zweck geschaffen sein und ist in der Regel ein einmaliges oder doch nur in geringer Zahl kopiertes Erzeugnis. Da wo sich aus solcher Bildformung die gewerbsmäßige Herstellung einer Massenware entwickelte, unterlag sie den oben gezeichneten Strebungen, während im Übrigen die Verfertiger und Besitzer des freien Bildwerks andere Anforderungen an dieses als an den einfachen Dekor stellen. So häufig aber auch das freie Bild Einzelkunstwerk bleibt, so wenig läßt es sich doch aus dem Volkskunstbegriff ausschalten, da sich in ihm im Wesentlichen nicht die individuelle Leistung sondern der volkhafte Gemeinschaftsstil einer bestimmten Zeit entfaltet.

Auch hier ist zunächst die künstlerische Forderung, unter der sich das freie Volksbild gestaltet, nicht der Kunstkanon unserer Zeit, sondern Ausdruck überalteter Kunstanschauung. In Stadt wie Land stellt heute der einfache Mensch an das Bild seines Zimmerschmuckes rein impressionische Anforderungen, begnügt sich nicht mehr (aber auch noch nicht) mit symbolischen Andeutungen und typischer Verallgemeinerung, sondern verlangt eine optisch „echte", „wie lebendige" Wiedergabe einer Landschaft, eines Menschen, einer Sache, wünscht von dem Stilleben, daß es „zum Anbeißen" sei, daß einem bei seinem Anblick „das Wasser im Munde zusammenlaufe." Und nicht anders ist es beim plastischen Werk. Die gesamte europäische Schnitzkunst der Hirten ist ebenso wie die Oberammergauer, Grödener usw. realistisch. Wandert man durch die Schnitzerdörfer und -Städtchen des Erzgebirges, so tritt einem augenfällig der Unterschied entgegen, nicht nur zwischen den Werken der benachbarten, für den Großhandel schaffenden Spielwarendrechsler und den Schnitzern, die meist nur aus eigener Liebhaberei arbeiten und sich hoch über jene erhaben fühlen, sondern auch die verschiedene Kunsttheorie beider. Diese Schnitzerorte, in denen eine fast allgemeine kleinbürgerliche, durch private Schnitzschulen geförderte Schnitzmode herrscht, an der sich Beamte, Kaufleute und Arbeiter beteiligen, stellen eine der merkwürdigsten Zeiterscheinungen dar: in unseren Tagen wieder lebendig gewordene kleinbürgerliche Kunstübung der Feiertagsstunden und damit eine überraschende, wenn auch auf einen anderen Kunstzweig verschlagene, Parallele zum Meistersingertum der ersten bürgerlichen Periode unserer kulturellen Entwicklung. Hier finden wir ebenso eine staunenswerte, fast allgemeine Hochstufe technischer Fertigkeiten wie ein uns befremdendes Fehlen jenes Stilgefühls, das heute den Begriff des Kunstwerkes festlegt. Es sind Stil und Geschmack der 80 er und 90 er Jahre des vergangenen Jahrhunderts, in dem diese Amateurschnitzer

Digitized by Google

arbeiten, und die gedankliche Verwachsenheit mit ihren Schöpfungen offenbart sich in der Freude an sinnbildlicher Deutung, allegorischer Darstellung und emblematischem Beiwerk oder auch in einer Farbensymbolik, die besonders in ihren, teilweise in Gemeinschaftsarbeit geschnitzten, Vereinsstatuetten zu Tage tritt. Der Stolz auf die handfertige Leistung und das vollkommene Ausdrucksvermögen einer liebgewonnenen Idee geben keinen Raum für stilistisch-künstlerische Erwägungen irgendwelcher Art. Auch die Stilisierung der größten Teils gedrechselten Spielwaren ist in erster Linie technisch bedingt, läßt aber darüber hinaus noch deutlich Formen des Biedermeier nachklingen[40].

Neben solchen gemalten, gezeichneten und vor allem plastischen Bildwerken, die in der Regel Nachbildungen von Menschen, Tieren, Landschaften und Gegenständen sein wollen, stehen andere freie *Bildwerke, die eine verbindende Stellung zu den rein dekorativen Gestaltungen einnehmen*. Sie zeigen ebenso ein Nachschleppen wesentlich älterer Kunsttheorien wie auch eine tiefere Verwurzelung im volkstümlichen Kunstbegriff. Wie nach volkhafter Anschauung eine Sache stets desto besser und wirkungskräftiger ist, je mehr Bestandteile sie enthält (man vergleiche die kompilativen Segenssprüche, Generalbeschwörungen und Sammelamulette, die Gebetsstürme, die Kräutermischungen der Volksheilkunde usw.), so ist auch das reich *kompilierte Kunstwerk* das geschätzteste. Daher die Motivhäufung und Kompilation verschiedener Stile und Techniken, die sich vielfach mit der *Freude an allem Seltsamen, Schwierigen und Rätselaufgebenden* verbindet. Das Wort „gekünstelt", das noch zu Goethes Zeiten ein reines Lob war, hat auch heute im Volksgeschmack seine alte Bedeutung beibehalten, und Künsteleien aller Art, von denen sich unser Kunstgeschmack längst abgewandt hat, sind dem Volksmenschen noch immer Inbegriff künstlerischen Könnens.

Darum schätzt der einfache Mensch in erster Linie *Bildnereien, die auf engem Raum eine größtmögliche Formenwelt zeigen* und damit zu zahlreichen Gedankenbezügen anregen, wie wir die Vermeidung des Leerraums schon bei der kunstgewerblichen Dekoration fanden. Beschränkung der Motive ist dem einfachen Menschen nie ein künstlerisches Mittel, sondern stets ein Zeichen von mangelnder Fähigkeit. Bewunderung erweckt nur die Fülle des Gebotenen, an der man die Vielheit der Erscheinungen bestaunt, ohne an eine Überladung zu denken. Auch an einem Jamnitzer Pokal wird der Volksmensch stets nur die zierliche Menge der auf engem Raum dargestellten Dinge, nie ihre künstlerische Bewältigung zu einer Einheit bewundern, und der Schuster, der Bismarck zu seinem

[40] Solche Nachklänge finden sich übrigens auch in den fabrikmäßig hergestellten Bildnereien zum Ausschmuck des kleinbürgerlichen Hauses. Man betrachte nur auf den Jahrmärkten und Messen die „Nippes"-Stände mit ihren (meist unechten) Porzellanfiguren, um in deren Pudeln, Blumen- und Fruchtkörbchen und Mädchengestalten immer wieder trotz aller Entartung auf Biedermeiervorbilder zu stoßen.

Digitized by Google

80. Geburtstag die bekannten gelben Riesenstiefel schenkte, auf denen sich patriotische Allegorien wie die Siegesgöttin, die Germania, der Reichsadler, das Bismarcksche Familienwappen, Blumengirlanden und Verse austobten, schuf aus dem künstlerisch-geistigen Empfinden der Volksmasse, nicht nur aus dem Geschmack der 80er Jahre, heraus. Auch das fast ehrfurchtsvolle Bestaunen eines ganz mit scheinbar zusammenhangloſen Bildern und Emblemen tätowierten menschlichen Körpers zeigt die gleiche, zustärkst im Gedanklichen gebundene, Kunstauffassung des Volkes.

Diese Schätzung aber gilt nicht allein der vielfältigen Gestaltungswelt des Kunstwerkes, sondern zugleich seiner technisch schwierigen, dem Nichtkünstler unverständlichen, Herstellungsart, die stets den Wert eines Volkskunstwerkes erhöht. Daher die Freude an Miniaturschnitzereien und -Schriften, an dem „Eingericht", jener enghalsigen Flasche, in der das Leiden Christi, die Heiliggeisttaube, eine Burg oder ein Bergwerk eingebastelt sind, die Befriedigung an mechanischer Spielerei: beweglichen Puppen, Schlangen, Pyramiden, „lebenden" Weihnachtsbergen, Krippen u. dgl. Je moderner und verfeinerter der Mechanismus ist, desto lebhafter die Bewunderung des Kunstwerkes. Der Gedanke, daß etwa eine Pyramide entarte, wenn nicht mehr die Kerzenwärme ihr Flügelrad treibe, kommt nur den ästhetisch-antiquarischen Neigungen des städtischen Kunstfreundes. Auch in Ehrenfriedersdorf, dem „erzgebirgischen Oberammergau" wird heute die Pyramide (wie anderwärts) meist elektrisch angetrieben, wenn auch noch mancher ihrer Erbauer daneben das Flügelrad im Hause hat für den Fall, daß die „Kunstfremden aus der Stadt" zur Besichtigung kommen, „die es noch nach der alten Art sehen wollen."

Eng zusammen mit der Freude an der bunten Fülle der Darstellungswelt und der Beherrschung ungewöhnlicher technischer Kunstfertigkeiten hängt die erwähnte kompilative Arbeitsweise und die Lust an der Vereinigung widersprechender Materialien in der Bildgestaltung, die zuweilen zu „dadaistischen" Darstellungen führt, wie sie auch in der Kinderkunst geläufig sind. Der tiefe Eindruck, den eine im Grunde so exklusiv höfische Kunst wie das Barock in der Volkskunst hinterließ, ist sicher zum größten Teil aus dessen spielerischer Vermengung der Künste und Techniken und der scheinbaren Überwindung aller stofflichen Schwierigkeiten und Schwere zurückzuführen. Aber auch bei solchen Kompilationen spielen die gedanklichen Bezüge oft die größte Rolle, besonders wenn es sich darum handelt, ein Kunstwerk als Erinnerungsmal zu schaffen, wie wir es in der Soldaten- und Schützengrabenkunst des letzten Krieges täglich sahen. Die zerschlagene und so zu einer „Granate" umgewandelte Flasche, umlegt mit Führungsringen und beklebt mit Granatsplittern, Patronenhülsen, einer Ansichtskarte (vom Kaiser, Hindenburg, der Geliebten, des Heimatdorfes und dgl.), gefirnißt, gesiegellackt, vergoldet und bronziert, ist neben ähnlichen Gebilden bezeichnendes Beispiel einer solchen Laienkunst, die sich nicht auf den Soldaten beschränkt. Waren doch wenige Jahrzehnte zuvor derlei Arbeiten, die die Abfälle der Haushaltung (Knöpfe, alte Schlösser, Vorhangringe usw.) verwerteten, auch bei den Backfischen und Frauen der

Digitized by Google

„höheren" Gesellschaft zu Geschenk- und Gedenkzwecken üblich. Doch liegt hier keine Abwanderung aus einer Stilmode, sondern naive plastische Bildgestaltung vor.

Man könnte einwenden: wie ist denn überhaupt ein sicheres Kriterium zu finden, ob eine Form Nachklang eines älteren Kunststils bzw. vergangener Kunstanschauungen ist oder ob sie sich lediglich psychologisch als „naive" Bildgestaltung erklären läßt. In manchen Fällen ist dieser Entscheid auch schwierig, schon weil eine Kunstform nur dann ein über ihre Zeit und die modegebende Gesellschaftsschicht hinaus dauerndes Leben hat, wenn sie sich der volkstümlichen Geisteshaltung zu verschmelzen versteht. Und man könnte in diesem besonderen Fall des aus allen möglichen Gegenständen und Stoffen zusammengesetzten Bildwerkes vermuten, daß es ein Nachklang jener seltsamen, verwandten Kompositionen sei, die wir aus den Kunst- und Wunderkammern des 16. bis 18. Jahrhunderts kennen. Ein solcher Einwand liegt umso näher, als tatsächlich der ganze volkstümliche Kunstbegriff weit stärker in der Welt dieser Sammlungen als der unseres heutigen Museumsgutes lebt. Doch haben wir in solchen Zweifelsfällen immer die Möglichkeit, durch einen vorsichtigen *Vergleich mit den Formprinzipien der Kinderkunst* zu einem Entscheid zu gelangen. Solche Gleichsetzungen zwischen Werken der Volkskunst, der Kinderkunst und auch der Irrenkunst (besonders denen der Schizophrenen) sind heute Mode, weil bei allen dreien gewisse Hemmungsmomente eines ursprünglichen künstlerischen Sichausströmens entweder noch nicht entwickelt oder wieder ausgeschaltet sind, und wir aus solcher vergleichenden Betrachtungsweise allerlei Einblicke in die Ursprünge der Kunst überhaupt zu tun hoffen. Hütet man sich vor gewaltsamen Gleichungen, so wird man sicher auf diesem Weg noch manch auswertungsfähiges Ergebnis erzielen. Vor Allem aber ist die Heranziehung der Kinderkunst häufig unerläßlich zu einer Klärung, ob es sich hier um ein Fortleben alter Kulturformen oder ursprüngliche Gestaltungstendenzen handelt.

So setzt sich die Volkskunst aus gar verschiedenen Gebilden zusammen, aus geschichtslosen Elementen wie durch die Zeiten gewachsenen und bedingten jeden Alters, aus rückgebildeten und aus der engen Gemeinschaft wegstrebenden, aus solchen, die einfach einem angeborenen Spiel- und Gestaltungstrieb entsprossen sind, und anderen, die in regelmäßiger Betätigung von Hausfleiß und Hausindustrie, zuweilen aber auch erst nach ihrer Aufnahme in das Handwerk, ja in den fabrikmäßigen Herstellungsprozeß ihre letzte Formung fanden. Und ebenso aus scheinbar ganz unpersönlichen wie auch schon durchaus persönlich bestimmten Gestaltungen, aus Gebilden, die uns geschmacklich mehr oder weniger oder gar nicht befriedigen. Denn Blüte- und Verfallszeiten wechseln in der hohen Kunst wie in der Volkskunst, und in beiden differenzieren letzten Endes Geschmackssinn und Fertigkeiten der einzelnen Erzeuger die Werke in allen Spielarten von Können und künstlerischem Feingefühl. Auch in der Volkskunst schafft die Erfindungsgabe des Einzelnen neue Formen, hebt sich ein angeborenes künstlerisches Talent aus seiner Umgebung, ohne sich noch

Digitized by Google

gänzlich vom heimischen Boden lösen zu müssen. Das wäre eine für die volkskundliche Forschung ziemlich belanglose Selbstverständlichkeit, wäre daneben nicht die Tatsache unverkennbar, daß ganze Volkslandschaften an Können, Phantasie der Gestaltung und Bedürfnis nach künstlerischem Ausschmuck ihres Lebens andere überragen. Wieweit eine solche Kollektivveranlagung sich aus kulturellen Sonderentwicklungen (was in der Regel der Fall sein dürfte[41]), wieweit aus ursprünglichem Naturell und besonderer Geisteshaltung erklärt, das zu erforschen ist keine der nebensächlichsten Aufgaben der Volkskunde.

Wie steht es nun aber um die Zukunft unserer Volkskunst? So wenig diese Frage in das Gebiet der Forschung gehört, so stark bewegt und trennt gerade sie heute die Gemüter. Fast allgemein, und am stärksten betont von den museal Pflegern der Volkskunst, ist die Klage, daß sie zur Zeit bei uns ausgestorben sei: handwerklich mit dem Sieg der Maschinentechnik, dem Durchbruch neuer Wirtschaftsformen und der damit verbundenen Verdrängung der bäuerlichen Bildwelt durch die städtische, geistig mit dem Schwinden alter Lebensformen in Glaube, Brauchtum und allgemeiner Ideologie[42]. Das betrifft natürlich nur jene einst volkstümliche Formenwelt, die uns am Wertmesser unseres Zeitgeschmackes als wirkliche „Kunst" erscheint und die bei aller Bindung durch Gemeinschaftszüge nicht der persönlicheren Beziehung zu ihrem Schöpfer wie Träger ermangelt. Aber selbst eine solche Behauptung mag zunächst

[41] Das stärkere Beharren der Volkskunst in Bayern und Österreich hängt z. B. wahrscheinlich mit der prunkvollen Entfaltung aller Künste in der katholischen Kirche zusammen. Uebes Behauptung (a. a. O. S. 46), daß in protestantischen Gegenden fast nur die „hohe" Kunst für die Gebildeten in Einzelleistungen seit der Renaissance gepflegt worden sei, während in den katholischen die Form der Volkskunst lebendiger geblieben sei, dürfte in dieser Fassung doch kaum stimmen.

[42] So sagt beispielsweise Arthur Haberlandt in Fraengers Jahrbuch II S. 32: „Nicht durchdrungen von einheitlicher Zielstrebigkeit starb die Volkskunst gerade durch die Vereinheitlichung der Kulturziele in den Nationen Europas ab, ja in weiten Gebieten Europas, just in denen, wo sie den Gebildeten am meisten am Herzen liegt, ist sie tot und kann mit dem liebevollsten Studium ihrer Formen und Themen auch gar nicht mehr erweckt werden. Denn was sie lebendig erschuf, war gar nicht Liebe zur Kunst, sondern gar vielerlei Lebens- und Arbeitsfreude, Liebe zum Mädel, zum Vieh, zum Hausstand, mit dem sie bedürfnismäßig und zweckvoll verbunden war. Oder Konrad Hahm a. a. O. S. 51. „Sie [= die Volkskunst] ging zugleich mit dem Handwerk zugrunde, als die neue Zeit ihre gemeinsamen wirtschaftlichen und kulturellen Grundlagen zerstörte ..."; S. 55 f.: „Wo diese Überlieferungsgrundlage zerstört wurde, wo die freie bäuerliche Existenz und ihr geistiges Wertbewußtsein von der Leibeigenschaft abgelöst und der Bauer Kätner wurde und in allzu starke Abhängigkeit von einer sozial höheren Stelle, dem Gutsherrn, geriet, verschwand und verkümmerte die Volkskunst"; S. 120: „Die alte Volkskunst hat ihre Basis in einer geistigen Voraussetzung, in der Bindung an Brauch und Glauben. In dem Maße, in dem diese abnahm und eine neue Weltanschauung in die Volksklassen einzog, in dem auch der Wirtschaftsprozeß einer Nation neue Wege ging, schwand die alte Grundlage der Volkskunst."

Digitized by Google

übertrieben klingen zu einer Zeit, in der es noch Trachteninseln und Töpferdörfer gibt, in der die Figurenschnitzer in Bayern, Tirol und im Erzgebirge, die Glasbläser in Thüringen, die Brautrechenmacher im Vogelsberg, die Verfertiger kunstvoll gedrechselter, eingelegter und bemalter Spinnräder ebendort und in Thüringen leben und in andern Dörfern buntverzierte, geschmackvoll geflochtene Körbe hergestellt werden, da noch das Kratzputzbild im hessischen Hinterland blüht, in der Schwalm und anderwärts noch Näherinnen Trachtenschmuck in Stickerei und Flitterwerk und Brautkronen fertigen. Aber ebenso sicher ist, daß diese merkwürdigen Reste ihrem mehr oder minder schnellen Ende entgegengehen, so daß man fast errechnen kann, wann der letzte Töpfer mit dem Malhörnchen verzierte Krüge, Pfeiftiere und Menschengestalten herstellt, wann der letzte Brautrechen, das letzte Brautspinnrad gefertigt werden. Denn was an Resten uns in Form und Farbe beglückender Volkskunst heute noch unter uns lebt, ist, abgesehen von ewig jungen Urformen im Kinderspielzeug und Handfertigkeiten vereinzelter Begabungen, Nachhall vergangener Jahrhunderte, denen die künstlerische Ausschmückung ihres Lebens Bedürfnis war. Der Renaissance, die erst das Kunsthandwerk in alle Volkskreise trug, des Barock, dessen zerspielte Phantastik der volkstümlichen Freude am Rätselhaften und technisch Wunderbaren entgegenkam, des Rokoko, das die Fülle bunter Blumenpracht über die Bauernschränke und Truhen streute, des Biedermeier, das dem bürgerlichen Haushalt auch im kleinsten Gebrauchsgegenstand mit sinnigen Kunstfertigkeiten eine persönliche Beziehung gab.

Das Gesicht der Volkskunst und ihre Rolle im kulturellen Leben aber bestimmt die Stellung einer Zeit zur Kunst selbst. Da diese heute aus den Triebkräften unseres allgemeinen Lebens nahezu völlig ausgeschaltet erscheint, um lediglich bei einem kleinen, abseitigen Menschenkreis und in musealer Obhut weiter zu vegetieren oder auch noch in der traditionellen Konversation der „guten" Gesellschaft als gering bewegender Gesprächsstoff und Bildungsfaktor fortzutönen, ist das Ende jener von den Gefälligkeiten vergangener Kunstformen bis zum Biedermeier zehrenden Art von Volkskunst unvermeidlich. Das bedeutet geschmacklich einen großen Verlust und eine Entfärbung unseres Volkslebens schlechthin. Doch gibt es kein äußeres Mittel, diese Entwicklung zu verhindern, und alle Hoffnung, die alte Formenwelt als solche zu bewahren, erscheint unverständlich und zwecklos. Stirbt doch jede mit kulturellem Zeitbild gestempelte Form einmal ab, und die Frage, ob eine „Volkskunst" erneut in Zukunft erspießt, ist keine Frage der Konservierung des Überalterten noch lehrhafter Bearbeitung des „Volkes" selbst, auch kein rein künstlerisches, sondern ein allgemein geistiges Problem. Denn von einzelnen Primitivbildungen abgesehen, die gleichermaßen ewig alt und ewig jung sind, aber in unserer Zeit nie mehr das Gesicht irgend eines Zweiges der Volkskunst maßgeblich bestimmen können, wird jede zukünftige Volkskunst (so wie sie es immer seit dem Bestehen einer schöpferischen Kulturschicht in einem Volksganzen war) nichts anders als der Ausschlag eines großen, in den städtischen Zentren geschaf-

Digitized by Google

senen Kunststils sein. Nur wenn in der führenden Schicht eines Volkes so stark der Drang nach einer Durchpulsung des Lebens mit künstlerischen Werten aufwallt, daß er eine allgemeingültige neue künstlerische Kultur und einen neuen Kunststil schafft, der sich durch eine längere Zeit hin behauptet und zugleich die Fühlung mit den Bedürfnissen und dem Verständnis der breiten Masse hält, kann schließlich aus ihm auch wieder eine das empfindlichere Auge befriedigende Volkskunst herauswachsen, der auch der ästhetische Beurteiler diesen Namen nicht versagen wird, selbst wenn sie sich neuer Produktionsformen bedient.

Ob eine solche Entwicklung sich nochmals vollzieht vorauszuahnen, ist müßiges Spiel des Geistes. Wie die künstlerische Mode der Stadt da, wo sie auf verwandte Einstellung stößt, sich auch heute auf dem Land fruchtbar auswirken kann, zeigt das schnelle Vordringen des wieder in Mode gekommenen Bunt-bewurfs und der farbigen Bemalung der Häuser bis in die kleinsten Dörfer verschiedener deutscher Landesteile. Zweifelhaft aber bleibt, ob sich auch von einem neuen Kunststil je wieder in dem Maße wie früher ländliche Sonderentwicklungen abzweigen können, die sich zu einer eigenen Formenwelt ausbauen und an die man bei dem Wort „Volkskunst" jetzt in erster Linie denkt. Denn diese verlangen zu ihrer Reife Zeit und Abgeschiedenheit und widersprechen dem Tempo unseres heutigen Lebens und der Erschließung bzw. Einbeziehung der einst „vergessenen Winkel" in das allgemeine Verkehrs- und Wirtschaftsnetz. Hat doch auch in einem so früh erschlossenen, kulturell so lebhaft durchfluteten Land wie Rheinhessen nie eine zu ländlichen Sonderformen entwickelte Volkskunst bestanden, indem der Bauer und Winzer sofort mit der städtischen Mode ging. In diesem Fall bedeutet Volkskunst keine ländliche Eigenentwicklung, sondern lediglich eine Auswahl des von der städtischen Hochkultur Gebotenen, eine Anpassung an die besonderen Lebens- und Wirtschaftsverhältnisse und ein gewisses Zurückbleiben geschmacklicher Theorie und Praxis beim Großteil der städtischen und ländlichen Bevölkerung gegenüber neuen Gedanken und Formungen der künstlerischen Spitzenkultur.

Was sicher bleibt, ist das menschliche Bedürfnis aller Volkskreise nach einer über die „sachlichen" Notwendigkeiten hinausgehenden Ausschmückung des Lebens, ein Kunstbedürfnis im weitesten Sinn. Unsterblich ist die Kunst als Gemeinschaftsphänomen im soziologisch-volkskundlichen Sinn. Daß sie aber auch im künstlerisch-ästhetischen Sinn als Stilkunst wie Primitivkunst wenigstens individuell unsterblich bleibt, dafür sorgt letzten Endes das Leben selbst. Gewährt doch die Geburt eines jeden Kindes ebenso die Hoffnung auf neue künstlerische Kräfte wie die Gewißheit, daß auch das geistige Leben immer wieder unverändert erdenhaft aus der gleichen Menschheitswiege emporwächst.

Digitized by Google

Volkskunde im Gerichtssaal.

(Die Assel in der Volksmedizin.)

Von Stud.-Professor **Dr. Heinrich Marzell**, Gunzenhausen.

In einer großen Münchner Tageszeitung[1] war folgender Gerichtssaalbericht zu lesen: „Wein mit Asseln." Wegen eines Vergehens des Preiswuchers sowie wegen unberechtigter Abgabe von Arzneimitteln erhielt eine 74 Jahre alte Gastwirtsehefrau in München einen Strafbefehl, lautend auf eine Gefängnisstrafe von einer Woche und eine Geldstrafe von 40 Mk. Gegen diesen Strafbefehl hatte die Angeklagte Einspruch zum Strafgericht München-Au erhoben. Der Angeklagten lag zur Last, daß sie im Herbste 1925 Personen, die an Epilepsie litten zur Heilung der Krankheit Weißwein mit Asseln, die in dem Wein verenden mußten, abgegeben habe und sich für eine Flasche 12,80 Mk. bezahlen ließ. Zu ihrer Verteidigung brachte die Angeklagte vor, sie habe aus diesem Heilmittel kein Geschäft gemacht. Sie habe es von ihrem Schwager erfahren, der selbst an Epilepsie litt und dem das Mittel geholfen habe. Die Tiere, die man zur Herstellung benötige, heiße man ‚Hisperln' (Asseln). Die müssen bei Nacht am Kalvarienberg in Wolfratshausen bei Münsing während des abnehmenden Mondes gesucht werden, 30 bis 40 Stück werden in eine halbe Tasse Wein getan, wo man sie absterben lasse. Nach dem Verenden der Tiere werden sie aus dem Wein genommen und der Wein getrunken. Zum Aufsuchen der Asseln habe sie jeweils ihre Schwiegertochter mit nach Wolfratshausen genommen, die ihr die Tiere suchen half, weshalb ein höherer Kostenaufwand entstanden sei. Sie bitte daher um ihre Freisprechung. Von einem Landwirt und einem Schmiedmeister aus Aubing wurde auf Eid bekundet, daß sie von der Angeklagten mehrere Flaschen des Mittels, der erstere für seinen Sohn, der letztere für seinen Enkel bezogen haben. Die beiden Knaben standen wegen Epilepsie längere Zeit in Behandlung, ohne daß eine Heilung erzielt werden konnte. Nach dem Genusse von wenigen Flaschen des von der Angeklagten bezogenen Mittels habe sich sofort eine Besserung eingestellt und die beiden Knaben seien jetzt vollständig geheilt und kräftig. Die Zeugen glauben fest daran, daß diese nur durch das Mittel der Angeklagten erzielt worden sei. Von dem polizeilichen Sachverständigen wurde bekundet, daß das Mittel der Angeklagten wirkungslos und wertlos sei. Das Heilmittel sei ekelerregend und müsse als gesundheitsschädlich bezeichnet werden. Das Gericht sprach die Angeklagte frei. In den Urteilsgründen wurde zunächst festgelegt, daß eine Strafverfolgung wegen Preiswuchers, weil verjährt, nicht mehr erfolgen könne. Auch ein Betrug lasse sich nicht mit Sicherheit nachweisen, da die Angeklagte an die Wirksamkeit ihres Mittels glaubt, was durch die beiden vernommenen Zeugen auf Eid hin bestätigt worden sei." — So weit der Gerichtssaalbericht. Er gab mir Veranlassung, mich mit der

[1] Münchener Neueste Nachrichten. Generalanzeiger vom 6. 11. 1926, S. 1.

Digitized by Google

Rolle der Asseln in der Volksmedizin näher zu befassen[2]. Zunächst sei bemerkt, daß unter den „Hisperln"[3] der Angeklagten wohl die bekannten Kellerasseln (Porcellio scaber) zu verstehen sind, die sich, wie der Name sagt, besonders an Kellerwänden, aber auch unter Baumrinden, Steinen usw. finden. Es sind plattgedrückte, 1—1,5 cm große Gliederfüßler mit 7 Paar Brustbeinen. Auch die ähnliche Maueraſſel (Oniscus asellus) oder die gemeine Rollaſſel (Armadillium cinereum) kommen in Betracht. Es kann sich aber auch um gewisse Tausendfüßler (Myriapoden) handeln, die zwar im zoologischen System den Asseln nicht näher stehen, ihnen aber in der äußeren Erscheinung z. T. recht ähnlich sind. Wichtig erscheint mir die Feststellung, daß die Asseln als Epilepsiemittel auch sonst bekannt sind, wenn auch diese Verwendung bei weitem nicht so häufig zu sein scheint, wie die gegen Gelbsucht, Harnverhaltung usw.[4] Knoop gibt (wohl für Ostdeutschland) folgendes Epilepsiemittel an: „Ist der Kranke noch nicht 20 Jahre alt, so nehme er soviele Kellerasseln, als er Jahre zählt, und für 2½ Sgr. Lindenblütenwasser, zerstoße die Asseln in einem Mörser und presse sie dann durch ein leinenes Tuch, bis nur die kleinsten Schalen von den Tieren übrig bleiben. Diese muß er mit dem Lindenblütenwasser einnehmen und danach schwitzen. Ist aber der Kranke bereits über 20 Jahre alt, so nehme er anstatt des Lindenblütenwassers ¼ Quart Süßwein." In Baden (Auggen bei Mülheim) legte man Maueraſſeln in ungerader Anzahl in ein „Lümple" verpackt dem Kinde gegen „Gichter" unter das Kissen[5]. Nun versteht aber das Volk unter „Gichter" verschiedene Krankheiten, die mit krampfhaften, zuckenden Bewegungen verbunden sind, so auch die Epilepsie. Die „Gichter" der Kinder sind die auch als „Fraisen" bekannten Konvulsionen, die von Laien wohl als Epilepsie angesprochen werden können[6]. Ebenso werden im Erzgebirge dem Kinde gegen „Krämpfe" zu Pulver gestoßene Kellerasseln eingegeben[7]. Ob dieses Mittel auf alter schulmedizinischer Überlieferung beruht? Der berühmte persische Arzt Avicenna (980—1037), dessen „Kanon der Heilkunde" in der mittelalterlichen Medizin das höchste Ansehen genoß, schreibt, daß

[2] Für freundliche Unterstützung bin ich zu Dank verpflichtet den Herren Dr. H. Bächtold-Stäubli (Basel), der mir die Zettel „Assel" des „Handwörterbuches des Deutschen Aberglaubens" (1, 626 ff.) zur Einsicht überließ, ferner Prof. Dr. F. Netolitzky (Universität Cernowitz), Prof. Dr. Ruska (Berlin) und Anstaltsapotheker W. Zimmermann (Illenau bei Achern), die mir verschiedene Literaturangaben lieferten.

[3] Höfler, Die Kellerassel: Bayer. Heft für Volkskunde 1 (1914), 141 führt diesen Namen nicht auf.

[4] Jühling, Die Tiere in der deutschen Volksmedizin (1900), 93.

[5] Meyer, Bad. Volksleben 1900, 41.

[6] vgl. Höfler, Krankheitsnamen-Buch 1899, 190.

[7] John, E. Aberglaube usw. im sächsischen Erzgebirge 1909, 53.

Digitized by Google

die Asseln[8] innerlich genommen Spasmen (Krämpfe) heilen. Hieher gehört wohl auch noch ein Mittel, auf das A. Jacoby[9] aufmerksam gemacht hat. Es findet sich in einem oberelsässischen Kochbuch vom Jahre 1842: „Kindern, die schwer zahnen, wird eine Brühe gegeben, die durch etwa 20 zerstoßene Asseln geseiht worden ist." Es handelt sich hier wohl um Kinder, die an „Zahnfraisen" leiden, Zustände, die epilepsieähnliche Erscheinungen zeigen. Dazu wäre noch zu bemerken, daß auch andere den Asseln einigermaßen ähnliche Gliederfüßler im Volk als Epilepsiemittel gelten. So gab in der Gegend von Sterzing (Tirol) ein „Wundermann" gegen die hinfallende Sucht 7—9 Bettwanzen in Rosinen verborgen[10] und in Steiermark werden zerstoßene „Schwabenkäfer" (Blatta) gegen Epilepsie verabreicht[11]. In Würzburg bildeten die Larven der Rosengallwespe (Rhodites rosae), die an der Heckenrose die als Schlafäpfel bekannten moosähnlichen Gallen bildet, in Rotwein ein Mittel gegen Epilepsie. Eine empirische Grundlage für diese Anwendungen ist wohl nicht recht denkbar oder, vorsichtiger ausgedrückt, nach dem heutigen Stand der medizinischen Wissenschaft nicht zu erklären, wenn auch die im Münchner Prozeß vernommenen Zeugen eidlich versicherten, daß der Asselwein den epileptischen Kindern geholfen hätte. Die Epilepsie gilt ja im primitiven Glauben aller Völker als eine „dämonische" Krankheit; die Fallsüchtigen sind von einem Dämon heimgesucht und nach dem Grundsatz „Similia similibus" werden dämonische Krankheiten mit dämonischen Mitteln bekämpft. Die oben genannten Gliederfüßler (Asseln, Wanzen, Küchenschaben usw.) sind hauptsächlich Vertreter dieser dämonischen Tiere, sie gelten im Volke oft als „angehext". Sie haben nächtliche oder unterirdische Lebensweise, kommen aus ihren Schlupfwinkeln hervor und verschwinden oft wieder plötzlich, lauter Umstände, die sie dem Primitiven als „geisterhaft" erscheinen lassen. Übrigens werden in der Volksmedizin (und in der alten Medizin) gerade bei Epilepsie häufig tierische Mittel („Animalia") angewendet und die „Dämonentiere" spielen dabei die Hauptrolle[12]. Oder darf man daran denken, daß solch „vielfüßige" Tiere wie die Asseln usw. mit ihren zuckenden, in ständiger Unruhe befindlichen Gliederfüßen das Volk an die Zuckungen der Epileptiker erinnerten, daß wir also eine Art Homöopathie vor uns haben? Wenigstens begründet ein Arzt des 17. Jahr-

[8] Nach der Avicenna-Stelle kann es sich um einen Skorpion handeln. Es ist von einem „Wurm mit vielen Füßen" die Rede, der gegen das krampfartige Zusammenziehen und das „kuzar" (Tetanus) hilft (Lat. Avicenna 1522, Lib. II Tract. II cap. 729 „de verme"; Arabischer Avicenna, Rom 1593, S. 157). Mitt. v. Prof. Ruska, Berlin.

[9] Schweizer Volkskunde 2, 14 f; vgl. auch Rochholz Kinderlied 1857, 339 Manz, Volksbrauch usw. des Sarganserlandes 1916, 55.

[10] Höfler und Kronfeld, Vergl. Volksmedizin 2 (1909), 221.

[11] Fossel, Volksmed. usw. in Steiermark, 91.

[12] Hovorka und Kronfeld a. a. O. 2, 218.

Digitized by Google

hunderts[13] die Verwendung der Asseln gegen Gliederverkrümmungen „nicht allein wegen der Signatur, indem sich diese Würmlein (!) nicht viel anders zu krümmen und zusammenzubiegen pflegen, als wie sich diejenigen Glieder und Teile des menschlichen Leibes krümmen und zusammenziehen."

Weiterer Stoff über das Thema „Die Assel als Epilepsiemittel" war in der mir zur Verfügung stehenden volkskundlichen Literatur nicht zu finden. Der Vollständigkeit halber sei jedoch die Rolle der Assel in der übrigen Volksmedizin noch kurz behandelt, möglicherweise ergeben sich hier noch Gesichtspunkte für ihre Beurteilung als Epilepsiemittel. Um zu entscheiden, ob ein Volksmittel bei uns wirklich bodenständig ist oder (was sehr oft der Fall ist) auf antike Überlieferung zurückgeht, ist es unbedingt notwendig, sich einmal bei den Ärzten des klassischen Altertums umzusehen. Da finden wir die Asseln häufig genannt. Der im ersten nachchristlichen Jahrhundert lebende, aus Kleinasien stammende Dioskurides, dessen „Arzneimittellehre" bis in die Neuzeit hinein als Bibel der Ärzte und Apotheker galt, empfiehlt die Asseln mit Wein getrunken (also in gleicher Weise wie die Münchner Kurpfuscherin das Mittel verschrieb!) gegen Harnverhaltung und Gelbsucht[14]. Mit Honig genommen sollen sie heilsam bei Halsleiden (Bräune) wirken. Gegen Ohrenleiden werden die Asseln fein zerrieben und mit Rosenöl in der Granatapfelschale ins Ohr gebracht[15]. Ungefähr das gleiche sagt des Dioskurides Zeitgenosse Plinius[16], der aber außerdem noch die Verwendung gegen Lendenschmerzen[17] kennt. Aber vielleicht meint er damit ungefähr das gleiche, was Dioskurides als „dysuria" (Harnbeschwerden) bezeichnet. Übrigens dürfte unter der antiken „Assel" kaum unsere Keller- bzw. Mauerassel zu verstehen sein, sondern eher eine in den Mittelmeerländern heimische Art, Armadillo officinalis. Ähnlich wie noch jetzt bei den zoologischen Laien herrschte auch in der Antike in den verschiedenen Benennungen der Asseln eine große Verwirrung. Eine Klärung dieses Punktes verdanken wir dem ausgezeichneten Kenner der antiken Tierwelt, O. Keller[18]. Das etwa um 45 n. Chr. entstandene Rezeptbuch des römischen Arztes Scribonius Largus[19] kennt die Kugelasseln („bestiolae multorum pedum, quae tactae conplicant se in orbem pilulae rotundissimae similem") ebenfalls als Mittel gegen Ohrenleiden. Auf dieser Quelle beruht auch wohl das, was der Südgallier Marcellus von Bordeaux („Marcellus Empiricus"), der um 410 n. Chr. sein „Arzneibuch" schrieb, über die Assel

[13] Mercklein, G. A. Neu ausgefertigtes hist.-med. Tierbuch. Nürnberg 1696 (zitiert nach Marshall, Arzenei-Kästlein 1894, 49).

[14] Mat. med. 2, 35.

[15] Mat. med. 2, 35.

[16] Nat. hist. 29, 136.

[17] ebd. 30, 54.

[18] Die antike Tierwelt 2 (1913), 481—483.

[19] Conpositiones ed. Helmreich 1887, cap. 39.

Digitized by Google

sagt[20]. An einer späteren Stelle[21] berichtet derselbe Autor, daß die Asseln die Parotiden (Ohrgeschwüre) heilen. Schließlich[22] gibt er noch für Paralytiker folgendes Rezept: „21 (ungerade Zahl!) Asseln werden mit bestem Honig verrieben, das ganze gibt man in Wasser, das dann durch ein Röhrchen vom Kranken eingeschlürft werden muß. Die Zähne würden nämlich schwarz, wenn sie von dem Trank berührt würden." Jedenfalls sehen wir aus den angeführten Stellen (sie ließen sich noch vermehren), daß in der antiken Medizin die Assel eine ziemliche Rolle spielte[23]. Allerdings die Verwendung gegen Epilepsie, von der wir ausgingen, scheint in der Antike nicht bekannt gewesen zu sein. Bei dem großen Ansehen, das die antiken Ärzte bis weit in die Neuzeit (man kann sagen bis ins 18. Jahrhundert hinein) genossen, ist es nicht verwunderlich, daß sich die Asseln im offizinellen Arzneischatz noch lange hielten. Unter dem Namen „Millepedes" erscheinen sie häufig in den alten Pharmakopöen und Apothekertaxen. In den Taxen von Freiburg i. Br., Basel, Straßburg, Wien und Köln aus der Zeit von 1443 bis 1647 sind sie allerdings nicht zu finden[24]. Dagegen sind sie z. B. aufgeführt in der Innsbrucker Apothekertaxe vom Jahre 1729, in der Wiener vom Jahre 1765 und 1771, in der Pharmacopoea Edinburgensis vom Jahre 1776. Diese bringt auch die Anweisung zur Zubereitung des „Asselweins" (Vinum Millepedatum): R. Millepedarum vivarum unciam unam, Vini rhenani selibram. Millepedibus paululum contusis affunde vinum, dein macera horas duodecim, et per linteum exprimens cola. (Nimm eine Unze lebender Assel auf einen halben Liter Rheinwein. Zerstoße die Asseln etwas, gieße den Wein daran, lasse es 12 Stunden ziehen und seihe es durch ein Leintuch drückend.) Das ist auch in wenig veränderter Form die Herstellung des Asselweins durch die Münchner Kurpfuscherin. In Österreich treten die Asseln zum letztenmal als Heilmittel in der Pharmacopoea Austriaco-Prov. Wien 1794 auf[25]. Dagegen führt sie noch 1842 der Erlanger Apotheker Th. W. Chr. Martius in seinem „Entwurf einer Arzneitaxe" auf. Eine Drachme (3,65—3,9 g) pulverisierter Asseln (Millepedes pulverisati) wird mit vier Kreuzern berechnet. In der Volksmedizin, die ja teilweise nichts anderes als eine veraltete Schulmedizin ist, hat sich die Verwendung der Asseln zu Heilzwecken bis auf unsere Tage erhalten. Aus der Literatur seien nur einige Beispiele genannt! Gegen Grimmen werden fünf oder sieben Asseln gebraten, zu Pulver gestoßen und dies mit Suppenbrühe oder Wasser ein-

[20] De medicamentis 9, 33.

[21] ebd. 15, 72.

[22] ebd. 35, 21.

[23] Eine Zusammenstellung der antiken Heilanwendungen der Assel findet sich bei Mouset, Insectorum sive minimorum animalium theatrum. 1634, p. 203 f. (freundl. Mitt. von Prof. Netolitzky).

[24] briefl. Mitt. von Herrn Apotheker Zimmermann.

[25] Vgl. auch Winkler, Animalia als Heilmittel einst und jetzt. Innsbruck 1908.

Digitized by Google

genommen[26]. Mauerasseln in ungerader Zahl dienen gegen Gesichtsschmerzen[27]. Gegen Mundfäule hängt man dem Kinde drei, fünf oder sieben Kellerasseln in einem Säckchen um den Hals[28]. Im Nahetal wird gegen Schwindsucht eine ungerade Zahl von „wilden Säuen" (Kellerasseln) in eine Nußschale eingeschlossen auf dem bloßen Leibe getragen[29]. Man beachte, daß in all diesen Vorschriften das Heilmittel in ungerader Zahl verlangt wird, eine alte, bereits in der Antike nachweisbare Forderung der Zaubermedizin. Gegen Knochenfraß bindet man Asseln an den kranken Finger[30]. Gegen „Reißen" schmiert man die leidenden Teile mit dem Saft der Kellerassel ein[31]. Um das Wechselfieber zu vertreiben trank man gegen Ende des 18. Jahrhunderts Fruchtbranntwein mit gepulverten Asseln[32]. Die übrigen Anwendungen der Assel gegen Gelbsucht, Harnverhaltung, Bräune usw. haben wir bereits oben als antik nachgewiesen. Sie sind offenbar nicht im deutschen Volksglauben bodenständig, sondern beruhen auf medizinischer Überlieferung, die ins Volk gedrungen ist.

Es braucht wohl nicht besonders bemerkt zu werden, daß die Heilanwendungen der Asseln, wie ja auch der im Münchner Prozeß vernommene Sachverständige bezeugte, auf wissenschaftlicher-medizinischer Grundlage nicht erklärt werden können. Sie gehören z. T. der Sympathie- bzw. Zaubermedizin (das Tier soll die Krankheit in sich aufnehmen, Signatura rerum usw.) an. Lediglich die Anwendung als harntreibendes Mittel ließe sich aus dem Kaligehalt der Asche erklären, was allerdings voraussetzt, daß die verbrannten Tiere (Asche) verwendet wurden[33]. Auch Höfler glaubt als Mediziner den Asseln eine diuretische Wirkung nicht absprechen zu können[34]. Man könnte auch versucht sein, die Anwendung der Tiere zu Heilzwecken durch die alten Ärzte bzw. die Volksmedizin mit der „Organotherapie" der modernen Ärzte in Parallele zu setzen. Aber es besteht hier wohl ein grundsätzlicher Unterschied: die alten Heilanwendungen von Tieren beruhen zum größten Teile auf dämonistischen Krankheitsauffassungen[35], während die moderne Organotherapie selbstverständlich rein naturwissenschaftlich vorgeht.

---

[26] Zeitschr. d. Verf. f. Volkskunde 8 (1898), 179.

[27] Bohnberger in Württemberg. Jahrb. f. Statistik und Landeskunde 1904, 22.

[28] Zahler, Die Krankheit im Volksglauben des Simmentales 1908, 72.

[29] Zeitschr. f. rhein. und westf. Volkskunde 2 (1905), 284.

[30] Schramek, Der Böhmerwaldbauer 1915, 284; vgl. auch Schweizer Volkskunde 3, 15 und Deutsche Gaue 10, 39 (gegen Fingerwurm, Panaritium).

[31] Drechsler, Sitte usw. in Schlesien 2 (1906), 307.

[32] Lammert, Volksmedizin usw. in Bayern 169, 261.

[33] briefl. Mitt. von Prof. Netolitzky.

[34] Bayer. Hefte f. Volkskunde 1 (1914), 141.

[35] vgl. auch Höfler, Die volksmedizinische Organotherapie und ihr Verhältnis zum Kultopfer (1908).

Digitized by Google

Fast 2000 Jahre sind es, die wir die Verwendung der Assel in der Heilkunde verfolgen konnten. Es ist ein weiter Weg von dem griechischen Arzt Dioskurides bis zum Münchner Kurpfuscherprozeß vom Jahre 1926, aber es ist ein Weg, den wir dauernd verfolgen konnten. Woraus wohl der Schwager der angeklagten Kurpfuscherin, von dem diese das Epilepsiemittel erfahren haben will, seine Weisheit geschöpft hat? Vielleicht aus einem alten handschriftlichen Arzneibüchlein, wie man sie noch ab und zu auf dem Lande aufstöbern kann; vielleicht hat er von dem Mittel irgendwo gehört, wo es sich in mündlicher Überlieferung erhalten hat? Jedenfalls sehen wir, daß solche „alten, abergläubischen Volksmittel", über die der „Gebildete" verächtlich lacht oder die er höchstens als Kuriosum wertet, dem volkskundlich Geschulten in anderem Lichte erscheinen. Die Anklage wegen „Betrug" wäre im Münchner Prozeß vielleicht überhaupt nicht gegen die alte „Heilkünstlerin" erhoben worden, wenn der Richter oder der „polizeiliche Sachverständige" gewußt hätte, daß es sich bei der Epilepsiekur mit Asselwein um ein altes, auch jetzt noch mancherorts gebrauchtes Mittel handelt.

Zur schwäbischen Geschlechtsnamenforschung.[1]

Von **Rudolf Kapff**, Urach.

Eine nicht zu entbehrende Hilfe stellt die Urkunde für die Geschlechtsnamenforschung bei der Feststellung der Namentypen dar. Was die Sprachforschung für den Namenbestand der Gegenwart selbständig mit ihren Mitteln in dieser Frage feststellt, findet seine Bestätigung oder Berichtigung durch das, was die Urkunde über das Verfahren und die Beweggründe wie über die bei der Namenschöpfung verwendeten sprachlichen Formen unzweideutig als Tatsache aussagt.

Da unsere Geschlechtsnamen am Ende des 12. und wesentlich in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts entstanden sind, gibt eine Zusammenstellung der in den Urkunden dieses Zeitraums enthaltenen Geschlechtsnamen ein deutliches Bild von den sprachlichen Mitteln, mit denen unsere schwäbischen Geschlechtsnamen gebildet sind, wie auch einen deutlichen Einblick in die Gedanken, die bei der Geschlechtsnamengebung wirksam gewesen sind. Dieser zweite, psychologische Gesichtspunkt steht an Wichtigkeit dem ersten, dem sprachlichen, für die Deutung urkundlicher wie lebender Geschlechtsnamen nicht nach.

Unter den psychologischen Momenten bei der Namengebung und entsprechend der Namendeutung steht dasjenige der Häufigkeit bzw. Seltenheit eines Namentypus oben an. Da wird es manchem, dem die Zurückführung eines lebenden Geschlechtsnamens auf einen alt-

[1] Vgl. dazu von demselben Verfasser: Schwäbische Geschlechtsnamen. Stuttgart, Silberburgverlag, 1927.

Digitized by Google

hochdeutschen Vornamen als die Höchstleistung in der Namendeutung vorkommt, eine überraschende Tatsache sein, daß die aus alten Vornamen entstandenen Geschlechtsnamen in ältester Zeit verhältnismäßig selten sind, daß vielmehr der bildliche Name die zur Zeit der Namengebung weitaus häufigste Art von Geschlechtsnamen gewesen ist. Von rund 300 deutbaren Geschlechtsnamen aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts sind 110, also über ein Drittel, bildhaft[2]. Besonders häufig liegen nicht selten witzige Bilder aus dem Tierreich vor, z. B. Esil, Hirzishals, Bock und Bockili, Loseli d. h. Mutterschwein, Mosehengst, Vinche, Mûsechunch d. h. Mäusekönig, Rindsmûl, Cranich, Haeselin, Genseli, Laembelin, Repphon, Wuermeli, Hacgo d. h. Habicht, Coppo d. h. Kapaun, Mastthahn, Vogilli, Kaelble, Chresso den Fisch Gründling, wenn nicht die Pflanze Kresse bedeutend, Sterre = Widder, Hasenzagel, Stockari d. h. oberschwäbisch Habicht, Berschi, Jagili d. h. Nußhäher und Fisili im Sinn von Schwanz. Oder vom Menschen: Bluat, Fûs, Schedelo, Cotzelin d. h. Gesichtsausschlag, Kropf, Frowelin, Juncfrowe, Schazzelin und Bulo. Oder aus dem Pflanzenreich: Velwe, Vulhaber, Distele, Zwîgi, Storre, Linsin, Bonlin, Dorse d. h. Krautstrunk, Stumpfe, Senflin, Sleenstein, Roselin. Besonders häufig sind aber die von Gebrauchsgegenständen des täglichen Lebens hergenommen Bilder: Colbo, Stolle, Ranze, Spannagel, Sattil, Gabil, Scholle, Kastili, Strûbe d. h. wohl Schmalzbackwerk, Nagili, Isenhût, Butzo, Schello, Shopo, Blez, Senkel, Bezilin, heute Bazlen, kleiner Klumpen, Schuehelin, Irmindegen d. h. starkes Schwert, Hapunstil, Spuolo, Bruegil, Griube heute Grieb, Rest des Ausfuds von Schweineschmalz, Stupfil, Kissin, Essich, Ovenlin, Wate d. h. Kleid, Stainzinc und Sundervessili. Aber so greifbar-bildhaft der Schwabe je und je gedacht und gesprochen hat: er ist auch im geistigen Leben nicht übel zu Haus und heißt darum einen den Munt d. h. Schutz, einen Shrekke, den andern Gibraehti d. h. Pracht, Gepränge oder Sumerkelti, Genuss, Schede, Unmass, Bosso, Stainbiss, Ruhe und Hertnîd, d. i. starker Neid. Endlich fehlt auch das reine Scherzbild nicht: Sunnenchalb, Gras(en)aph und Hellehunt.

Die zweitstärkste Gruppe von ältesten Geschlechtsnamen ist diejenige, die eine Eigenschaft des Namenträgers bildlos gerade heraus nennt. Sie umfaßt 40 Vertreter, immerhin etwas mehr als ein Drittel der Bildnamen. Dahin gehören: Gût, Grawe, Frî, Vremdo, Swarz, Ubellin, Wenigo, Mastilin, Stolze, Slechte, Kurtze, Heile, Snelle, Spaete, Gramelich, Gwarlich oder in Zusammensetzung Snelman, Wisman, Wildeman, Zutilman, Liubirman, Trûtsun und in hauptwörtlicher Bildung: Stammelari, Troster, Rerer, der röhrt wie der brünstige Hirsch, Stincheler, Burzelari, Trûtelari, heute Treutler = Liebler und Nuber d. h. der Muntere.

[2] Die Frage kann hier füglich unerörtert bleiben, wie diese Bildnamen auf Hausschildnamen, auf zünftige Scherznamen und rein bildliche Namen zu verteilen sind.

Digitized by Google

Gleichhäufig sind in ältester Zeit Gewerbe- bzw. Amtsnamen und Herkunftnamen; beide Gruppen zählen je 30 Vertreter, z. B. Gerwaer, Begge, Silbirer, Hahelari, Hechelmacher, Sherer, Vogillari; Camerarius, Mesmer, Cinsmaister, Salsator, heute Salzer, Vaener d. h. Fähnrich. Von den Herkunftnamen bezeichnen 24 den Ort der Abstammung und 6 das Land. Unter den in Fragen kommenden Orten liegen nur zwei außerhalb des heutigen Württemberg: Feuchtwangen und Trüdingen, beide nahe der heutigen württembergischen Grenze. Die Herkunftländer sind: Schwaben, Walsertal, Hessen, Wenden-, Griechen- und Bayerland. Schon zweimal findet sich die Form des Herkunftnamens ohne — er: Grůlo und Zusdorf.

Es folgen in der Häufigkeit die Bauernnamen, 28 an der Zahl, also nicht viel hinter den Gewerbenamen, die wesentlich städtisch-zünftiger Herkunft sind, zurückbleibend. Ihrer Form nach bezeichnen sie entweder eine besondere Seite landwirtschaftlicher Tätigkeit wie Fůterari, Somler, Hagelari d. h. Farrenhalter, Vesari d. i. einer, der Veesen d. h. Dinkel baut, Gerstari, Immaeri = Bienenzüchter, Stadelari = Stadelbauer. Die überwiegende Mehrzahl — 18 unter 28 — besteht aber aus Flurnamen: z. B. an der wisi, Haldewanc, Stocwise, Hagembůch, Schainbůcho d. i. heute: Schönbuch, Bonlant, Brandili — der letztere nicht unbezeichnend aus Kempten, dem Allgäuer Waldgebiet. Selten, nur zweimal, kommen bäuerliche Namen auf — man vor, nämlich: Schachman, der am Schachen, dem Wädchen, sitzt, und Winman.

Der älteste Bauernname Maier findet sich wahrscheinlich übersetzt ein einzigesmal in der fraglichen Zeit als villicus; in deutscher Form kommt er erst im Jahr 1285 vor. Der Geschlechtsname Bauer ist in dieser Zeit noch nicht zu belegen.

Erst an sechster Stelle folgen diejenigen Geschlechtsnamen, die alte Vornamen darstellen, und zwar mit 23 Vertretern; ihre Zahl ist also nur etwa der fünfte Teil der Bildnamen. Darunter ist keiner von nichtdeutscher, also biblischer oder sonst griechisch-römischer Herkunft; auch stehen Kurzformen wie Fritilo, Zůzilo und Nanz in gleicher Häufigkeit neben Vollformen wie Nanthart, Gebehart oder Laitolf.

Die übrigen Typen scheiden sich von den bisherigen stärkeren deutlich als Kleingruppen. Da treten 10 Namen auf, die von der Wohnung des Namenträgers genommen sind, also eine Art Herkunftnamen im engeren Sinn, manche fast schon Hausnamen, z. B. Gasselar, heute Geßler und Gößler, in foro, jetzt: Merkt, de Cimiterio, heute: Kirchhof, in Platea, jetzt: Platz, in vico, heute: Hof, in dem Steinhůs und Curzingassarius, letzteres aus Ulm.

Neunmal kommen alte Sippennamen auf — ing vor, die aus inneren Gründen eigentlich einen Anhang zu den aus alten Vornamen entstandenen Geschlechtsnamen bilden, um der Übersicht über die Stärke der Typen willen aber hier ihren Platz haben sollen: es sind eine Reihe noch heute recht gebräuchlicher darunter z. B. Schelling, Willing, Brüning,

Digitized by Google

andere sind abgegangen wie Slihtinc und Flissinc. Einmal ist auch schon die unorganische Weiterbildung auf — er vorhanden, die aussieht wie ein Herkunftname: Sciringer.

Es folgen sechs Standesnamen: Miles, wohl im Sinn des heutigen Ritter, Comes d. i. Graf, uf dem Aigen und Selbherre.

Auch finden sich schon gegen ein halbes Dutzend Satznamen, z. B. Schuettelrute, Hebenstrît und Notscherpf.

Endlich werden Vierdhalb, Bachto und Pomps als reine Scherznamen anzusprechen sein.

Mit diesen Gruppen sind die meisten heute üblichen Geschlechtsnamentypen bereits vorhanden. Es fehlen nur (außer den selbstverständlich erst späteren Gelehrten- und Lanzknechtnamen) die nichtdeutschen Vornamen, die — er = Weiterbildungen aus Vornamen, d. h. der Typus Jakober, die weitergebildeten Flurnamen auf — er vom Typus Bohnenberger, sowie die ausgebildeten Hausnamen; ein Ansatz zu letzteren sind Wohnungsnamen wie in dem Stainhûs.

Diese Zusammenstellung bedeutet eine volle Rechtfertigung der aus rein sprachlichen Gesichtspunkten aufgestellten Gruppen von gegenwärtig üblichen Geschlechtsnamen. Es ist z. B. damit der kritischen Einsprache die Spitze abgebrochen, daß die Namen auf — ing keinen eigenen Typus darstellen, sondern lediglich Abkürzungen von Herkunftnamen auf — inger seien.

Das Zahlenverhältnis, das die Stärke der einzelnen Namentypen in der Zeit ihrer Entstehung zum Ausdruck bringt, ist für die Entscheidung zwischen zwei Deutungsmöglichkeiten bei gegenwärtig üblichen Namen als ein Moment mathematischer Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit von Bedeutung.

Heilsegen aus dem Schwarzwald.

I. Schwin-Segen.

Von **Dr. Max Weber**, Offenburg.

Neben der gelehrten Medizin hat sich durch alle Zeiten bis in unsere Tage im Volk, besonders auf dem Lande, die Heilweise durch Sympathie-Mittel gehalten. Sie hat sich bis zu einem gewissen Grad mit den religiösen Vorstellungen vermischt, so daß beide nicht mehr immer scharf von einander zu trennen sind. Wir erhalten eine Mischung frommen Gottesglaubens mit seltsam bizarren Einkleidungen, die selbst längst formelhaft erstarrt sind, in ihren Wurzeln in primitives Denken hinabreichen. Naturgemäß werden die feststehenden Formeln zumeist mündlich weitergegeben; die schriftlichen Aufzeichnungen tragen häufig einen Zufallscharakter. Aus Lenzkirch im badischen Schwarzwald besitze ich eine ganze Anzahl derartiger Rezepte;

Digitized by Google

mit einer Ausnahme (mündlich von einer 86jährigen Frau) entstammen sie einer Sammlung aus einem der ältesten Häuser (erbaut 1813) des Städtchens. Der Schrift nach sind sie durchweg ins 19. Jahrhundert zu setzen, teilweise sogar ins spätere. Ihre Rechtschreibung ist z. T. ganz auf schulmäßiger Höhe, teilweise allerdings bei den älteren Stücken noch ziemlich wild. Daß die Schriftzüge fast durchweg für weibliche Hände sprechen, deckt sich gut mit der Erzählung der alten, den gebildeten Kreisen angehörenden Frau, die noch aus ihrer Jugendzeit berichtete, daß der Onkel, ein in weitem Umkreis berühmter Wundarzt, von diesen Dingen durchaus nichts habe wissen wollen. Die Mutter, Frau eines Teilhabers in einer großen Industriefirma, habe die Segen noch angewandt. Daß die alte Frau einen sogar selbst noch auswendig wußte, die andern in einer alten bemalten Schachtel mit allerlei Kleinkram in einem ihrer Zimmerschränke stehen hatte, zeugt davon, daß auch sie den Dingen nicht allzu fern stand trotz des starken Aufklärungsgeistes gerade dieser Gegend. Hierhin paßte allerdings hübsch der Zusatz: „Wenn man dabei die Kuh mit einem Strohbündel massierte, so hat dies wohl mehr geholfen als der Spruch!"

Stücke, die als bloße Gebete anzusprechen sind, habe ich ebenso wie rein sachliche Rezepte weggelassen. Die gewählten Beispiele enthalten jeweils neben der Anrufung Gottes noch eine Bezugnahme auf irgend ein Vorkommnis der Heilsgeschichte, oft allerdings einer apogryphen; sie erinnern so an die ältesten Zeugnisse deutscher Sprache. Ihr Reichtum an volkskundlichem Gut soll hier nicht ausgeschöpft werden. Zahlreiche Vergleiche wären nötig. Das würde hier zu weit führen. Der 2. Band von E. Fehrles Badischer Volkskunde wird Zusammenfassendes bringen. Das Vorliegende ist lediglich eine Quellen-Wiedergabe. Die Orthographie ist, um ein möglichst getreues Bild, auch von der Bildung des Schreibers, zu geben, dem Original angepaßt; nur die meist sehr dürftige Zeichensetzung ist ergänzt und berichtigt.

1.

Schweinung[1] wuchs auf, wie unser Herr Gott, im Rothen Rock[2] aufgewachsen ist, durch Fleisch und Blut, durch Nerfen und Geder, durch Mark und Bein, durch Haut und Har. Im Nammen Gott deß Vaters und deß Sohnes und des hlg. Geistes. Amen. Fünf Vater unser zu den 5 Wunden und den Glauben beten.

Dieses Gebet soll man 3[3] Mahl lesen 3 Tag nacheinander, Anfang den 3ten Tag Neumond, und mit der Hand auf der kranken Stelle reiben.

[1] Schwinen (von schwinden) ist der vielumfassende Ausdruck für alle krankhaften Rückbildungen. Die Form „schweinen" ist eine falsche hochdeutsche Bildung hiervon. Vergl. Walther Zimmermann „Badische Volksheilkunde" 31. Der Segen ist auf einem kleinen Zettel mit Bleistift geschrieben von einer Hand aus der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts.

[2] „... in seinem weißen Kleid ..." Zimmermann ebd.

[3] Über die wichtige Rolle der Zahl 3, vgl. Eugen Fehrle, Badische Volkskunde I 23 ff.; Derselbe, Zauber und Segen, s. Stichwortverzeichnis unter Zahlen.

Digitized by Google

2.

Schweinung.[4]

Du schweinst an Haut und Haar („Heut und Häs" in der Handschrift), an Marg und Bein, an Fleisch und Blut, an Göter[5] und Nörfen; daß es an Mier nachwachsen soll wie unser Herr Jesus Christus im Mutterleib nachgewachsen ist, durch die hochheiligste Treyfaltigkeit † † † Amen.

Dieses wird treymal gebethet, morgens vor Sonnenaufgang.

3.

Ein apropierter Schwinsegen für Menschen und Vieh.

Ein schöner und guter aprobierter Schweinsegen für Menschen [und] auch für das Vieh.

† † † St... is[6] saß so traurig auf einem Mist. Da sprach unser liebe Herr Jesus Christ warum sitzt Du so traurig da, Ich schweine [an] Nerven, ich schweine am Fleisch, ich schweine am Blut, ich schweine in Haut, ich schweine an allen Orten. Unser liebe Herr Jesus Christ sprach: Heb Du wiederum an zu wachsen, wie unser liebe Herr Jesus Christ, im Mutterleib gewachsen ist. Im Namen Gott des Vatters und des Sohtnes und des heiligen Geitstes Amen.

Dieser Segen muß im 3 ten, 5 ten und 7 ten Tag nach dem neu Mon (-Neumond) allemal vor Sonnenaufgang allemal über das Schweinende gesprochen werden und allemal 5 Vaterunser, 5 Ave Maria in die 5 heilig Wunden Christi beten. Es muß aber dessen Schweinenden Namen genannt werden, auch dessen Geschlecht † † † Amen...

Schweinung[7].

Auf, Auf, Auf, du Fleisch und Bluth!! Heut ist es für 77 erlei[8] Schweinungen gut, sei es in Fleisch oder Bluth, in Mark oder Bein, in Geäder oder in Nerv.

Du sollst nun wachsen, und schweinen nicht mehr. Dieß befehle ich Dir in der Allmacht Gott des Vaters durch die Kraft Gott des Sohnes und durch die Weißheit Gott des hlg. Geistes Amen † † †.

Dieses Gebeth 3 mal gebethet und 14 Vaterunser im 3 ten Tag Neumond. Morgen früh unbeschrauen.

[4] Handschrift um 1800.

[5] Göter, an anderer Stelle Gäder genannt, bedeutet in der Mundart so viel wie Muskeln, Sehnen. Ein Braten z. B. kann „gäderig" sein, d. h. stark durchwachsen.

[6] Die beiden ersten Buchstaben des Namens sind unleserlich. Formeln wie diese mit Erzählungen gleichlautender Ereignisse liegen schon in den Merseburger Zaubersprüchen vor. Vgl. Fehrle, Zauber und Segen 35 ff.

[7] Liegt auch in einer jüngeren Fassung vor, der das erste der beiden Gebete folgt. Das zweite schließt sich dem Exemplar aus der Mitte des Jahrhunderts an.

[8] Zur magischen Zahl 77 siehe E. Fehrle, Zauber und Segen 28, 70, 71.

Digitized by Google

Gebeth.

Willkommen du wildes Blut. Ich hab unkeuſches Blut. Gott der Vater ſei mit mir; Gott der Sohn ſei mit mir; Gott der hlg. Geiſt ſei zwiſchen uns beiden, daß mir im Frieden voneinander ſcheiden Amen. † † † Den Glauben.

Gebeth.

Glied an Dir N. N. wachſe aus und aus Einander, wie unſer lieber Herr Jeſus Chriſt in ſeinem dreiundreißigſten Jahr aus und aus einander Gewachſen iſt, im Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geiſtes Amen. Dies Gebeth 3 mal zu bethen und 3 Vaterunſer und den Glauben Mittags zwiſchen 11 und 12 Uhr.

(Fortſetzung folgt.)

Die Umkehrung in Glaube und Brauch.

Von **Dr. Eduard Weinkopf**, Dobersberg, N.-Ö.

In der ſchwediſchen Zeitſchrift Rig (Stockholm 1925, Nr. 1—2, S. 23 bis 36) hat Uno Holmberg in einem ſehr bemerkenswerten Aufſatz Vänsterhand och motsols über den Gebrauch der linken Hand und die der Richtung des Sonnenlaufes entgegengeſetzte Bewegung bei Zauberbräuchen gehandelt. Die linke Hand wird benützt in Riten, welche im Zuſammenhang mit den Toten ſtehen. Schon die alten Römer haben mit der linken Hand geopfert; im Saat- und Erntebrauch der Gegenwart wird ſie bevorzugt. Vom Waldgeiſt berichtet die Sage, er tue alles mit der linken Hand. Die Ausrüſtung der Leichname in frühgeſchichtlichen Gräbern entſpricht dem Gebrauch der linken, nicht der rechten Hand (das Schwert wurde ihnen an die rechte Körperſeite gehängt). Primitive Stämme beſtätigen es ausdrücklich: Alle Gegenſtände, welche hier verkehrt erſcheinen, haben in der andern Welt ihr richtiges, gerades Ausſehen. Man kehrt Gegenſtände um, wenn man ſich von der Geſellſchaft der Toten befreien will; man ſoll es auch tun, wenn man die Toten herbeirufen oder in Verbindung mit ihnen treten will.

Wird die andere Welt umgekehrt gedacht im Verhältnis zu dieſer Welt, ſo folgt daraus, daß auch motsols („gegen die Sonne") zum Totenkult gehört oder zu jenen Riten, welche im Zuſammenhang mit der unterirdiſchen Welt ſtehen. Selbſt die Sonne geht in der Unterwelt verkehrt: Sie geht auf im Weſten und unter im Oſten. Aus dieſer Annahme entſpringen Zeremonien wie: Rücklingsgehen, etwas über die eigene Achſel werfen, die Kleider verkehrt anziehen. Sogar das Leben des Verſtorbenen verläuft in umgekehrter Richtung; er wird immer jünger, immer kleiner.

Digitized by Google

Der Gedanke an eine umgekehrte unterirdische Welt könnte erweckt sein durch das Spiegelbild im Wasser. Denn auch in den Gewässern liegt das Reich der Toten.

Der ungemein fruchtbare und förderliche Grundgedanke der Umkehrung im Totenreich soll im folgenden vorzugsweise auf die deutsche Volkskunde angewendet, durch neue Beispiele gestärkt, geklärt, erweitert und womöglich eingehender begründet werden. Wir wollen versuchen, die mannigfachen Formen der Umkehrung nach ihren offensichtlichen oder vermutlichen Zwecken, sowie nach ihrer sonstigen Bedeutung im Volksglauben in folgende Gruppen zu ordnen: 1. die Umkehrung im Totenkult selbst (Begräbnis- und Trauerzeremonien, Opfer, Totengeisterdarstellung); 2. im Zauberbruch (vornehmlich Abwehrzauber); 3. im Heilzauber; 4. in Orakeln; 5. in Vorzeichen; 6. in Verboten.

1. a) Ein markantes Beispiel, welches dem Verfasser bereits vor der Lektüre des Holmbergschen Aufsatzes die Umkehrung als eine Eigenheit der Toten klarmachte, bietet ein afrikanischer Trauerbrauch. Bei den Mossis wird das Weiterleben des Verstorbenen unter seiner sozialen Gruppe dadurch zum sinnfälligen Ausdruck gebracht, daß jemand beauftragt wird, als Lebender die Rolle des Toten zu spielen. Gewöhnlich fungiert als „Kurita" die Frau eines der jüngeren Brüder des Toten, der eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Verstorbenen hat. Sie nimmt die Kleider des Toten, seine Decke, seinen Hut, seine Schuhe, seine Armbänder, Ringe und übrige Ausrüstung. Sie trägt seine Lanze mit zur Erde gesenkter Spitze und ahmt seinen Gang und seine Gebärden nach. Wenn der Tote gewöhnlich von einem Kinde begleitet wurde, das seine Tasche trug, so wird sein Kind der Kurita mit der Tasche folgen, aber es wird die Kehrseite nach außen drehen[1]. Der nach unten gerichteten Lanze entspricht die umgekehrte Fackel des antiken Genius des Todes. Der männliche Verstorbene wird durch ein weibliches Wesen dargestellt (Umkehrung des Geschlechtes).

Als reines Zeichen des Totengemäßen tritt die Umkehrung ferner bei der Bestattung der Siebenbürger Sachsen auf. Sie werfen die Handvoll Erde auf den Sarg in das Grab mit verkehrter Hand[2].

Werden hingegen unmittelbar nach dem Fortschaffen des Sarges die Stühle, Schemel und Bänke umgestürzt oder weggeschafft, so spielt bereits ausgesprochenermaßen die Absicht mit, sich den Toten vom Leibe zu halten. Er soll dadurch gehindert werden, bei einer allfälligen Rückkehr sich häuslich niederzulassen und das Leben der Hinterbliebenen zu bedrohen[3]. In Oberösterreich wird der Leichenwagen gleich, nachdem er von seiner traurigen Fahrt nach Hause zurückgekommen ist, umgestürzt, und zwar so, als ob man den Toten gegen Osten abladen wollte. Es ist vorgekommen, daß Sterbende diese Maßregel von ihren Angehörigen eindringlich erbaten,

[1] Lévy-Bruhl L., Die geistige Welt der Primitiven, 62.

[2] Schullerus A., Siebenbürgisch-sächsische Volkskunde, 132.

[3] Sartori P., Sitte und Brauch I, 143.

Digitized by Google

damit sie nicht verurteilt wären, in alle Ewigkeit auf dem Wagen mit herumzufahren[4]. Die Lappen kehren bei einem Todesfall die Zelttür um und stapeln Holz auf ihr auf[5].

b) Beim Schneiden des Getreides pflegte man in Württemberg die drei ersten Handvoll Getreidehalme umgekehrt wie die übrigen „Sammleten" auf die Erde zu legen[6] (Opfer für die die Fruchtbarkeit bewirkenden Seelengeister). In Bayern hilft man sich gegen die Feldhasen, welche mit Vorliebe die zarten Rübenpflänzchen verspeisen, indem man beim Pflanzen an die vier Ecken des Ackers je ein Rübenpflänzchen verkehrt (also mit der Wurzel nach oben) in die Erde steckt. Dabei spricht man: „Hos, das g'hört dein, das Andre g'hört mein!"[7] (Spende an die in den Hasen verkörperten schädlichen Seelengeister). In Frankreich wurde früher bei Viehseuchen das erste verendete oder ein freiwillig geopfertes Stück Vieh umgekehrt, mit den Beinen nach oben, unter der Schwelle der Stalltür eingegraben[8]. Hähne, denen in Fruchtbarkeitsbräuchen der Kopf abgeschlagen wird, Gänse, denen man im gleichen Fall, darunter durchreitend, den Kopf abreißt, werden kopfüber aufgehängt. Ein Hirt, der Steine in einen See warf, wurde von einem daraus hervorkommenden Alten verfolgt, geschunden und kopfwärts aufgehängt[9].

c) Die einfachste Form der Vermummung in Volksbräuchen besteht darin, daß der Darsteller des Totengeistes einen Rock oder Pelz verkehrt, mit der Innenseite nach außen, anzieht.

2. Auch im Zauber werden häufig die Kleider verkehrt angezogen. Wer sich verirrt hat, zieht seinen Rock aus, wendet ihn um und zieht ihn so wieder an. Dann wird er auf den rechten Weg zurückfinden (Waldviertel in Niederösterreich). Anderwärts pflegt man in solchem Fall die Schuhe zu wechseln, d. h. den rechten Schuh an den linken Fuß anzuziehen und umgekehrt[10]. Das Hemd verkehrt anziehen hilft im Waldviertel gegen die üblen Folgen des Verschreiens. Frauen und Mädchen pflegten sich auch einfach mit dem umgekehrten „Hemdstock" (unterer Teil des Frauenhemdes) die Stirn abzuwischen. Wenn der russische Bauer zuerst auf das Feld kommt und bei der Ankunft seines Nachbars mit der Aussaat noch nicht begonnen hat, so kehrt er seine Fußlappen um, um der Gefahr einer Mißernte vorzubeugen[11]. Solang der Besen umgekehrt (auf dem Stiel) hinter der Tür steht, kann die Hexe nicht fort[12]. Wenn einer Kuh die Milch genommen wurde, soll man an drei Freitagen auf den Boden des umgekehrten Kübels melken und die Milch ins Feuer schütten oder drei Hasen

[4] Heimatgaue (Linz) III. Jahrg. (1922), 33 [5] Fataburen Jahrg. 1922, 41.

[6] Eberhardt A., Mitteilungen über volkstüml. Überlieferungen in Württemberg Nr. 3 (Sitte und Brauch in der Landwirtschaft), 129.

[7] Marzell, Bayerische Volksbotanik, 110.

[8] Sébillot P., Le Folk-Lore de France II, 135.

[9] Zingerle J. V., Sagen, Märchen und Gebräuche aus Tirol, 107.

[10] Sartori a. a. O. II, 52. [11] Zelenin D., Russische Volkskunde, 29.

[12] Zingerle a. a. O., 337.

Digitized by Google

voll Milch hinter sich leeren[13]. Um das Buttern zu beschleunigen, wird u. a. die Abwechslung zwischen Vor- und Rückwärtsdrehen (der Kurbel am Rührfaß) als zweckdienlich erachtet[14]. M. E. handelt es sich hier um keine praktische, sondern eine magische Handlung. In Asturien werden in der Johannisnacht Karren, Pflüge und Türchen umgekehrt[15]. Es läßt sich schwer entscheiden, ob es sich hier um Totenkult handelt oder um Hexenabwehr. In der gleichen nordspanischen Provinz klagt der Hageldämon Nuberu heimkehrend seiner Frau, er hätte noch sieben Pfarren mit Hagel überschüttet,

si no hubiera sido un traviesu
que me puso el carro de aviesu[16]

(hätte ihm nicht ein Spitzbube den Karren umgekehrt hingestellt). In Oberösterreich legt man bei drohendem Hagelwetter die Eggen mit den Zähnen nach oben auf die Felder[17]. In Bayern dreht man, um sich im folgenden Jahr vor dem Einschlagen des Blitzes zu sichern, am Weihnachtsabend eine Doppelähre, die man während der Ernte gefunden hat, dreimal um[18]. Damit eine Feuersbrunst nicht weitergreife, kehrt man im Waldviertel die Tische um oder man stellt einen Tisch mit der Platte gegen das Feuer gewendet auf. Wer in New York seine Schuhe abends mit dem Absatz gegen das Bett stellt, braucht nicht zu fürchten, daß er nachts vom Alpdämon heimgesucht wird[19].

Auch die Bewegung nach rückwärts schützt vor Schädigung durch böse Dämonen. Verkehrtgehen macht einen schlimmen Angang zunichte. So pflegt im Waldviertel der Jäger zu tun, wenn er einem alten Weibe begegnet ist. In den Vereinigten Staaten marschiert derjenige, welcher einem Leichenzuge begegnet, erst drei Schritte nach rückwärts, ehe er seinen Weg fortsetzt[20]. In Württemberg muß man die gemolkene Milch rücklings aus dem Stall tragen, wie es heißt, um Hexen, die sich etwa schon im Stall festgesetzt hatten, mitzuziehen[21]. Frischgekauftes Vieh wird rücklings in den Stall, verkauftes mit dem Hinterteil voran aus dem Stall geführt[22]. Wenn man Küchlein zum erstenmal ins Freie läßt, geschieht es nach rückwärts[23].

Dreht man den Brotlaib in der Tischlade um oder schiebt man das Backgeschirr verkehrt in den Ofen, so mahnt das die schwärmenden Bienen zur Rückkehr nach dem alten Stand[24]. Auch kann man dem Schwarm, auf daß er sich setze, den linken Schuh nachwerfen oder drei Ziegel vom Dach des Bienenhauses ausheben[25]. Das Ausheben der Ziegel kann wohl als Ersatzhandlung für das Umdrehen angesehen werden (siehe darüber weiter

[13] Eberhardt a. a. O., 18. [14] Ebendort.
[15] De Llano, A., Del Folklore Asturiano, 80. [16] Derſ., 25.
[17] Geramb V., Deutsches Brauchtum in Österreich, 68.
[18] Marzell a. a. O., 6.
[19] Knortz R., Amerikanischer Aberglaube der Gegenwart, 54.
[20] Derſ., 42. [21] Eberhardt, 18. [22] Eberhardt, 15.
[23] Derſ., 20. [24] Derſ., 22. [25] Ebendort.

Digitized by Google

unten!). Die Umdrehung wehrt nicht bloß Unheil ab, sondern bringt auch Glück. Wer eine tote schwarze Katze über seine linke Schulter nach rückwärts wirft und sich dann nach rechts (entgegengesetzte Seite!) umdreht, der hat Glück[26]. Zum Opfer an die Unterirdischen wählte man bekanntlich in der Regel schwarze Tiere. Wer Brot ißt und dabei die mit Butter bestrichene Seite nach unten (also umgekehrt) hält, wird reich[27]. Auch hier spielt der Opfergedanke (Communio mit den Seelengeistern) mit. Sobald in Flandern die Kinder zum erstenmal im Frühjahr den Kuckuck rufen hören, schlagen sie drei Purzelbäume in die Brennesseln hinein (oder sie machen das Kreuzzeichen und darauf einen Purzelbaum), in der Meinung, alsdann ein Messerchen zu finden[28]. Damit der Flachs gut wächst, wird beim Jäten desselben eine der Jäterinnen auf den Kopf gestellt[29].

3. Ein weitverbreiteter Heilzauber besteht darin, bei Fieber das Hemd verkehrt anzuziehen[30]. In Steiermark dreht der Kranke morgens sein Hemd um und spricht dazu: „Kehre dich um, Hemd, und du, Fieber, wende dich!"[31] Ein beliebtes Mittel gegen Halsweh ist, den getragenen Strumpf abends um den Hals zu binden. Bisweilen erscheint die Bedingung darangeknüpft, daß er zuvor auf die linke Seite umgewendet werden muß[32]. Wer in New Hampshire am Abend seine Schuhe mit der Sohle nach oben gerichtet unter das Bett stellt, wird nie an Krämpfen leiden[33]. Im Erzgebirge werden Kinderfraisen geheilt, indem der Taufpate die Wiege des Kindes umdreht, im Vogtland, indem man eine Schindel auf dem Dache umkehrt. Sonst geschieht es in Sachsen, um schwere Geburt oder auch schweres Sterben zu erleichtern, wenn man eine Schindel oder einen Ziegel der Bedachung umwandelt[34].

Um Warzen zu vertreiben, reißt man ein junges Waldbäumchen aus und hängt es mit abwärts gekehrtem Wipfel an dem Ast eines großen Baumes auf. Ist das Bäumchen verdorrt, so werden die Warzen verschwunden sein[35]. In Oberösterreich müssen es drei Schößlinge sein; sie werden, nachdem man die Warzen damit dreimal umrissen hat, verkehrt in die Erde gesetzt[36]. Ebenso geschieht es in Bayern mit einer jungen Fichte, wenn man Mitesser im Gesicht loswerden will[37]. Ebendort bindet man auf einen Bruch eine Zwiebel auf, die man nach einiger Zeit umgekehrt wieder

[26] In Pensylvanien (Knortz a. a. O., 129). [27] Vers., 63.

[28] Ons Volksleven (Te Brecht) 1899 (11. Jahrg.), 186.

[29] Sartori, II, 113.

[30] Seyfarth C., Aberglaube und Zauberei in der Volksmedizin Sachsens, 235 (für das Altenburgische); Andel M. A. v., Volksgeneeskunst in Nederland 309 (für Holland).

[31] Fossel, V., Volksmedizin und medizinischer Aberglaube in Steiermark, 131. Die nämliche Formel gebraucht man im Frankenwald (Andel a. a. O.). In Oberösterreich lautet der Spruch: Fieber, i drah di, Fieber, i wend di." (Heimatgaue 1. Jahrg., S. 294).

[32] Seyfarth a. a. O.. 280. [33] Knortz, 54. [34] Seyfarth, 236.

[35] Fossel, 140. [36] Heimatgaue 1. Jahrg., 295. [37] Marzell a. a. O., 161.

Digitized by Google

in die Erde pflanzt[38]. Im Lande von Dol heilt ein Stengel des Einjährigen Bingelkrautes den kranken Magen, wenn er mit der Wurzel nach oben daraufgelegt wird[39].

Ferner kommt es vor, daß nicht eine einzelne Pflanze, sondern ein ausgestochenes Rasenstück umgekehrt wieder in die Erde eingefügt wird. Die Krankheit wird darunter gleichsam in das unterirdische Totenreich abgelegt. Bleichsüchtige Frauenzimmer oder Gelbsüchtige lassen ihren Harn in die Grube[40]; die Umrisse des an der englischen Krankheit leidenden Kindes werden auf dem Rasen abgezirkelt[41]. Der kranke Fuß, sei es von Mensch oder Vieh, wird gleichfalls auf den Rasen gestellt und umrissen[42]. In allen diesen Fällen wird das ausgeschnittene Rasenstück umgekehrt gelegt, sei es auf seinen früheren Platz zurück, sei es auf einen Strauch. Wenn man „Wurzelkraut" sucht, zieht man mit dem Messer einen Kreis um die Pflanze herum, die man dann umstürzt, so daß die Wurzeln in die Höhe stehen[43].

In Baden wird gegen das Schluchsen (bayr.-öst. Schnackerl, eine unwillkürliche und bedeutungslose Zusammenziehung des Zwerchfellmuskels) geraten, vor dem dritten Schluchzer irgendeinen Gegenstand umzudrehen[44]. Besonders bezeichnend sind die in Württemberg gegen das kaum ein wenig lästige Übel ergriffenen Maßnahmen. Sie bezeugen klar den ausgesprochenen „Totenursprung" der Erscheinung und fallen übrigens größtenteils unter unser Thema. Man kehrt dort das Messer in der Tasche um, spuckt dreimal unter einen Stein, dreht dreimal den linken Ärmel herum, wendet dreimal die Hand und guckt in sie hinein, schaut schnell in die linke Hand, ehe man den Gluckser dreimal gemacht hat, oder sieht beim erstenmal in die linke Hand[45].

Ein in der Volksheilkunde vielgebrauchtes Heilmittel liefert der Krebs, der sich unter den Tieren unserer Breiten durch eine einzigdastehende Eigenheit auszeichnet, die nämlich, sich nach rückwärts zu bewegen. In dieser Eigenheit ist sicherlich die Begründung seines vermeintlichen Heilwertes zu suchen, wenn auch einzelne Verwendungen im besonderen auf das Analogieprinzip zurückgehen mögen. Hierher gehört z. B. das Aufbinden eines gestoßenen Krebses, um einen eingestoßenen Splitter aus dem Fleisch zu ziehen[46]; vielleicht auch, wenn bei Fieber im abnehmenden Mond die Hand- und Fußnägel des Kranken einem lebenden Krebs unter den Rückenpanzer geschoben werden, in der Meinung, das Fieber werde zurückgehen, wie der

[38] Hovorka und Kronfeld, Vergleichende Volksmedizin II, 479.

[39] Sébillot III, 500.

[40] Zahler H., Die Krankheit im Volksglauben des Simmentals, 94 (mit mehreren Hinweisen).

[41] Seyfarth, 215. [42] Sébillot I, 206. [43] Marzell, 174.

[44] Zimmermann W., Badische Volksheilkunde, 43.

[45] Höhn H., Mitteilungen über volkstümliche Überlieferungen in Württemberg Nr. 8: Volksheilkunde I, 126.

[46] Zahler a. a. O., 75; Fehrle, Zauber und Segen 61 f.

Digitized by Google

Krebs rückwärtsgeht[47]. Übrigens kennt man auch bei (kaltem) Fieber den Brauch, 3 Krebse in einem Glas auf die Köpfe zu stellen und darin über Nacht (!) ersaufen zu lassen. Der wohlversorgte Patient erhält dann den von den Krebsen herrührenden Schleim in Wein zu trinken[48]. Gleichfalls in Deutschwestböhmen begegnen wir der uns bereits als Bestattungssitte bekannten Umdrehung der Hand als Heilbrauch wieder. Gegen die „Neider" (Aufreißen der Haut um die Fingernägel) soll man Asche und Mehl vom Backen, welches auf dem Herd ausgeschüttet wurde, sammeln und mit der Kehrseite der Hand so in den Ofen werfen, daß die Nägelenden nach rückwärts zu stehen kommen[49] (doppelte Umkehrung, verbunden mit einem Opfer an den Ahnengeist im Ofen). Der Patient selbst wird umgedreht, wenn in Schweden die Mutter ihr krankes Kind mit dem Gesicht nach unten auf die Türschwelle (ebenfalls Sitz der Haus- oder Ahnengeister) legt[50].

Eine Prozedur in entgegengesetzter Lage oder umgekehrter zeitlicher Reihenfolge vornehmen kann schon Heilung bringen. Nasenbluten glaubt man auf folgende Weise stillen zu können: Kommt das Blut aus dem rechten Nasenloch, so unterbindet man den kleinen Finger der linken Hand. Kommt es aus dem linken Nasenloch, so wird der kleine Finger der rechten Hand unterbunden[51]. Gegen Zahnschmerzen gibt es ein einfaches Mittel: Wenn man sich gewaschen hat, so trocknet man erst die Hand und dann das Gesicht ab[52]. In der Regel trocknet sich wohl jedermann zuerst das Gesicht ab und dann erst die Hände.

Die Vorstellung der Umkehrung wird auf den Gegensatz ausgedehnt (siehe oben unter 1 a!). Das gegensätzliche Geschlecht begegnet uns auch im Heilzauber mitunter. Um seine Warzen zu vertreiben, benützt man Sand vom offenen Grab eines Toten vom andern Geschlecht[53]. Die „Rockenphilosophie" gab Personen mit venerischem Ausschlag im Gesicht den Rat, sich mit dem Hemd eines Angehörigen des andern Geschlechtes zu trocknen[54]. In Schweden soll ein von Keuchhusten gequältes Kind Wasser aus dem Maul (das ihm beim Trinken z u r ü c k fließt) eines Pferdes von entgegengesetztem Geschlecht trinken[55]. In Holland sieht man öfters einen kranken

[47] Zimmermann a. a. O., 19.

[48] Urban M., Über volkstümliche Heilkunde Westböhmens, 71.

[49] Derf., 80.

[50] Svenska Landsmål ock Svenskt Folkliv (Upsala) Jahrgang 1908, 407, Nr. 1325.

[51] Zimmermann, 23.

[52] Seyfarth, 237. Dieses Sympathiemittel ist mit nach den Vereinigten Staaten ausgewandert. Knortz a. a. O., 100 berichtet es genau so.

[53] Haase, Volksmedizin in der Grafschaft Ruppin und Umgegend: Zeitschr. d. Ver. für Volkskunde (Berlin) Jahrg. 1898, 198, Nr. 20. In der Ätiologie und Behandlung der Warzen ist überhaupt das Totenmäßige stark ausgeprägt. Man vergleiche meinen Aufsatz über volkstümliche Warzenheilung in der Zeitschr. Völkerkunde (Wien)) Jahrg. 1927, 128—132 und 175—177!

[54] Seyfarth, 271. [55] Svenska Landsmål a. a. O., 406.

Digitized by Google

Mann, mit dem roten Rock seiner Frau angetan, beim Herd sitzen, oder eine Frau, mit dem Kamisol ihres Mannes bekleidet[56]. Antike Quellen raten wiederholt, Kreißenden des Mannes Hemd anzuziehen[57].

4. Kaum minder als zu Heilzwecken nimmt man die Hilfe der Toten in Anspruch, um einen Blick in die Zukunft zu tun. Wer sich in Holland (Staphorst und Rouveen) in der Christnacht zwischen zwölf und ein Uhr zum Herd setzt und eines seiner Hemden, die Innenseite nach außen gekehrt, neben sich hängt, erhält ein Heiratsorakel[58]. In den Vereinigten Staaten wird zum selben Zweck das umgekehrte Hemd, nachdem es mit Asche (Zusammenhang mit den Toten!) bestreut worden, unter das Bett gelegt. Der zukünftige Liebste soll dann seinen Namen in die Asche schreiben[59]. Wer in Niederösterreich in die Zukunft schauen will, der legt sich in der Thomasnacht verkehrt ins Bett[60]. Die Eigenbewegung nach rückwärts gewinnt die Gunst der Totengeister auch beim Orakeln. Die Amerikanerin, die vor dem Schlafengehen einen Fingerhut voll Salz ißt (Totenspende!) und dann rücklings ins Bett hüpft, wird im Traum sehen, wie ihr der vom Schicksal bestimmte Gatte Wasser reicht[61]. In New Brunswick geht am Allerheiligenabend (Totenkultzeit) das Mädchen rücklings die Treppe hinauf, ißt ein hartgesottenes Ei (weiße Totenspende) ohne Salz und blickt dann in den Spiegel in der Erwartung, darin das Gesicht ihres späteren Gemahls zu sehen[62]. Als Orakel selbst tritt die Umkehrung in einem norwegischen Julbrauch auf. Von wem junge Mädchen in der Christnacht träumen, den werden sie heiraten. Das erscheint ihnen besonders sicher, wenn an dem in der Scheuer ausgebreiteten Hemd der linke Ärmel am Morgen sich umgelegt zeigt[63].

5. Als ein glückverheißendes Vorzeichen betrachtet es der Neger in den Vereinigten Staaten, wenn er einen umgestülpten Strumpf findet[64]. Hingegen gilt in Wien ein verkehrt auf dem Weg liegender Schuh als böser Angang, vor dem man umkehrt[65]. Wenn der Brotteig mit der Schaufel in den Backofen gegeben wird und dabei umstürzt, so daß der obere Teil unten zu liegen kommt, so ist dies ein Zeichen, daß Gäste ankommen werden[66]. In den Vereinigten Staaten erwartet man Besuch, wenn jemand ein Butterbrot mit der bestrichenen Seite auf den Boden fällt[67]. Wenn ein Kind ein-

[56] Driemaandelijksche Bladen 5. Jahrg. (1906), 94.

[57] Stemplinger E., Antiker Aberglaube in modernen Ausstrahlungen, 68.

[58] Driemaandel. Bladen a. a. O., 92. [59] Knortz, 156.

[60] Vernaleken, Th., Mythen und Bräuche des Volkes in Österreich, 343.

[61] Knortz, 58. [62] Derf., 151.

[63] Feilberg, Jul. (dänische Ausgabe) I, 147. [64] Knortz, 65.

[65] Höfer L., Wiener Kinderglaube: Wiener Zeitschr. für Volkskunde 32. und 33. Jahrg. (1927 und 1928), 40.

[66] Bei den Rumänen in der Bukowina: Zeitschr. für österr. Volkskunde 2. Jahrg., 285.

[67] Knortz, 138.

Digitized by Google

mal tüchtig auf den Hinterkopf fällt (also nach rückwärts), so wird die ganze Familie glücklich[68]. Kräht eine Henne wie ein Hahn (Verkehrung der Geschlechter), so muß man ihr den Hals umdrehen, damit nicht Unglück oder Tod über die Familie kommt.

6. Die zwecklos betätigte Umkehrung bringt Unheil, indem sie den Unwillen der Toten erregt. Somit knüpft sich eine große Zahl von Verboten an sie. Wer bei einem Ausgang etwas zu Hause vergessen hat und deswegen umzukehren gezwungen ist, für den wird der Tag bös enden, besagt ein allgemein verbreiteter Volksglaube[69]. Um die ungünstige Wirkung aufzuheben[70], muß man sich daheim erst eine Zeitlang hinsetzen, oder man muß sich vor dem Umkehren auf einen Stein setzen und bis dreizehn zählen[71]. Eine schwere Sünde begeht, wer den Brotlaib auf die gewölbte Seite, mit der flachen Seite oben, hinlegt. Im Waldviertel sagt man, in einem solchen Falle komme Verdruß ins Haus, oder der Teufel reite drauf, oder es weine die hl. Maria. In Wien legt man das Brot „aufs Gesicht", legt man „Gott auf den Kopf". Der Teufel sitzt darauf, die Wirtschaft geht zurück, Not oder Hungersnot werden kommen; die armen Seelen leiden; es muß jemand sterben; so lange muß die hl. Maria knien; es entsteht eine Rauferei[72]. (Maria tritt häufig als Seelenführerin, an Stelle der armen Seelen, auf.) Die Seelen empfinden mithin die Umkehrung des Brotes als unangenehm. Sie schicken dafür Not, Streit und Zank oder gar den Tod. Messer und Sensen dürfen nicht mit der Schneide, Rechen nicht mit den Zähnen nach oben hingelegt werden, sonst verletzen sich die armen Seelen dran. Besonders ist diese Vorsicht zu Allerheiligen und Allerseelen zu beobachten. Bekannt ist der Volksglaube vom Umschütten des Salzfasses; wem dieses Mißgeschick zugestoßen ist, der braucht nur einige Salzkörner hinter seinen Rücken zu werfen, um das bevorstehende Unheil abzuwenden (Wien; durch die Opferspende werden die Totengeister wieder versöhnt; Salz ist eine der weißen Totengaben). Im Clos du Doubs (französische Schweiz) ist das mit dem Umwerfen des Salzfasses verbundene Verhängnis auf den Freitag (Totentag) beschränkt[73]. Die amerikanische Jungfrau, die beim Aufstehen einen Stuhl umwirft, verheiratet sich nicht während des laufenden Jahres[74]. Ein Kleidungsstück aus Unachtsamkeit verkehrt anziehen bringt Unglück. Um dieses abzuwehren, spuckt man aus[75] oder man läßt sich's von einer anderen Person abziehen. Ist eine solche nicht in der Nähe, so muß man das Kleid, nachdem man es selber abgestreift hat, dreimal um den Kopf schwingen, um Unglück zu vermeiden[76]. Wer den Hut verkehrt aufsetzt,

[68] Höfer a. a. O., Jahrg. 1928, 21.

[69] Z. B. in Niederösterreich und Wien. Sartori II 51 für Masuren und Thüringen.

[70] Sartori a. a. O. für Schlesien und Erzgebirge; Knortz, 44.

[71] Knortz, 123. [72] Höfer 1927, 82 f.

[73] Schweizerisches Archiv für Volkskunde Jahrg. 1925, 283.

[74] Knortz, 145 [75] Vers., 132. [76] Vers., 39.

Digitized by Google

bekommt einen großen Kopf[77] (Anschwellen machen ist eine gewöhnliche Geisterstrafe). Wird ein Schuh mit dem Absatz nach oben hingelegt (vielleicht gar auf den Tisch), so dräut Unheil[78]. Eines der allgemeinsten Umkehrungstabus ist das, daß man nie mit dem linken Fuß zuerst aus dem Bett steigen soll.

Im übrigen seien für den Linkszauber hier bloß mehr einige bezeichnende Beispiele gehäufter Verwendung angeführt. Ein schlimmer Hals wird kuriert, indem man den linken Strumpf, in welchen man drei Handvoll Asche gestreut hat, mit der linken Hand um den Hals befestigt[79]. Wird man vom Reißen geplagt, so soll man alles zuerst links ausführen; so mit dem linken Bein zuerst das Bett verlassen, mit dem linken Arm zuerst in den Rock fahren, zuerst die linke Hand waschen usw.[80].

An das Rückwärtsgehen und -führen ließe sich vielleicht noch das Rückwärts-(hintersich)werfen von Gegenständen und die Bedeutung des Rückens im Volksglauben anschließen. Das Schuhwerfen als Orakelbefragung erfolgt über den eigenen Kopf; häufig wirft man die Erbsen, welche zur Warzenkur dienen sollen, über die eigene Achsel nach rückwärts. Hinter dem Rücken des Menschen halten sich nämlich die Geister auf. Wenn man mit ihnen in Verkehr tritt, so darf man sie nicht ansehen; denn wer die Geister erblickt, dem schaden sie. Darum erscheint vielfach bei Handlungen, wo feindliche Dämonen gegenwärtig gedacht werden, das Umsehen verpönt (z. B. für das Brautpaar bei der Trauung oder auf dem Wege dahin). Indem diese bisher übliche Erklärung[81] befriedigt, dürfte es sich empfehlen, das Rückwärtswerfen und insbesondere das Umsehen aus unserem Zusammenhang auszuscheiden und als eine bloße Abwendung von der Geisterwelt zu werten. Hingegen scheint, wenigstens fallweise, dem Rücken magische Bedeutung im Sinne der Umkehrung zuzukommen. Wer in New York, auf dem Rücken liegend, die Sterne zählt, bekommt so viel Warzen als er Sterne gezählt hat[82]. Um ihre Warzen loszuwerden, legten sich die alten Römer an einer Grenzscheide auf den Rücken und streckten die Hand über den Kopf hinaus. Mit dem, was sie bei diesem Beginnen ergriffen, rieben sie die Warzen[83].

Eine eigenartige Verbindung tritt ein, wenn mit der Vorwärtsbewegung des Trägers die rückwärtsgerichtete Stellung des Getragenen verbunden wird. Im allgemeinen dient es als Schandstrafe, verkehrt auf einem Esel, einem alten Gaul, einem schwarzen Widder oder Schwein durch die Stadt reiten zu müssen[84]. Wenn der Drescher, der die „Mockel" (Verkörperung

[77] Höfer a. a. O., Jahrg. 1928, 24. [78] Ders., Jahrg. 1927, 38.

[79] Knortz, 54. [80] Seyfarth, 237.

[81] Vgl. Pfister, Schwäbische Volksbräuche 89, f. Fehrle, Zauber und Segen 59 ff.

[82] Knortz, 49.

[83] Plinius, zitiert bei Magnus H., der Aberglaube in der Medizin, 22.

[84] Vgl. Mailly A., Der Hernalser Eselritt: Wiener Zeitschr. für Volkskunde, Jahrg. 1927, 1—5.

Digitized by Google

des Vegetationsdämons) in die Scheune des Nachbars geworfen hat, erwischt wird, so wird er rücklings auf eine Kuh oder ein Pferd gesetzt und so herumgeführt[85]. Der altgewordene Vegetationsdämon, den der Dreſcher verkörpert, wird bekanntlich in den Ernte- und Ausdruſchbräuchen, ſowie bei verſchiedenen Kalenderfeſten der Winterszeit verſpottet. Er erſcheint häufig in Stroh gehüllt; dürre (abgeſtorbene) Äſte und die Zweige des Totenbaumes Holunder dienen als „Schandmai" für Unfruchtbare. Es wird daher nicht wundernehmen, die Umkehrung als Ausdruck des Totenmäßigen auch in der Verſpottung wiederzufinden. Übrigens iſt es auch als Heilzauber bezeugt, ſich verkehrt auf einen Eſel zu ſetzen. Die alten Römer taten es, wenn ſie von einem Skorpion gebiſſen wurden[86].

Die Umkehrung der Stände findet ſich in der Totenkultzeit der Winterſonnenwende. Während der römiſchen Saturnalien waren die Sklaven die Herren. Am Thomastag waren in Belgien die Kinder die Herren in der Schule. Die Schüler bemächtigten ſich des Stäbchens und ſperrten den Lehrer hinaus, wie ſie es zu Hauſe mit den Eltern taten, und wie es der Herrſchaft von den Dienſtleuten, dem Meiſter von den Lehrlingen geſchah. Der Lehrer ſelbſt wartete in der Schule den Kindern auf; zu Hauſe taten es die Eltern[87].

Die Idee der Umkehrung im Totenreich liegt ferner den volksmäßigen Darſtellungen von der „verkehrten Welt" zugrunde. Tiere erſcheinen in ihren Beſchäftigungen und Beziehungen untereinander vertauſcht. Haſen reiten auf Hunden oder führen ſie an der Leine; der Fuchs führt Gänſe in einem Kahn[88]. Im Wiener Muſeum für Volkskunde befinden ſich bemalte Stirnbretter von Bienenſtänden aus Kärnten und Krain mit ſolchen parodiſtiſchen Tierdarſtellungen (Haſe und Fuchs in Freundſchaft mit dem Jäger).

Der Brauch der Umkehrung erſtreckt ſich ſogar aufs Wort. Er findet ſeine literariſche Ausgeſtaltung in den Lügengeſchichten des Volkes; die Lüge iſt ja der Gegenſatz, die Umkehrung der Wahrheit. In einem Lügenliede wird von gebratenen Tauben erzählt, die im Fliegen die Bäuche gegen den Himmel gekehrt haben, den Rücken gegen die Erde; in einem anderen von einem Paar gebratener Ochſen, die gleichfalls verkehrt durch die Luft fliegen[89]. Das Lügen ſcheint mithin den Toten wohlgefällig zu ſein. Beim Garnkochen und -waſchen muß tüchtig gelogen werden; dann wird das Garn weißer. Dasſelbe iſt der Fall beim Lichterziehen[90]. Nicht ohne Grund kommt das Lügen hier in Anwendung, wo die Totenfarbe Weiß erzielt werden ſoll.

[85] Eberhardt, 9.

[86] Stemplinger E., Antike und moderne Volksmedizin, 66.

[87] Feilberg I, 110 f.

[88] Vgl. M. Haberlandt „Die Tierfabel in Werken der Volkskunſt": Wiener Zeitſchr. f. Volkskunde, Jahrg. 1923, 33—36.

[89] Abgedruckt bei Spieß K., Bauernkunſt, ihre Art und ihr Sinn, 220 (aus Mittler, Deutſche Volkslieder, Nr. 1309 und Nr. 1311).

[90] Sartori II, 46.

Digitized by Google

Der Welt der Toten entspricht das Ungerade, das Krumme und Schiefe. Wer das Brot schief schneidet, der kann sichs nicht verdienen[91]. Dasselbe sagt man in Amerika: die Jungfrau, welche einen Kuchen in gerade Stücke zerschneidet, wird eine gute Haushälterin; sind die Stücke hingegen schief, so taugt sie nicht zu einer Hausfrau[92]. Hängt ein Heiligenbild schief, so geht die ganze Wirtschaft schief[93]. Schielende Menschen darf man nicht anblicken[94]. Wer die erste reife Traube erblickt, hat die Mütze schief aufs Ohr zu setzen[95]. Die Kanadierin, die mit krummen Stricknadeln strickt, stirbt als alte Jungfer[96]. Einem Buckligen begegnen bedeutet Glück oder es soll Regen und Schnee kommen. Zwischen zwei Buckligen durchgehen und sie berühren hat Unglück im Gefolge[97]. Einem Buckligen über den Rücken streichen verbürgt Glück[98].

Ungerade Zahlen sind hin und wieder günstig, meist aber gefährlich. Die größte Unglückszahl ist dreizehn, welche aus der Eins und der nächstfolgenden ungeraden Zahl besteht. Den Hühnern soll man aber die Eier in ungerader Anzahl unterlegen (meist dreizehn oder fünfzehn), damit alle ausgebrütet werden[99].

Schließlich ist alles, was „anders" und außergewöhnlich erscheint, was dem Herkommen und (scheinbar) den Naturgesetzen widerspricht, alles Normwidrige und Unerwartete totengemäß. Es gehört der „andern" Welt an. Wer die Treppe hinauf fällt, verheiratet sich nicht in einem Jahr[100]. Ein Obstbaum, der im Herbst (also zur unrechten Zeit) blüht, zeigt einen Todesfall an[101]. Primitive Stämme wechseln nach Todesfällen die Kleidung. Wo der Oberkörper für gewöhnlich unbedeckt bleibt, wird er nunmehr bekleidet; diejenigen, welche das Haar aufgesteckt zu tragen pflegen, lassen es lose hängen; man trägt ein Kopftuch von ungewohnter Farbe — kurz, man gibt sich ein anderes Aussehen als das gewöhnliche ist[102]. Unmittelbar nach einem Todesfall in der Familie werden die Möbel nicht nur umgestürzt, sondern auch verstellt; Blumengeschirre werden aus den Fenstern geworfen, die Zimmereinrichtung wird schwarz verhängt[103].

---

[91] Im Waldviertel; auch Höfer 1927, 82, 83.

[92] Knortz, 144. [93] Höfer 1928, 18. [94] Knortz, 39.

[95] Um Ludwigsburg: Eberhardt, 11.

[96] Knortz, 140. [97] Höfer 1927, 83. [98] Derf., 39; Knortz, 125.

[99] Siehe u. a. Meyer, E. H., Badisches Volksleben, 411.

[100] Knortz, 150. [101] Derf., 60, 42.

[102] Snelleman im Aufsatz Rouwen („Trauern") in Driemaandel. Bladen 12. Jahrg., 126 ff.

[103] G. Pitré, Usi natalizi, nuziali e funebri del popolo Siciliano, 163, 181. — Ich möchte demnach die volkskundlich bedeutsamen Fälle von Außergewöhnlichem, welche Sydow in seinem Aufsatz (Folkminnen och folktankar Jahrgang 1926, Heft 2) in allzu nüchterner und skeptischer Auffassung auf den rein psychischen Eindruck ungewöhnlicher Erscheinungen zurückführt, doch eher für den speziellen Anschauungskreis des Totenreiches in Anspruch nehmen.

Digitized by Google

Die Motive des Umkehrungsgedankens mit einiger Sicherheit herauszuheben, begegnet naturgemäß großen Schwierigkeiten. Einleuchtend ist die von Holmberg angeführte Verkehrung des Spiegelbildes im Wasser. In zweiter Linie käme für die Erklärung die rückläufige Bewegung der Sonne im Totenreich in Betracht. Nach primitiver Anschauung bewegt sie sich in einer Kreisbahn. Während des Tages durchfährt der Sonnengott mit seiner Barke in hohem Bogen den Himmel von Osten bis Westen; während der Nacht fährt er in einem entsprechenden Bogen unter der Erdscheibe zum Ostpunkt zurück[104].

Im Volksbrauch kommt sowohl die Umkreisung in der Richtung des Sonnenlaufes (von links nach rechts) als auch im entgegengesetzten Sinne vor. Nach Eitrem[105] soll das Umkreisen nach rechts die Dämonen ausschließen, nach links dagegen in den Kreis einschließen. Der Rundgang gegen die Sonne sei ein verhängnisvolles Vorzeichen[106]. Der skandinavische årsgang (Umkreisung des Hauses zur Julzeit zu Orakelzwecken, entsprechend dem bayerischen-österreichischen „Losengehen", mithin eine ausgesprochene Totenbefragung) geschah dreimal gegen die Sonne[107]. Anwendungen von motsols im schwedischen Heilzauber sind z. B.: Umkreisung des an Fieber Leidenden unter Ausstreuen von Asche[108]; Warzen werden mit einem Schmerhäutchen dreimal umfahren[109]. Wenn in Oberösterreich die Warzen bei abnehmendem Mond mit der Hand „verkehrt" umrissen werden[110], so kann das wohl auch nichts anderes besagen wollen als: in der Richtung gegen den Sonnenlauf. In Frankreich erfolgen manche Prozessionen immer ou rebours du soleil oder Umkreisung von Wallfahrtskapellen durch einzelne Pilger à l'inverse du soleil[111] (beides „gegen die Sonne").

Es ist nicht zu übersehen, daß auch der Lauf des Mondes, dem im primitiven Denken eine größere Bedeutung zukam als man ihm gemeinhin zuzugestehen pflegt, im Totenlande im umgekehrten Sinn erfolgen muß.

Ferner könnte die Vorstellung der Gegenfüßler schon dem Urmenschen geläufig gewesen sein, wenn er sich auch die Erde nicht als Kugel, sondern als flache Scheibe dachte. Die Toten gingen nach dieser Vorstellung umgekehrt, mit den Füßen gleichsam an der Decke und kopfabwärts. Die Unterseite der Erdscheibe muß notgedrungen eine „verkehrte Welt" sein.

Endlich nimmt die Mondmythologie den Zug der Verkehrung und des Gegensatzes für den Phasenwechsel des Mondes in Anspruch[112]. Der helle und der unbeleuchtete Teil der Mondscheibe stellen einen Gegensatz dar; der „junge", zunehmende Mond verwandelt sich in den „alten", abnehmenden.

[104] Wiedemann A., Die ägyptischen Königsgräber in ihrer religionsgeschichtlichen Bedeutung: Völkerkunde (Wien) Jahrgang 1927, 125.

[105] Opferritus und Voropfer der Griechen und Römer (Deutsch!) in Skrifter utvigit av Videnskabselskapet i Kristiania 1914 II, hist.-philol. Klasse, 1. Bd., 43.

[106] Derf., 44. [107] Feilberg II, 126. [108] Svenska Landsmål, 416.

[109] a. a. O., 422. [110] Heimatgaue 1. Jahrg., 295. [111] Sébillot I 47.

[112] Schultz, W., Zeitrechnung und Weltordnung, 245 f. Spieß a. a. O., 211 f., 219 f.

Digitized by Google

Der zunehmende Halbmond steht rechts, der abnehmende links, woraus sich ungezwungen die Glücksbedeutung der rechten und die unheilvolle Bedeutung der linken Seite erklären ließen. Die zu- und die abnehmende Mondsichel weisen nach entgegengesetzten Richtungen. Hierher gehören der Januskopf, der verkehrtsitzende Reiter und zwei bedeutsame Doppelfiguren des deutschen Volksbrauches: Der „Spaßmacher" beim Wettrennen im Böhmerwald am Pfingstmontag sitzt auf einem armseligen Pferde, dem man auf der Schwanzseite einen künstlichen Hals und Kopf aus Stroh und auf dem Kopf ein ebensolches Hinterteil gemacht hat, so daß über die Augen ein Schwanz herabhängt[113]. Bei den Wenden geht zur Fastnacht die „doppelte Person" herum; der „Tote trägt den Lebenden". Ein Mann hat vor dem Leib eine schräg abstehende Puppe aus Stroh aufgebunden. Vom Rücken des Mannes hängen die Beine der Puppe herunter, so daß der Kopf nach unten baumeln muß. So tanzt und springt der Doppelmensch herum[114]. Hier erscheint die Gegensätzlichkeit in vertikaler Richtung zum Ausdruck gebracht. Daß die Verkehrung, wenigstens zum Teil, auf Konto des Mondphasenwechsels fällt, dafür scheint auch der Umstand zu sprechen, daß in zeichnerischen Darstellungen der verkehrten Welt auffällig häufig der Hase vorkommt, ein ausgesprochenes Mondtier, worauf M. Haberlandt im erwähnten Aufsatz aufmerksam gemacht hat. In Dänemark kehrt sich der Tote im Grabe um, wenn ein Hase darüberspringt[115].

Wir fassen zusammen: Die Umkehrung ist ein Kennzeichen der Totenwelt. An der Entstehung dieser Vorstellung könnten mehrere Vorstellungen wirksam gewesen sein, nämlich: 1. das seitlich vertauschte Spiegelbild im Wasser, 2. die rückläufige Bewegung von Sonne und Mond in der Unterwelt, 3. die auf den Kopf gestellte „verkehrte Welt" an der Unterseite der Erdscheibe, 4. die Gegensätzlichkeit der beiden Mondsicheln (der Mond ist „die Sonne der Toten"[116] und galt sogar selbst als Totenaufenthalt). Der Primitive bedient sich der Umkehrung im Verkehr mit den Toten, und zwar in Form von Gebärden und Bewegungen, von Worten und bildnerischen Darstellungen, in Kleidung und mimischen Aktionen; das geschieht in Trauer- und Bestattungszeremonien, in Opferriten, Zauberhandlungen und Orakelbefragungen. Man gebraucht die Umkehrung, um durch Nachahmung einer Eigenart der Toten ihre Gunst und Hilfe, sowie ihren Schutz zu gewinnen und vor ihrer Ungnade sich zu schützen. Die Umkehrung ist ein Universalmittel; fürchtet man die Toten, so hält man sie damit fern; braucht man sie, so ruft man sie damit zu Hilfe. Tritt sie als Zeichen aus dem Jenseits auf, so wird sie bald günstig, bald ungünstig ausgelegt. Zwecklos, mutwillig oder unachtsam angewendet, ist die Umkehrung verpönt und wird von den Toten bestraft.

[113] Reinsberg-Düringsfeld, O. v., Das festliche Jahr 1898, 194.

[114] Sartori III, 97.

[115] Höfer 1928, 17.

[116] Il sole dei morti (Rivista II 338, nach Feilberg, Ordbogver Jyske Almuesmål II 659).

Digitized by Google

Volkstümliches und Sinnbildliches bei Hans Thoma.

Von Jos. Aug. Beringer.

Die ungewöhnlich umfangreiche Verbreitung der Kunst von Hans Thoma, die sich weit über Deutschlands Grenzen hinaus erstreckt, ist der beste Beweis für seine Volkstümlichkeit. In dieser Weise und Ausbreitung ist die Aufnahme von Kunst in die Sinne und Herzen auch volksfremder Stämme sonst noch nie einem lebenden deutschen Künstler zu Teil geworden. Auch nach dem Tode des Meisters hat die Reichweite der Kunst Thomas noch erheblich zugenommen. Polen, Tschechoslowakei, Österreich, Italien, Frankreich, England, Skandinavien, Amerika und Japan haben an Thomas Kunst Anteil gezeigt. Sie ist in die Häuser der Bürger, in die Hütten der Armen, wie in die Paläste der öffentlichen und privaten Sammlungen, in die Lehr- und Lesebücher der Schulen aller Gattungen gedrungen. Sie spricht ihre lautere, verständliche und seelenerfrischende Sprache zu allen Volksschichten und Ständen. Eine Statistik würde den überwältigenden Beweis dafür erbringen, daß Thomas Kunst kaum einem deutschen Hause in irgend einer Form fehlt, und daß sie auch andersstämmigen Völkern allgemein-menschlich Wertvolles zu geben hat. Thomas Kunst ist in Deutschlands schwerster und trübster Zeit ein in allen Volksschichten hochgeschätztes, wertvolles und begehrtes Kulturgut geworden. Sie leistet aus der Stille ihrer Kraft wahrhafte seelische Aufbauarbeit und dient im Ausland dazu, neben Dürer, Richter und Schwind vorzugsweise deutsches Wesen zu kennzeichnen. Es ist wohl ein einziger Fall, daß das Schaffen eines lebenden Künstlers zum Sinnbild der wesentlichen Eigenschaften eines ganzen Volkes wird. Das ist umso merkwürdiger, als Thoma vom Beginn seiner künstlerischen Laufbahn an bis in seine fünfziger Lebensjahre hinein nur in einem kleinen Kreis von Personen höherer Bildungsschichten bekannt und geschätzt worden war, und daß Thoma längste Jahre seines Schaffens nie daran gedacht und nicht geahnt hat, daß seinem Werk die Anerkennung der Volkstümlichkeit zu teil werde.

Seltsamerweise erfolgte diese Anerkennung zuerst in der Malerei (1890), die sich zudem im Querstand zu den damals beliebten und anerkannten „Richtungen" und „Tagesmoden" befand. Von dem erfrischenden, neubelebenden Hauch über ausgefahrenen Kunstgleisen sagte damals der Dichter Otto Julius Bierbaum, Thoma habe die Seele des deutschen Volksliedes in die Farbe gerettet. Er hat damit das Volkstümliche, Verdichtende, Sinnbildliche und Poetische von Thomas Kunst sehr glücklich erfühlt und gekennzeichnet.

Man darf nach den Gründen fragen, warum Thomas Kunst, nachdem sie einmal ihren Siegeslauf ins Herz des deutschen Volkes genommen hat, sich von Jahr zu Jahr in zunehmendem Maße dort festsetzte und weiter verbreitete. Thomas Kunst war eben keine geschwollene Bildungskunst

Digitized by Google

Hüter des Tales. Algraphie.

humaniſtiſcher oder künſtleriſcher Art, keine Geſchichten- und Unfallmalerei in der Weiſe der Kaulbach und Piloty, keine blutleere Frömmigkeit der Nachnazarener, ſondern es war und iſt die lautere Gemütskraft, die ſeeliſche Wärme, die harmloſe Unſchuld ſeiner Kunſt, die keiner Partei angehörte, die unmittelbar zu den Urquellen reiner Empfindung führte, und die keinen andern Zweck hatte, als die Sinne zu erfreuen, das Herz zu erheben, indem

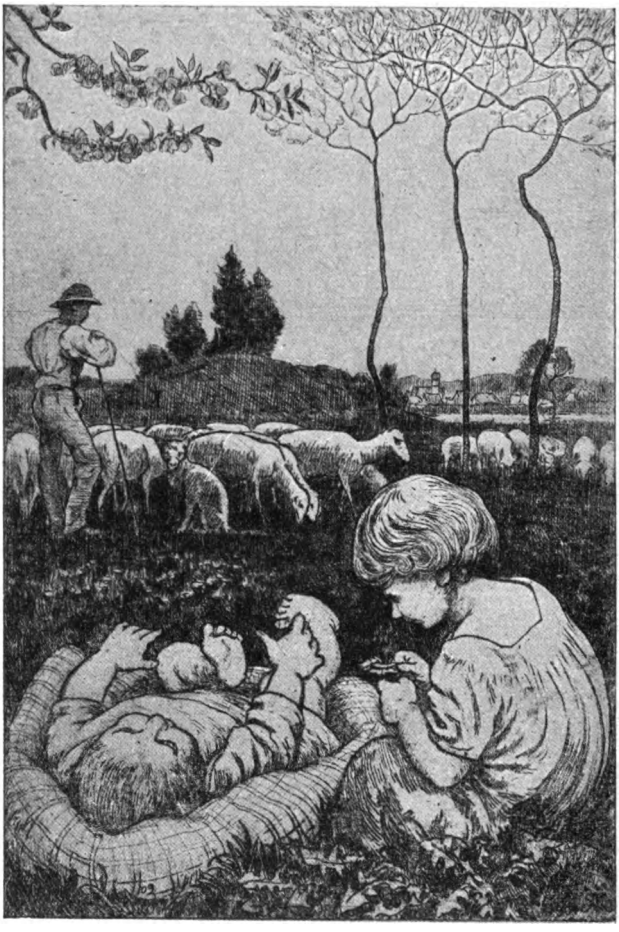
Digitized by Google

sie die Harmonie von Natur und Mensch zeigte und das Wohlgefallen der Menschen an der gesamten Schöpfung aufwies und damit den Frieden in die Herzen der Genießer dieser Kunst senkte. Thomas Kunst trat aus der Kampf- oder Richterstellung der Kunst seiner Zeit heraus, er gab ein Neues: den Frieden der Menschen mit sich, mit Gott und Natur und ein Mehr, als nur den Sinnen zugänglich war: die Seele, die hinter und über den Dingen liegt. Das war das anfänglich Befremdende, Unverstandene und doch die Kraft, die zum Sieg führen mußte. Er hat die Menschen neu sehen gelehrt. —

In breitere Schichten des deutschen Volkes drang Thoma mit seiner Kunst durch die im Jahre 1892 ausgiebiger einsetzende Graphik, d. h. zunächst mit den Steindrucken. Diese fanden alsbald durch ihre einfache, charaktervolle Zeichnung, durch ihren seelischen und geistig ansprechenden verständlichen Gehalt und durch die Lauterkeit ihrer Aussprache Beachtung und Schätzung in breiteren Kreisen. Thoma hat verstanden, seelisch Ergreifendes und zugleich Hochkünstlerisches mittelst einfacher Zeichnung und Technik dem Verständnis und der Fassungskraft der künstlerisch Un- und der Hochgebildeten unmittelbar nahezubringen, indem er die Kunst vom Ballast gelehrter Meinungen und geschwollener Programme frei machte, sie aus der Alltäglichkeit und Plattheit heraushob und in den Äther künstlerischer Freiheit und lichtwarmer Glut der reinen Empfindung emportrug. Er hat mit seinen Stoffen und mit der Darbietungsweise seiner Graphik die durch allerhand Bildungsschutt und Zerfallstrümmer verschütteten Quellen der Kunst und der seelischen Erhebung, wie der Sinnenerquickung, dem Volke wieder unmittelbar zugänglich gemacht. Er sprach in seinen Blättern zum Gemüt, von der Menschheit Lust und Leid, von ihrer Mühe und Behaglichkeit, vom Streit und Frieden, von Leidenschaften und ihrer Erlösung, von Trauer und Fröhlichkeit, von allem, „was Menschenbrust durchbebt", und „was Menschenherz erhebt". —

Das Leben, aus dem Thoma stammte, das er in der Unschuld und Harmlosigkeit seiner Jugendjahre selbst gelebt hat, war der Grundton seiner so rasch und unmittelbar verständlichen, volkstümlichen Kunst. Er hatte nur die Volksschule besucht und deren Lernstoff, allerdings als bester Schüler, in sich aufgenommen. In seiner Familie aber ging es im Religiösen und Geistigen bewegt und reich zu. Die deutschen Märchen, Sagen, Volkslieder lebten im Munde der Mutter und der Tanten. Unter den Männern des Familienverbandes waren tief denkende und technisch äußerst geschickte Persönlichkeiten. Thoma erzählt in seinen Lebenserinnerungen von dem tiefreligiösen Wesen des einen Onkels, wie von der Freigeistigkeit des andern. Er schildert den naheverwandten Drechsleronkel, der ein bewegliches Sonnensystem baute, wie den musikalischen Vetter, der häuslichen Wirrwarr und Unfrieden mit der Geige schlichtete und mit seinem kleinen Hausorchester im Wirtshaus zum Tanz, bei Hochzeiten und andern Festlichkeiten aufspielte. Bibel und Kalender waren die immer wieder gelesenen Volksbücher. Das Buch der Natur in ihrem Wechsel der Tages- und Jahreszeiten, des Jahreslaufs mit den Naturerscheinungen von Sonne, Mond und

Digitized by Google



Idyll II. Radierung.

Sternenwelt, den traulichen Nähen in Wald und Feld, mit Bach und Baum, den Haustieren und der Vogelwelt in Busch und Hag, den Fernen mit dem Glanz der silbernen Ströme und dem Leuchten der Alpenfirne: das alles war ihm Jahr und Tag vor den immer wachen Sinnen aufgeschlagen und prägte sich seiner weichen und empfänglichen Seele unverwischbar ein. Diese große Heimatnatur war seine große Akademie. Gesättigt und durchkraftet von der königlichen Freiheit des Bauerntums und der Geschicklichkeit des Handwerksbetriebs seiner Volksgenossen konnte Thoma, der Sohn des Volkes, dazu reifen, die Sprache des Volkes klar und rein zu sprechen. So konnte er vom Volk verstanden werden. Es ist klar, daß das Werk Thomas auf dem Fundament bäuerlichen und handwerklichen

Digitized by Google

Volkstums aufgebaut ist, und daß der Odem der Natur und Natürlichkeit aus seinem Schaffen weht. Deshalb begegnen wir im gemalten, wie im graphischen Werk Thomas den Paradiestagen der Kindheit, wie der reifen, kraftvollen und festen Mannheit und ebenso der Gehaltenheit und Weisheit des Greisenalters. Thoma hat diese drei Lebensstufen allzeit und zugleich in sich getragen. Seine Frühwerke schon waren Bilder gereiften Kunstverstandes, die ein Menschenalter später erst anerkannt wurden. In seinen Spätwerken ist noch so viel reine, unschuldige und unmittelbare Kindlichkeit und Frische des Erfühlens der Tragweite ihrer Stoffe, daß Kinder-, Mannes- und Greisenweisheit in einer Einheit zusammenschmelzen. Deshalb fehlen in seinem Werk und Leben die wirren und ziellosen Sturm- und Drangäußerungen, wie die zerfließenden und schwachen Altersbekundungen. Ein durch Arbeit, Fleiß und Ernst gefiltertes Schaffen hat das Lebenswerk Thomas nicht nur immer auf der Höhe gehalten, sondern es hat ihm auch den zusammenschauenden und verdichtenden Charakter der Sinnbildlichkeit gegeben. Jedes der Werke Thomas ist mehr als ein durch die Sinne aufgenommenes, durch das Handwerk der Kunst wiedergegebenes Zeugnis seines Könnens. Es ist ein in der glühenden Hingabe und mit umfassender Liebe gestaltetes, durch die feinsten Seelenkräfte hindurchgegangenes, neugeprägtes Werk, das Sinnbild, in dem sich die Erfahrungen und Einsichten eines mit den höchsten Gaben begnadeten Wesens zusammendrängen, geradeso, wie im Volke alte Erfahrungen und Weisheiten zu Sprich- und Sinnwörtern sich verschmelzen. Bauern- und Wetterregeln, Handwerkszeichen und Hausmarken usf. sind auf ähnliche Weise entstanden.

Bei Thoma war Bildkraft in ganz besonderm Maße vorhanden. Im Gespräch mit ihm war immer überraschend, wie bildhaft und plastisch klar seine Ausdrucksweise war, und wie merkwürdig tiefe Untertöne im Hintergrund seiner Äußerungen mitschwangen. Das „Anthropomorphisierende" (Vermenschlichende), das Goethe bei Hebel so rühmend hervorhebt, ist bei Hebels Landsmann Thoma in noch breiterem Sinne vorhanden. Es ist nicht bloß ein „Anthropomorphisieren", ein menschengestaltendes Schaffen, das etwa die „Wiese" in des „Feldbergs liebliche Tochter" verwandelt, sondern es ist ein Zusammendrängen natürlicher Zusammenhänge von Begriff und Bild zu greif- und leibhafter Form. Es ist Typenbildung zu ungeheuerer Einfachheit und Schlagkraft, wie reichster Bedeutungswandel aus rein volkstümlich gemütvollem, niemals gelehrtem Empfinden heraus.

Wenn Thoma das paradiesische Dasein des Kindes darstellen will, frei von Schuld und Fehle, von Sorge und Not, glücklich und naturverbunden an sich, so setzt er zwei Kinder mitten in die Blumen einer Wiese, selbst als Blumen und Gabe des Himmels anzusehen, wie diese, harmlos eine Blüte zerpflückend oder wie im Traum mit den Händchen und Füßchen spielend. Wir kennen das Bild und das radierte Blatt als „Idyll". Will er den tätigen Mann darstellen, so bildet er ihn als sinnenden „Bauernkopf" mit den Zeichen des bäuerlichen Naturerlebens, oder als „Sämann" mit den zugehörigen Zeichen seiner Arbeit, seiner Hoffnungen und Sorgen, seiner Bemühungen und Erfüllungen. Beides Mal ist in vergeistigter Schlicht-

Digitized by Google

heit das Wesen Thomas als Kern dargestellt, der Mann im engen Reich seiner Aufgaben. Im Rahmen aber erscheinen als begleitendes Spiel die Jahreszeiten mit ihren Symbolen, Getreidehalme mit reicher Ähre und über allem die Sonne, des Bauern unersetzbare Helferin und Segenspenderin. Oder er läßt den Bauern mit priesterlicher Gebärde über das aufgebrochene Erdreich schreiten, den Samen auswerfend, der unter der Gunst des Himmels, durch Regen getränkt, von der Sonne beglänzt, zur Ernte reift. Durch den mit Ochsen bespannten Pflug, durch die ferne Kirche

Bauernkopf. Steindruck.

und den bewölkten Himmel uff. drückt Thoma das Hoffnungsvolle und auf Gottes Hilfe Vertrauende, das unter religiösen Mächten stehende Empfinden seiner Menschen aus. Will Thoma gar eine Empfindung, einen Begriff künstlerisch sprechen lassen, so weiß er diesen mit ergreifender Bildhaftigkeit schaubar zu machen. „Liebe", in der zwei Herzen sich zusammenfinden, um das Leben zu tragen, Sorge und Not zu überwinden, wird ihm zum Brautpaar im traulich umschlossenen Raum: „Raum ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar." Wie durch Blumen mit ihrem Duft, so verschönt sich das Leben in der Zweisamkeit. Selbst der Schnitter Tod mit der Sense ist machtlos; die Liebe entlarvt seine Gefahr und überwindet ihn. Sie gibt frohen Ausblick auf das Leben, auf die gewonnene Heimat der Herzen, die fromm sich um die Kirche baut und vom Grau und Graus ungeordneten Lebens trennt. — Wenn der Heimatfriede von Gefahren bedroht wird, stellt sich auf hoher Warte der „Talhüter" an den Eingang des Tales und schirmt in mächtiger Runde mit starker Hand das friedvolle Glück, den Frieden der Täler und Berge. Die höchsten Mächte wirken still und stumm. — Oder Thoma will Bauernleben und -arbeit schildern. Da stellt er es in seiner Einfachheit und in seinen Geräten und Tieren unter dem „Vordach" des Bauernhauses dar, mit dem krähenden Hahn,

Digitized by Google

Schwarzwaldvordach. Radierung.

der früh morgens zur Arbeit ruft, mit der schnurrenden Katze, die behaglich in der Sonne sitzt, mit den Hühnern, die über den Hof gackern, mit Karren, Sensen und Sicheln an der Hauswand, nötigenfalls auch mit Mutter und Tochter bei der Gartenarbeit und der weit ins Feld hinverstreuten Mannheit. Gleichnishaft ist die Tätigkeit des Landmanns in seinen Hausgenossen, in den Haustieren und Arbeitsgeräten zur Anschauung gebracht. Das Überraschende und Erstaunliche einer Morgendämmerung, das Lautwerden in Ton und Farbe gibt Thoma im „Meereserwachen" wieder mit dem Meerweib, das offenen Mundes und mit erhobenen Händen das Erglühen der aufgehenden Sonne und das Aufrauschen der Wogen unter dem Sonnenstrahl bestaunt. Des Lebens Lust und Schönheit in der Natur, ihre erhebende

Digitized by Google

Macht versinnbildlicht Thoma unvergleichlich schön und ergreifend in der Radierung „Sommerfreude". Das Blatt ist eine wundervolle Ausdeutung des Verses: „Geh aus, mein Herz, und suche Freud in dieser schönen Sommerzeit." Das Paar, das von der erhöhten Bodenschwelle in das weitgebreitete Land sieht, das vom silberglänzenden Fluß durchzogen ist, macht uns das Erfühlen und Erschauen der Schönheit bewußt. Nicht umsonst deutet der Mann mit ausgestrecktem Arm auf den ruhig dahinziehenden Strom mit dem still dahingleitenden Kahn, während die Frau, in sich versunken, die Schönheit von Erde und Himmel in sich aufnimmt, dem Vogelsang lauscht und dem farbigen Gaukelspiel schwebender Schmetterlinge folgt. Stille im Herzen: Einheit von Naturleben und Menschengefühl, zur Harmonie gestimmtes Bewußtwerden von Natur und Geist. — Die Natur selbst mit ihrer erfrischenden und Sehnsucht weckenden Kraft wird zum schönen Schau- und Sinnbild, wenn Thoma in der „Quelle" deren Begriff in dreifache Anschaulichkeit zerlegt. Die Quelle selbst, die hellströmend aus dem Mutterboden der Erde rieselt, zeigt den Quellgeist als Nymphe mit der Gitarre in der Hand, während der kleine Liebesgott als schöpferisches Werde die Wasser rieseln und die Blumen sprießen läßt, um die musikerfüllte, blühende Schönheit anzudeuten, aus der die Liebe zur Natur hervorgeht. An der Quelle selbst bückt sich ein Jüngling zum Trunk nieder. Frische und neue Stärkung sucht und findet er; kraftvoll kann er auf neue Tat ausziehen. Auf dem benachbarten Hügel liegt der Jüngling und sieht voll Sehnsucht in die Zukunft und Ferne, wo sein Leben zergehen wird, wie der Quell im fernen Meer zerrinnt. — Auch die letzten Fragen des Lebens, der Tod und sein Geheimnis, werden durch Thomas Kunst volkstümlich schaubar gemacht. Der Tod geht an Alter und Not vorüber und folgt der Schönheit der Jugend mit grausamer Vernichtermacht (Radierung „Alter und Tod"). Er läßt auch die jugendliche Schönheit die letzte Wahrheit im Spiegel sehen: den Tod, der dem Prangen der Jugend und Lebensfülle sein Memento mori (Gedenke des Todes) zuruft, nicht als ein Schreckgespenst, sondern als eine letzte Wahrheit und Notwendigkeit. —

In diesen letzten volkstümlichen Anschaulichkeiten sind schon wiederholt nahe die Grenzen berührt worden, wo das Bild in das Sinnbild übergeht, und wo der leere Begriff und sein Sinn zum Bild und anschaulich wird. Eine reif werdende, nicht erschöpfte Kultur ist reich an solchen Sinnbildern. Die vom Geist gefundenen Begriffe verlangen nach Anschaulichkeit, Sichtbarkeit und Greifbarkeit, wie z. B. die kirchlichen Begriffe von Glaube, Hoffnung, Liebe, Erlösung, Leiden, Siegen, alle durch Sinnbilder seit den frühesten Zeiten veranschaulicht sind. Hier kommt die Sprache der Graphik dem schöpferischen Bildnersinn entgegen. Die Mittel der einfachen Linie, des Akzents, der Wechsel von Schwarz und Weiß regen die mit- und nachschöpferische Phantasie des Beschauers an, im krausen Spiel der Linien und Tonungen den geistigen Gehalt der Begriffe zu suchen, ihren Sinn zu finden und aus dem Zeichen den Geist wieder aufzubauen. So wird das zeichenhafte Bild zum Sinnbild und das Sinnbild zum Wegweiser für den geistigen Begriff und Inhalt.

Digitized by Google

Die Kunst des Mittelalters hat in den Handwerkszeichen und Hausmarken, die großen Künstler haben in ihren Stichen und Drucken eine Fülle solcher Sinnbilder geprägt, von den linearen Marken und Wappen an bis zu den vollkommenen, reichentwickelten Bildformen der Bucheignerzeichen, den Stichen und Holzschnitten usf. Die gelehrte humanistische Spätzeit hat diese Sinnbilder (Symbole) zu reichen Allegorien ausgebaut, deren oft krause Formwelt Geistiges zum Ausdruck brachte, während beim Sinnbild (Symbol) ein Geistiges zur Form geworden ist, und dadurch anschaulich, greifbar, begreifbar wird.

Thomas bildhaftes Denken hat eine ganze Reihe wundervoller persönlicher und allgemeingiltiger Sinnbilder geschaffen, die mit schönster Anschaulichkeit einen tiefen Lebenssinn verbinden. Zum ersten Male regt sich diese Gabe bei Thoma in überwältigender Fülle anfangs der 90er Jahre. Das herrlichste und literarisch freieste Bilderbuch Deutschlands, die „Federspiele“[1], sind eine reiche Folge von Sinnbildern der Freuden und Nöte des Lebens, wie sie von Freund H. Thode meist glücklich in den begleitenden Gedichten gedeutet worden sind. Kurz nach dem erstmaligen Erscheinen der (von C. Wallau, Mainz) lithographierten Ausgabe hat auf O. J. Bierbaums Anregung Rich. Dehmel sich von H. Thoma gerade das tiefste und persönlichste Sinnbild als Titelbild für seinen Gedichtband „Aber die Liebe“ erbeten: den „Rätselrachen“. Dehmel hat im Schlußvers der „Hieroglyphe“ den Kern dieses Bildchen getroffen:

Jedweder Rachen, drin Sehnsucht singt,
ist auch der Rachen, der sie verschlingt.
Aber ob rings von Zähnen umgiert,
Das Leben sitzt und jubiliert.

Thoma selbst hat in einer späteren Fassung die Zeichnung so gedeutet:

Vom Rätselrachen der Welt umfangen,
Sitzt die arme Menschenseele in Fürchten und Bangen;
Das Ungeheuer kann sie ja spielend verschlingen,
Und möchte doch jede ihr fröhliches Lebenslied singen.

Thoma hat sich dieses Zeichen zum „Familienwappen“ gewählt. Es sollte das Geheimnis seines bislang von Gefahr und Not umdrohten Lebens in sich schließen: Das Ungeheuer Leben droht das Einzelleben, die Seele, täglich zu vernichten. Aber das kindlich reine, der Gefahr unbewußte Seelchen wirkt in harmloser Unbekümmertheit sein Tagewerk: Es singt sein Lebenslied — trotz aller Nöte und Gefahren. So hat ja Thoma selbst durch 30 Jahre seines Schaffens hindurch im Gegensatz zu der ihm mit Widerstand begegnenden Mitwelt, in Ablehnung der ihm anderweitig zugemuteten

[1] Federspiele v. Thoma-Thode. Erste (lithogr.) Auflage bei Hch. Keller, Frankfurt a. M. 2. und 3. Auflage ebenda und in Frankfurter Verlagsanstalt, Berlin.

Digitized by Google

Meinungen nur sich ausgebaut und in seinem von keiner Kunsttheorie, von keiner Tagesmode, von keiner Richtungsvorschrift beeinflußbaren Werk mit harmlosem Frohmut das Lied seines Lebens in der wundervollen und starken Melodie seiner eigenen Kunst gesungen. Durch die unerschütterliche Festigkeit und Treue zu sich und zu dem ihm Eigenen hat er schließlich den Widerstand der Welt bezwungen und seine Gegner zu sich bekehrt.

Rätselrachen. Zeichnung.

Diese Geschlossenheit in sich und in seinem Schaffen hat Thoma auch in andern Sinnbildern schaubar gemacht. So vor allem in dem mannigfach abgewandelten „Symbol" (Leben im Stein, im Kristall) und ähnlichen Radierungen. In der ersten Form und zugleich in der allerweitesten Bedeutung taucht es in den „Federspielen" auch erstmals auf. Der Sinn dieses Bildes ist etwa folgender: Thoma liebte die Einsamkeit beim Schaffen und überhaupt im Leben. Er zog sich gerne vom zerstreuenden Leben der Geselligkeit in seine Arbeitseinsamkeit zurück und konnte auch in bewegter Gesellschaft einsam sein. Daher schließt er das Seelchen, das sein Lebenslied (zur Gitarre) singt, mit dem Gestänge der Kristallkanten ab. Auch die (in den spätern Fassungen) giftspeiende Schlange (der Kritik an Kunst und Leben) kann die harmlose Freude an seinem Schaffen (und Lied) nicht beeinträchtigen. Die goldgrüne Welt der Ringelblume (Thomas Lieblingsblume wegen des charakteristischen Schnittes der Löwenzahnblätter und des leuchtenden Scheines der goldenen Blüten oder der Silberkugel der Früchte), umblüht den Kristall mit dem Seelchen. Die erste Fassung dieses Motivs in den „Federspielen" zeigt einen Pentagondodekaeder (Fünfeckzwölfflächner) in einem durcheinanderrankenden Pflanzenwerk. Im Kristall steht ein fröhlich sich reckender Putto mit Schmetterlingsflügeln: die leichtbeschwingte Phantasie in der Ordnung des Gesetzes (Kristall) verhaftet. Um den Fuß des Kristalles ringelt sich die Schlange zum Kreis als Sinnbild des Ewigen. Also: die beflügelte Phantasie ist frei beweglich auch in der strengsten Haft des Gesetzes, und ihr Leben ist ewig. Wundervoll, wie die drei Stufen der Natur im leblosen Kristall, in der lebenden Pflanzenwelt und im frei beweglichen Geist verkörpert und versinnbildlicht sind.

Digitized by Google

Man kann bei der Durchſicht der Thomaſchen Radierungen faſt jedes fünfte Blatt als Sinnbild deuten, während die derber gedachten und gemachten Steindrucke durchweg mehr volkstümlich gehalten ſind. So z. B.: die 1904 entſtandene Algraphie: „Chaos“ (Es werde Licht). Was ſoll die Gott ähnliche Geſtalt mit der gebieteriſchen Gebärde in dem Kriſtall über den wogenden Waſſern ſagen? In allem Sturm und allen Wirrungen kann nur der ſtarke Wille und die Macht des Geiſtes Ordnung bringen, wie denn der Kriſtall geordneter Stoff iſt. — In dieſer Zeit war Thomas Schaffen

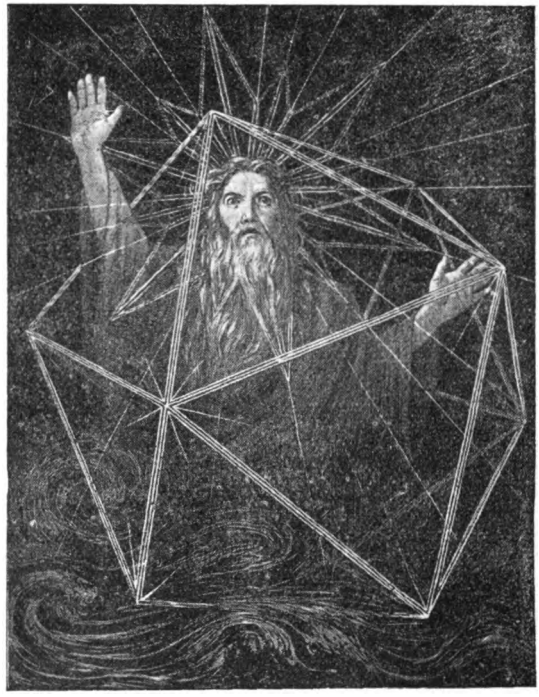
Leben im Stein. Zeichnung.

in der Graphik beſonders fruchtbar. Die vier radierten Tiſchkarten (die das häusliche Feuer bewachenden Greiſe, das Liebeszahlenräſſel, der von Glocken umläutete Blumenweg und das Roſenkränzchen aus den beiden vereinigten Herzen zur Hochzeit 1903) ſagen genug für die Symbole ſchaffende Kraft in Thoma. Vom „Roſenkränzchen“ ſagte er ſelber einmal: „Liebe iſt von Roſen umblüht. Sie durchduften das Ineinanderflammen zweier Seelen. Aber der Erfahrene weiß, daß den Roſen auch die Dornen nicht fehlen.“ —

Wie dieſe 4 Blätter aus dem perſönlichen Leben Thomas hervorgegangen ſind, ſo auch die zwei Faſſungen des Löwenzahnmännchens, das im Blättergehäuſe ſitzt und wohlumſchirmt ſein Lebenslied ſingt. Das war echter Thoma, von Feſtjubel umtönt an ſeinem 70. Geburtstag, als er ſeinen Dank für die ihn überraſchenden Ehrungen mit den Worten einleitete: „Ich kam ſelten aus dem Häuschen.“ Das aus dem Häuschenkommen war ſelbſt dann nicht der Fall, als der Künſtlerverein, deſſen Ehrenpräſident Thoma war, ein Eigenheim für viel Geld erwarb, was Thomas Billigung nicht fand. Er

Digitized by Google

hat seinen Bedenken in den drei farbig lithographierten Karten vom „Geldteufel", vom „Kater", der dem Kauf folgen würde, und von dem genügsamen Männchen im Blatthäuschen humorvollen Ausdruck gegeben. Er hat trotzdem die nachfolgenden Künstlerfeste durch köstliche Werbekarten nachdrücklich unterstützt.



Es werde Licht (Chaos . Algraphie.

Jedes Erlebnis wurde ihm zum Bild, zum Sinnbild. So auch der „Zornnickel" (1913), der am 26. Juli d. J. die Decke seines Wohnzimmers einschlug und ihn und seine Schwester unter der herunterbrechenden Zimmerdecke beinahe begraben hätte. Man muß nur die Erlebnisse kennen, um zu sehen, wie sich im Bild der geheime Sinn der Schöpfung verbirgt. Oft, ja meist, liegt eine lange Entwicklungszeit vor, bis die Endfassung ausgereift ist. Auf ein oder das andere Blatt sei noch hingewiesen. So z. B. auf die Radierung „Phönix" (1915). Gegenwärtig ist die aus der Antike bekannte Legende des aus der Asche sich erhebenden, sagenhaften Vogels Phönix, der sich zu neuem Leben aus der Asche aufschwingt. Damit hat aber die Thomasche Schöpfung gar nichts zu tun. Sie geht auf das Jahr 1902 zurück, als Thoma noch Mitarbeiter an der auf seinen Rat und unter seiner Mitwirkung neugegründeten Großh. Majolikafabrik zu Karlsruhe war. Um

Digitized by Google

die Wirksamkeit dieses Unternehmens in weitere Kreise zu tragen, wurde der „Verein der Majolikafreunde" gegründet. Thoma entwarf in der Mitgliedkarte den aus den Flammen über den im Feuer unverbrennlichen Salamander sich erhebenden Phönix, weil ja die feuchte Erdmasse (Salamander) durch die Glut zur edlen Majolika gebrannt, also veredelt wird. Der Majolikaverein ist bald nach 1909 eingeschlafen, und die Majolikafabrik ist während des Krieges fast völlig eingegangen. 1915 nahm Thoma das Thema der Mitgliedkarte für seine Radierung aufs neue auf und schuf das geheimnisvolle und sinnbildliche Blatt des Salamanders in den Flammen und des Phönix, der sich darüber erhebt, gemäß den Gluten, durch die Deutschland damals noch hoffnungsvoll während des Krieges schritt. Ähnlichen Erlebniszusammenhängen unterstehen die Blätter „Gretel im Grünen" (1915) und „Der treue Wächter" (1916), die auf das Liebeserlebnis einer mit Thoma befreundeten Dame zu deuten sind. Wundervoll ist auch „Die deutsche Flora" (1915) versinnbildlicht: Frau Cella Thoma, eine hervorragende Blumenmalerin, liebte es, auf den Spaziergängen mit ihrem Gatten eifrig Feldblumen für ihre Zwecke zu sammeln. Hatte sie eine reichliche Tracht, so durfte der Gatte sie nach Hause tragen. Daß er diese Schiebung nicht übel nahm, zeigen die lieblichen Blumengeisterchen, die über der Bürde des Grautieres sich im fröhlichen Reigen schwingen.

Einen ganzen Zyklus solcher Sinnbilder hat Thoma unter dem Eindruck des Weltkrieges und des sich daran anschließenden Umsturzes geschaffen. Mit „Glaube, Hoffnung und Liebe" leitet er ihn (1919) ein; dann folgen „Gottes Auge" über der Erde, die unter Blitz und Wettern säende „Hand", die „Friedensglocke", die den ambrosianischen Lobgesang über den „Friedensengel" anstimmt, die „Einigkeit" von Nord- und Süddeutschland, das nun vom einigenden Ring umschlossen ist, und die „Medusa" des Krieges überwunden hat. Nun kann die „Welt-Liebespostvereins-Freimarke" Verwendung finden und der gute Hirte seine Herde um sich sammeln. Alle diese Blätter sagen für den Miterleber dieser Zeit und den Beschauer dieser Bilder deutlich genug, aus welcher Gesinnung Thoma die furchtbaren Ereignisse jener Tage ins Bild formte und zum Sinnbild gestaltete, um sich von den Eindrücken zu befreien und seinen Hoffnungen Raum zu geben. In der katastrophalen Zeit der Aushungerung Deutschlands und des berüchtigten Hamsterns hat Thoma still für sich den Verkehr mit der so unentbehrlichen Bauernwelt durch zwei Briefmarken charakterisiert, den „Bauernköpfen", die nie in den Handel kamen oder sonstwie bekannt geworden sind.

Je mehr Thoma in die 80er Jahre hineinwuchs, je mehr ihm vergangenes, gegenwärtiges und zukünftiges Leben wie aus der Ferne durch Geist und Sinn ging, umsomehr formte sich all sein Schauen ins Bild, wurde Sinnbild. Um die Wende seines 80sten Jahres drängte es ihn, das Geheimste und Tiefste seines Erlebens und Schauens zum Ausdruck zu bringen. Seit 1917 entstanden seine letzten sinnbildlichen Schriften: „Die zwischen Zeit und Ewigkeit unsicher flatternde Seele" (1917), die „Seeligkeit nach Wirrwahns Zeit" (1918), die „Wege zum Frieden" (1919) mit dem gleichzeitig erscheinenden „Winter des Lebens" — das Bild seines

Digitized by Google

Lebens — und zuletzt das „Jahrbuch der Seele“ (1922)[2] — alles Bücher von symbolischem Gehalt in volkstümlicher Gestalt mit der Wendung ins Religiöse. Das religiöse Verhältnis zur Welt ins Sinnbild zu übersetzen, war Thoma eine jetzt besonders ernste Angelegenheit geworden, wenn auch sein ganzes Schaffen stets aus ethischen Quellen gespeist wurde. Er hat es in den heitern, harmlosen Blättern aus der Antike bekundet, als die Welt ihm noch nicht mit den heftigen Interessekämpfen erfüllt schien und das Paradies der Menschheit gewissermaßen noch nahe war. Er hat es in der stattlichen Reihe der ernsten Blätter zum Christentum ausgeprägt, um auf die Liebesmacht und Leidensfähigkeit hinzuweisen, die durch das Christentum in die Welt eintraten. Er hat in seinem ganzen gemalten und graphischen und schriftlichen Werk der Welt den Frieden zu geben versucht, der aus der Welt geflohen zu sein schien. In den Jahren des salomonischen Alters wendet sich also das Schaffen des Meisters in betonter Weise dem Religiösen zu. Nicht dem Konfessionellen, sondern den tiefen Fragen des Menschlich-Endlichen zum Geistigen und Unendlichen. Auch seine rein naturhaften Gestaltungen werden religiös durchströmt. So ergab die Schweizer Reise 1904 schon den „Bergpsalm“ im Blick vom Pilatus in das Berner Oberland. Thoma hat damit Stimmungen aus seiner Jugendzeit wieder aufgenommen, denen zufolge große Eindrücke des Hochgebirges wie erhabene Psalmenpoesie auf ihn wirkten. 1917 hat er dann im „Lauterbrunnertal“, in „Blümlisalp“, „Bergsee“, „Silberhorn“ usf., „Jungfrau“ die Eindrücke seiner Alpenfahrten malerisch und graphisch ins Werk gestaltet und nach dem Urteil aller Kenner damit eine neue Art von Hochgebirgsdarstellung geschaffen. Er hat sich aber auch mit den höchsten und letzten Fragen über das Wesen einer Kunst befaßt, wie die seltsamen Radierungen „Seepferdchen“ (1917) I—III beweisen. Sie sind aus einem Gespräch mit einem Musiker hervorgegangen, während dem das Wort fiel: Kunst im höchsten Sinn ist nicht in Worten faßbar. Soll der Begriff Kunst in Worte gefaßt werden, so zerplatzt der Begriff, wie die schillernde Seifenblase zerspringt, wenn sie berührt wird. Kunst liegt zwischen dem Geistes- und Sachreich, ebenso wie die Seepferdchen dem Ansehen nach zu den Säugetieren und dem Wesen nach zu den Fischen gehören. Der Kreis zwischen den Seepferdchen versinnbildlicht die Seifenblase. In der Folge gab Thoma bildhaft symbolisch Antwort auf die Fragen: Was ist Glück? Was Erkenntnis? Was Natur, was Mythos? Sie sind künstlerisch beantwortet worden in den Radierungen: „Das Glück“ (B 257), in „Der Berggeist“ (B 259 und 289) usf. Sehnsucht (B 260) und Wahn (B 258)[3] sind die Angeln, in denen sich das von Gefahren umbrandete Leben bewegt, das von Unerklärlichem umgeistert ist. Was ist Leben, was Tod? Gottesmächte leiten alles. Liebe ist der Friedensstern. Christus, die mit Dornen gekrönte Liebe,

[2] alle im Verlag Eugen Diederichs, Jena.

[3] B 257—295 = Beringer, Radierungen v. Thoma, München, F. Bruckmann.

Digitized by Google

siegt über Tod und Leben. Das Leben mit der Vielgestalt seines Auf und Ab (Midgardschlange, B 295) umschließt alles. Ewiges Leben ist das Gesetz, dem sich alles einordnet. Ordnung und Kristallklarheit ist Wehr und Waffe. Geordnetes Denken, Fühlen, Empfinden ist der Weisheit letzter Schluß. Thomas letzte Werke klingen in Goethes Anschauung aus:

„Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis.
Das Unbeschreibliche hier ists getan."

Die Fastnachtsbuben in Brunndorf-Ostgalizien.

Mitgeteilt von **Alfred Karasek**, Biala.

In der deutschkatholischen Gemeinde Brunndorf bei Grodek Jag. in Ostgalizien herrschte um 1910 herum noch der Brauch, daß in der Fastnachtszeit die Jugend von Haus zu Haus zog und dabei ihre Sprüche aufsagte. Der Brauch soll im Folgenden genauer beschrieben werden, doch möchte ich hier erwähnen, daß einige Jahre vor der Aufzeichnung der Lehrer der dortigen deutschen Privatschule, die heute schon polonisiert ist, den Versuch machte, den Brauch etwas zu ändern. Da bekam er aber von den Eltern der Schulkinder die kurze Antwort: „Das hun unsre Großeldre schun gemacht, das hun mer selwerscht ach getan, warum solle unsre Kinner das net aach mache?" Und so blieb es beim Alten.

Schon einige Wochen vor Faschingsdienstag gab es bei den größeren Schulmädchen allerlei Pläne. Denn wollten sie am Faschingsdienstag die „drei erschte Tänz" mittanzen, so mußten sie einem Fastnachtsbuben einen Strauß an der Kappe befestigen, mußten ihre Wahl treffen. Und es kam dabei oft vor, daß ein Bursch von zwei, drei Mädchen den Strauß bekam, während andere wieder leer ausgingen und dann beim Singen nicht mithalten durften. Am Fastnachtsmontag, am Abend, wurde dann von dem Mädchen dem Burschen ein Sträußlein an die Kappe gesteckt und wer keines bekam, der durfte dann am nächsten Tage nicht mittun. Am Faschingsdienstag in der Früh versammelten sich die Buben, die ihr Sträußchen bekommen hatten, in der Schule. Jeder hatte einen Holzsäbel um, der in einer Papierscheide steckte, dann wurde noch aus einer Konservenbüchse eine Handkassa gemacht, die der älteste der Buben übernahm, der auch gleichzeitig das Kommando hatte. In Zweierreihen stellte man sich auf und zog ganz militärisch von Haus zu Haus. In der guten Stube stellten sich dann die Buben auf, zogen ihre Holzsäbel und sangen ihr Lied:

„Hahn, Appelhahn,
Die Fastnacht is schon an,
Da komme mer Fastnachtsbüwelcher
Un singe e Fastnachtsliederche.

Digitized by Google

Petrus is e brawer Mann,
Der de Himmel zuschließe kann:
Schließ se alle zu gleiche,
De Arme un de Reiche,
Stell de Leter an de Wand,
Schneid e Stick Speck, siewe Elle lang;
Hand voll Mehl for Nudelsupp ...
Die Preuße sin schon zugeridde,
Sin vom Pferdche stehn gebliewe,
Dachten hin un dachten her
Von dem Pulver und dem Blei.
Awer als sie es hun vernomme,
Daß die Franzose wolle komme
Eener zu dem anre spricht:
Kuraschöse laß uns nicht.
Herren hält die tapfre Brider!
Loß se laafe, is uns liewer,
Loß se laafe, wie se wolle!
Ohne Strümp un ohne Sohle,
Ohn Gewehr un ohn Tornister
Laafe die Preiße, wie Hornisten,
Is das keene Sind un Schand
Vor das ganze Vorderland?
Alle Sonndags könne se laafe,
E große Hand zu nahe, (?)
E große Hand zu nichts;
Bleib zu Haus und sei zu nichts.

Nun tritt der erste Bub vor und spricht:

Ich hör die Schlüssel klinge
Un mecht mer eppes bringe:
E Gläsche Wein
Un drei gude Prezelein.

Der zweite Bub spricht:

Herr bring e Saukopp,
Die Hoore sin schun rausgeroppt;
Herr bring e Kann voll Wein,
Daß die Fastnachtsbüwelcher recht lustig sein!

(Dabei stampfen alle mit dem rechten Fuß fest auf den Boden.)

Der dritte Bub spricht:

Fuchs spring iwers Loch
Nach e krumme Gailskopp,
Spitz die Ohre
Un schleif die Schlan (? oder Zähn).

Digitized by Google

Der vierte Bub spricht:

Die drei erschte Tänz sin mein,
Wenn ich paar Kreizer hun
Trink ich e Gläsche Wein."

Dann gibt ihnen der Wirt einiges Geld in die Büchse und sie ziehen in das nächste Haus. Haben sie so das ganze Dorf abgegangen, so wird das Geld abgezählt, das Schulzimmer ausgeräumt, ins benachbarte ruthenische Dorf um die Musik gegangen und für den Rest des Geldes Schnaps gekauft. Punkt zwei Uhr nachmittags wurde dann mit dem Tanz begonnen. An den ersten drei Tänzen durften aber nur die Fastnachtsbuben und die Mädchen teilnehmen, die ihnen die Sträußchen angesteckt hatten, erst dann durfte auch die übrige Schuljugend mitmachen. — Später stellten sich auch die älteren Burschen und Mädchen ein, ebenso die Eltern der Kinder. Die saßen ringsherum an den Wänden auf den Schulbänken und schauten zu, brachten den Kindern auch „Faschtnachtskücheljer" (= Krapfen) mit als „Zubeiß" (= Imbiß). Das dauerte bis gegen sechs Uhr abends. Dann kamen die großen Burschen und Mädchen dran, und die Fastnachtsbuben, wie auch alle Schulkinder mußten nach Hause. Die älteren Burschen verhandelten mit der Musik, und wenn man sich im Preise geeinigt hatte, ging der Tanz weiter, bis zwölf Uhr Nachts, dann stand der Scholles (= Schulz, Gemeindevorsteher) auf und erklärte, daß es Aschermittwoch und jede Tanzunterhaltung verboten sei. Damit hatte die Fastnacht ihr Ende. Am Aschermittwoch aber schwitzten die Mädel, die Tags vorher die drei „erscht Tänz" mitgetanzt hatten, beim Waschen des Fußbodens im Schulhaus.

Dieser Brauch ist so niedergeschrieben, wie er mir von einem gebürtigten Brunndorfer, der jetzt in Przemysl Schuster ist, mitgeteilt wurde. Die Verse scheinen manchmal bruchstückartig zu sein, werden aber als ein Ganzes von den Kindern hergesagt. Sie wurden bestimmt nicht durch die Schule oder sonst wie ins Dorf eingeführt, sondern sind mitgebracht worden. Ob der Brauch auch noch heute geübt wird, weiß ich nicht, vor dem Kriege war er noch üblich.

Bären-Hochzeit

von Dr. Eugen Kagarow, Prof. a. d. Universität Leningrad.

Der Brauch, eine Jungfrau der Gottheit als Braut zu opfern, ist bei vielen Völkern der alten und der neuen Zeit verbreitet. Man erinnere sich nur der Gebräuche unter den Indianern von Peru, die Vermählung einer vierzehnjährigen Jungfrau mit einem Steingötzen zu feiern. Die Jungfrau hat in Keuschheit zu verbleiben und gilt als der Gottheit — für das Volk — geweiht. (Fehrle, Die kultische Keuschheit im Altertum 1910, 3 ff.) Ihr wurden die höchsten Ehren erzeigt, und sie wurde für göttlich gehalten.

Digitized by Google

(Frazer, The Magic Art. II, 146). Ähnliche Einrichtungen finden wir bei den Indianerstämmen (Huronen, Algonkinen usw., Frazer, 146 ff.). Nicht selten wurde der Tod der der Gottheit geweihten Braut als ein Zeichen dafür angesehen, daß die Gottheit die Braut zu sich genommen habe (ebenda 151; Fehrle a. a. O. ff.). Jedoch wird die Braut öfters zu dem Zweck geopfert, um sie für immer mit dem göttlichen Bräutigam zu vereinigen.

Als die Araber Ägypten eroberten, fanden sie dort einen Gebrauch vor, laut welchem die Ägypter, während des sich alljährlich wiederholenden Austritts des Nils aus den Ufern, eine Jungfrau in feiertägliche Gewänder hüllten und als Opfer in den Nil warfen, damit die Überschwemmung in weitestem Maße stattfinde (Frazer 151).

In China wurde unter der Dynastie Tan (618—907 nach Chr.) die Sitte ausgeübt, eine Jungfrau einmal im Jahr dem Gelben Flusse zu vermählen, indem sie in demselben ertränkt wurde. Zu diesem Zweck suchten die örtlichen Zauberer die allerschönste Jungfrau aus, die nur gefunden werden konnte, und führten selbst das Vermählungsritual aus.

Auf den Malediveschen Inseln (im Indischen Ozean, westlich von Ceylon), bestand nach den Aussagen des bekannten arabischen Forschers Ibn-Batutah der Gebrauch, eine Jungfrau als Braut den See-Geistern zu opfern (Frazer a. a. O. 153, f.). Ähnliche Beispiele könnten in großer Menge genannt werden (Frazer, II, 155 ff.; A. C. Kruijt, Het animisme in den indischen Archipel, Gravenhage, 1906, S. 191).

Ich möchte hier einen Fall aus der neuen Zeit anführen, und zwar aus Ost-Europa, um zu zeigen, welch tiefe Wurzeln die Ausübung primitiver Gebräuche in der Volksmasse gefaßt hat, und beschreibe deshalb einen Vorfall aus dem Gebiete Olonetz, im Nord-Westen des Europäischen Rußlands[1]: Die Bauern des Dorfes „Woronje Pole" hatten viel unter den Überfällen der Bären, die ihr Vieh vernichteten, zu leiden. „Man muß eine Jungfrau dafür verpfänden", meinten die Alten. Die Mädchen im Dorf erhoben ein Geheul, und die verheirateten Frauen stimmten ein Klagen und Jammern an. Die Alten waren jedoch davon nicht abzubringen. „Man muß gewissenhaft handeln, wie es vor Alters unsere Väter taten." — „Die Allerschönste unter den Jungfrauen". — Es wurde das Los geworfen, dies fiel auf eine gewisse Nastja.

Das Mädchen verliert den Kopf vor Angst, wirft sich auf die Erde und stöhnt: „Brüderchen, liebster, laß mich nicht verderben." Die Dorfbewohner beginnen jedoch der „Bären-Braut" eine ganze Aussteuer vorzubereiten und fangen an, die Braut zu schmücken. Mit Gewalt werden ihr die Kleider angetan, und unter Geheul, Gejammer und Gesang wird sie in den Wald geschleppt. Das Mädchen wehrt sich verzweifelt, versucht sich loszureißen und heult. Bei der Bärenhöhle wird Halt gemacht. „Verzeih schon, Nastjachen! Sei dem Bären zu Gefallen! Tritt für uns ein, du unsere Ernäherin, verhindere es, daß wir bitteren Todes sterben!"

[1] Im weiteren folge ich der Beschreibung von N. Brykin, Korrespondent der Zeitung „Leningradskaja Prawda", vom 22. August 1925, Nr. 190.

Digitized by Google

Das Mädchen wird mit Stricken an eine Fichte gebunden. Darauf wird von ihr Abschied genommen; man bekreuzt sich, und das Mädchen wird gebeten — es ihnen nicht nachzutragen. Es gilt ja das allgemeine Wohl!

Nastja heult und jammert auf's Entsetzlichste. Alle sind weggegangen und haben sie allein im finsteren Wald zurückgelassen. Das Mädchen reißt sich los, macht sich von den nicht allzu starken Fesseln frei und läuft in's Nachbardorf.

Als nachher die Alten des Dorfes während der Gerichtsverhandlung gefragt wurden, wo sie solche Gesetze, einen Bären mit einer Jungfrau zu vermählen, her haben, antworteten sie: „Wir taten es auf Grund unseres alten Gebrauches. Von alters her herrscht diese Sitte. Sonst haben wir keine Ruhe vor den wilden Tieren. Daher stellen wir so eine Art von „Bärenhochzeit" an, um den Bären zu versöhnen.

Bezeichnend in dieser Schilderung sind Einzelheiten, wie z. B. das feiertägliche Gewand der verurteilten „Bärenbraut" (vgl. Gay apparel, adorning bei Frazer 151, 153); die Motive des Sichaufopferns für das allgemeine Wohl (vgl. sacrificed for the people, Frazer, 146), und das Hervorheben der uralten, rituellen Herkunft dieses Gebrauches.

Diese Sitte hat ihren Abklang gefunden in verschiedenen Mythen und Märchen von der Vermählung einer Jungfrau mit einem Bären, die eine weite Verbreitung bei vielen Völkern haben, (siehe Bolte- Polivka, Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, II, Nr. 91, S. 297—318; reiche Materialien meiner eigenen bibliographischen Sammlung für die Völker der U. d. S. S. R.).

Professor L. Sternberg (Etnografia, Moskau, 1927, Nr. I, S. 39) sieht in dem russischen Beispiel der rituellen Bärenhochzeit eine Art „heiliger Hochzeit" (hieros gamos) mit sakramentaler Wirkung.

Meiner Meinung nach haben wir es hier mit einer typischen hilastischen oder euergetischen (nach Fr. Pfister's Terminologie) Opferdarbringung zu tun, wie in den analogen griechischen Mythen von Andromeda und Hesione (Frazer, II, 163); F. Schwenn, „Die Menschenopfer bei den Griechen und Römern RGVV, XV, 3, 135).

Über Ehen zwischen Frauen und Göttern, siehe E. Fehrle, Die kult. Keuschheit im Altertum 3 ff., 85 ff., 215 ff., Frazer, The Magic Art. II, 1913 = The Golden Bough, Part. I, p. 120—170) —.

Digitized by Google

Mitteilungen

Überblick über Zeitschriften, mit denen die Oberdeutsche Zeitschrift in Verbindung steht

1. Aus oberdeutschem Kulturgebiet (1927).

Mein Heimatland, Badische Blätter für Volkskunde, ländl. Wohlfahrtspflege, Familienforschung, Heimatschutz und Denkmalspflege hrg. v. H. E. Busse, Karlsruhe, G. Braun, 352 S.

Max Walter, Osterbräuche im badischen Frankenland 81 — 85; Derf. Binseneier, 85 f.; G. Graef, Osterbräuche in Adelsheim 87; W. Zimmermann, Über Osterpalmen in Baden 88 — 95; O. Beil, Wünschen, Hoffen und Glauben im Osterkreis 96 — 101; W. Albiker, Alte Bräuche in Schwerzen 101 — 105; K. Schreiber, Namengebung auf dem Dorfe 152 — 154; Max Walter, Der Gangolfsritt in Neudenau 190 — 192; K. Herbster, Us em Markgröfler Rebland 241 — 245; F. Fischer, Bammerthüüsle im Markgräflerland 248 — 252; W. Fladt, Der Weinbau im Breisgau 261 — 270; L. Heizmann, Weinbau und Weinbräuche des vorderen Kinzigtales 271 — 277; K. Zinkgräf, Weinheimer Weinsagen 288 — 290; Max Walter, Von Weinbauernhäusern, Faßböden und Träubelesbildern im bad. Frankenland 291 — 295; A. Dümmler, Mond und Rebe 298 — 301; Max Walter, Der hinkere Odenwald im bad. Volkshumor 321 f.; G. Hupp, Volksglaube und Wetterregeln 339 f.

Badische Heimat, Zeitschrift für Volkskunde, ländliche Wohlfahrtspflege, Heimat- und Denkmalsschutz, 14. Jahrgang, 1927: Mannheim, im Auftrag des Landesvereins Badische Heimat hrg. von H. E. Busse, Karlsruhe, G. Braun, 288 S. mit vielen Bildern.

Dieses Heft zeigt die vielseitige Kultur der Stadt Mannheim. An Volkskundlichem sei erwähnt: W. Liepelt, Die Mundart von Mannheim, 248 — 254; H. E. Busse, Der Mundartdichter Hanns Glückstein 257 — 265; De Mannemer Schloßgarte unn unser Kipp, Buwe-Erinnerunge vun Glückstein mit luschtige Bilder vun Zenta Zizler 271 — 276; Liese Behr, Volkskundliches aus Mannheim und seinen Vororten 277 — 280.

Die Ortenau, Mitteilungen des historischen Vereins für Mittelbaden, hrg. v. Dr. Batzer, 14, 1927, Offenburg 176 S.

W. Zimmermann, Beiträge zur mittelbadischen Volkskunde aus Friesenheim 127 — 140; O. A. Müller, Steinkreuze in der Umgebung von Bühl mit einem Anhang über die Steinkreuzforschung 154 — 172.

Weinheimer Geschichtsblatt, hrg. im Auftrage des Stadtrats der Stadt Weinheim von Karl Zinkgräf 16. S. 167 ff. und 175.

Die Angaben Zinkgräfs über Einwohner Weinheims in früherer Zeit sind für die Volkskunde, besonders bei Beurteilung der Dauer des Volksbrauchs, gute Unterlagen.

Digitized by Google

Der Wartturm, Heimatblätter für das badische Frankenland, hrg. von Emil Baader, Buchen, Verlag Presseverein Buchen, 1. Jahrgang 1925/26, 57 S. 2. Jahrgang 1926/27, 65 S.

Diese Heimatblätter erscheinen als Zeitungsbeilage, sind aber auch nach Jahrgängen gesammelt zu beziehen. Sie enthalten viele kleine Beiträge zur Volkskunde. Aus dem 1. Jahrgang nenne ich: Max Walter, Der Blecker von Buchen 3 f.; Derselbe, Odenwälder Lautausdeutungen 7 f.; G. Heybach, Der Sarg zu Schwabhausen 16; M. Walter, Von der Buchener Fastnacht 20; Derf., Frühlingsbräuche im Odenwald 24; S. 25—32 wird über das Bezirksmuseum Buchen gehandelt; J. Künzig, Das Todaustragen und das Peterspringen im badischen Frankenland 34 f.; A. Wittemann, Sitten und Gebräuche aus Landenberg 39 f.; E. Kuhn, Bilder und Sagen aus Reinhardsachsen 43; K. Eckenfels, Sitten, Sagen, Volks- und Kinderlieder aus Waldstetten 46—49. 2. Jahrgang: M. Walter, Das Spiel vom Christkind im hinteren Odenwald 9 f.; Derf., Die Dreikönigsbuben im hinteren Odenwald 13 ff.; H. Eckstein, Walldürner Lebküchnerei 27 f.; E. Scholl, Die Mudauer Klapperbuben 28; K. J. Müller, Altheim im Bauland 32 ff.; K. Kuhn, Sitten und Gebräuche, Sagen, Kinderlieder aus Altheim 38 ff.; L. Bopp, Aus meiner Odenwälder Sagenmappe 45 ff.; W. Eberhard, Volkskundliches aus Krautheim 55 f.

Der Katzenbuckel, Heimatblätter für das Neckartal, den Winterhauch und den kleinen Odenwald, Beilage der Eberbacher Zeitung, hrg. von G. Heybach, Eberbach, 2. Jahrlauf 1927. Nr. 2: Layer, Odenwälder Totenbräuche; Heybach, Der Steinkauz als Totenvogel; Nr. 6: Fastnachtsbräuche aus dem Odenwald.

Heimatblätter Triberg, Burg und Stadt, Herrschaft, Amtsbezirk und Dekanat in Wort und Bild, nach geschichtlichen Quellen dargestellt von Pfarrer Konrad Kaltenbach in Aasen 128 S.

Kaltenbach hat das Verdienst, viele Urkunden über die Geschichte seiner Heimat ans Licht gebracht zu haben. Er weiß in seinen volkstümlich geschriebenen Blättern in weiten Kreisen Sinn für Heimat und Volkstum zu wecken. Wer sich mit der Volkskunde der Triberger Gegend abgibt, wird diese Blätter mit Nutzen heranziehen, weil sie die geschichtlichen Grundlagen für manche volkskundliche Erscheinung geben, wie Abgrenzung von Sitten und Mundart. Die Blätter enthalten auch verstreut Beiträge zur Volkskunde.

Schwarzwald, Oberrhein und Bodensee, offizielles Nachrichtenblatt des Verkehrsvereins für den Schwarzwald und der Photographischen Gesellschaft „Schwarzwald", Sitz Freiburg i. B., 2. Jahrgang, 1927. Enthält gute Photographien aus dem badischen Land.

Tuttlinger Heimatblätter herausgegeben vom Bezirksausschuß Tuttlingen (Württemberg) für Denkmal- und Heimatpflege, 1924 ff. An volkskundlichen Arbeiten sind zu nennen: Th. Unger, Der Veitsmarkt in Mühlheim 2, 1924, 12 f.; Reinert, Von unsern Zünften, ebenda 30—35; Hugo Ganter, Die Pestkreuze auf der Gemarkung Emmingen ab Egg, 3, 1925, 8—12; E. Rebholz, Die Kunt, ebenda 32 f.; A. Pfeffer, Das Eustatiuskirchlein bei Seitingen, 4, 1925, 26—32; Hausinschriften im Bezirk Tuttlingen, 5, 1926, 26—31; Bertsche, Abraham a Sancta Clara, ein Schwabe, 6, 1927, 13—17.

Deutsche Gaue, Zeitschrift für Gesellschaftswissenschaft und Landeskunde, Anleitungen zu Beobachtungen und Forschungen in der Heimat hrg. von Oberpfarrer Dr. Chr. Frank in Kaufbeuren.

Die Deutschen Gaue enthalten neben einigen größeren Aufsätzen eine Menge kleiner Beiträge zur Volkskunde und Anregungen zum Sammeln und Verarbeiten.

Digitized by Google

Sie alle aufzuzählen würde Seiten füllen. Ein eingehendes Stichwortverzeichnis am Schlusse eines jeden Bandes erleichtert dem Forscher die Benutzung dieser in ihrer Art einzigen und trefflich geleiteten Zeitschrift.

Bayrischer Heimatschutz, Zeitschrift des Bayrischen Landesvereins für Heimatschutz — Verein für Volkskunst und Volkskunde — in München. Jubiläumsausgabe. Hrg. v. J. M. Ritz 23. Jahrgang, München 1927, 219 S.

A. Spamer, Die Bedeutung der Volkskunde für die Gegenwart 4—10; H. Karlinger, Grenzen der Volkskunst 10—17; W. Kriechbaum, Zwei altbairische Liederhandschriftbücher 18—28; F. Pfister, Bild und Volksglaube 29—34; R. Kritz, Votivgaben beim heiligen Koloman 35—42; G. Schnürer, Das Kümmernisproblem in Bayern 43—57; J. M. Ritz, Das Fichtelgebirgs-Museum zu Wunsiedel 58—73; K. Lohmeyer, Goldene Kälber und Goldsärge in den Sagen des Westrichs 85 f.; K. Gröber, Das deutsche Holzspielzeug des 18. nd 19. Jahrhunderts 87—97; Th. Hampe, Aus den Nürnberger Malefizbüchern 98—111; F. Lüers, Hausbücherei als Quellen für Mundartforschung und Heimatkunde 112—116; H. Schraibmüller, das lateinische Wort item im Deutschen Volksmund 117—122; H. Marzell, Die Hasel im bairischen Volksglauben 123—126; O. Blümel, Von der Fasenacht im Werdenfelser Land 127—134; H. Naumann, Studie über das Schnaderhüpfl 135—138; Ph. M. Halm, Der Moriskentanz 138—155; St. Ankenbrand, Volksliedforschung in Bayern 194—203.

Blätter zur Bayrischen Volkskunde, hrg. im Auftrag des Vereins für bayrische Volkskunde und Mundartforschung von Fr. Pfister, Heft 11, 1927, Würzburg, 76 S.

Albert Becker, Zur Frühgeschichte der Pfälzer Volkskunde 1—7; E. Christmann, Von der rheinfränkisch-südfränkischen und der pfälz.-lothring. Sprachgrenze in der Pfalz 7—12; K. Kleeberger, Haar auf der Zunge, 12—14, 73 f; K. Kleeberger, Hechelnde Hast 14 f.; F. Beyschlag, Zur Geschichte eines mittelalterl. polit. Schlagwortes (die stiel ston auf den benken) 16—19; Alb. Becker, Heimatboden und Mutter Erde 19—24; Fr. Pfister, Der Glaube an das „außerordentlich Wirkungsvolle" (Orendismus) 24—48; R. Arbesmann, Fasten im antiken Zauber 48—50; F. Heeger, Merkwürdiges aus der Säuglingsbehandlung des pfälzischen Volkes 50—55; H. Gleßgen, Mitteilungen aus einem Brauchbüchlein aus Erlenbach bei Dahn 55 f.

Bayrische Wochenschrift für Pflege von Heimat und Volkstum hrg. von Fr. Lüers, 5. Jahrgang 1927, 312 S.

M. Busch, Von den Tieren im Volksglauben 3 f., 12 f., 19 f.; L. Fergg, Die Rieser Tracht 9; F. Lüers, Volkstümliche Spiele, Feste und Tänze 17 f. 25—27; M. Busch, Der Kalender des Aberglaubens von S. 27—147 öfters; E. Christmann, Aus der Werkstatt des Rheinpfälzischen Wörterbuches (Glitsche, schleife, schleimere) 33 f.; Wachter, Bomberger Land und Leute 41 f.; F. Lüers, Ostern 105—107; Alb. Becker, Schnaderhüpfeln 241—3; Cassel, Gräbersymbolik 251—3; Erhard, Berchtesgadener Gebräuche und Sitten 308—10. Dazu mehrere Beiträge über Tracht.

Blätter für Heimatkunde, herausgegeben vom historischen Verein für Steiermark, 4. Jahrgang, 1926, 96 S. Schriftleitung: H. Wutschnig.

F. Byloff, Der Blaubart von Groß-Lobming, 1—6; K. Reiterer, Steirische Leichenbräuche, 14—16; Elmar Schwarz, Neujahrswünsche aus dem Burgenland, 29—31; O. Lamprecht, Flurnamen und Landname, 45—47; J. Tippl, Das Maibaumschneid'n im Mürztal, 47 f.; J. Peisker, Tvarog, Jungfernsprung und Verwandtes, 49—57; H. Waagen, Ein Dokument über Frauenberg (Volksglaube),

Digitized by Google

60 — 62, 78 — 80; J. Röger, Kurze religionsgeschichtliche Skizze zu einem Pestdenkmal bei Neudorf ob Wildon, 74 — 76; F. Byloff, Der Ausklang der Zaubereiprozesse in Steiermark 77 f.; 94 — 96. 5. Jahrgang 1927, 96 S. H. Rohrer, Das Rafendach 11 f.; O. Lamprecht, Der tote Mann 12 — 16; H. Rohrer, Zur bäuerlichen Pflanzenkunde 29—32. 47 f.; R. Maier, Diebsweg oder Tiefeck 57—59; J. Roeger, Über das Motiv der Steinverwandlung in den einheimischen Sagen 60 — 64; M. Liebenfelß, Die Mitternachtsmesse 76 — 80; A. Klein, Der Kreuzweg im deutschen Volksglauben 93 — 96.

Tiroler Heimat, Zeitschrift für Geschichte und Volkskunde Tirols hrg. v. H. Wopfner, 9, 1927, Verlag Tyrolia, Innsbruck 70 S.

H. Wopfner, Wallfahrtsort und Volkskunde 5 — 19; Derf., Die Anfänge der Baumwollindustrie in Tirol 58 — 63.

Wiener Zeitschrift für Volkskunde, hrg. vom Verein für Volkskunde Wien, geleitet von Mich. Haberlandt, 32. Jg. 1927. 108 S.

A. Mailly, Der Hernalser Eselritt 1—5; G. Kodek, Das Daglschiaßn 6—8; J. Bielz, Eine „Habaner" Töpfersiedlung in Siebenbürgen 8 — 13; R. Zoder, Hochzeitsbrauch im Salzkammergut 14; L. Höfer, Wiener Kinderglaube 29 — 44. 78—93; R. Friedmann, Die Habaner in der Slowakei 45 — 55; Bothar, Ursprung v. Bad Tatzmannsdorf im Burgenland 55 f; K. Spieß, Ein alter Hochzeitsbrauch im Salzkammergut im Lichte myth. Überlieferung 67 — 73; A. Haberlandt, Das Kärntner Heimatmuseum 73 — 78.

Schweizerisches Archiv für Volkskunde unter Oberleitung von Hoffmann-Krayer, hrg. von H. Bächtold-Stäubli und J. Roux 27, 1927, 227 S.

R. Hallo, Vom Vogt von Wolfenschießen, dem mit der Axt das Bad gesegnet wurde 1 — 26; P. Aebischer, Survivance du culte des eaux en pays fribourgeois 27 — 41; W. Deonna, Traditions populaires dans l'ancienne Genève 65 — 77; 199 — 220; F. Jecklin, Proben aus einem Arzneibuch des 15. Jhdts. 78 — 92; S. Meier, Volkskundliches aus dem Frei- und Kelleramt 118 — 131, 183 — 198; L. Mackensen, Volksreligion und Religion im Volke 161 — 182. Außerdem mehrere kleine Beiträge.

2. Zeitschriften außerhalb des oberdeutschen Gebietes oder allgemeinerer Art (1927):

Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, hrg. von F. Boehm 37. Bd. Berlin.
Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde hrg. von Ph. Siebs 28. Bd. Breslau.

Hessische Blätter für Volkskunde, hrg. im Auftrag der hessischen Vereinigung für Volkskunde von H. Hepding, 26. Bd. Gießen.

Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde, hrg. v. J. Müller und K. Schulte-Kemminghausen, 24. Bd. Elberfeld.

Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, hrg. von E. Grohne und H. Tardel, 5. Bd. Bremen.

Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde, hrg. v. Krause, Kröber, Zink, 2. Bd. Leipzig.
Volk und Rasse, hrg. von Reche, Zeiß und B. v. Münchhausen, 2. Bd. München.
Deutschmährische Heimat, Blätter für Heimatkunst, Heimatschutz und ländliche Wohlfahrtspflege hrg. von Preibsch, 13. Bd. Brünn.

Il Folklore Italiano, hrg. von R. Corso, 3. Bd. Catania.

Heidelberg. Eugen Fehrle.

Digitized by Google

Zu den

„Angeblich Fränkischen Mundarten in Österreich."

Dr. Haberlandt, Wien, legt Wert auf die Feststellung, daß er in der über seine Initiative 1925 in Fluß geratenen Diskussion über „das fränkische Haus in Niederösterreich" niemals auch nicht in dem von Dr. A. Pfalz in dieser Zeitschrift I, S. 55 angeführten Vortrag, bei dem dieser nicht anwesend war, die angezogenen Mundarten „als fränkisch angesprochen" hat, sondern, daß er — ob mit Recht oder Unrecht bleibe dahingestellt — bestimmte einzelne Züge der in Rede stehenden Ui-Mundarten in seiner Darstellung angeführt und verwertet hat, von denen A. Dachler, E. Frischauf und nach seiner Annahme auch H. Weigl Beziehungen zum Oberpfälzischen oder zum Fränkisch-Mitteldeutschen behauptet oder zur Diskussion gestellt haben.

Schlußwort.

In der in meinem Aufsatz „Angeblich fränkische Mundarten in Österreich" nicht erwähnten „Volkskunde von Niederösterreich", die Dr. Arthur Haberlandt als 2. Heft der „Heimatkunde von Niederösterreich" (Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase, Wien, 1921) veröffentlicht hat, sagt er S. 2, Z. 26 v. u.: „Sprachliche Unterschiede innerhalb der Bevölkerung Niederösterreichs sind ..., nur mundartlicher Natur, entsprechend der verschiedenen Abkunft der ursprünglichen Ansiedler. Der Hauptsache nach sind von Mundarten die bayrische und die fränkische vertreten; letztere hat sich hauptsächlich im V. O. M. B." (d. h. Viertel ober dem Manhartsberg) „und in der Heanzerei" (d. h. im Burgenland) erhalten; erstere kann im Wohngebiet der Bajuwaren überall noch gehört werden. Der fränkische Dialekt setzt an die Stelle des bajuwarischen ua ein oi oder ui ...". Diese Sätze mit seiner obigen Feststellung in Einklang zu bringen, dürfte auch Herrn Haberlandt schwer fallen.

A. o. Univ.-Prof. Dr. A. Pfalz-Wien.

Viktor Geramb, **Volkskundliches aus der Steiermark.** Sonderdruck aus „Österreich, sein Land und sein Volk und seine Kultur". Hsg. von M. Haberlandt, Verlag für Volks- und Heimatkunde, Wien-Weimar 1927. S. 267—282, 16 Bilder.

Die meisterhafte Darstellung von Siedlung, Haus und Hof, Bauernleben, Nahrung, Kleidung, Volksglaube und -Sitte ist mit herzerquickender Frische und Wärme geschrieben. Bei aller Kürze und scharfer Herausarbeitung des Wesentlichen bietet sie eine staunenswerte Fülle von Einzelheiten und feinen Beobachtungen, die auch für den Fachmann bedeutungsvoll sind.

Wien. Lily Weiser.

Fr. Lüers, **Sitte und Brauch im Menschenleben,** München, Pössenbacher Verlagsanstalt Gebrüder Giehrl, 167 S.

Nach einem Vorwort behandelt L. Geburt und Taufe, Verlobung und Hochzeit, Tod und Begräbnis. Viele Bilder erläutern das Gesagte. Ein ausführliches Namen- und Sachverzeichnis bildet den Schluß. Das Büchlein ist gut und anregend geschrieben, in seinen Darstellungen wissenschaftlich einwandfrei und kann deshalb bestens empfohlen werden.

Heidelberg. Eugen Fehrle.

Digitized by Google

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde

2. Heft 2. Jahrgang 1928

Vom Bauopfer zur Grundsteinlegung.

Von Oberstudienrat Prof. Dr. **Albert Becker**, Zweibrücken.

Beim Abbruch der alten Zweibrücker Münze (1927) machte man einen Fund, den man als höchst lehrreich und volkskundlich bedeutsam ansprechen darf. In ziemlicher Höhe, hinter einem Kamin und unweit des Dachgebälks fand sich in einer Mauer vollkommen eingeschlossen und ohne Zweifel mit Absicht dahin eingemauert eine urnenartige Schmelzform, um die herum eine größere Zahl tierischer Schädelknochen, darunter etwa acht Unterkiefer wohl von Schweinen gelegt oder gestellt waren. Auch Stücke unbearbeiteten Erzes fanden sich vor; an einer andern Stelle, wo die jüngeren Mauern des Münzgebäudes an die älteren Mauerreste der einstigen Zweibrücker Grafenburg sich anschlossen, fand man in größerer Menge vermodertes Getreide. Die oben erwähnten Tierknochen in Verbindung mit den übrigen genannten Funden lassen keinen Zweifel darüber, daß wir es mit einem sogenannten Bauopfer zu tun haben, das um die Mitte des 18. Jahrhunderts hier noch dargebracht wurde.

Das Bauopfer ist ja über die ganze Erde hin verbreitet; aus Funden, aus literarischen Quellen alter und neuer Zeit, aus Sagen, aus heute noch geübten Bräuchen, aus geltendem Glauben läßt es sich erweisen. Dabei ist der Name „Opfer" nicht gerade glücklich gewählt. Das Bauopfer beruht auf religiösen Anschauungen der Frühzeit. In die frühesten Zeiten urtümlichen Denkens, zu den Anschauungen des ursprünglichen Menschen über seine Umwelt führen uns die Grundlagen dieses Brauches, der heute in Ländern Asiens und Afrikas noch in seiner schärfsten Form geübt wird, bei uns aber verblaßt, mißverstanden und in anderen Sinn gewandelt erscheint.

Der urtümliche Mensch empfindet vor dem Ungewissen, ihm Unbekannten Furcht, es könne in sein Leben eingreifen, über ihn Gewalt bekommen, ihm schaden. Nun erhebt er, um sich des ihm feindlich gesinnten Wesens zu erwehren, sich seinem Einfluß und seiner Gewalt zu entziehen, ein Wesen, über das er selbst Macht hat: er dämonisiert es, indem er es tötet. So schafft er sich zu seinem eigenen Schutz einen Dämon, der stärker ist als jenes finstere, fremde Wesen, hier also das dämonisierte Bauopfer. Man wird das Bauopfer wenigstens so vielleicht besser verstehen, als wenn man von einer „Versöhnung" des schädlichen Wesens spricht. An die bedeutsamste Stelle des Hauses, unter den Eckpfosten, unter gefährdete Punkte gewaltiger Mauern, unter Brückenstützen birgt man das Opfer und damit den selbst geschaffenen Dämon, man heftet

Digitized by Google

ihn an einen bestimmten Platz oder zwingt ihn in eine enge Urne. Zum Schutz des eigenen Lebens, das an den neuen Bau gekettet erscheint, gibt man das Leben eines anderen dahin.

So steht an der Spitze aller dieser Opfer das Menschenopfer. In alten Zeiten wurden, um ein Beispiel anzuführen, die beim Bau einer Mauer geholfen hatten, unter den Eckstein begraben. Durch das ganze Mittelalter und her bis in unsere Zeit geht überall die Sage von unschuldigen Kindern, die in die Fundamente der Häuser eingemauert, von Mörtel, der mit dem Blute von Knaben angerührt, von einzigen Söhnen der Baumeister, die lebend in die Schlußsteine der Brückenwölbungen eingemauert wurden. Die so Geopferten sollten den Bauten Stärke und Sicherheit verleihen. Eines menschlichen Opfers bedurfte es einst beim Stapellauf eines Schiffes, um es seetüchtig und sturmfest zu machen.

Man kann annehmen, daß die grausame Sitte im Lauf der Zeiten bei fortschreitender Kultur abgemildert und das Menschenopfer späterhin durch Tieropfer ersetzt worden ist. Neuerdings konnte jedoch nachgewiesen werden[1], daß auch in ältesten Zeiten Tier- und Menschenopfer bereits nebeneinander bestanden. Von den Tieren, die als Bauopfer in Frage kamen, seien genannt: Pferd, Rind, Schaf, Ziege, Schwein, Hund, Katze, auch Kröte und Schlange. Unter den Vögeln nimmt der Hahn[2] eine besondere Stellung ein als unheilabwehrendes Tier, das nach festgegründetem Glauben die Bewohner des Hauses vor Feuer und Krankheit und allen Gefahren schützt; darum wendet er sich als Wetterhahn auch gegen Blitz und Donner; darum vergräbt man ihn unter das Hauseck oder in der Nähe des Herdfeuers. Nach uraltem Brauch genügt an Stelle des ganzen Körpers ein wichtiger Teil, so der Kopf. Von Pflanzen als Bauopfer seien erwähnt der Hauswurz, der Holunder, Wacholder; Sachopfer sind unter anderem Getreide, Mehl, Brot, Salz, Milchprodukte, Öl, Münzen, auch Hausgeräte wie Besen, Hufeisen, Spielkarten und anderes mehr. Wirksamer als die Pflanzen, als Getreide und Eier, Metall und Münzen ist alles, was Blut hergeben kann, sind lebende Wesen, Tiere.

In der Folge trat, wohl durch die Einwirkung der Kirche, an die Stelle des Bauopfers die feierliche Grundsteinlegung und aus dem einst grausamen Zauberbrauch wurde ein unverfängliches Erinnerungsmal. Wenn man heute mit dem Einmauern (in den Grundstock eines Hauses) von Urkunden und Münzen etwa die Zeit des Baues meint genauer bezeichnen zu können, so ist das nur ein Notbehelf, ein Ersatz in der Erklärung für einen uralten Opferbrauch, ein Bauopfer, dessen eigentliche Grundlagen vergessen sind. Gold, Silber, überhaupt Metall soll wegen seiner Reinheit alles Unheil vom Bau fernhalten, ihn schützen und seinen Bewohnern Gesundheit verleihen.

[1] K. Klusemann, Das Bauopfer (1919). Vgl. auch Emil Hirsch, Glocke als Wetterzauber beim Friedberger Judenbad von 1260 in der Festschrift „Cimbria" (Dortmund 1926) 95 ff.; Fehrle, Berlin. Philol. Wochenschrift 1919, 160 ff. Weitere Literatur bei Stübe im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens I 962.

[2] E. Fehrle, Der Hahn im Aberglauben (Schweiz. Arch. f. Volksk. 16, 1912. 65 ff.)

Digitized by Google

Es ist lehrreich zu sehen, wie im Jahre 1756, da der Bau, der jetzt abgerissen ist, errichtet wurde, ein Glaube noch in ursprünglicher Kraft lebendig war, den heute nur wenige mehr kennen.

Wir wissen, daß Herzog Johann in den Grundstein seiner neuen Münze eine stattliche Zahl von Stücken seines Münzschlags einmauern ließ. Wir dürfen also annehmen, daß auch die heute abgerissene Münze Christians IV. in ihrem eigentlichen Grundstein solche 1756 gültige Münzen birgt. Neben dieser mehr förmlichen Grundsteinlegung, mit der wir wohl rechnen dürfen, kam aber auch, wie uns die Funde zeigen, der volkstümliche Glaube und Brauch aus den Kreisen der Bauleute selbst zum Wort. Im Gefühl der Wichtigkeit des zu errichtenden öffentlichen Gebäudes und in dem Selbstgefühl ihres Handwerks mögen da jene alten Zweibrücker Maurer gedacht und gehandelt haben, wie es uns Goethe in seinen Wahlverwandtschaften bei Schilderung einer klassischen Grundsteinlegung durch den jungen Maurergesellen nahelegt: „Des Maurers Arbeit, zwar jetzt unter freiem Himmel, geschieht wo nicht immer im verborgenen, doch zum Verborgenen. Der regelmäßig aufgeführte Grund wird verschüttet, und sogar bei den Mauern, die wir am Tage aufführen, ist man unser am Ende kaum eingedenk. Die Arbeiten des Steinmetzen und Bildhauers fallen mehr in die Augen und wir müssen es sogar noch gutheißen, wenn der Tüncher die Spur unserer Hände völlig auslöscht und sich unser Werk zueignet, indem er es überzieht, glättet und färbt. Wem muß also mehr daran gelegen sein, das, was er tut, sich selbst recht zu machen, indem er es recht macht, als dem Maurer? Wer hat mehr als er das Selbstbewußtsein zur nähren Ursache? Wir gründen diesen Stein für ewig, zur Sicherung des längsten Genusses der gegenwärtigen und künftigen Besitzer dieses Hauses."

Von solchen Absichten zur Sicherung und zum Schutz des erbauten Hauses, der Zweibrücker Münze, erzählt uns auch das hier ans Licht gezogene Bauopfer aus dem alten Zweibrücken, dem ein vor etwa 20 Jahren bei Restaurierung der Zweibrücker Alexanderskirche an dieser selbst gemachter ähnlicher Fund zur Seite gestellt werden kann. Die Kirche ist in den Jahren 1493—1510 erbaut.

Das schwäbische Bauernhaus.

Von **Michael Walter, Karlsruhe.**

Zur Eingliederung des schwäbischen Hauses in den Rahmen der deutschen Hausformen darf ich für jene, die sich weniger mit der Frage der Hausforschung beschäftigt haben, etwas weiter ausholen.

Der alte, heilige Mittelpunkt des Hauses war der Herd. Um ihn versammelten sich die Glieder der Familie, auf ihm, der zugleich als Opferaltar des Hauses diente, wurden den Göttern des Hauses die Opfergaben

Digitized by Google

dargebracht. Auf ihm brannte das so kostbare Feuer, das nie erlöschen durfte und deshalb so treu behütet wurde. Diese hohe Stellung des Herdes klingt noch in zahlreichen Sprichwörtern und Redensarten durch. „Eigner Herd ist Goldes wert", sagt der Volksmund, und wir reden vom „häuslichen Herd" und sprechen vom „heiligen Herdfeuer". Es ist nicht nur der Stabreim, der die Worte „Heim und Herd" so traulich zusammenkettet, sondern es klingt aus dieser Zusammenstellung eine innere Verbundenheit durch. Der Herd war die ursprünglichste und oft auch einzige Feuerstelle des alten Hauses und ist sie in manchen Gegenden bis heute geblieben. Wir nennen ein Haus, in welchem nur auf dem Herd ein Feuer entzündet wird, ein Einfeuerhaus. Sein bekanntester Vertreter ist das niedersächsische Bauernhaus. In ihm ist das Flett der einzige Raum, der eine Feuerstelle hat. Das Flett ist Küche, Wohn- und Eßraum zugleich.

Von dem Herdraum wurde in manchen Gegenden schon früh ein besonderer Wohnraum abgetrennt, der im Ofen eine zweite Feuerstelle erhielt. Dieser Raum heißt Stube. Ein Haus, das Herd und Ofen, also auch Küche und Stube besitzt, heißt Zweifeuerhaus. Das Zweifeuerhaus hat in Deutschland sein Hauptverbreitungsgebiet in Mittel- und Süddeutschland; es führt deshalb den Namen oberdeutsches Haus.

Das niederdeutsche Haus ist längsgeteilt, d. h. die Haupträume und ihre Teilungswände laufen den Längswänden des Hauses parallel. Das oberdeutsche Haus ist quergeteilt; in ihm stehen die Scheidewände der einzelnen Räume senkrecht zu den Längswänden. Wir können somit, ohne Vollständigkeit anstreben zu wollen, die wichtigsten deutschen Hausformen in nachfolgende kurze Übersicht bringen:

Deutsche Bauernhausformen

Das längsgeteilte Einfeuerhaus — niederdeutsches Haus —

Das quergeteilte Zweifeuerhaus — oberdeutsches Haus —

mehrere Gebäude — mitteldeutsches Gehöft

ein Gebäude — süddeutsches Einheitshaus

Schwäbisches Haus — Schwarzwaldhaus
Allgäuer Haus — Schweizer- und Tirolerhaus

Beim oberdeutschen Haus sind die Wohn- und Wirtschaftsräume entweder unter einem Dach vereinigt, wie dies vor allem bei der in Süddeutschland am weitesten verbreiteten Hausform zutrifft, die deshalb auch als süddeutsches Einheitshaus bezeichnet wird, zu dem neben dem schwäbischen Haus auch das Schwarzwaldhaus, das Allgäuer Haus, das Schweizer und Tiroler Haus gehört. Die Wirtschaftsräume können aber auch getrennt vom Wohnteil in besonderen Gebäuden untergebracht sein. Man spricht in diesem Falle von einer Gehöftanlage. Die bekannteste Anlage dieser Art ist die fränkische Hofanlage, die man aber heute, nachdem man weiß, daß sie nicht auf die Franken beschränkt ist, mittel-

Digitized by Google

deutsches Gehöft nennt, um damit zugleich auch das Hauptverbreitungsgebiet zu bezeichnen. Zur Gehöftanlage gehört auch der bayrisch-österreichische Vierseithof.

Aus diesen Darlegungen ergibt sich, daß das schwäbische Bauernhaus ein oberdeutsches, quergeteiltes Zweifeuerhaus ist und eine Unterart des süddeutschen Einheitshauses darstellt. Es selbst zeigt landschaftlich wieder verschiedene Abwandlungen

Abb. 1. Schwäbisches Bauernhaus aus Grosselfingen (Hohenzollern)

und Abarten, auf die aber nicht weiter eingegangen werden kann. Hier soll nur jene Art als besondere Form herausgegriffen werden, die auf der Schwäbischen Alb und ihrem Vorland zu den verbreitetsten Bauernhausformen gehört[1].

Das schwäbische Haus steht in der Regel mit der Längsseite an der Dorfstraße. Vor ihm liegt der freie, offene Hofraum, der unmerklich in die Dorfstraße oder in den Dorfplatz übergeht. Erst die neuere Zeit hat durch Anbringung gepflasterter Abflußrinnen zu beiden Seiten der Dorfstraße manchmal eine künstliche Abgrenzung gebracht. Auf dem Hofraum liegt vor dem Stalle die Dungstätte mit der Jauchegrube, deren Pflege trotz aller behördlicher Vorschriften und manchen sanften Druckes an vielen Orten noch zu wünschen übrig läßt. Vor dem Wohnteil oder dem Garten sitzt

[1] Zum Vergleich mit dem badischen Bauernhaus s. Fehrle, Badische Volkskunde I S. 92 ff.

Digitized by Google

die stattliche Holz- oder Scheiterbeige, der Brennvorrat für den Winter. Hie und da sehen wir noch den Pump-, Schöpf- oder Ziehbrunnen vor dem Hause, wenn er noch nicht der Wasserleitung zum Opfer gefallen ist. Neben und hinter dem Hause sind Gärten und zwar neben dem Hause der Gemüsegarten, so gelegen, daß er von der Wohnstube oder der Küche aus überschaut werden kann. Manchmal fehlt auch der Garten neben am Hause. Haus schließt sich dann an Haus, und es entsteht eine geschlossene Bauweise. Wir finden diese in größeren Marktflecken als Überleitung zur städtischen Bauweise oder auf der Schwäbischen Alb, wo dieses enge Zusammenschmiegen einen guten Windschutz abgibt. Die Gärten hinter dem Hause sind meist Grasgärten, die mit Obstbäumen bepflanzt sind. Um den Garten zieht sich ein Latten- oder Palisadenzaun, vereinzelt auch eine Mauer oder eine Hecke. In neuer Zeit tritt an Stelle des alten, einheimischen Holzzaunes schon recht häufig der Drahtzaun, der in dem bäuerlich-dörflichen Bilde sehr störend wirkt. Überhaupt muß man mit schmerzlichem Bedauern oft feststellen, daß die sorgfältige Pflege des urwüchsigen Bauerngartens und seiner Umzäunung sehr nachgelassen hat.

In dem Verbreitungsgebiet des schwäbischen Hauses sind die Häuser durchschnittlich zweistöckig und zweiteilig, bestehend aus dem Wohn- und aus dem Wirtschaftsteil mit Stall und Scheune, aber alles unter einem Dach. Nur Leute ohne größeren Grundbesitz haben einstöckige Häuschen, denen mitunter auch Stall und Scheune fehlen. Es sind dies die Wohnungen für die Taglöhner, Hausierer, Fabrikarbeiter. Diese Leute wohnen als Kleinhäusler vielfach in einem besonderen Dorfteil beisammen, der oft einen eigenen Namen führt, in dem bisweilen der urwüchsige schwäbische Humor zur Geltung kommt.

Da das schwäbische Haus quergeteilt ist, so liegt der Eingang auf der Längsseite, also auf der Traufseite. Er ist demnach immer der Straße zugekehrt. Sobald also der schwäbische Bauer aus seinem Hause heraustritt, ist er in der Öffentlichkeit. Die Haustüre ist bei älteren Formen der Höhe nach in zwei Halbtüren geteilt. Von diesen beiden Halbtüren ist nur eine für den täglichen Gebrauch bestimmt, und diese nochmals in einen oberen und unteren Teil zerlegt. Ältere Türen und Türumrahmungen sind oft recht sorgfältig gearbeitet und noch mit dem alten Türklopfer versehen. Über der Tür findet sich öfters ein niedriges, langgestrecktes Fensterchen, das Hochlicht, dessen Gesims zur Aufbewahrung kleiner täglicher Gebrauchsgegenstände dient. Wir finden dort Hammer, Nägel, Beißzange, Wetzsteine, Schlüssel u. dgl.

Der Hausgang heißt Flur oder Hausern. Von hier aus führt, falls der Keller unter dem Wohnraum untergebracht ist, die Türe in den Keller und zwar entweder unter dem Treppenaufgang in den zweiten Stock oder unmittelbar vom Ern aus durch eine Falltüre. Doch kann der Kellereingang auch auf der Außenseite des Hauses liegen.

Der Hausern oder die Hausere trennt im Erdgeschoß den Wohnteil von dem Wirtschaftsteil. Vom Ern aus gehen Türen sowohl in die Räume des Wohnteils wie auch der Wirtschaftsteile des Hauses. Der

Digitized by Google

Wohnteil des Erdgeschosses umfaßt die untere Stube und untere Küche. Da das schwäbische Bauernhaus in weitaus den meisten Fällen nur von einer Familie bewohnt wird und diese in erster Linie die Wohnräume des zweiten Stockes benützt, so dienen die Räume im Erdgeschoß des Wohnteils selten Wohnzwecken, nur wenn Großeltern im Hause wohnen. In früheren Zeiten, als noch in weitem Umfang Hanf angepflanzt wurde und im Anschluß daran die Hausweberei noch blühte, stand in der unteren Stube der Webstuhl. Jetzt dient dieser Raum als Werkstätte, Krämerladen, Aufbewahrungsraum für Geräte aller Art. Die untere Küche ist häufig als Schweine- oder Hühnerstall eingerichtet. Von dem Ern führt eine Holztreppe oder

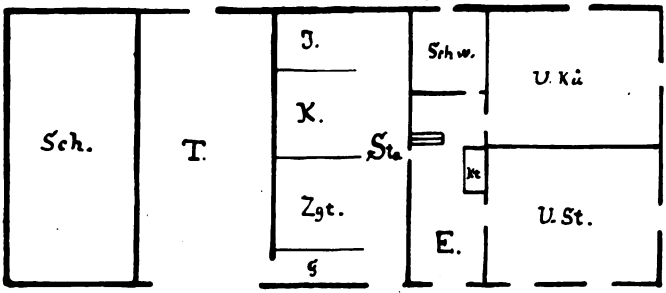


Abb. 2. Grundriß des 1. Stockes oder Erdgeschosses.
(Die Erklärung der Abkürzungen ergibt sich aus dem Text)

Stiege, die mit einem Geländer versehen ist, in den zweiten Stock. Der Raum unter und hinter der Stiege wird zur Aufbewahrung von Geräten und Geschirren benützt oder wird auch als Schweine- oder Hühnerstall verwendet.

Im Obergeschoß schließt sich an die Stiege ein Gang an, der in manchen Gegenden als „Laube" bezeichnet wird. Von hier führen Türen in die Küche, in die Wohnstube, in die hintere Kammer und auf den Speicher. Die Küche enthält den Herd mit dem Rauchfang, in welchem der Speck geräuchert wird. In eine Außenwand der Küche sieht man in einzelnen Häusern den Backofen eingebaut, der aber heute nur noch wenig benützt wird, da auch das Backen für den eigenen Haushalt jetzt meist im Gemeindebackhaus erfolgt. Von der Küche aus wird auch der Ofen in der Wohnstube geheizt. Der Ofen dient während des Winters an Stelle des Herdes gleichzeitig zum Kochen. Es tritt also, um Brennmaterial zu sparen, eine völlige Umkehrung der ursprünglichen, alten Verhältnisse ein. Die gefüllten Kochgeschirre werden mit Hilfe der Ofengabel unmittelbar in das Ofenfeuer hineingeschoben. Für die Bereitung von heißem Wasser ist ein besonderer Kessel in das Verbindungsstück zwischen Wand und Ofen eingebaut, der „Ofenhafen".

Als Wohnräume stehen im Obergeschoß eine Wohnstube und zwei Kammern zur Verfügung. Die Wohnstube nimmt den vorderen Eckraum des Hauses ein. Sie hat, wo die Häuser durch Zwischenräume getrennt

Digitized by Google

sind, nach zwei Seiten hin Fenster, die in der Regel nach innen geöffnet werden können. Die Stube ist der einzige Wohnraum, der einen Ofen besitzt, also geheizt werden kann. In der vorderen Ecke, im Herrgottswinkel, steht der Tisch. Er ist auf zwei Seiten mit Bänken umgeben, die an den Wänden festgemacht sind und sich auch über den Tisch hinaus an den Wänden hin fortsetzen. Der Stuhl spielt deshalb im schwäbischen Haus keine große Rolle. Um den Ofen stehen keine Bänke, auch die „Kunst" fehlt, die der Wohnstube des Schwarzwaldhauses ein so trauliches Gepräge verleiht. Über dem Tisch hängt heute schon in den meisten Häusern das elektrische Licht; es hat ebenso die Erdöllampe verdrängt, wie diese vor etwa fünfzig Jahren das Öllämpchen mit dem Lichtstock. Auch der Pfannenknecht ist vom Tische verschwunden. Es hat sich auch im schwäbischen Bauernhaus in den letzten fünfzig Jahren vieles geändert, nicht immer zu seinem Vorteil. Die Speisen werden durch das „Küchenlädle" in die Stube gereicht.

Als Schlafraum dient die vordere Kammer, die durch eine Türe mit der Wohnstube verbunden ist. Bei größeren Familien wird außerdem auch die hintere Kammer als Schlafraum benützt. Bisweilen trifft man auch noch in der Wohnstube ein Bett, aus dem noch nicht überall der Strohsack verschwunden ist.

Die Wirtschaftsräume stehen im Erdgeschoß durch eine Türe mit dem Wohnteil in Verbindung, so daß man, ohne ins Freie treten zu müssen, vom Wohnteil in den Wirtschaftsteil gelangen kann. Von dem Ern führt eine Tür in den Stall. Im vorderen Teil desselben stehen die Zugtiere, entweder Pferde oder Ochsen, bei kleinbäuerlichen Verhältnissen auch Kühe; in der Mitte befinden sich die Kühe, und der hinterste Raum ist für das Jungvieh bestimmt. An der vorderen oder hinteren Wand entlang führt ein Gang vom Stall in die Scheune, und zwar zunächst in die Tenne.

Die Tenne dient zur Einfahrt und zum Dreschen. Von ihr aus wird durch den Futterladen dem Vieh das Futter gereicht. Der Boden der Tenne besteht entweder aus gestampftem Lehm oder aus dicken Brettern oder Steinplatten.

Neben der Tenne liegt der Heubarn. In ihm wird das Heu und das Öhmd aufbewahrt; auch steht hier meist die Futterschneidemaschine, die vor etwa fünfzig Jahren an die Stelle des „Strohstuhles" getreten ist. Manchmal ist unter dem Heubarn noch ein Keller.

Der Dachraum über der Tenne und dem Heubarn wird Oberden oder Oberdrein genannt. Er nimmt die Garben und das Stroh auf. Der Aufstieg erfolgt durch das Oberdenloch oder Garbenloch mit Hilfe einer festgemachten Leiter. Die Garben werden mit einem Seile hochgezogen. Über dem Wohnteil des Hauses liegt, oft in zwei Stockwerke geteilt, der Speicher oder die Bühne. Sie dient der Aufbewahrung des Getreides und des Kleinholzes. Außerdem stehen auf der Bühne die Schränke für Wäsche und Kleider sowie Truhen und Tröge, ebenfalls für Wäsche, aber auch für Mehl, Brot, gedörrtes Obst u. dgl.

Digitized by Google

Das schwäbische Haus ruht wie unsere meisten Häuser auf einem Steinsockel, der das Kellergeschoß bildet. Die Vorder- und Rückwand des Stalles wird gerne aus Hau- oder Mauersteinen aufgeführt. Man verwendet hierzu einheimisches Material, so daß man an diesen Stallwänden die Geologie der Gegend studieren kann. Heute tritt aber auch schon in steigendem Maße der Kunststein an die Stelle des bodenständigen Baumaterials. Die übrigen Wände des Hauses werden mit Hilfe gezimmerter Balken erstellt; es sind also Riegel- oder Fachwerkwände. Zwischen den Balken der einzelnen Riegelfelder sind dünnere Querhölzer gespannt. Um diese werden Reihgerten gewunden, das sind Weidenruten

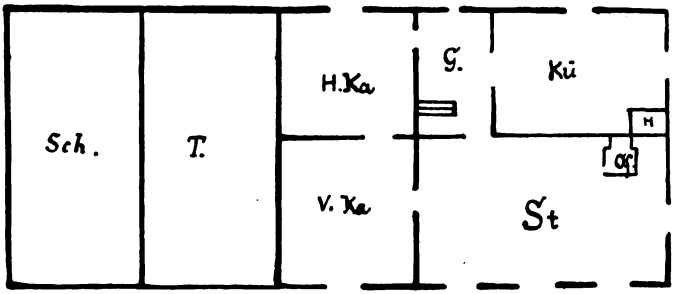


Abb. 3. Grundriß des 2. Stockes oder Obergeschosses.

oder gespaltene Tannenäste. Von dieser Art der Füllung der einzelnen Felder mag wohl überhaupt der Name „Wand" herrühren. Das so entstandene Flechtwerk wird mit einem Mörtel überstrichen, der aus einer Mischung von Lehm und Stroh besteht. Das Ganze erhält dann eine weiße Tünche. In neuerer Zeit treten an Stelle des Flecht- und Lehmmaterials die Ziegelsteine oder andere künstliche Steine, und das Balkenwerk wird mit übertüncht, so daß der Eindruck des malerischen Fachwerkes verloren geht. Dieser Verlust kann auch dadurch nicht wieder eingebracht werden, daß man die Fensterläden mit geschmacklosen Schablonenmalereien versieht, wie man das neuerdings beobachten kann.

Das Dach des schwäbischen Hauses ist ein Satteldach, selten mit Abwalmung; auch die schützenden Regendächer über den Giebelbalken sieht man nicht oft. Als Deckmaterial dient heute fast ausschließlich der Ziegel. Das Dach schneidet an den Traufseiten fast mit den Wänden ab, springt also nur wenig vor. Nur über der Einfahrt in die Tenne sieht man vereinzelt ein Vordach; es ist angebracht worden, als an die Stelle des Dreschens mit dem Flegel das Walzen des Getreides trat. Um Raum für das Walzen auf der Tenne zu gewinnen, mußte das Umkehren der Tiere, welche die Walze ziehen, vor die Tenne verlegt werden, und deshalb wurde das Vordach nötig.

Das hier geschilderte Haus hat, wie schon hervorgehoben wurde, seine größte Verbreitung auf der Schwäbischen Alb und ihrem Vorland, also

Digitized by Google

in Gebieten, in denen die Ingen-Namen vorherrschen, in welchen das Haufendorf eine weite Verbreitung hat, und die Gewannflur die üblichste Flureinteilung ist, und wo die Dreifelderwirtschaft die althergebrachte Wirtschaftsform darstellt. Es liebt den Kalkboden, da es den Kalk notwendig zum Tünchen seiner Riegelfelder braucht; es liebt auch den Lehmboden, da ihm der Lehm als Mörtel beim Ausmauern des Fachwerks dient. Es meidet große Waldgebiete und überläßt sie seinen Brüdern, die sich mehr dafür eignen. Wo es in Grenzgebieten doch in solche eindringen muß, da wandelt es, gedrängt durch andere klimatische, geologische und wirtschaftliche Verhältnisse, seine Form und paßt sich den neuen Anforderungen an.

Das schwäbische Einheitshaus ist ein nüchterner Zweckbau. Selten zeigt es Schmuck oder Inschriften. Es ist sehr anpassungsfähig. Dem reichen Gutsbesitzer dient es ebensogut wie dem Zwergbauern; denn je nach Bedarf wird es ein- oder zweistöckig gebaut, wird die Scheune schmäler oder breiter gemacht, werden zwei oder mehrere Ställe eingefügt oder der Raum durch einen Anbau erweitert.

Einfach und bieder wie der Schwabe, als ein Sinnbild seines nüchternen und praktischen Sinnes, steht es vor uns, offen liegt es an der Dorfstraße und ladet jeden ein, hier Gast zu sein.

Der Liestaler Grenzumgang.

Von Universitätsprofessor Dr. **Hans Fehr**, Bern.

Volkskunde und Rechtsgeschichte beschäftigen sich eifrigst mit der Erforschung der Grenzumgänge. Das ist sehr verständlich, wenn wir bedenken, daß diese Sitte sehr alt ist und tief in das religiöse, rechtliche und wirtschaftliche Leben eines Volkes hineinragt. Ja, wie gerade der Liestaler Umgang zeigt, sogar eine politische Seite birgt sie in sich.

Es ist ein erfreuliches Zeichen für das Festhalten an guten eingewurzelten Rechtsbräuchen, daß die alemannische Schweiz heute noch eine große Zahl von Grenzumgängen aufweist. Von Baden aus ist das malerische Liestal bei Basel leicht zu erreichen. Wer sich den Umgang ansehen möchte, muß sich am Montag vor Auffahrt dorthin begeben, der Tag an dem man „altem Gebrauch nach die Bahngerechtigkeit besichtigt" (Gemeinderatsprotokoll vom 21. Mai 1802). Eine Zeit lang wurde dieses kleine Volksfest zu gewaltigen Trinkereien benutzt (wie so manches Fest in der Eidgenossenschaft!). Schon eine Ordnung von 1469 befahl, den „Bann züchtiglich und ehrbar zu umgehen" und das unmäßige Trinken zu meiden. Und noch im 19. Jahrhundert erklärt der Volkshumor, die drei gemalten Eidgenossen am oberen Tor seien nach einem Bannumgang die einzigen Männer, die noch

Digitized by Google

aufrecht stehen würden." Jetzt ist man gesitteter geworden. Die Zähmung des Menschen schreitet ja in allen Dingen mächtig vorwärts! Wer wagte noch eine Ordnung aufzustellen, wonach einem Schöffen nach einer Gerichtssitzung einzuschenken sei, bis er eine Taube von einer Krähe auf dem Dache nicht mehr unterscheiden könne. (Gierke, Der Humor im deutschen Recht, 73.)

Das Vorbild für den Liestaler Umgang bot der Bannritt von Großbasel. In einer Urkunde von 1469 wird dieser bereits als „unvordenkliches Herkommen" bezeichnet und auf das genauste beschrieben. (Schnell, Rechtsquellen von Basel, I, 197.) Es heißt dort: „Am Vorabend des heiligen Auffahrtstages sollen die Bannwarte allen Klöstern, Gotteshäusern, dem Spital, der elenden Herberge, allen Ackersleuten und Bauleuten, Reichen und Armen, Jungen und Alten, wer das Feld baut, bei einer Buße von zehn Schilling Stäbler unabläßig verkünden und gebieten, daß sie allgemeinlich auf den heiligen Auffahrtstag, Morgens frühe, gleich nach der Messe vor St. Ulrichs Kirche mit ihren Pferden sich einfinden und mit dem würdigen und heiligen Sakrament, mit dem Leutpriester reiten sollen. Demselben Leutpriester soll auch der Spitalmeister zur selben Stunde ein gutes Pferd bereit halten. Als dann soll der Meier die Scheidleute und die ganze Gemeinde züchtiglich und ehrbar um Zwing und Bann reiten, so weit, fern und lang Zwing und Bann reichen." Diese Regelung ist ein Musterbeispiel für einen alemannischen Grenzumgang, hier dadurch besonders feierlich gestaltet, als alle Bürger beritten waren.

Beim Fehlen von Kataster und Karten war es rechtlich von größter Bedeutung, eine einwandfreie Grenze zu besitzen. Freilich hatte man Grenzsteine, die unter besonderem Rechtsschutz standen. Wer hätte nicht schon gehört von den furchtbaren Strafen, welche den Markstein-Verrückern auferlegt wurden. Selbst nach dem Tode fanden sie keine Ruhe. Sie gingen um.

Nicht nur das Unsichere des Grenzsteins ließ den Umgang notwendig erscheinen. Wohl die größte Zahl der Gemeinden bewegte sich in allerlei Grenzstreitigkeiten, die oft Jahrhunderte lang nicht zur Ruhe kamen. Gerade Liestal weiß davon manche Geschichte zu erzählen. Und da war es nur von besonderer Bedeutung, durch eine äußerliche Demonstration kund zu tun, daß man —trotz aller Unsicherheit der Rechtsverhältnisse — an dieser und jener Grenzlinie festhalte. Als im Jahre 1586 die jungen Knaben vom Liestal an der Grenze gegen die Frenkendorfer ausriefen: „hie Liestal ban" schrien ihnen die Frenkendorfer entgegen, dieser Ruf sei „erschneyet und erlogen" und gaben den Liestalern „einen bösen, unverschampten, groben bescheid". Aber die Liestaler setzten unentwegt ihren alten Umgang fort und der ihnen günstige Entscheid des Rates von Basel im Jahre 1615 hängt damit zusammen, daß sie durch die offenkundige Begehung immer und immer wieder ihren Rechtsstandpunkt wahrten. Dies ist typisch deutschrechtlich gedacht: Was kund getan wird und lange Zeit hindurch geübt, das hat zum mindesten einen Rechtsschein für sich. Und wie leicht erwächst aus dem Rechtsschein ein wirkliches, dauerndes Recht. Die Geschichte der Grenzumgänge liefert dafür Beispiele genug.

Digitized by Google

Die sakrale Seite des Umgangs ist die Heiligung und Wahrung der Grenze. Ein Blick in jede Volkskunde oder in Grimms Rechtsaltertümer erweist die Grenzlinie als eine besonders geartete Linie, oft sogar mit einer gewissen Zauberkraft ausgestattet. Wir wissen heute auch, daß das Lärmmachen ein dämonenvertreibendes Mittel war. (Polterabend vor der Hochzeit!) Daher steigert sich der Lärm beim Umgang oft ins ungeheuere: Rufen, Singen, Musizieren, Läuten und später vor allem Schießen. Hoffmann-Krayer erwähnte in seinen Fruchtbarkeitsriten (Schw. A. f. Volkskunde 11. Jhg., 243) auch das Santiklauseinläuten in Liestal. Das ist sicher richtig in diesem Zusammenhang; denn mit dem Fernhalten der schädigenden Geister von der Grenze erhöhte sich die Fruchtbarkeit des Bodens.

Noch heute beginnt das Liestaler Grenzbegehen mit einer tollen Schießerei: Ganz früh am Morgen ertönen Schüsse aus Mörsern, Gewehren, Pistolen und was ein Jeder beibringen kann. Später, wenn der Zug das Städtchen verlassen hat, beginnt der Lärm von neuem. Die Männern wandern von Grenzstein zu Grenzstein während die Knaben immer wieder ihre Pistolen laden und abschießen (Hugo Marti, Banntag in Liestal. „Der Bund" 1926 Nr. 200). Heute lärmt man um des Lärmens willen. Ich möchte wissen, wie viele Liestaler im alten Brauche noch einen Kampf gegen die Dämonen erblicken! Wie oft geht es in der Geschichte so, daß die Form den längst vergessenen Inhalt um Jahrhunderte überlebt.

Ganz köstlich sind die kleinen Neckereien, die sich bei den Umgängen gegen die Nachbarn richteten und die freilich nicht immer harmlos verliefen. Oft blieb es nicht einmal bei einer Schlägerei. Aus der weiteren Umgebung von Liestal, aus Muttenz wird berichtet, daß Muttenzer Knaben am Bannstein gegen Münchenstein jeweils im Chor riefen: „Do stot e Markstei; D'Münchesteiner hei e kei." Oder, mit viel größerem Spott: „Hie, hie stoht der Muttenzer Bahnstei, D'Chabisstorze hei e kei, Sie hei en hinterem Ofe, Die ganze Gmein soll in d'Schueh cho blose." Auch gegen andere Gemeinden wurden Spottverse gerufen und oft kräftig erwidert. Hier kam der Volkshumor zu herrlicher Entfaltung. (Oeri-Sarasin, Allerlei über Grenzzeichen usw. in der alemannischen Schweiz.)

Aus der gleichen Gegend ist ein merkwürdiger Rechtsvorgang aus dem 15. Jahrhundert überliefert. Es handelte sich um die Festlegung des Bannes von Pratteln gegen Schauenburg. In einer nachbarlichen Aussage heißt es: das wolt einr als wol wissen, daß er ein heisz ysen nam und trug das untz gen Schauenburg an die vestin; do sprach er, der mir da rumpt, so wil ich mê gen, also rumpt ihn niemant; do leit er das ysen von im, das brannt das gras nochten daruf es viel" (Boos, N. B. der Landschaft Basel II, 585). Es handelt sich offenbar um das Gottesurteil des glühenden Eisens, das hier, bei einer Grenzstreitigkeit Verwendung fand. Wahrscheinlich bei Anlaß eines Grenzumganges wurde die Gegenpartei zum Widerspruch aufgefordert. Einer aus der Gemeinde trug zum Beweis der richtigen Grenze das heiße Eisen. Das Urteil fiel zu Gunsten dieser Gemeinde aus; denn, so müssen wir schließen, weder verbrannte das Eisen die Hand des Beweis-

Digitized by Google

führers, noch das Gras auf dem umstrittenen Grundstücke. Dies ist ein neuer Beweis dafür, daß sich im Streit um Grenzangelegenheiten uralte Rechtsformen mit besonders zäher Kraft erhielten.

Im 17. Jahrhundert hatte der Liestaler Grenzumgang auch eine politische Bedeutung erlangt. Er wurde benutzt, um die Bürger zur Selbstbestimmung ihrer Angelegenheiten aufzumuntern, mit einem Wort zu möglichst größter Unabhängigkeit aufzustacheln. Als daher das Städtchen im Bauernkriege, die Partei der Bauern ergreifend, ein furchtbares Fiasko erlitt, verbot der Rat der Stadt Basel den Bannumgang und nahm Liestal die Fahnen weg (1653). Als bessere Zeiten kamen, war eine der ersten Forderungen, es möchte die Grenzbegehung wieder gestattet werden. Das geschah auch von Seite Basels, und sogar eine Fahne wurde wieder zugelassen mit der Aufschrift: „Fürchte Gott und ehre die Obrigkeit." (K. Gauß, der Liestaler Banntag, 2.) Aber abermals, im Jahre 1762, wurde der Umgang verboten und zwar für alle Zeiten. Es war zu blutigen Streitigkeiten gekommen zwischen den Liestalern und den umliegenden Dörfern. Jedoch nur zwei Jahre lang duldeten die empörten Liestaler die Untersagung. Am 2. Mai 1774 wurde ein Bittschriben an Basel erlassen, worin es heißt, es möchte wieder erlaubt werden „einen Umzug auf altübliche Weise zu halten." „Man wolle auch insonderheit darauf sehen, daß alles in gehöriger Ordnung und anständiger Stille zugehe." Die Umdörfer sollten bei Seite gelassen werden. Die Obrigkeit von Basel gab nach und gestattete „die uralte Ceremonie" aufs neue. In diesem engeren Kreise, nur Liestal umfassend, ist sie dann auch bis zum heutigen Tage als charakteristischer und warmblütiger Volksbrauch erhalten geblieben.

In unserer lehrhaften Zeit darf ein solcher Anlaß ohne eine „gehaltvolle" Rede nicht vorbeigehen. Im Jahre 1926 sprach der Kantonsoberförster über den Stand der heutigen Waldwirtschaft, besonders in Bezug auf die Burgerwaldungen von Sißach. So werden die Dämonen heutigen Tages mit einem rationellen Wirtschaftssystem, statt mit einem geheimnisvollen Fruchtbarkeitszauber vertrieben![1]

Warum verwenden bayerische Fuhrleute mit Vorliebe Peitschenstiele aus Kranewitholz?

Ed. Stemplinger, Rosenheim.

Der Wacholderstrauch, im Bayerischen Kranewit (Kramet), im Niederdeutschen Machandelbaum genannt, spielt im Volksglauben eine mächtige Rolle. Vertrat er doch vor Einführung des orientalischen Weihrauchs bei Brandopfern dessen Stelle, war er doch ursprünglich das Holz, auf dem man die Toten einäscherte. Überreste dieser Verwendung erkennt man noch in

[1] Außer den erwähnten Arbeiten, stütze ich mich auf eine demnächst erscheinende Dissertation von Ludwig Senn: Beiträge zur Rechtsgeschichte von Liestal, insbesondere über die Grenzumgänge und den Bannumgang von Liestal.

Digitized by Google

den Pesträucherungen des Mittelalters (Krambeerrauch), die früher in Spitälern und Siechenhäusern allgemein üblich waren; ferner in der Räucherung am Vorabend von Heiligdreikönig in katholischen Gegenden, ein Rudiment der „Rauchnächte" in den Zwölfnächten, wobei der Wacholder benutzt war; schließlich in dem Volksglauben, die Kohlen des Kranewit gloschen immer weiter, wenn man sie mit Kranewitasche bedeckt.

Ein Sprichwort sagt: „Vor Hollunder soll man den Hut abziehen und vor Wacholder die Knie beugen;" denn des „deutschen Volkes Balsamstaude," wie Scheffel die Pflanze nennt, hat besondere Kraft Dämonen und Schadenzauber abzuwehren. In Württemberg reibt sich der Bauer vor dem Aussäen die Hände an einem Wacholderbusch, dann bewahrt er die Saat vor Unkraut. Auf Rügen legt man in den Grund des neuzuerbauenden Hauses einen Wacholderzweig, dann ist die Stätte später sicher vor Teufel und bösen Geistern. Im Lechrain fertigt man die Rührstecken für das Butterfaß aus Kranewitholz, dann kann keine Hexe das Ausbuttern stören. Die Schäffler banden früher gerne etliche Streifen des Wacholderholzes in Wasserbitschen und Trinkgeschirre, dann kann dem Benützer kein Schaden geschehen. Hiemit hängt die Sitte bei rheinischen und tirolischen Weinwirtschaften zusammen, durch einen Wacholderbusch anzuzeigen, hier werde reiner und unschädlicher Wein verzapft.

Auf die dämonenabwehrende Bedeutung des Strauches ist auch zurückzuführen, daß man überzeugt ist, wer einen Kranewitzweig auf den Hut stecke, werde nie müde und gehe sich nicht wund.

So versteht man leicht, daß der Wacholder nicht minder in der Volksmedizin eine Rolle spielt. Camerarius faßt die Heilkraft der Kranewitbeere in die Worte zusammen: „Sie bekommt wohl dem schleimigen Magen, reiniget die Brust, stillet den Husten, die Blähung des Bauches, das Aufstoßen der Mutter und den Krampf, eröffnet die Leber und den Stein, wehret dem Giffte und der Pestilenz: in summa, die Wacholderbeer sind zu vielen Dingen nutz, deshalb hat der Koch solche Beerlein zu sich in die Kuche beruffen."

Wie schon Hieron. Bock in seinem „Kräuterbuch" (1551) sagt, pflegten „die Pfaffen auf den Palmtag den Sevenbaum mit andern grünen Gewächsen zu weihen, geben vür, der donder und der Teufel können nichts schaffen, wo solche geweihte Stengel in Häusern gefunden werden"; zu diesen grünen Gewächsen zählt bis heute der Wacholder. Mit der sog. Krametsgerte, sagt man in Bayern, kann man ohne dabei gesehen zu werden, „einen prügeln, daß ers verspürt". Ebenso kann man mit ihr Schlangen, Mücken und Fliegen — lauter dämonische Tiere — verscheuchen. Ist einem etwas gestohlen worden, so biege man einen Wacholderstrauch nieder, lege einen Stein darauf und spreche: „Wacholderbusch, ich tu dich bücken und drücken, bis der Dieb sein gestohlen Gut wieder an seinen Ort getragen hat." Um vom Stein loszukommen, wird der Busch den Dieb zur Rückgabe des Entwendeten veranlassen. So sagen die „egyptischen Geheimnisse des Albertus Magnus".

Digitized by Google

Schließlich gebraucht man in Bayern den Kranewit gegen den Getreideunhold, den Bilwißschneider. In der Passauer Gegend bindet man in die erste Korngarbe eine Krametstaude ein; dann legt man diese zuletzt auf den letzten Erntewagen und drischt sie zu allerletzt; dann wird der Unhold nicht mehr schaden. Noch in jüngster Zeit (1913) ließ man in der Oberpfalz einige Kranewitbeeren zuletzt durch die Dreschmaschine mitlaufen, um vor dem Bilwißschneider sicher zu sein.

Wunderst du dich, lieber Leser, nach dem Gesagten, daß in Bayern heute noch die Fuhrleute Peitschenstiele aus Wacholderholz gefertigt allen andern vorziehen? Sie sagen, weil dann kein Pferd durch eine Stellung gesperrt werden kann.

Heilsegen aus dem Schwarzwald.

Von Dr. **Max Weber**, Offenburg (Fortsetzung zu S. 40 ff.).

II. Segen verschiedener Art.

1. Für den Wurm[1].

Jesus Christus fahrt auf einem steinigen Acker mit einem goldenen Wagen und silbernen Pflug; darauf fahrt er 3 Fuhren, darunter liegen 3 Würmer, der erste ist weiß, der zweite ist roth, der dritte ist Allen Würmern der bittere Tod.

3 mal sprechen und 3 Vater unser; während dem sprechen den Finger fest halten. 3 höchsten Namen und im Namen Jesus aufzuopfern.

2. Für die Gelbsucht.

Man kocht 3 Eier hart, nimmt das Weiße von einem Ei und näht es in ein Bündelchen, hängt es mit einem Band 24 Stunden um den Hals zwischen die Schultern auf den bloßen Leib; man wähle morgen vor Bethzeit oder Abend nach Bethzeit, wo man es wechselt, bis man mit allen dreien nacheinander so gemacht; man muß es rückwärts in 3 höchsten Namen in das laufende Wasser werfen und darf nicht angesprochen werden und nicht umschauen, bis man die Hausthüre hinter sich zu hatte.

3. Vieber Segen.

(Jesus) Petrus lag, vor der Stadt Jerusalem, da Jesus hineinging, Jesus sprach, Petrus was liegst du hier, Petrus antwortete, Herr hier liege ich, und habe das Vieber, Jesus sprach, Petrus stehe auf, und folge mir nach, das Vieber hat dich verlassen; Jesus sprach Petrus was begehrest du mehr von mir, Herr ich begehre daß alle diejenigen die diese Worth bey sich

[1] Über Wurmsegen vergl. E. Fehrle, Zauber und Segen, S. 46 ff.

Digitized by Google

tragen, die sollen sieben und sibenzig Vieber (n)immermehr anstoßen, Jesus sprach Dir geschehe Petrus weil du begehret und geglaubt hast + 7 Vaterunser und den Glauben.

4. Wenn eine Kuh das Voll hat.

Susanna hat geboren St. Anna; St. Anna hat geboren Mutter Gottes; Mutter Gottes hat geboren

unser lieber Herr Jesu Christ
Blathere, brich wo du bist;

Brich mitten, brich hinten, brich fornen;

brich in Daisch
und nit ins Fleisch

Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und heiligen Geistes. Amen. Und dreimal wiederholen.

5. Gebet in Gichtkrankheit[2].

Im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des hl. Geistes Amen. Ich N. N. beschwöre Dich Gicht oder Gesicht bei den hl. fünf Wunden und bei dem unschuldigen Blut meines Herrn Jesu Christi, welches aus seinen hl. fünf Wunden uns Menschen auf Erden zu gut geflossen ist. + + + Ich beschwöre Dich Gicht oder Gesicht bei dem jüngsten Gericht und bei dem bittern Urtheil das Gott über alle Menschen und über alle Sünder und Sünderinnen ertheilen wird, das Du mir an Gliedern meines Leibes nichts schadest, an Gehirn, an den Augen, den Schultern, am Rücken, an den Armen, an den Waden, an den Füßen, an den Zehen und an Gliedern meines ganzen Leibes. + + + Ich beschwöre Dich Gicht oder Gesicht durch die drei Nägel, welche Jesus Christus durch seine hl. Hände und Füße geschlagen waren und bei denen die auf beiden Seiten des Kreuzes unseres Erlösers standen nemlich der seligsten Jungfrau und Mutter Gottes Maria des hl. Johannes und aller Heiligen, die bei der Kreuzigung unseres Erlösers zugegen waren. In diesem Vertrauen hoffe ich Gott werde mir durch die Fürbitte aller dieser Heiligen und durch die Fürbitte der hl. Barbara, wenn es zu meinem Seelenheile ersprießlich ist die Gicht abwenden, und alles Gute ertheilen. Ach ich bitte Dich gütigster Herr daß Du mich von dieser Krankheit des Gichts oder Gesichts erlöset.

Ich bitte Dich durch die Strike und Bande und Nägel mit welchen unser Jesus Erlöser gefangen gebunden und an das Kreuz genagelt worden, daß er seiner Marter zu lieb und allen Menschen diese Gnade verleihe. + + + Ich beschwöre Dich, Gicht oder Gesicht, daß Du abweichest bei der göttlichen Liebe im Himmel und auf Erden.

+ + + Es weiche von mir jede Art dieser Krankheit, es sei das kalte Gicht, das laufende Gicht, das kommende Gicht, das reißende Gicht, das tobende Gicht, das tötende Gicht, die siebenundsiebenzigerlei Gicht, daß sie

[2] Beachtenswert ist, wie hier christliche Gebetsteile und Beschwörungen miteinander verbunden sind.

Digitized by Google

an meinem ganzen Leibe nichts schaden, dazu helfe mir die göttliche Kraft, mit welcher Jesus Christus sein Martertod am Kreuze gelitten in seinem hl. Grabe gelegen und von da wieder glorreich auferstanden ist und das ganze menschliche Geschlecht erlöst hat. Liebster Herr und Heiland mache mich gesund an Leib und Seele; das werde wahr im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des hl. Geistes Amen.

Wer ein Gesicht oder Gicht hat der komme und wende sich an die Rückerinnerung des Leidens Jesu und an den Namen Jesu Nazarenus, Wer es liest oder gelesen hat sei es unser Freund oder Feind Bruder oder Schwester und dieses Gebet bei sich trägt, und nach dem Inhalt desselben seinen Lebenswandel einrichtet wird vor Gicht oder Gesicht befreit und keineswegs davon befallen werden, den wer den schmählichen Tod am Stamme des hl. Kreuzes gelitten hat, war unser liebster Herr Jesus Christus. Dieses ist der Herr Himmels und der Erde er würdigt sich uns zu helfen und das Gicht von uns abzuwehren, daß wirs nicht wiederbekommen, oder uns gänzlich davon zu bewahren. Man bete so lange man lebt alle Tage zu Ehren der Glieder Jesu Christe 5 Vater unser und 5 Ave Maria nebst dem Glauben.

Scherzhafte Amulette.

Von **Adolf Jacoby**, Luxemburg.

Es gibt eine Anzahl Amulette mit scherzhaften Aufschriften, die aber von denen, die sich die Zauberzettel schreiben ließen, nicht so aufgefaßt wurden, ihnen vielmehr als ernstgemeinte, wirksame Schutzbriefe und Heilmittel galten. Eine Sammlung dieser Amulette ist in mancher Richtung lehrreich und dankbar. Einiges sollen zu diesem Zweck die folgenden Mitteilungen beitragen[1].

Ein Soldat des dreißigjährigen Krieges leistete sich den Spaß, einem feigen Kameraden, der ein festmachendes Mittel[2] haben wollte, dreimal auf einen Zettel zu schreiben: „Wehr dich, du Hundsfott!" Das Amulett wirkte, denn jener hielt sich für fest und schlug sich durch[3].

Ein anderes Beispiel gibt uns der Augsburger Büchsenmeister Zimmermann[4] in seinem handschriftlichen „Bezaar, wider alle Stich, Straich und

[1] Scherzhafte Wundsegen s. bis O. Ebermann, Blut- und Wundsegen in ihrer Entwicklung dargestellt (Palaestra XXIV, 1903). Hessische Blätter für Volkskunde 9 (1910), 126—138. 12 (1913), 182—198. 13 (1914), 193—194.

[2] Vgl. E. M. Kronfeld, Der Krieg im Aberglauben und Volksglauben (1915), 81ff.

[3] A. a. O. 92.

[4] Über diesen vgl. Zeitschrift f. deutsches Altertum und deutsche Literatur 43 (1899), 89 ff. G. Freytag, Bilder aus der Vergangenheit 3, 79.

Digitized by Google

Schüß, voller großen Geheimnussen"[5] am Ausgang des 16. Jahrhunderts: „Also waist man von einer thorechten frauen, welche ein lange Zeit das Augenwehe, und sehr böse Augen gehabt, das ihr ein fahrender Schuler ein Zettele in einem Wax verborgen gebe, welches sie stetigs am halß tragen soll, und als sie es anfangen zuetragen, ist es mit Iren Augen bald besser worden, derhalben sie die furwitz gestochen, das sie das wax geöffnet, das Zettele gefunden, und von wunderswegen was doch fur kräfftige wortt darauf geschriben, lesen lassen, da hat man anders nichts geschriben gefunden, dann, der hencker stech dir die Augen auß, und scheiß dir in die löcher, Auß welchem nur gar leichtlich zuersehen, das ihr nichts anders, dann der thorechte Aberglaub geholffen". Die Geschichte muß weit verbreitet gewesen sein, denn auch Thiers[6] erzählt sie ganz ähnlich: Témoin (des Betrugs mit Amuletten) l'Histoire que raconte le P. Mathias Felisius, de Brouvershaven[7] en Zélande, Provinzial des Cordeliers de la basse Allemagne, et qu'il assure avoir lûe dans les sermons de Godscalc de Rozemonde[8], Docteúr en Théologie, et Théologal de Louvain." Eine dritte Form gibt Abraham a. S.-Clara[9]: „Bekannt ist jene Geschicht, wie ein altes Weib einen Studenten ersucht, er möchte ihr doch helffen von stetem Augen-Wehe, sie wollte sich danckbar einstellen, der Student schriebe etliche wenige Wort auf ein Papier, und nähet solches in Leder ein, mit dem Befelch, sie soll es staets am Hals tragen: das alte Müetterle folgte solchem Rath, hat auch einen Glauben darauf, und sihe, es wurde ihr geholffen; Nach 2 Jahren wollte sie aus Vorwitz wissen, was doch in diesem Taeschel mochte verschlossen seyn, nachdem sie nun solches eroeffnet, da fande sie diese Wort geschrieben: Der Teufel steche dir die Augen aus, und fuelle die Loecher mit Koht an: So bald sie solchen Zettel verworffen, da hat sie die vorigen Wehe-Tagen wiederum empfunden."

In die gleiche Gattung von Heilungen gehört ferner ein Bericht des Straßburger Arztes Franz Balthasar von Lindern[10], der in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts dort praktizierte neben seinem bekannten Freund und Kollegen Georg Heinrich Behr[11], beide nicht unbedeutende Mediziner. Wir drucken hier diesen Bericht im Zusammenhang ab aus Gründen, die sich unten ergeben: „Die Cur nun (nämlich gegen Zahn-

[5] Handschrift der H. Bibliothek zu Gotha, chart. fol. Nr. 566 Folioband gegen 1591. Hier nach meiner Abschrift des 3. Buches, cap. 2 fol. 76 a f.

[6] J. B. Thiers, Traité des superstitions qui regardent les sacremens (1. Ausg. 1679, hier nach der 4. Edit. Avignon 1777) 1, 393. Auch J. Collin de Plancy, Dictionnaire Infernal (1850), 133 erzählt die Geschichte ohne Quellenangabe.

[7] Elucidat. praecept. Decalog. Praecept. 1c. 55.

[8] Serm. 3. de Domin. 5. post. Epiphan.

[9] Huy und Pfuy der Welt (1707), 515.

[10] Medizinischer Passe-Par-Tout oder Haupt-Schlüssel aller und jeder Kranckheiten des menschlichen Leibes (Straßburg 1739), 380 ff.

[11] Er schrieb eine Physiologia medica. Das ist richtige und umständliche Beschreibung des menschlichen Leibes (Straßburg 1736).

Digitized by Google

schmerzen) ist auch nach solchen Umständen einzurichten, kommt der Schmertzen von zerfressenen und ausgehöhlten Zähnen her, so ist solche, man verfahre auch damit, wie man wolle, nur palliativ und mehrmahlen gefährlich, insonderheit wenn närrische Dinge zum stillen gebrauchet werden, als da ist das Opium, oder der Spiritus seu oleum Vitrioli[12], Pfefferkörner[13] und dergleichen, es hilfft nichts gewisser, als man ziehe den Zahn aus: alles verbleyen, da man zart geschlagen Bley einpfroffet[14], tauget auch nichts, und ob gleichwohlen das Wehe einige Zeit still stehet, so kommet es nachgehends nur desto hefftiger wieder zum Vorschein, sympathetische Mittel verfangen auch nicht viel. Viele rühmen zwar Pulverem Sympathetikum[15], da man mit einem Höltzlein die Zähne stühret, biß sie bluten, und das Holtz blütig davon wird, und wenn das Pulver in Schmiede-Wasser aufgelöst worden, soll man solches hinein werffen, und an einen temperirenden warmen Ort stellen[16]. Noch vielweniger hilft die transplantatio[17], wenn man ein Tüchlein mit Tuch benetzet in ein gebohrtes Loch eines Weiden-Baumes einstecket, und mit einem Zapffen von dem nemlichen Holtz vorschlägt[18], wenn es je etwas verfängt, so thut die Impressio der Menschen das meiste darbey, eben also, als mir dieses Jahr ein Burger von Büttlingen[19], Nahmens Charle Thiebault ein Experimentum gewiesen, und in meiner presence an verschiedenen (kan es nicht laugnen,) mit gutem Successu praestiret, da er einen Huff-Nagel von der Schmiedte, so es ein Mann oder Jüngling war, von einem Wallachen oder Hengst, zum weiblichen Geschlecht aber aus einer Stutte ausgezogen[20], in die Wand schlug,

[12] Das ist Schwefelsäure, die eine große Rolle spielte. Paracelsus sagt: oleum vitrioli quarta pars Pharmacopolii et instar lapis angularis in sua officina vgl. H. Schelenz Geschichte der Pharmazie (1904), 405.

[13] Vgl. Hovorka und Kronfeld Vergleichende Volksmedizin (1909) 2, 837.

[14] Also plombieren, das schon in der Antike bekannt war.

[15] Das ist Ferrum sulfur. sicc., ein Wund-Allheilmittel des englischen Arztes Kenelm Digby († 1665) vgl. Schelenz a. a. O. 494. 498.

[16] Vgl. zu diesem Verfahren ähnlich Hovorka und Kronfeld a. a. O. 2, 840 ff. C. Seyfarth Aberglaube und Zauberei in der Volksmedizin Sachsens (1913), 202 ff.

[17] Vgl. Hovorka und Kronfeld a. a. O. 1, 141, 181.

[18] Hovorka und Kronfeld a. a. O. 2, 840. Seyfarth a. a. O. 204.

[19] Ort Püttlingen im Saargebiet vgl. Die Geschichte unserer Heimat (Völklingen 1899), 67 ff.

[20] Zu diesem Brauch, die entgegengesetzten Geschlechter in Verbindung zu bringen, vgl. Schweizer Archiv für Volkskunde 23 (1921), 225. A. Franz Die kirchlichen Benediktionen im Mittelalter (1909) 1, 420 (über die Mandragora nach der Hl. Hildegard Physica II 56). G. S. Bäumler Mitleidiger Arzt (Straßburg 1736) 189: „Im May sammle Blut von einem Esel, sowohl vom Männlein als Weiblein .... Ist eine Manns-Persohn damit (näml. der Unsinnigkeit) behafftet, so schneide von dem in des Weibleins Blut eingedunckten Tuch usw." „Auf gleiche Weise verfährt man mit der Cur, wann der Patient eine Weibs-Person, jedoch mit dem Unterscheid, daß solchen Falls vom Männleins-Blut muß genommen werden."

Digitized by Google

also daß er dem Patienten vorhin in einem kleinen Gläßlein ein Oel praesentirte, meines Bedunckens Spick-Oel[21], einen Tropfen davon an seinen Finger zu nehmen, und selbigen äußerlich an denjenigen Ort, wo er den Schmertzen am hefftigsten verspürte, auf den Backen zu tupffen anbefohlen hatte, so dieses geschehen, setzte er den Nagel an einen Balcken oberhalb der Thüre, wo man aus und einzugehen gemüssiget ist, that mit einem Hammer einen Streich auf des Nagels Kopf, fragte ihn alsdann weiters, auf welcher Seite er seinen Schmertzen fühlte, auf die Antwort dieser oder jenen, so schlug er mit aller force den Nagel völlig in die Wand, sagte dabey, jetzt gehe der Herr oder die Frau in Gottes Namen nur nacher Hause, der Schmertzen ist gestillet, die Wahrheit nun zu bekennen, so hat es ihme, so viel als ich dem Spiel beygewohnet, jedesmahlen gelungen[22]. Wie nun dieser Effect erfolgt, anders als durch eine starke Impression, kan ich mir nicht einbilden, gleich als wie es bey denen febricitanten geschihet, wenn sie Bäuschlein in einer ungeraden Stunde[23] anhängen und auch in einer solchen rücklings hinter sich in ein fließend Wasser werffen müssen[24], da wenn man solche Bäuschlein eröffnet, nichts anders als mit Creutzen bezeichnete lächerliche Verse darinn eingenähet sich befunden, die ich selbsten mit meinen Augen gesehen, und also lauteten:

\+
Ein Fuchs-Belz + und ein Marters-Hut
\+ \+ \+
Sind beide + vor das Kalte[25] gut +
\+ \+

in Nomine Patris, Filii & Spiritus Sancti. Amen."

In diesem Bericht ist eine ganze Sammlung z. T. noch heute üblicher volkstümlicher Mittel gegen Zahnschmerzen wiedergegeben und darum hier im Ganzen abgedruckt. Man kann ihnen noch z. B. die Angaben des kurpfälzischen Oberamtsphysicus G. S. Bäumler anfügen[26]: „Es bedienen sich auch etliche in hefftigen Zahnschmerzen allerhand sympathetischer Curen, und machen sich zu dem Ende einen Zahnstocher aus demjenigen Holtz, worein der Donner geschlagen, womit sie in das Zahnfleisch so lang stechen, biß es blutet, welches sie hernach in ein warm gemachtes Stücklein Speck stecken[27].

[21] Vgl. Seyfarth a. a. O. 296. Es ist Lavendelöl (Lavendula spica, Spike).

[22] Vgl. Seyfarth a. a. O. 203. Hovorka und Kronfeld a. a. O. 1, 118. 2, 840 f. 845.

[23] Vgl. Wuttke Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart (4. Aufl.), Register unter: Gerade und ungerade Zahlen. H. Zahler Die Krankheit im Volksglauben des Simmenthals (1898), 120. Fehrle, Zauber und Segen (1926) s. Register unter Zahlen.

[24] Vgl. das Wegschwemmen der Krankheit Seyfarth a. a. O. 222. Wuttke a. a. O. 335 ff. § 498—502.

[25] D. i. das kalte Fieber.

[26] Mitleidiger Arzt (1736) 128.

[27] Vgl. Seyfarth a. a. O. 249. Wuttke a. a. O. 14 § 11: Holz von Blitzbäumen hat Zauberkraft.

Digitized by Google

Andere nehmen im frühen Jahr einen Spriſſel aus einem Weißdorn oder Weydenbaum, ſtechen damit gleichfalls das Zahnfleiſch, bringen ihn geſchwind an ſein vorherig Ort und binden die grüne Schaale fein beheb und kunſtmäßig darüber her. Ich habe aber hievon noch keine ſichere und vollkommene Prob erſehen können."

Was den Nachrichten über dieſe Kuren einen gewiſſen Wert gibt, das iſt die klare Erkenntnis des Arztes, daß die unzweifelhaften Erfolge, wenigſtens in manchen Fällen, auf pſychiſchen Vorgängen beruhen, die er „Impreſſion" nennt; Bäumler ſagt dafür bei ähnlichen ſympathetiſchen Heilungen „Imagination"[28]: „Ich halte aber davor, und iſt auch der Vernunfft gemäß, daß der Effect nicht von den Buchſtaben, ſondern des Patienten ſtarcker Imagination herrühre, als wordurch die Natur von ihrem Irrweg abgeriſſen, und auf dieſe curieuſe Stirnſchrifft zu gedencken veranlaſt wird (bei Naſenbluten, das man durch Aufſchreiben der Buchſtaben O. J. P. U. L. U. mit dem Blut aus der Naſe auf die Stirn anhält[29])." Wir ſagen heute dafür „Suggeſtion".

Das Sprüchlein auf dem Amulett gehört in den Rahmen unſerer Scherzamulette. Ein warmer Fuchspelz und ein wärmender Hut aus Marderfell ſind freilich für Frierende nicht von Schaden, aber auch nicht gerade geheimnisvolle und magiſche Mittel.

Hierher iſt ferner zu ziehen, was Wuttke[30] erzählt: „Aus Württemberg wird uns folgendes berichtet: einem den höheren Ständen angehörigen Manne, der mit heftigen Zahnſchmerzen gequält war, ſchrieb jemand einen Zauberzettel und hieß ihn, denſelben in die Taſche zu ſtecken. Augenblicklich hören die Schmerzen auf; er erzählt es voll Freude; gefragt, ob er den Zettel geleſen, nimmt er ihn heraus und lieſt: „In der Hölle ſehen wir uns wieder." Entſetzt zerreißt er den Zettel und die Schmerzen ſind wieder da." Auch hier liegt eine der ſcherzhaften Formeln vor, die der Träger zunächſt nicht kennt, aber ihre Wirkung fühlt; nach der Kenntnisnahme erſchrickt er und vernichtet das Amulett; das iſt eine Parallele zu der oben gegebenen Geſchichte von der alten Frau, die an Augenſchmerzen litt. Auch darin ſtimmen beide Erzählungen zuſammen, daß nach der Vernichtung des Zettels die Schmerzen wiederkommen (in der von Abraham a. S. Clara berichteten Form).

Endlich ſei noch auf eine Formel in den „Neunzig Geheimniſſen für Jedermann in landwirtſchaftlichen und häuslichen Verhältniſſen (Dresden 1912)" verwieſen[31]:

Vor das Reißen.

Die Buchſtaben auf einen Zettel geſchrieben, 9 Tage angehängt und ins fließende Waſſer getragen, dem Waſſer entgegen geworfen. +++ JdSSe

[28] Mitleidiger Arzt 141, vgl. 242.

[29] Vgl. dazu, was ich im Handwörterbuch des Deutſchen Aberglaubens unter dem Stichwort Oipulu geben werde.

[30] Aberglaube 343 § 510.

[31] Seyfarth a. a. O. 155.

Digitized by Google

MMddvGdhdNN. außer N. uvF MmENM ErDende DIEdu — LLO chnIechFA Emederiade Pastia Ffdwfü Buchftety Ifddnd fdh Mde dfhk EhdVdhGG CdShG.

Emegeria Pastaia
Rubdit + Rubdit + Rubdit +

Die unterftrichenen Buchftaben DIEdu MmENW ErDende chnIchT ALLO find zu leſen: „Die Dummen werden doch nicht alle.“ Der Anfang iſt vermutlich zu entziffern: „Im Namen des V(aters), d(es) S(ohnes), d(es) h(eiligen) G(eiſtes)“ und ähnlich zum Teil der Schluß;anderes bleibt unverſtändlich. Der Satz: „Die Dummen uſw.“ iſt in ſpätere Ausgaben des Büchleins eingeſchmuggelt und ſo durch einen boshaften Bearbeiter das Amulett ins Scherzhafte gedreht.

In allen dieſen Beiſpielen wird Spott getrieben mit den Amulettgläubigen, denen das Vertrauen auf ihren geheimnisvollen Zettel wohl öfters Rettung und Heilung brachte, trotzdem die Papiere ihre Beſitzer nur verhöhnten. Sie ſind kleine Dokumente zur Geſchichte des Aberglaubens, die es lohnen, daß man auf ſie achtet und ſie ſammelt.

Der Hund im Volksglauben.

Von **Wilhelm Dinkelmann**, Frankfurt a. M.

Der Hund hat im Volksglauben immer eine bedeutende Rolle geſpielt. Wir beſchränken uns heute auf die geheimnisvollen Anſichten und Sitten, welche die Bewohner Böhmens an ihn knüpfen. Dies iſt um ſo reizvoller, da wir tief in die Seele zweier verſchiedener Volksſtämme ſchauen.

Die Hunde ſind die unzertrennlichen Begleiter der Nornen oder Schickſalsſchweſtern und wiſſen, wie dieſe, Beſcheid über die Loſe der Menſchenkinder. Läuft einem Bewohner Böhmens ein fremder Hund nach, ſo ſieht er ihn als Glückbringer ſehr gern und hütet ſich, ihn als läſtigen Begleiter fortzujagen. Anderſeits aber kriecht leicht der Teufel in die Geſtalt eines ſchwarzen Hundes und legt ſich in der Nacht auf Brücken und Stege, um allerlei Schabernack zu treiben. Als geſpenſtiſcher Hund ruht der „Gottſeibeiuns“ vor und auf den Truhen mit Gold und Edelſteinen in verwunſchenen Schlöſſern, Türmen und Ruinen. Häufig ſind Koſtbarkeiten an einem Kreuzweg vergraben. Es iſt nicht ratſam, ſich an die Hebung zu machen, wenn man nicht die vorgeſchriebenen Gegenſtände zur Hand hat. Tut es aber trotzdem ein vorwitziger Schatzſucher, ſo zerreißt ihn ein ſchwarzer oder feuriger Hund, worunter einer mit feurigen Augen oder feuriger Zunge zu verſtehen iſt.

In den Beſitz von Reichtum kommt ein Glücksmenſch auch mit Hilfe eines Alrauns oder Zaubermännleins, einer Wurzel in Geſtalt eines Erdenbürgers. Will ein Verwegener das Zaubermittel gewinnen, ſo bindet er

Digitized by Google

die Pflanze an die Rute eines kohlschwarzen Hundes, dem er ein Stück Fleisch vor die schnuppernde Nase hält. Das Tier schnappt darnach und zieht ungewollt die Wurzel aus dem Boden. Der Alraun erhebt einen solch teuflischen Lärm, daß der Hund vor Schreck stirbt.

Hat der Bürger oder Bauer einen neuen Hund erworben, so fesselt er ihn sehr schnell an sich und die neue Umgebung. Er gibt dem Neuling von dem Brote, das an und für sich schon als zauberkräftig gilt, welches er einige Zeit unter der Ferse liegen gehabt hat. Die für eine Hundenase so angenehme „Witterung" bannt ihn an die Person und deren Besitz. Wird der Hund aber mit Gewalt, oder nach einem Verkauf, an einen andern Ort gebracht, so läuft er zu seinem liebgewordenen Herrn zurück. Ein Mädchen, das auf dem Heuboden schlief, hatte stets einen Hund hinter und neben sich, der ihr sogar die Leiter hinauf folgte, was bekanntlich einem Tier große Schwierigkeiten bereitet, wenn es nicht gerade ein Affe oder eine Katze ist. Der Hund hatte nämlich ein Zaubergebäck verschlungen, welches die Liebehungrige für ihren allzu schüchternen Schatz bereitet hatte. Unter das Mehl war ein Pulver gemengt worden, welches das Mädchen aus den schweißgetränkten Haaren seiner Achselhöhle klein gehackt und zerrieben hatte.

Hat sich nun der Hund an Haus, Hof und Garten, sowie an die Bewohner, innig angeschlossen, so will er auch geachtet sein. Vor allen Dingen duldet er keine Fußtritte. Werden sie ihm aber von der Hausfrau oder einer Angestellten oder einem Besuch zuteil, so rächt er diese Tierquälerei dadurch, daß er ihnen eine Frühgeburt erwirkt. An Kinder teilt er gute Gaben aus. Dem Neugeborenen leckt er gern das Gesicht mit seinem heilenden und zauberkräftigen Speichel. Eltern und Wehmutter dulden es; denn dadurch werden dem Kleinen die Augen geschärft.

Geht es aber ans Sterben, so bringt man, wie bei den alten Indern, den Hund zu dem Schwerkranken. Vielleicht ist doch noch Rettung vorhanden! Ein „Wissender" oder eine „weise Frau" nimmt aus dem linken Ohr des geistersichtigen und ahnungsreichen Tieres einen Hundefloh, der bekanntlich geduldiger ist als ein Menschenfloh, und tritt, mit dem Blutsauger in der Hand, zu dem mit dem Tode Ringenden, wobei er sich nach dessen Befinden erkundigt. Erfolgt Antwort, so kommt bestimmt Heilung. Herrscht dagegen eisiges Schweigen im Gemach, so werden bald die Totenglocken läuten, was ja an andern Orten als „Bellen der Hunde" bezeichnet wird.

Den Tod zeigt der vierbeinige Freund, der an allen Ereignissen lebhaften Anteil nimmt, durch trauriges Heulen an. Wenn er dabei der Tür gegenüber sitzt, so stirbt jemand aus dieser Wohnung. Wendet er sich aber von dem Hause ab, so geht die „Todesgöttin Hel" oder die „weiße Frau", die der Hund im Gegensatz zu dem, mit stumpfen Sinnen versehenen Menschen, nicht nur wittert, sondern auch sieht, in die Nachbarschaft. Die alles mordenden Totengeister können allerdings auch von Leuten wahrgenommen werden. Will jemand „den Tod sehen", so begibt er sich an die Stelle, wo der Hund heult. Als dies einst ein altes Weib tat, um sich von der Wahrheit der böhmischen Volksmeinung zu überzeugen, wurde es zur Strafe in Stücke gerissen.

Digitized by Google

Auch dem Kegelspieler ist Hundegeheul ein übles Vorzeichen. Vernimmt er es, so hört er mit Spielen auf, da er doch kein Glück hat. Das also ist der „Hund im Kegelspiel", den man nicht gern sieht oder hört.

In der Volksmedizin Böhmens bedient man sich des heilenden Hundes bei mancherlei Krankheiten. Leidet ein Kind an Auszehrung, so wird es dadurch gerettet, daß man es mit einem Hunde zusammen in einem Wasser badet, das aus neun Brunnen oder Quellen geschöpft worden ist. Das Tier muß bei einem Mädel eine Hündin, bei einem Buben ein Rüde sein. Bei Erwachsenen ist es Sitte, gegen Schwindsucht oder Auszehrung Katzen- statt Hundefleisch zu genießen. Sonst wird gegen Lungensucht noch das recht umständliche „Messen" des Kranken angewandt. Einen Teil der beiden Zauberschnüre verbrennt der beschwörende Schäfer oder Volksdoktor, streut die Asche auf eine Brotschnitte, welche er dem Hunde vor die Nase hält. Verschlingt das Tier den Bissen, so ist die Genesung gewiß. Im andern Fall hat Hel (bei den Deutschen) oder die „weiße Frau" (bei den Tschechen) Gewalt über den Dahinsiechenden, und aller Zauber ist unwirksam.

Fallsucht oder Epilepsie heilt die Galle eines großen schwarzen Hundes. Vor Krankheiten, die ja durch „Beschreien" oder „Behexen" oder durch böse Geister entstehen, schützt der Böhme sich in den beiden zuerst genannten Fällen dadurch, daß er die Speisen nicht anrührt, bevor er dem Hunde davon abgegeben hat. Daher bekommen die verwöhnten Wesen von allem zuerst ihren Anteil.

Dem Viehhalter ist das eine Selbstverständlichkeit. Bewahren die Hunde doch Mensch und Tier vor den schädigenden Einflüssen der Dämonen. Selbst der Hundekot wird für heilend und kräftigend angesehen. Gibt eine Kuh keine Milch mehr, so reibt man die trockene Losung, die in Westfalen „witter Enzian" genannt wird, zu Pulver, legt ein Kreuz von Lärchenholz unter das Haustor und vergräbt einen lebenden Igel unter der Stalltür. Der zerstoßene Hundedreck, vermengt mit der Molke, dient zum Einreiben des Euters, worauf der Milchquell wieder fließt.

Die Hunde verdienen es, studiert zu werden. Und es ist vorteilhaft, ihre Sprache zu verstehen. Dazu braucht der Böhme kein Lehrbuch, sondern ißt einfach Schlangenfleisch. Dadurch werden ihm die Ohren für die neue Wissenschaft geöffnet.

Auch die Wachsamkeit der unbestechlichen Tiere und ihre Körperkraft werden sehr geschätzt. Will man einen Hund furchtlos und stets eifrig haben, so setzt man ihm am „Heiligen Abend" Knoblauch vor, wodurch er obendrein noch vor Hexen und Dämonen gefeit ist. Allerdings können sich Bellen und Beißen mitunter unangenehm bemerkbar machen. Wer aber den Zahn eines schwarzen Hundes als Talisman oder zauberhaften Schutzgeist bei sich trägt, braucht vor dem schärfsten Hunde keine Angst zu haben. Dieser wird ihm nichts tun, wenngleich er andere anfällt.

Gefährlich für Mensch und Tier ist die Hundetollwut. Im Lenz fallen, von rasenden Winden gepackt, mitunter Lerchen aus der Luft. Faßt nun der Hund eine solch kleine Vogelleiche, so wird er wütend oder wasserscheu. Davor bewahrt man ihn, indem man ihm den Namen „Wasser" oder den

Digitized by Google

eines Flusses gibt. Vorbeugend gegen die entsetzliche Seuche wirkt es auch, wenn ihm am Christabend mit Feuerstein und Stahl Funken in die Augen geschlagen werden.

Wird aber trotz aller Vorsichtsmaßnahmen ein Unglücklicher von einem tollen Hund gebissen, so räuchert der „Wissende" die Wunde mit dem Rauch einiger Haare des wütenden, wasserscheuen Tieres aus. Dann heilt Hundshaar Hundsbiß. Bekanntlich fürchten Diebe und Einbrecher die Wachsamkeit und das scharfe Gebiß des Hundes. Sie vermögen aber auf einfache Weise den Wächter von Haus und Hof zum Schweigen zu bringen. Sie ziehen einen Pfahl aus dem Zaune und drücken ihn umgekehrt in den Boden. Dann ist der Hund totenstill, und die Leute im Hause wachen nicht auf.

Die Burschen aber, die sich nachts zu ihrer Liebsten stehlen, bringen das wachsame Tier dadurch zum Schweigen, daß sie unbemerkt eine Hausecke zu erreichen suchen, die sie dann mit den Händen umklammern, ein Zaubergriff, den auch die Spitzbuben anwenden sollen.

Jemandem aber einen Hund wegnehmen, ist nicht so leicht, wenn der Besitzer geheime Zauberkunststücke kennt. In Böhmens Hauptstadt wollte der Schinder einer armen, alten Frau den Hund auf der Straße wegnehmen. Sie ergriff in dem Augenblick höchster Not unauffällig einen Schürzenzipfel, und der Hundefänger konnte das Tier nicht in seine Gewalt bekommen.

Der Vollständigkeit halber erwähnen wir kurz, daß sich Verbrecher, Gehenkte, Selbstmörder, hartherzige Menschen und ungerechte, wucherische Richter nach ihrem Tode in schwarze Hunde verwandeln und auf Erlösung harren.

In allen deutschen Teilen Böhmens glaubt man an den „Wald"- oder „Nachtjäger" und seine Hunde. Im Riesengebirge fährt er, von vier feurigen Rüden begleitet, die glühende Hühner vor dem Wagen hertreiben, im Walde einher. Im Forst bei Hirschberg jagt er mit zwei Hunden. Wer die lauten Tiere in der Ferne vernimmt, wirft sich auf den Boden, die Füße der heranstürmenden, wilden Jagd entgegenstreckend. Unterläßt er es, oder wendet er den Kopf zu den unholden Geistern, so zerreißen ihn die unbarmherzigen, nach Blut lechzenden Hunde.

Bei der Zeichnung des böhmischen „Beiglaubens" ist kein aus andern Gegenden entliehener Zug in das Bild aufgenommen worden; dadurch ist es zwar unvollkommen, dafür aber echt.

Psychologisches zum Ornament.

Von **Dr. Erwin Schroff**, Heidelberg.

Es wird immer mehr erkannt, daß in der Volkskunde eine Reihe von Fragen ohne die Hilfe der Psychologie keine befriedigende, auf letzte Ursachen zurückgeführte Antwort finden können. Für ein wichtiges Teilgebiet der volkskundlichen Forschung, für das Ornament in der Volkskunst, sollen darum einmal die psychologischen Voraussetzungen etwas breiter

Digitized by Google

geschildert werden als das sonst im Rahmen einer volkskundlichen Zeitschrift getan zu werden pflegt. Dabei wird es kaum überraschen, wenn dazu die Psychologie des Primitiven und die Kinderpsychologie mit in den Kreis der Betrachtungen gezogen werden. Das Hereinspielen gerade dieser psychologischen Gebiete wird im Gegenteil erneut beweisen, wie eng verflochten Volkskunde und Psychologie sind.

Das Ornament nimmt bekanntlich in der Volkskunst einen breiten Raum ein. Außerdem bietet es als eines der ursprünglichsten Erzeugnisse der Kunstbetätigung ganz besonders günstige Gelegenheit, seiner Entstehung aus psychischen Gegebenheiten nachzuspüren. Und diese Gegebenheiten sind es gerade, die wir aufzusuchen haben, denn „bildende Kunst" im engeren Sinne ist die Fähigkeit, Bewußtseinsvorgänge durch bleibende Mittel optisch wahrnehmbar zu machen[1]. Wenn irgendwo, so ist es hier, daß es gelingen muß, die Umsetzung seelischer Vorgänge in Handlungen verständlich zu machen, wo noch kein „ismus", kein Programm den Künstler leitet. Aus eben denselben Gründen ist ja auch die Kinderpsychologie so aufschlußreich für die Psychologie überhaupt. Was M. Walter in seiner Volkskunst im badischen Frankenlande von der Volkskunst allgemein sagt, gilt im besonderen vom Ornament: „Volkskunst ist Urkunst"[2].

In zweierlei Form, beidemale als Zierde einem größeren Ganzen untergeordnet tritt uns das Ornament entgegen. Einmal als figürlicher Schmuck, zum andern als geometrische Verzierung, beides an Geräten, Behältnissen und Bauwerken. Wenn wir nun das Ornament herauslösen aus seinem Zusammenhang, so treten uns die beiden unterschiedenen Arten als zwei ganz verschiedene Dinge entgegen. Die eine, die bildliche, führt auch dann noch ein eigenes, selbständiges Leben, während es von der geometrischen scheint, als hätte sie uns nichts Eigenes zu sagen. Und während es Aufgabe der Psychologie der bildenden Kunst im engeren Sinne ist, uns über den seelischen Vorgang der zur Gestaltung des figürlichen Schmuckes geführt hat, aufzuklären, bleibt uns hier die Aufgabe, den psychischen Gehalt solcher Ornamente aufzudecken, die uns in der zunächst so unselbständig scheinenden Form entgegentreten.

Zu diesem Zweck müssen wir zurückgreifen bis zu den Anfängen der Kunst überhaupt; denn da, wo uns in unserm heutigen Leben das Ornament entgegentritt, dürfte es schwer fallen, in ihm den Ausdruck einer seelischen Regung zu sehen. Wenn der Arbeiter, der zur Herstellung eines farbigen Papiers zu einem Bucheinband, z. B. über irgend eine Grundfarbe mit einem in eine andere Farbe getauchten zerknüllten Papier hinwegstreicht, so wird das kaum aus einem seelischen Bedürfnis heraus entstanden sein. Und derjenige, der Tapetenmuster entwirft, tut das eben auch berufsmäßig und läßt sich vielleicht von Zirkel und Lineal leiten oder benutzt womöglich ein Kaleidoskop, das ihm den Vorwurf verschaffen soll[3]. Daß natürlich

[1] Verworn, M., Die Anfänge der Kunst, 2. Aufl., S. 8.

[2] Walter, M., Die Volkskunst im bad. Frankenlande, 1927, S. 14.

[3] Vgl. auch Spamer, A., Volkskunst und Volkskunde in Oberdeutsche Ztsch. für Volkskunde 2 (1928) S. 19 Anmerkung 35 und Walter, M., a. a. O. S. 19f. Volkskunst und Unkunst.

Digitized by Google

irgendwelche psychischen Vorgänge auch damit verbunden sind, soll selbstverständlich nicht geleugnet werden. Aber einmal muß irgendwann Seelisches solche Formen verursacht haben; und diesen Zeitpunkt heißt es aufzusuchen.

Die Frage nach der Entstehung von Ornamenten ist eine Doppelfrage, nämlich 1. aus welchen äußeren und 2. aus welchen inneren Quellen sind diese Kunstformen geflossen? Als Antwort auf die erste Frage wurden von den Forschern, die sich mit ihr abgegeben haben, meist Ethnologen und Vorgeschichtsforscher, im wesentlichen zwei Gruppen von Theorien aufgestellt, die für sich allein niemals eine Antwort auf die Frage geben können[4]. Die beiden Gruppen, die Gruppe der technischen und die der naturalistischen Theorien werden mit vielerlei Gründen gestützt und scheinen jede so befriedigt zu haben, daß die Beantwortung der zweiten Frage (nach den inneren, also psychischen Quellen) darüber meist vergessen wurde.

Die technische Theorie geht davon aus, daß bei der Bearbeitung und Behandlung des Materials für Werkzeuge usw. sichtbare Spuren (an sich ungewollt) zurückbleiben, die (aus meist nicht genannten Gründen) den Gefallen des Herstellers erregten und darum auch in solchen Fällen wieder angebracht wurden, wo sie durch vervollkommnete Herstellungsweise nicht mehr in Erscheinung treten.

Es sei z. B. auf die sog. Fibel mit umgeschlagenem Fuß der La Tène-Zeit hingewiesen, bei der das eine Ende des Drahtes aus dem die Fibel gebogen wurde als Spirale um das Ende des Bügels gewickelt ist. Diese in der Technik der Herstellung begründete Spirale findet sich bei späteren, gegossenen Fibeln wieder. Bei Scheibenfibeln wurde ursprünglich auf eine Grundplatte eine zweite Platte aufgenietet. Spätere Formen, bei denen die beiden Platten aufeinander gelötet sind, zeigen an den Stellen, wo sich sonst die Nieten befanden, aufgesetzte Knöpfe. Solche Beispiele ließen sich natürlich noch viele anführen.

Innerhalb der technischen Theorien wird ferner angenommen, daß Werkspuren in einem Material übertragen werden auf Material, bei dessen Bearbeitung solche Spuren überhaupt nicht auftreten können.

Hierher gehört die bekannte Erscheinung der Flechtmuster auf Tontöpfen oder die Übertragung von Mustern, die beim Nähen entstehen auf Holzgegenstände.

---

[4] Aus der Fülle der Literatur seien neben den in den sonstigen Anmerkungen genannten Werken noch angeführt: Grosse, E., Die Anfänge der Kunst 1894; Hirn, J., Der Ursprung der Kunst 1904; Hoernes, M., Urgeschichte der bildenden Kunst, 2. Aufl., 1915; Salin, B., Die altgermanische Tierornamentik, 1904; Schröter, K., Anfänge der Kunst im Tierreich u. bei Zwergvölkern, 1914; Stephan, Südseekunst, 1907; Vierkandt, A., Das Zeichnen der Naturvölker i. Zschr. f. angew. Psychol. 6, 1912; Wundt, Völkerpsychologie III$_2$, 1908; vgl. auch Eberts Reallexikon d. Vorgeschichte Bd. 9 Artikel Ornamentik S. 206 ff.

Digitized by Google

Für die angeführten Beispiele mag die angenommene Entstehung aus technischen Ursachen sicherlich ganz einleuchtend sein. Für eine große Reihe anderer Ornamente dagegen läßt sie sich nur mit oft weit hergeholten Hilfen anwenden.

Darum versuchten die Verfechter der andern Theorien, der naturalistischen, eine andere Erklärung. Einmal, so sagten sie, treten uns in der Natur Ornamentformen in einer solchen Fülle entgegen, daß man gar nicht zu suchen braucht: Häute von Schlangen, Eidechsen, Raupen, das Gefieder der Vögel, die Schuppen von Fischen (oder nur Teile der angeführten Dinge), Ranken, gefiederte Blätter usw.

Weiterhin sei daran zu denken, daß aus der Umbildung naturgetreuer Zeichnungen Ornamente entstehen können, was in der Tat häufig festzustellen ist. Als Grund für diese Erscheinung wird angegeben, daß bei häufiger Wiederholung irgend einer Figur aus lauter Langweile, immer das Gleiche wiederholen zu müssen, das Bestreben eintritt, die Darstellung zu vereinfachen und damit die Herstellungszeit abzukürzen. Dabei kann die Vereinfachung so weit gehen, daß der Uneingeweihte das dargestellte Objekt nicht mehr erkennt. Dem Stammesgenossen dagegen, der mit den Absichten des Künstlers wohl vertraut ist, genügt die Andeutung, die ihm gegeben wird. Die Umbildung ursprünglich naturgetreuer Zeichnungen ist aber auch noch anders denkbar. Ist eine naturgetreue Zeichnung einmal da, so gibt sich ein zweiter Künstler gar nicht mehr die Mühe, den gewünschten zeichnerischen Gegenstand selbst zu entwerfen, sondern nimmt die schon vorhandene Zeichnung als Vorlage. Sicherlich werden sich kleine Abweichungen ergeben. Setzt sich dieser Vorgang des Abzeichnens von einer Vorlage mehrere Male derart fort, daß jeweils die neu entstandene Kopie zur Vorlage für den folgenden Zeichner wird, so wird das Endergebnis eine Form zeigen, die mit der ursprünglichen Zeichnung überhaupt keine Ähnlichkeit mehr hat[5]. Gegen beide Theorien wurden von den Vertretern der jeweilig andern Theorie manche Einwendungen erhoben. Aber ganz unabhängig davon, welche Berechtigung diese Einwendungen im einzelnen auch haben mögen, für die Psychologie bleibt so das Problem noch immer ungelöst, ja das Wesentlichste wurde überhaupt noch nicht berührt.

Angenommen, die Theorie der Entstehung des Ornaments aus technischen Ursachen sei empirisch so gesichert, daß an ihrer Richtigkeit nicht mehr gezweifelt werden könne, so fehlt für den Psychologen aber noch die Erklärung eines Momentes, eben des so ungemein wichtigen psychischen Vorganges, der wirksam gewesen ist. Es wurde vorhin das Beispiel angeführt, daß Flechtmuster, wie sie beim Korbflechten entstehen, auf Töpfe übertragen werden, auch dann, wenn infolge fortgeschrittener Technik eine Herstellung unter Zuhilfenahme eines Korbes nicht mehr in Frage kommt. Was nötigt denn eigentlich zu einer solchen Übertragung? Dies vergaß man zu fragen. Und doch ist dies die wichtigste Frage.

[5] Verworn, M., Zur Psychologie d. primit. Kunst (1917) S. 36 ff. und Ideoplastische Kunst (1914) S. 12/13.

Digitized by Google

Zweierlei Motive können dafür angegeben werden. Das eine hat mit Kunst nichts zu tun, muß aber genannt werden wegen einer für primitive Völker typischen Denkweise. Als man einmal festgestellt hatte, daß der Topf auch ohne den ursprünglich zu seiner Herstellung benutzten Korb bestehen kann (zufälliges Verbrennen des Geflechtes), wurde er zunächst doch immer noch mit Korb gefertigt, da er ja sonst für den Primitiven nicht mehr Topf wäre. Topf ist ja nur der Gegenstand, der aus einem Korbgeflecht und Ton besteht. Schließlich gelang es doch einmal, sich von dem Korb zu befreien; aber dann mußte wenigstens noch das Muster des Flechtwerks eingegraben werden.

Es kann aber auch andrerseits so sein, und damit wird das Verfahren Kunstübung, daß das im Ton abgebildete Flechtmuster Gefallen erregte und darum auch später am glatten (ohne Korb hergestellten) Topf angebracht wurde. Es muß also im Beschauer eine Lust an dem Muster dagewesen sein und ein Wollen diese Lust wieder zu haben, das Muster also anzubringen. Gleichgültig aber, ob die Freude am Muster schon am Korb allein vorhanden war, oder erst am Abdruck im Ton, es bleibt noch immer die Frage: Wie ist diese Freude oder Lust oder das Wohlgefallen zu erklären? Denn zunächst muß man doch annehmen, daß unsere Sinnesorgane (hier also das Auge) neutral sind hinsichtlich einer Bewertung des Rezipierten (Aufgefaßten). Dem ist aber nicht so. Die Wahrnehmung eines rhythmisch gegliederten Objektes ist nämlich schon, unmittelbar lustbetont und zwar deshalb, weil der Rhythmus einer gegebenen Veranlagung unseres Körpers entspricht, insofern als er es ermöglicht, eine psychische Inanspruchnahme mit einem Minimum von Energieaufwand zu bewältigen, da die Wiederholung, die im Rhythmus liegt jedesmal leichter, schließlich sogar automatisch wird[6].

Tritt dazu nun noch eine sich auch wiederholende Abwechslung in den einzelnen rhythmischen Wiederholungen, so wird die Lust beim Anblick des Ornaments noch vergrößert, da nun gleichzeitig auch dem menschlichen

Streben nach Abwechslung und Wiederholung entgegengekommen wird. In der Verbindung dieser beiden gegensätzlichen Prinzipien nämlich, Gleichheit und Abwechslung, liegt der ästhetische Wert des Rhythmus[7]. Und

[6] Müller-Freienfels, R., Psychologie der Künste in Kafka Handbuch d. vergleichenden Psychologie Bd. II, S. 206. Vgl. auch Hoche, A., Geistige Wellenbewegung in Zschr. f. Völkerpsychologie 3, 1917 S. 6: Das Bestehen eines Rhythmus an sich ist unstreitbar; „im Anfang war der Rhythmus" ... Tatsächlich drängt sich uns die Beobachtung der rhythmischen Beeinflussung des Geistigen aus dem Ablauf der unbelebten Prozesse auf Schritt und Tritt auf ... in Form unserer seelischen Abhängigkeit von Klima, Jahreszeiten usw.

[7] Müller-Freienfels, R., Psychologie der Kunst, 2. Aufl., 1923, Bd. II, Seite 88.

Digitized by Google

beides ist ja gerade in den Flechtmustern eines Korbes gegeben. Gemeint sind natürlich jetzt nur die Muster, die in der Technik der Flechtarbeit selbst begründet sind.

Daher auch ist leicht zu verstehen, daß die Zickzacklinie das häufigste primitive Ornament ist, da in ihr auf die einfachst mögliche Weise beide Prinzipien vereint sind[8]. Gleichbedeutend in der Wirkung mit dem Rhythmus ist auch die Symmetrie, die ja nur die Wiederholung in einer um 180° gedrehten Lage darstellt. Die absolute Lage im Raum spielt ja häufig eine geringe oder gar keine Rolle bei der Betrachtung, was man z. B. sehr schön an Kindern beobachten kann, wenn sie ein Bilderbuch betrachten, wobei es gleichgültig ist, in welcher Lage das Buch zu den Kindern liegt. Auch die bloße Wiederholung allein löst schon Freude aus. Man denke nur wieder daran, wie Kinder ganze Seiten mit gleichen Formen ihrer Zeichnungen füllen können, ohne des Spiels müde zu werden, wie sie ein und dieselbe Strophe eines Liedes immer und immer wieder unermüdlich singen.

Wenn also somit das mit einem Wert versehene Flechtmuster auf den Topf übertragen wird, so geschieht das nun nicht mehr grundlos, und wenn sich einmal die Freude an ein solches Muster geheftet hat, steht nichts mehr im Wege, daß dieses Muster auch auf andere Gegenstände übertragen wird. Das Bedürfnis nach Lustgewinn ist Triebfeder genug. Damit ist wohl für die technische Entstehung des Ornaments der fehlende psychologische Faktor eingegliedert. Die Bedeutung des Ornaments liegt also vor allem in der lustbetonten Rezeption (Auffassung) des Rhythmus.

Wesentlich mehr an psychologischem Unterbau verlangt die naturalistische Theorie der Ornamententstehung. Die Ableitung eines Ornaments von einer naturgetreuen (physioplastischen) Zeichnung setzt voraus, daß der stilisierten Kunst eine naturalistische vorausgeht. Ist das anzunehmen? Als Antwort zunächst eine tatsächliche Feststellung. Im Paläolithikum (ältere Steinzeit), das geologisch bis in die Diluvialzeit zurückreicht, haben wir eine Fülle von ganz hervorragenden naturalistischen Zeichnungen (und auch Plastiken) in Höhlen Südfrankreichs und Spaniens. Daneben finden sich Ornamente, die aus solchen Motiven in der oben (Seite 4) geschilderten Art der Vereinfachung entstanden sind. Da an der eben genannten Stelle auch schon angedeutet wurde, welche psychischen Bedingungen (Langeweile) solche Abkürzungen verursachen können, so wäre für die naturalistische Theorie ja schon eine psychologische Erklärung gegeben. Aber mancher wird mit Recht sagen: Gut, die Ornamententstehung scheint so hinreichend begründet zu sein. Wie kommt es aber zu den vorangegangenen, naturalistischen Zeichnungen ohne die ein Ornament nach dieser Theorie gar nicht möglich ist?

[8] Ähnlich auch bei Hörnes, Urgeschichte der bildenden Kunst, 2. Aufl., Wien, 1915, obwohl er dem Rhythmus i. a. keine große Bedeutung für die Entstehung des Ornaments beilegt. S. 582/83: Durch geordnete (rhythmisierende) Tätigkeit finden Schaffenstrieb und Trägheit ihre Befriedigung. Durch einfache Wiederholung wird Überlegung, Schwanken, alle Unbequemlichkeit der freien Wahl erspart und mit den geringsten Mitteln der größte Effekt erzielt. Die Hand arbeitet unter einem wohltätigen Zwang und ermüdet nicht so leicht.

Digitized by Google

Da in den frühesten Zeiten bei der Herstellung eines Ornaments der eben behandelten Art sicher auch noch etwas von dem im Zeichnen überhaupt wirksamen seelischen mit hereinspielte, sei auch darauf noch eingegangen.

Wieder wird uns hier die Kinderpsychologie, vor allem die Psychologie der Kinderzeichnung und außerdem die Psychologie der Gebärde, Anhaltspunkte geben. In diesen beiden Gebieten nämlich ist es möglich, einen Einblick in das Werden der Zeichnung zu erhalten, den das fertige Werk nicht mehr ermöglicht. In einem Aufsatz über die zeichnerische Entwicklung eines Knaben unterscheidet das Ehepaar Stern[9] drei Stadien der Entwicklung:

1. Kritzeln mit nachträglicher Deutung,
2. Zeichnen mit gleichzeitig nebenherlaufender, je nach dem Aussehen des schon Fixierten, wechselnder Deutung,
3. vorausgehende Zielangabe und nachfolgende Zeichnung.

Alle drei Stadien sind Erinnerungszeichnen[10]. (Die gleiche Reihenfolge hat man auch für primitive und für Naturvölker angenommen.)

Das Kritzeln ist zunächst wohl nur ein Spiel (auch im Sande! — für Naturvölker hervorzuheben, wie auch das spielerische Kratzen bei der Werkzeugbearbeitung). In die spielerisch entstandenen Linien werden aber bald Dinge hineingesehen. Die Formen, in die das Kind (immer auch der Primitive) irgendwelche Dinge hineingesehen hat, werden dann absichtlich wiederholt. (Daher oft geometrische Formen auch in der darstellenden Kunst[11].)

---

[9] Stern, C. u. W., Die zeichnerische Entwicklung eines Knaben vom 4. bis 7. Jahre in Zschr. für angewandte Psychologie 3, 1909.

[10] Müller-Freienfels, R., Psychologie der Kunst, 2. Aufl., 1923, S. 233: Für die Entstehungsgeschichte der zeichnerischen Technik ist zunächst die Tatsache bedeutsam, daß sie weder phylogenetisch noch ontogenetisch mit einem Kopieren von sinnhaften Objekten beginnt. . . Vgl. auch Spamer, A., Volkskunst und Volkskunde in Oberdeutsche Zschr. für Volkskunde 2 (1928) S. 19.

[11] Manche Forscher wollen schon in dieses erste Stadium die Entstehung des Ornaments verlegen, da gerade beim Kritzeln häufig Dreiecke, Vierecke usw. entstehen. Wie schwierig aber das Hineinsehen von Formen in Kritzeleien oft ist, zeigt uns das Vexierbild. Obwohl uns da schon durch die Frage eine starke Hilfe gegeben wird, was gesucht (also hineingesehen) werden soll, dauert es oft lange bis wir die geforderte Figur finden. Es wird darum mehr ein Herausſehen sein, was stattfindet, zumal behauptet wird, daß der Mensch für bestimmte reine Formen der Geometrie z. B. Dreieck, Viereck, Kreis usw. einen ursprünglichen Sinn habe und darum gerade diese Formen besonders leicht herausſieht (vgl. Kainz, Fr., Gestaltgesetzlichkeit und Ornamententstehung in Zschr. f. angew. Psychologie 28, 1927). Darin mag es begründet liegen, weshalb in der Ornamentik vieler Völker so häufig Gleichartiges gefunden wird. Wir hätten demnach in der Stilisierung nicht nur die Folge eines negativen Prozesses vor uns, sondern auch einer aktiven geistigen Tätigkeit, insofern als bestimmte geometrische Formen den Wahrnehmungsprozeß beherrschen, sodaß einerseits in die technischen Motive konkrete Gebilde hineingesehen werden, und andrerseits naturalistische Vorlagen zwangsläufig als bestimmte geometrische Formen aufgefaßt werden, weil sie irgendwie den ursprünglichen Sinn für solche Formen ansprechen. Jede Wahrnehmung ist ja immer eine

Digitized by Google

Ein offensichtliches Herausseben liegt bei der zweiten Stufe vor, von der das Ehepaar Stern sagt, daß die Sprunghaftigkeit in der Bezeichnung nur durch die vom jeweiligen Stand der Zeichnung hervorgerufenen Assoziationen entsteht, wofür man jetzt wohl besser sagen wird, durch die jeweils vorgenommenen Ergänzungen zu sinnvollen Ganzheiten.

Ist dann das dritte Stadium erreicht, dann ist die Bahn frei für naturgetreues Zeichnen[12].

Soweit müssen aber auch primitive und Naturvölker kommen, bis man Verworn[13] beipflichten kann, daß lebhafte Vorstellungen sich in so hervorragende Tierzeichnungen umsetzen können, wie sie in den Höhlenzeichnungen vorliegen. Es liegen triftige Gründe vor, anzunehmen, daß die Kunst des Paläolithikums die Kunst eines Jägervolkes ist. Eine besondere Stütze erhält diese Annahme durch die Feststellung, daß bei Naturvölkern die naturgetreue darstellende Kunst auf Jagdvölker beschränkt ist, womit Jagd eine notwendige (ob hinreichende bleibt fraglich) Bedingung der physioplastischen Kunst ist. Die völlige Einstellung der Männer auf Jagd und Jagdbeute als erstrebenswertes Ziel soll deren Geist so mit den Vorstellungen des Jagdtieres erfüllt haben, daß die Gedanken auch in der Muse oder beim Schnitzen von Geräten sich nur um solche Dinge gedreht haben. Was lag also näher, als daß der Paläolithiker das, was seine Vorstellungswelt ausmachte, zeichnerisch wiedergab? So etwa Verworn. Dazu aber noch eine für unser

---

Auswahl aus der chaotischen Masse von Eindrücken, die auf unsere Sinnesorgane einwirken, wobei vor allem typische Züge festgehalten werden. Mit dieser Theorie der Ornamententstehung stellt sich den beiden schon genannten empirischen eine nativistische gegenüber.

Bei Kindern wurde allerdings noch nicht beobachtet, daß Ornamente auf diese Weise entstünden. Denn wenn ein Kind auch eine drei- oder viereckige Form aus seinen Kritzeleien herausgreift und sie dann endlos wiederholt, so geschieht die Wiederholung nicht, um sie absichtlich als gleichgeordnet neben die erste usw. Zeichnung zu setzen, sondern weil Wiederholung eine Eigentümlichkeit des Kindes ist (vgl. die sog. Lallmonologe des sprechenlernenden Kindes) und einem Bedürfnis des Organismus entspricht. Auch stellt es noch keine Beziehung her zwischen den einzelnen Figuren; jede Wiederholung ist: Haus, oder Mann oder Kuh usw. Von bewußter Symbolik ist selbstverständlich auch keine Rede. Nicht der Wille zur Einfachheit, sondern Unfähigkeit zu besserer Leistung ist Ursache der Einfachheit. Ja, man hat schon gefragt, ob das Kind in seiner Zeichnung überhaupt den gemeinten Gegenstand als solchen sieht oder vielleicht nur an ihn erinnert werde. Darum nehmen manche Forscher an, daß das Ornament seine heutige Gestalt von Anfang an besessen habe als unvollkommene Nachbildung äußerer Gegenstände und darum nur „Andeutungen" von ihnen seien. Sei es nun, daß Ornamente nur Andeutungen des Gegenstandes seien oder daß die Bedeutung in sie hineingesehen wird, als darstellend werden sie von vielen Eingeborenenvölkern bezeichnet. Verzierungen, die uns rein geometrisch erscheinen, stellen dort durchweg wirkliche Gegenstände vor.

[12] Das Erreichen einer höheren Stufe bedeutet aber keineswegs immer ein völliges Aufgeben der vorhergehenden.

[13] Verworn, M., Zur Psychologie der primitiven Kunst, 2. Aufl., ders. Die Anfänge der Kunst, 2. Aufl., ders. Ideoplastische Kunst.

Digitized by Google

logisches Denken so merkwürdige Eigenart der Naturvölker, im Abbild die Sache selbst zu sehen. Die Zeichnung ist eine Wunscherfüllung, denn in ihr haben sie ja, was sie möchten. Für den Primitiven ist dies gewiß ein mächtiger Anreiz zum Zeichnen. Auch sind die Zeichnungen ein wirksamer Zauber für die Jagd. Denn da man die Tiere in der Zeichnung schon wirklich gefangen hat, so können sie diesem Schicksal in Wirklichkeit auch nicht mehr entgehen[14].

Auf dieser dritten Stufe der zeichnerischen Entwicklung macht sich aber noch ein anderer Einfluß geltend, das ist eine motorische Komponente, die von der Motorik des Zeichnens selbst zu unterscheiden ist. Bei südamerikanischen Indianern z. B. werden Bastgürtel spiralförmig um den Leib gewickelt. Auf Zeichnungen erscheinen diese Bastgürtel als auf den Leib gezeichnete Spiralen[15]. Es ist also das Erlebnis der Hände wirksamer gewesen als das der Augen. Auf der Zeichnung eines Indianervaters, der seinen Sohn zu sich herruft, knicken die Linien, die vom Munde des Vaters ausgehen und den Weg des Schalles der gesprochenen Worte bedeuten, kurz vor dem Sohn in der Richtung des Vaters hin um. In diesen Linien ist also zweierlei Motorisches festgehalten und zum Ausdruck gebracht. Einmal der Weg des Schalls und dann die inhaltliche Bedeutung der Worte. Auch die Kinderpsychologie liefert uns wieder in den Aufzeichnungen des Ehepaares Stern ein schönes Beispiel. Es heißt da im Alter von 4;0 (= 4 Jahre 0 Monate): Das Zeichnen dient ihm lediglich als Werkzeug, die in ihm vorhandenen Vorstellungen irgendwie auszudrücken und zu entladen. Das geht so weit, daß ihm die Zeichenbewegung selbst, nicht das dadurch erzielte Produkt zum Ausdrucksmittel wird: die Stechorgane der Mücke werden durch spitz auf die Tafel gerichtete Pickbewegungen symbolisiert. Oder als er mit drei Kringeln die Schnurringe eines Vorhangs gezeichnet hat, sagt er: Hier ist der Vorhang — nun wird dunkel gemacht — dabei fuhr er mit energischem Strich von oben nach unten über die Tafel als zöge er an der Gardinenschnur. Namentlich aus diesem letzten Beispiel darf man schließen, daß hier eine zwangsmäßige Umsetzung von Wahrnehmungen oder Vorstellungen ins Gebiet des Motorischen erfolgte, eng zusammenhängend, enger als bei der ähnlichen Umsetzung lautlicher Wahrnehmungen in die zur Erzeugung der Laute notwendigen Bewegungen der Sprachwerkzeuge. Der Zug von oben nach unten ist einfach die Wiederholung des schon Erlebten, der Strich eine zufällige Begleiter-

[14] Cassirer, E. Philosophie der symbolischen Formen, II. Das mythische Denken, S. 48: Schon ein flüchtiger Blick auf die Tatsachen des mythischen Bewußtseins lehrt in der Tat, daß dieses Bewußtsein bestimmte Trennungslinien, die der empirische Begriff und das empirisch-wissenschaftliche Denken als schlechthin notwendig ansehen, überhaupt nicht kennt. Es fehlt vor allem jede feste Grenzscheide zwischen dem bloß „Vorgestellten" und der „wirklichen" Wahrnehmung, zwischen Wunsch und Erfüllung, zwischen Bild und Sache. — Verworn lehnt allerdings den Einfluß magischer Vorstellungen auf die naturalistische Kunst ab. (Zur Psychologie der primitiven Kunst, S. 46/47, Anmerkung 9.)

[15] Koch-Grünberg, Th., Anfänge der Kunst im Urwald, 1905.

Digitized by Google

scheinung, dessen inhaltliche Bedeutung in diesem Beispiel wohl erfaßt wurde, allerdings nicht erfaßt werden *muß*. Die Schwierigkeit, eine im Material entstandene Spur als Fixierung dessen zu erkennen, was die Gebärde sagen wolle, durch die *zufällig* die Spur entstand, kann nicht groß genug vorgestellt werden. Das ist schließlich einmal die *Entdeckung eines Einzelnen*, aber nicht eine Erscheinung die für alle gleicherweise gilt. Ist die Entdeckung allerdings einmal gemacht, dann leuchtet sie auch andern ein und die *Nachahmung beginnt*[16], die gegebenenfalls in einem stark abgeschliffenen,, konventionellen Zeichen enden kann, dem allerdings noch immer der Name des Vorbilds anhaftet.

Es muß demnach mancherlei vorausgegangen sein, um zur physioplastischen Kunst zu kommen von der aus dann auf die schon genannten Arten eine Ornamentkunst entstehen kann. Da nun die physioplastischen Zeichnungen sowohl der Niederschlag einer Bewegung als auch, wenn es sich um *reines* Erinnerungszeichnen handelt, der Ausdruck eines Wissens von den Gegenständen sind und schließlich, wie beim Jagdzauber z. B. die Dinge selbst bedeuten, so muß für das von solchen Zeichnungen abgeleitete Ornament wenigstens noch zum Teil das Gleiche gelten. Von all diesen psychischen Faktoren fließt etwas in die Ornamentik ein; in ihnen haben wir die tiefsten Wurzeln eines aus physioplastischen Zeichnungen hervorgegangenen Ornaments[17].

War der Schwerpunkt der psychischen Erlebnisse, die einer Entstehung aus technischen Ursachen zugrunde gelegt wurden, mehr auf der Seite der *Rezeption*, so liegt er bei der naturalistischen Theorie mehr auf der Seite der *Aktivität*. Nun aber hängen im Seelischen Aktivität und Rezeption so eng zusammen, daß man schon allein darum annehmen muß, keine der Theorien ist die alleinrichtige, sondern beide durchdringen sich vielgestaltig.

---

[16] Für die Schwierigkeit etwas zu erfinden bzw. zu entdecken, auch wenn es (nach unsern Begriffen) noch so sehr auf der Hand liegt, ein Beispiel aus Australien: Gewisse farbige Handabdrücke in australischen Höhlen werden so hergestellt, daß entweder die Hand mit Farbe bestrichen und abgeklatscht wird, oder daß Farbstoff aus dem Mund heraus um die Umrisse der Hand herumgeblasen wird. Ein Einfluß der so außerordentlich deutlichen Abbildungen der Hand auf die Entwicklung des Zeichnens konnte nicht festgestellt werden. Die Abdrücke werden nur als Ergebnisse eines *Spiels* gewertet; daraus abzulesen, wie nun eine Hand wirklich zu zeichnen wäre, gelingt anscheinend nicht. (*Vierkandt*, A., Das Zeichnen d. Naturvölker in Zschr. f. angew. Psychologie 6, 1912.)

[17] Ob man daneben der Phantasie insofern eine Rolle für die Entstehung von Ornamenten zuweisen kann, wie Müller-Freienfels in Psychologie der Künste, Handbuch der vergl. Psychologie Bd. II hersg. von Kafka S. 277 meint, wenn er sagt, es sei die Freude am Eigenschöpferischen, das dem sinnlichen Lebenszusammenhang und den Zufälligkeiten der Erscheinungswelt entrückt sei, darf zum mindesten für Naturvölker verneint werden, besteht doch gerade bei ihnen ein so enger Zusammenhang zwischen Bild und Sache, für einen Künstler von heute aber wohl zugegeben werden und darum gerade in der Volkskunst Bedeutung erlangen

Digitized by Google

An einem ausgeführten Ornament läßt sich im einzelnen Falle aber nie erkennen — vielleicht einmal ahnen —, was bei seiner Entstehung wirksam gewesen war. Dazu wird immer Einblick in die Geschichte des betreffenden Ornaments notwendig sein. Wie vielgestaltig eine solche Geschichte sein kann, werden die vorliegenden Ausführungen gezeigt haben. Aber erst dann, wenn sie darüber hinaus beitragen konnten, die Bedeutung der Psychologie für eine kritische Betrachtung eines volkskundlichen Forschungsgebietes (selbstverständlich nicht des einzigen) zu erweisen, haben sie ihren Hauptzweck erreicht.

Pflanzennamen der Pfälzer

und ihre Zusammenhänge mit religiösen und weltlichen Gebräuchen.

Von Oberlehrer **Julius Wilde**, Neustadt a. Hdt.

Eine ganze Reihe wildwachsender Pflanzen an Rainen, Mauern und Feldwegen führt christliche Namen. Man bringt ihre Blüten, Blätter und Früchte in Beziehung zu Gott, Jesus, Maria, den Heiligen und Engeln und nimmt sie in katholischen Orten mit Vorliebe in den am Maria-Himmelfahrtstage zu weihenden Würzstrauß (pfälzisch Werzwisch genannt), dessen spätere Wirkung in Haus, Stall, Speicher und Feldern um so höher eingeschätzt wird, je mehr er von diesen Blumen in sich schließt. Wie kommen nun diese Pflanzen zu solcher Ehre und welche Namen verleiht man ihnen im Munde unseres pfälzischen Volkes?

Beginnen wir mit dem Beifuß aus der Familie Artemisia! Neben den pfälzischen Mundartformen Beiweß, Babus und Bawus legt man ihm in der Gegend von St. Ingbert-Blieskastel den Namen Gans- oder Gänsgäärdl bei. Wer sich den Inhalt dieser merkwürdigen Benennung klarzumachen versucht, wird wohl annehmen, daß der Name mit dem häufigen Standort der Pflanze an Gärten und Gartenmauern und einer Vorliebe der Gänse für ihr Blattwerk in Verbindung zu bringen sei. Dem ist jedoch nicht so. Das Mundartwort hat weder mit dem Garten noch mit den Gänsen irgend etwas zu tun. Das Bestimmungswort Gans oder Gäns ist nichts anderes als ein verderbtes Johannes (vorderpfälzisch G'hanns, gesprochen Kanns), und das Grundwort Gäärdl das im Gegensatz zum vorderpfälzischen Gärrtl gedehnt gesprochene neuhochdeutsche „Gürtel", so daß also das ganze Wort nichts anderes bezeichnet als „Johannisgürtel", ein Name, der auf den altchristlichen Gebrauch zurückzuführen ist, dieses Kraut am Johannistage (24. 6.) als Gürtel um die Lenden zu tragen[1]. Nach einer altheidnischen Sage soll derjenige, der sich Beifuß in die Schuhe schiebt, dem Fuße also beilegt, niemals ermüden. Weil nun Johannes als Vorläufer und Verkünder Christi ausgedehnte und anstrengende Reisen zu unternehmen hatte, bedurfte er natürlich auch des Beifußes. Um nun aber

[1] Vgl. Fehrle, Der Johannistag, Buchen (Baden) 1924, S. 15.

Digitized by Google

diesem Mittel den heidnischen Beigeschmack zu nehmen, verband man in nachchristlicher Zeit zur Erreichung des gleichen Zieles einzelne Zweige dieser Pflanze zu einem Gürtel und ließ diesen den Johannes um die Hüfte tragen. Später erblickte man in der Umgürtung bei der Sonnwendfeier eine symbolische Handlung, indem man an eine Übertragung von Krankheiten auf diesen Gürtel glaubte und durch dessen Verbrennung ein Mitverbrennen der Krankheitsdämone und dadurch eine körperliche Heilung erhoffte. Dieser Brauch der alljährlichen Umgürtung und Vernichtung erhielt sich trotz der späteren Proteste der Kirche und der Verächtlichmachung durch mittelalterliche Botaniker, Ärzte und Schriftsteller bis ins 19. Jahrhundert, erzählte doch eine Hambacher 65—70jährige Bäuerin dem Verfasser, daß ihr Großvater diesen „Kram" noch mitgemacht habe. Wie diese Feiern vor sich gingen und was sie bezweckten, darüber berichten unsere pfälzischen Landsleute Dr. J. Th. Tabernaemontanus, Hieronymus Bock und Otto Brunfels in nachstehender Weise:

I. Tabernaemontanus (Band I, S. 37): „Es treiben nicht allein die alten Weiber / sondern auch viel hoher Leuth / die doch sich vor sehr weiß vnd verstendig halten / viel Superstition vnd Aberglauben mit dem Beifuß / welches viel mehr einer Zauberey dann natürlichen Künsten zu vergleichen. Etliche graben dieses Kraut auff gewisse tag vnd stund / suchen Narrenkohlen oder Thorellensteine darvnter / das hencken sie an vor Feber vnd andere Krankheiten. Andere machen kräntz daraus vnd gürten es umb den Leib / werffens danach mit ihren besonderen Reymen und Sprüchen ins S. Johannes Fewer auff des S. Johannsen deß heiligen Täufferstag / vermeynen damit alles ihres Unglücks entledigt zu werden. Wiewohl nun das gemelte Kraut in großen würden vnd werth zu halten / umb seiner herrlichen vnd fürtrefflichen Tugendt / Krafft vnd Nutzbarkeit willen / steht es doch Christenleuthen sehr übel an / daß sie wie die vngläubigen Jüden / Heyden vnd Zigeuner Zauberey vnd dergleichen Narrheit vnd Gauckelwerck damit treiben."

II. H. Bock (Band I, S. 99): ... „Diß erwürdig kraut, Beifuß oder Bucken, S. Johanneskraut vnd -gürtel ist auch in die superstition vnd Zauberei kommen als daß etliche diß kraut auff gewissen tag vnd stund graben wie Verbenam, suchen kolen vnd narensteyn, darunder für febres, andre henckens umb sich, machen krentz darauß, folgens werffen sie daß kraut mit jren unfal in S. Johannsfeur mit jren sprüchen vnd reymen. Diß affenspiel vnd ceremonien treiben nit die geringsten zu Pareiß in Franckreich. Andere haben von Plinio gelernt, wo sie Beifuß vnd Salbey anhencken, sollen sie auff der Reiß nit müd werden vnd des dings ist kein ende."

III. O. Brunfels (S. 237): „... ist aber in den brauch kommen / das an vilen orten Teutschslands menigklich sich befleisset solich kraut zu bekommen / sich damit krönen vnd gürten / vnd zuletzt in das Johannesfewer werffen. Solichs soll ein sonderlich expiration sein / und geheimnuß. Also haben die Alten Heyden auch gegauckelt / so haben wir wie die affen nachgefolgt / vn ist auff den heutigen tag solicher vnd dergleichen superstition weder maßz / noch ende."

Digitized by Google

So berichten und urteilen die Mittelalterlichen und der Gedanke an diese Dinge wird durch unser pfälzisches Gansgärdel heute noch wach gehalten.

Die **Fetthenne**, vor allem die hochstengelige Art Sedum maximum L., wird im Westrich G'hannskraut genannt. Die Antwort auf die Frage nach der Herkunft dieses Wortes und sein Verhältnis zu Johannes gibt uns am treffendsten wieder H. Bock. Er erzählt uns nämlich, daß manche das Kraut am Johannistage holen, in die Kammern und Türen stecken und es unter ständiger Angst beobachten, ob es nicht verdörre, weil sonst die Person, die es geholt und aufgesteckt hat, unfehlbar in eine tötliche Krankheit verfalle; er ergänzt dann diese Mitteilung noch durch die Worte: „Under den Kreutkern findet man kaum eines / des weniger dörrt als eben dieß kraut / daher es etliche zu abentheuer auff S. Johannes Nacht / wie den Beifuß brauchen / sonderlich im Westerwald vnd Westrich" (Westpfalz), S. 134. Dieser Brauch ist bei Hexenprozessen oft von schwerwiegender Bedeutung geworden. Und hier im Westrich findet sich auch jetzt noch der Name G'hannskraut vor.

In den Dienst von Johannes dem Täufer stellt sich auch das Johanniskraut oder Hartheu, Hypericum perforatum L., durch die Volksnamen Johannesblut (hie und da auch Muttergottes-, Herrgotts- und Jesublut), Johannesblumm und Kranzkraut. Der erstere Name gründet sich einesteils auf das in den Blüten und Blättern eingeschlossene rotbraune Harzöl, das beim Zerreiben dieser Pflanzenteile, vor allem der Blüte, an den Fingern wie Blut haftet und andernteils auf die aus dieser eigenartigen Erscheinung heraus zutage getretene Sage, wornach beim Vorübertragen des Hauptes von Johannes dem Täufer Blutstropfen auf die am Wege stehende Pflanze gefallen und in diese für ewige Zeiten eingedrungen seien. Durch diese Weihe erhielt sie übernatürliche Kräfte[2] und errettete viele Menschen von dem nahen Tode (die Rezepte des Tabernaemontanus). Weil sie dadurch aber die Ernte des Teufels schädigte, durchstach Satanas in großem Zorne die Blätter der armen Pflanze mit einer feinen Nadel, sodaß sie, gegen das Licht gehoben, noch heute wie durchlöchert[3] aussehen, eine Erscheinung, die in der Einsprengung der oben schon erwähnten Öltröpfchen ihre natürliche Erklärung findet. Wer von den Zweiglein und Blumen aber ein Kränzlein flicht und auf dem Haupte trägt, ist gegen alle Machenschaften des Satans gefeit. Auch gegen diesen und anderen Aberglauben[4] wettert unser H. Bock und schließt unter Spott mit dem in ähnlicher Form auch anderwärts bekannten Sprüchlein:

---

[2] Der griech. Name der Pflanze ist zusammengesetzt aus hypér = über und eikon = Vorstellung und sagt somit das Gleiche.

[3] Damit hängt das lateinische Beiwort perforatum zusammen.

[4] Dr. J. J. Woyts, Lehrer der Arzneikunst in Königsberg, erwähnt und empfiehlt z. B. 1743 noch in seiner „Schatzkammer" (Seite 436) Johanniskraut „wenn einem durch Bezauberung die Mannheit benommen ist".

Digitized by Google

Die alten Weiber sprechen also:
Dost, Harthew und weiße Heyd
Thut dem Teuffel viel Leyd.

Tabernaemontanus schließt sich dem natürlich an und vermeldet am Schlusse seiner Betrachtungen über den äußerlichen Gebrauch der Pflanze, daß „alte Weiber sagen / daß diß Kraut gut sey für Gespenst / wenn man es bey sich trägt / daher es auch Fuga Daemonum soll genennet werden. (1588, Bd. II, S. 567; Matthiolus äußert sich ähnlich: Bd. III, S. 318 C.) Merkwürdig ist, daß der sonst so aufgeklärte Mann dazu rät, die in schweren Kindsnöten liegenden Frauen und die sechswöchigen Weiber mit dem dürren Kraut zu beräuchern. Dadurch erklärt sich der altpfälzische Name „Frauenwurz", der sich aber nicht erhalten hat und auch nicht mit Maria in Verbindung gebracht wurde, obgleich das Hartheu zu den Pflanzen gehört, die bei der Geburt Jesu eine Rolle spielen.

Ganz besonders heilkräftig sind im Glauben des Volkes die Blüten des Holunder, Sambucus nigra L. Sie üben aber als Arzneimittel nur dann eine hervorragende Wirkung aus, wenn sie am Johannistage, mittags um 12 Uhr gepflückt werden. (Potzberg Gegend[5].)

Einen ähnlichen entscheidenden Einfluß hat Johannes auch auf das Wachstum und Gedeihen der Nüsse. Die am G'hannstag (sprich Kannstag) morgens zwischen 11—12, also in den „hohen Stunden" gebrochenen Nüsse geben den besten Schnaps und besitzen, als grüne Nüsse eingemacht, den kräftigsten und feinsten Geschmack. Lassen Johannes und die heilige Magarete an ihren Geburtstagen (10. und 24. Juni) regnen, so ist es um die Nußernte geschehen, denn:

An Margret oder G'hannstag Regen,
Bringt Heu und Nüssen keinen Segen (allgemein),
oder bei St. Ingbert in drastischer Form:
Magrät hott die Niß versäächt!

Der Glaube an die Macht der beiden Heiligen, das Wetter im Juni und damit die Nuß- und Heuernte nach ihrem Willen zu gestalten, ergab sich neben anderen Ursachen hier vor allem aus der Beobachtung, daß zwei- bis dreiwöchentliche Nässe und Kühle in diesem heißen Sommermonate die Entwicklung der Nüsse und damit zugleich die Ernte ungünstig beeinflußt[6].

Mit dem Seelbacher Glauben, daß jedem die Rosen noch einmal blühen, der sie am Johannistage zur Mittagsstunde schneidet, seien die Betrachtungen über Johannes abgeschlossen.

[5] Man beachte auch den alten südpfälzischen Spruch: „Vor dem Holderstrauch soll man die Kapp abziehen", weil er heilig und „unverletzlich" ist, (gleich der Dagobertshecke bei Frankweiler) und die Verwendung der Holunderdämpfe zur Desinfektion der Totenzimmer infolge seiner antidämonischen Macht.

[6] Siehe hierüber die größere Arbeit des Verfassers: „Der Nußbaum und seine Frucht in Aberglauben und Gebräuchen der Pfälzer" im Beiblatt zum „Pfälzischen Kurier" Neustadt a. Hdt. 1925 vom 24. und 31. Okt. und 7. Nov.

Digitized by Google

Daß auch die späteren Träger und Verkünder der christlichen Religion, unsere Geistlichen, öfter zur Namengebung herangezogen wurden, ist nach alledem, was wir bis jetzt gehört haben, eigentlich selbstverständlich. Dem Alter der Volksnamen entsprechend tritt aber nur der mittelalterliche Name Pfaffe in die Erscheinung und so begegnen wir denn in den meisten pfälzischen Orten den Namen Paffelblumm oder Benediktsblumm für die Päonie, Paffekebbel, Paffeditche oder Bischofsmitz für das Pfaffenhütchen, Päffcher für den Klatschmohn, Paffekuttcher, Paffedudde, Paffekebble oder Paffelblumm für die Kaupzinerkresse, Paffekind oder Paffekitche für den Aron, Paffekraut für das Geißblatt usw.

Zu Ehren der Gottheit bezeichnet man das Gnadenkraut, Gratiola offic. L. in der Landauer Gegend mit Herrgottskreidel und Hilfhelferkraut, weil ihm von Gott die Macht verliehen ist, allein noch zu helfen, wenn nach dem Genusse giftiger Speisen jedes andere Mittel versagt. Zu beachten ist bei dem zweiten Worte die sprachliche Bildung „Hilf Helfer". Sie stellt eine alliterierende Bitte an den Höchsten und zugleich eine Imperativform dar, wie wir sie auch bei „Vergißmeinnicht", „Rühr mich nicht an", „Guck durch den Zaun", „Hüpf auf die Magd" (für Syringa vulg. in Hessen) finden.

Echte Volksphantasie offenbart sich in den Namen Herrgottsschühle oder Herrgottsschiggelche für neun Blumen, die als eigenartigen Blütenschmuck einen Sporn oder ein Schiffchen tragen wie der Akelei, der Ritterspor n, das Stiefmütterchen, die Orchideen, der Ginster, die Gleditschie (Christusdorn), der Hornklee, der Hauhechel und das Läusekraut. Diese oft sonderbar gestalteten Organe konnten bei einiger Einbildungskraft ebenso gut mit einem Schuh verglichen werden wie z. B. die verschiedenartig geformten und dreifarbigen Blüten des Stiefmütterchens mit einem menschlichen Antlitz oder einem Affengesichte. Pfälzisch heißt nämlich das Blümchen auch Affeg'sichtle! In der Gegend von Edenkoben nennt man es „Schlabbegenkel", ein Wort das dem Inhalt oder Grundgedanken nach auf die gleiche Stufe zu stellen ist wie das anmutige „Herrgottsschühle". „Schlabbe" sind pantoffelartige, alte ausgetretene Schuhe aus Leder oder Stoff. Mit dem Worte Schlappen für Schuhe ist also der Begriff des schlecht am Körper sitzenden, minderwertigen Kleidungsstückes verbunden. Diesen Namen für einen geringgeschätzten Gegenstand nun in Verbindung mit der Gottheit zu bringen, davor scheute sich das Volk, und so wählte es im Gegensatz zu dem sonst üblichen Herrgottsschühle den Zusammenschluß mit dem Worte Genkel (= denken) zu Schlabbegenkel, dessen Bedeutung im Volke heute natürlich ebensowenig bekannt ist wie die sonstigen Namen. (Siehe Wilde: „Das Edenkobener Denkel" in „Pfälzer Land", Landau, 1925, Nr. 2.) Bei der Bildung des Namens Herrgottsschühche brauchte nur noch irgend eine liebliche Gottheitssage die Phantasie entsprechend zu ergänzen oder ein Anklang an heidnische Zeiten wie bei dem Akelei durch den Namen „Elfenschuh" in die Erinnerung zu treten und das Bild war fertig; mit ihm zugleich aber auch der Gottesname.

Digitized by Google

Bei dem Stiefmütterchen, Viola tricolor L., begegnen wir auch den Namen Fräf'm- oder Fraſm-Kraut, Dreifaltigkeitsblimche und Engelliebche. Nach Anſchauung der mittelalterlichen Ärzte (Matthiolus, Bd. IV, S. 414 A) heilt das von „Natur vnd Eygenſchaft zur Wärme vnd Trückne gerichtete Freyſamskraut" innerlich genommen bei den Kindern den Freiſch[7] oder Vergicht, d. h. krampfartige, epilepſieähnliche Anfälle. Tabernaemontanus meint wohl die gleiche Krankheit, wenn er (Band II, S. 690 K) ſagt: „Das Kraut mit Wein geſotten und getruncken / treibet aus böſe Feuchten und benimmt das Freyſen im Leib / Daher nennt mans Freyſam / oder Freiſchamkraut."

Er ſpricht aber ſpäter beim äußerlichen Gebrauch und bei Bädern mit zugeſetztem „Freyſamwaſſer" von einem Freyßlich, „das iſt wann die Kinder ein fliegende oder lauffende Hitz haben / welche ſehr räudig ſind / die ſollen des Waſſers entweder im Beth oder aber in einer Badſtube einnemmen und darauf ſchwitzen / ſolcher Schweiß nimmt hinweg was für Unrath zwiſchen Fell und Fleiſch verſamlet iſt und vertreibt alſo die Räudigkeit". Damit kann nun aber nur der Milchſchorf oder Freyſam-Geſichtsausſchlag gemeint ſein, eine Krankheit die nach pfälziſcher Volksanſchauung nur durch die von der Gottheit in dieſes Blümchen und den Rainfarn hineingelegten Kräfte geheilt werden kann.

Den Namen Dreifaltigkeitsblum erklären alle mittelalterlichen Schriftſteller übereinſtimmend dahin, „daß er von den dreyen Farben herrühre / die in dieſer Blumen geſehen werde". (Matt., 4. Bd., S. 413 B und Tab. Bd. II., S. 24 H.) Dem Mittelalter genügte aber dieſe einfache Erklärung zu ihren Zwecken nicht, und ſo ſchuf man eine neue Sage, auf die wir ſpäter noch zu ſprechen kommen.

Daß die Braunelle, Brunella vulg. L. hie und da im Weſtrich noch Gottheil genannt wird, iſt wegen der in ihr vorhandenen Heilkraft ſelbſtverſtändlich, nachdem auch Tabernaemontanus und Mathiolus ſie wegen ihrer „heilſamen Krafft" rühmen, „dieweil ſie zu den Bräunen der Lungen gar dienſtlich iſt und als auserwehltes Wundkraut innerlich und äußerlich zu gebrauchen iſt / weil es ſänfftiglich heilet und mildert alle Verſehrung". (Tab., 1588, S. 944; Math., 1586, S. 328 C, Bd. IV.)

Kindlicher Sinn offenbart ſich in den Namen Herrgottsherzele, 'm liewe Gott ſein Geldbeutelche und Liebdäſchel für die Schötchen des Hirtentäſchelkrautes, Capsella bursa pastoris. Wenn man ein Schötchen vom Stengel abrupft, „ſtiehlt man dem lieben Gott ſein Geldtäſchchen", und wenn es in der Zweibrücker Gegend beim Spiel mit der Pflanze einem Kinde gelingt, dem anderen ein Schötchen abzurupfen, ſo ruft das Geſchädigte: „O, weh, du haſt dem lieben Gott oder dem Vadder ſei Geldbeutel g'ſtohl mit dem Geld!" Dieſe Form der Verehrung, d. h. die Hereinziehung der Gottheit iſt wohl ausſchließlich pfälziſch; das Spiel ſelbſt aber deckt ſich ſo ziemlich mit dem auch im übrigen Deutſchland üblichen Kinderſcherze, die Pflanze anzubieten und den Nehmenden dann Geldbeutel- oder

[7] Ahd freiſa = Schrecken, Verderben, mhd. vreiſe und vreiſte = Gefahr, Schrecken, Drangſal.

Digitized by Google

Säckeldieb zu nennen. In gewissem Gegensatze zu diesen lieblichen Spielen und Namen stehen die zwei Bezeichnungen Deiwelskraut und Deiwelsnäs für die gleiche Pflanze. Sie sind beide auf die heilbringende Wirkung des Pflänzchens zurückzuführen; denn das Kräutlein hilft zumteil jetzt noch ebenso wie früher, gegen Fieber, Blutflüsse, Blutzersetzung, Blutspeien, Krampf, Gicht (daher auch vielfach Rämstock genannt, denn ram, räm = Gicht), Gelbsucht, Wunden, also gegen Tod und Teufel[8].

Im Sommer vergangenen Jahres begegneten mir zwei Bäuerinnen mit großen Bündeln Braunwurz, Scrophularia nodosa L., unter beiden Armen. Auf meine Frage nach dem Namen und der Verwendung der Pflanze kam die Antwort, daß sie „Neunti Nessel" oder Herrgottsnessel" heiße und „gut sei ferr alle Krankete"! Daß eine Pflanze die in den Augen des Volkes als Retterin aus jeder Krankheit erscheint, mit unserem und ihrem Schöpfer in Verbindung gebracht wird, ist natürlich, und daß man ihr den Namen Nessel beilegt, ist verständlich, nachdem die Blätter der Pflanze sowohl in der äußeren Gestaltung als auch in ihrer Randform einander sehr ähnlich sind. Warum heißt man sie nun aber gerade „neunti" Nessel? Als Gradmesser für den bedeutenden Wert und die ausgezeichnete Wirkung dieser Pflanze drückt diese Bezeichnung ungefähr dasselbe aus wie Herrgottsnessel. Der Pfälzer charakterisiert nämlich eine weibliche Person, die „mit allen Wassern gewaschen ist", „es faustdick hinter den Ohren hat", in allem Rat weiß und allen „über" ist, allgemein mit den Worten „die hott die neu kränk in sich". In der Frankenthaler Gegend steigert man diese Fähigkeit auf die neun mol neun Kränk und in der Kreishauptstadt Speyer gar auf die neun mol neunzig Kränk. Wenn nun das Volk der Braunwurz oder „Nessel" die gleiche heilige Zahl 9 voransetzt, so will es demgemäß zum Ausdruck bringen, daß sie von außerordentlich hohem Wert ist[9].

Warum man das Zittergras, Briza media L., in der Gegend von Herbitzheim Herrgottsbrot nennt, ist nicht schwer zu erklären. Von Einfluß auf diese Namengebung war unter Anlehnung an das bekannte „Hafebrot" die häufige Verwendung im Würzwisch und die große Liebe, die man diesem zierlichen Gräschen während seiner Blütezeit entgegenbringt. Der Name ist örtlich beschränkt und stammt aus jüngerer Zeit. Er ist wie die Bezeichnungen Herrgottskron für die ostasiatische oder amerikanische Aster und Herz Jesuträne (Roxheim a. Rh.), Gebrochenes-, Weinendes-, Tränendes oder Fraueherz für das Flammende Herz, Dielytra spectabilis D. C., die erst im 17. bzw. 19. Jahrhundert in unsere Gärten

[8] Während des Krieges war der Extrakt von Caps. b. p. ein wertvoller Ersatz für den nicht mehr einführbaren Extrakt Hydrastis canad. bei Blutungen. — Siehe auch Wilde: „Das Deschel- oder Seckelkraut, ein Unkraut und dennoch ein Liebling des Volkes" in „Pfälzer Land" 1925 Nr. 41. Ebenso H. Marzell: „Die heimische Pflanzenwelt" 1922 S. 53.

[9] Im Zusammenhange damit sei auch an die Bezeichnung „Neunheil" für den Bärlapp (Tab. II. Bd. S. 515), an die aus 9 Kräutern zusammengesetzte Hexensalbe und an die 9 verschiedenen Hölzer und Blumen erinnert, die zur Zauberei in der Johannisnacht nötig sind oder im Würzwisch vereinigt werden sollen. Über die Neunzahl zur Verstärkung s. Fehrle, Badische Volkskunde I, S. 23 ff.

Digitized by Google

eingewandert sind, ein treffendes Beispiel dafür, daß die Namengebung im Volke sich niemals erschöpft. Solche Namen werden immer wieder der religiösen Einstellung entsprechend neu geprägt, in der Familie vererbt und schließlich vom Dorfe und einer ganzen Gegend angenommen, wie das schon genannte Edenkobener „Herrgottsdenkel", das Wort „Mariengunkel" und andere beweisen. — Nach christlicher und mittelalterlicher Anschauung steht im schärfsten Gegensatze zur Gottheit der Teufel, die ihm untergeordneten bösen Geister oder Dämonen und die mit ihnen im Bunde stehenden Hexen. Dementsprechend brachte das Volk bei seiner Namengebung auch alle die Pflanzen mit Satanas und seiner Sippe in Verbindung, deren Früchte, Blüten oder sonstigen Einzelteile durch Giftwirkung oder allzu häufiges Vorkommen Mensch und Tier oder Nutzpflanzen gesundheitlich oder im Ertrage schädigten. Wir begegnen deshalb in sämtlichen Gegenden unserer Pfalz dem Teufel und seinem Gefolge in dieser Hinsicht auf Schritt und Tritt. Als besonders charakteristisch seien erwähnt die Namen: Kleedeiwel oder Hexehoor für die so sehr schädliche, alles umstrickende Kleeseide (Cuscuta), Deiwelsknolle für die sehr giftige Zwiebel der Herbstzeitlose, Deiwelsstrick für die kletternde, alles umschlingende Waldrebe, Deiwelskebb für die gehörnten Früchte der Wassernuß (hier war also die Form bei der Namengebung maßgebend), Deiwels- oder Unholdekerz für die Wollblume, indem sie vor Dämonen schützt (der von H. Bock für den Oleander geschaffene Name Unholdenkraut hat sich in der Pfalz nicht gehalten), Deiwelsmillich für den giftig geltenden Saft der Wolfsmilcharten, Deiwelsworzel für die giftige Zaunrübe, Deiwelskersch für die Tollkirsche, Deiwelsblum für den allzuhäufigen Löwenzahn, Deiwelskraut oder Deiwelsnäs für das Hirtentäschelkraut (hier, weil das Pflänzchen gegen Tod und Teufel hilft), Deihenker (gekürzt aus Teufel und Henker) für die Brennessel, Hexebessem für die durch pflanzliche Parasiten hervorgerufenen Wucherungen an Kirschbäumen und Birken, Hexemillich für die Wolfsmilch, Hexekraut für das Hartheu, Kreuzkraut und Adlerfarn, Hexestock oder Hexebessem für die Mistel usw.

Sogar in Sprüchen und Versen treten solche Benennungen und Anspielungen auf, wie z. B. in:

Hexeworz (= Kreuzkraut) macht de Kuh die Millich korz

oder in einem Spottvers auf die Bewohner von Dannenfels:

Die Dannenfelser Keschdekebb
Sein lauderlerig Rore (alle haben rote Haare);
Es gibt ken Deiwel in de Welt,
Der die dort kennte hole.

Oder:

In Erlebach hockt der Deiwel uff'm Dach,
In Häne (Heyna) kann mer'n sehne,
In Herxe (Herxheim) frißt er die Erbse,
Uff Rilse (Rülsheim) macht er die Hilse."

Digitized by Google

Während also der Böse überall mit dem Bösen verknüpft ist, tritt umgekehrt zur Darstellung des Lichten, Zarten, Schönen, Duftenden oder gesundheitlich wertvollen vielfach der Name Engel in die Erscheinung. Während das Stiefmütterchen andernorts als Mittel gegen die Schwindsucht Verwendung findet, wird, wie schon betont, in der mittleren Vorderpfalz und Nordpfalz sein Absud als blutreinigend gepriesen und demgemäß als „lieber Herrgotts"- oder „Engelstee" in den Apotheken verlangt. Das Blümchen selbst heißt deshalb auch, namentlich in der Südpfalz, Engelliebche, ein Name, der auf folgende Sage gegründet ist: Das Stiefmütterchen wuchs früher nur im Korn und duftete lieblicher als das Veilchen. Weil es deshalb sehr eifrig begehrt war, beim Suchen aber das Korn zertreten wurde, bat das Blümchen die heilige Dreifaltigkeit, ihm zum Schutze der wertvollen Brotfrucht den Duft zu nehmen. Diese Bitte wurde durch einen Engel erfüllt, und seitdem steht das Stiefmütterchen durch seinen Namen Engelliebche in Beziehung zu diesen göttlichen Wesen. Den gleichen Namen legt man in der Gegend von Offenbach bei Landau auch dem Flieder (Syringa vulgaris) bei. Da dieser vorderasiatische Strauch erst Mitte des 16. Jahrhunderts nach Deutschland und damit in unsere Bauerngärten kam, kann sein pfälzischer Volksname frühestens Ende 1500 bis Anfang 1600 entstanden sein. Worauf er zurückzuführen ist, ist mir unbekannt; vielleicht ist er als Ausfluß großer Liebe zu dieser Blüte zu betrachten.

Ob seiner süßen, in vielen deutschen Gegenden von Kindern viel gesuchten und gern gegessenen Wurzel bezeichnet man das Tüpfelfarn, Polypodium vulgare, mit dem Namen Engelsüß. Diese Bezeichnung dürfte darauf zurückzuführen sein, daß es sich hier um eine Pflanze handelt, die in früheren Kulturzeiten in Ermangelung anderer süßer Nahrung von den Menschen genossen wurde und daß das Essen der Wurzel durch die Kinder einen Überrest aus dieser sogenannten „Sammelstufe der menschlichen Nahrung" darstellt. In christlicher Denkweise erzählte man dann später, daß ein Engel die süße Pflanze auf die Erde getragen und als liebe Geschenkgabe den Kindern übermittelt habe[10].

Neben der Gottheit und den Engeln wurden selbstredend auch Jesus und Maria mit einer großen Anzahl Pflanzen in Verbindung gebracht. Der Zusammenhang wird uns klar, wenn wir überlegen, welche Rolle eine ganze Reihe der ihnen geweihten Blumen im römischen und germanischen Heidentum spielten. Vorerst mögen jedoch nur die Namen und die ihnen jetzt innewohnende Bedeutung in den Bereich unserer Betrachtung gezogen werden.

Daß man dem „Stern in der Geburtsnacht Christi" eine besondere Bedeutung beilegte und zwar auch in protestantischen Familien noch im Jahre 1850, geht aus der merkwürdigen Benennung Christfuder für ein während der Christnacht vor den Ställen im Hofe ausgebreiteten Bündel Heu hervor. Durch das Niederschauen des „Christsternes" wurde das Futter geweiht und zu einem Gesundheitsmittel für die davon fressenden Tiere gemacht. Denn jedes Tier, das sich am nächsten Morgen daran labte,

[10] Siehe H. Marzell, Die heimische Pflanzenwelt S. 56.

Digitized by Google

blieb das ganze Jahr hindurch gesund und brachte sein sofortiges Wohlbehagen nach dem Genuß dieser Nahrung durch starkes Wiederkäuen zum Ausdruck. Die jüngst verstorbene 88jährige Mutter des Verfassers legte als Mädchen das Heu zu obigem Zwecke noch selbst aus.

Judas verriet den Herrn um 30 Silberlinge. Der Gedanke an diesen Verrat spiegelte sich wieder in der Benennung der Samenhüllen der Gartenmondviole, Lunaria annua L., als Judaspenning oder Judassilberling, weil die Scheidewände der etwa talergroßen Schoten nach Entfernung der äußeren Hüllen glänzen wie Silber in der Sonne. Ohne Verbindung mit Judas sind beide Namen im Mittelalter bekannt. Tabernaemontanus wenigstens berichtet, daß die Brabänder die Monveiel (lat. Viola lunaris) Penninckbloemen nennen wegen ihrer „weißen Schöttlein" und die Deutschen „Silberblum von der Schotten Häutlein / welche so weiß erscheinen als der Mon (= Mond) oder wie Silber".

Zwischen den Rebzeilen oder auf den Weinbergmauern der vorderpfälzischen Gebirgsorte findet man häufig in drei Arten die Königskerze oder Wollblume, Verbascum L. Meist aus ausgefallenen Samen alljährlich an gleicher Stelle wiederkehrend, wird sie entweder als Teeblume geduldet oder als „Würzwischpflanze" verehrt. Sie bildet vielfach dessen Mittelpunkt und Zierde und führt als solche je nach Gegend außer etwa 25 anderen Bezeichnungen die Namen Gunkel, Kunkel, Jungfrau Gunkel, Jungfrau Kungen, Lieb Frau Gunkel, Muttergottesgunkel, Marienblume und Osterkerze, die gleich vielen der genannten Pflanzenvolksnamen pfälzischem Heimatboden entsprossen sind und Bezug nehmen auf den schlanken, in der Mitte etwas verdickten, den Spinnrocken ähnlichen Blütenschaft. Die Verbindung mit dem Namen Maria usw. ergibt sich aus der Weihe der Blumen an Maria Himmelfahrtstage (15. Aug.), während der zweite Teil des Wortes Osterkerze auf den langen, kerzengeraden Blumenschaft und auf die leuchtende Farbe der Blüte zurückzuführen ist[11]. Als „Würzwischblume" muß sie zur Erhöhung ihres Wertes und zur Verstärkung ihrer späteren Wirkung am Himmelfahrtstage vor Sonnenaufgang geschnitten, oder noch besser, gebrochen werden; dann bildet sie im Verein mit den anderen geweihten und im Hause hinter Heiligenbildern oder in Ställen und Scheunen aufbewahrten Kräutern ein Schutzmittel gegen Blitzschlag und Erkrankungen des Viehes, in die Tränke gerieben, ein Heilmittel für kranke Tiere, eine Stärkung für kalbende Kühe, ein Vorbeugungsmittel gegen das Einschlüpfen der Hexen durch die Scheuerlöcher und, aufs Feld gestreut, eine wertvolle Beihilfe zur Erhöhung der Fruchtbarkeit des Ackerlandes.

[11] Wegen der angeblichen Verwendung des Schaftes zu Kerzen siehe die umfangreiche Arbeit des Verfassers im „Pfälzischen Museum — Pfälzische Heimatkunde": Die Königskerze im Wandel der Zeiten 1926 Heft 3/4. — Die vielen mit Ostern in Verbindung gebrachten Volksnamen wie „Osterglocke" statt Küchenschelle, Osterblümchen statt Leberblümchen, Osterblume statt Narzisse usw. verdanken diese Bezeichnungen nur ihrer Blütezeit, haben also mit religiösen Dingen nichts zu tun. Die Namen „Osterlotz" und „Osterlotsch" sind Entstellungen aus Osterluzei.

Digitized by Google

Das Himmelfahrtsblimmche, die Kreuzblume, Polygala vulgaris L. muß am Tage vor Christi Himmelfahrt gesammelt, zu Kränzen gebunden und am Festtage selbst als Schutzmittel gegen Blitz und Feuersgefahr außen ans Haus gehängt werden, während früher, wie H. Bock berichtet, „die Creutz-Jungfrauen jre Kräutzlein darauß machten".

Das vielgeliebte Gänseblümchen, Bellis perrenis L., führt neben zwei Dutzend anderer Bezeichnungen auch den Namen Marienblimmche, Blutstreppche und Seiderösle. Ihnen liegt die anmutige Sage zugrunde, daß aus kleinen, von Maria mit gelber und weißer Seide bestickten, durch das Blut ihres Fingers rot gefärbten und dann durch Jesus ausgesäten Sternchen die Gänseblümchen entstanden seien. Vor der Entstehung dieser Sage hieß das Blümchen wohl Zeitrösle, das ist ein Röschen, welches fast das ganze Jahr hindurch blüht, sich also im Gegensatz zu allen anderen Blumen an keine bestimmte Zeit bindet. Im Niederalemannischen heißt es Zitrose oder Ziterösle und im Niederösterreichischen Angeröslein; in Graubünden aber „Zeitlose". Die Benennung Zeitlöslein verzeichnen auch H. Bock und Tab.[12] als ein im 16. Jahrhundert im Westrich gebräuchliches Wort, möglicherweise unter Anlehnung an die Herbstzeitlose entstanden, die sich ja auch nicht an die Blütezeit der übrigen Pflanzen kehrt. Mit größerer Wahrscheinlichkeit dürfte aber das spätmittelalterliche Wort Zeitlöslein durch den in der Sprachwissenschaft bekannten Übergang von r zu l entstanden sein, wie wir ihn in den pfälzischen Wörtern Sauerrambl, Bulatsch, Blamere, Wollklingel, Balwierer, Merschl, dottelwäch, oder dottelig, Schallewari, statt Ampfer, Buratsch, Brombeere, Wollkringel, Barbier, Mörser, Dotterweich, chariwari (= lautes Geschwätz) usw. finden. (Voraussetzung wäre in diesem Falle natürlich, daß Zitrose älter ist als Zitlose.) Daß sich das Wort in dieser pfälzischen l-Form nicht wie die übrigen Wörter gehalten hat, sondern völlig verloren gegangen ist, ist wohl auf die mit Unterstützung der Kirche und Schule vielverbreitete Sage vom Seidenröslein zurückzuführen.

Auch das liebliche Heckenröschen zog man schon früh in den Kreis der Verehrung und verlieh ihm, vor allem in den katholischen Orten des Westrichs, die Namen Muttergotteskraut, Maria Windelrock, Wohlriechende (Marien)heck und Jesuskreitche. Ganz besonders bedachte man mit diesem Namen die Weinrose, Rosa rubiginosa L., mit den etwas klebrigen und wohlriechenden Blättern. Der Wohlgeruch des Röschens und des Blattwerkes aber gab die Veranlassung zu der Sage (und damit zugleich zu vorstehenden Namen), daß Maria die Windeln des Jesukindes zum Trocknen über diese Rosenhecke gelegt und dadurch den feinen Geruch herbeigeführt habe. Nach einer anderen religiösen Erzählung soll diese Rose in der Nähe des Kreuzes Christi gestanden und von dem Blute bespritzt worden sein, als die Nägel die Füße des Heilandes durchbohrten.

[12] Auch Ch. Wirsung, Heidelberg, nennt für die dortige, also gleichfals pfälzische Gegend den Namen Zeitrößlen und klein Zeitloß (siehe sein „erstes Register").

Digitized by Google

Siehe das Zweibrücker und Würzweiler Jesuskreitche! Dieser letztere Name könnte auch mit der Legende in Zusammenhang gebracht werden, wornach die Dornenkrone Christi aus Ästchen der Weinrose geflochten war, die dann von den herabträufelnden Blutstropfen benetzt worden und auf ihnen als ewiges Mal haften geblieben seien[13].

Im Hinblick auf diese reiche Sagen- oder Legendenbildung lag es nahe, auch die moosartigen Gallen der Rosengallwespe mit Maria in Verbindung zu bringen. Im südwestlichen Teile unserer Pfalz (z. B. in Heckendalheim) schuf man für sie den Namen Muddergottes-kēscher, das heißt so viel wie Muttergotteskißchen und begründet dieses Wort mit dem Glauben, daß Maria diese Gallen als weiches nächtliches Ruhepolster auf ihrer Flucht nach Ägypten benützt habe. Man glaubt auch, daß sie einen sanften Schlaf herbeiführen, wenn man sie unter das Kopfkissen legt und gibt ihnen den Namen Schlofkebb. (Nordpfalz und Westrich); sonst werden sie Schlafkunz genannt, ein Wort, das nicht erst 1691 bzw. 1577, wie Kluge meint, belegt ist, sondern schon 1539 bei H. Bock erscheint demnach schon Anfang 1500 in der Pfalz bekannt gewesen sein muß. Ob die Annahme Höflers (Marzell) richtig ist, daß diesem Glauben ein tiefer Sinn insofern innewohne, als der „dornige Hag das von ihm umgebene Haus und seine Bewohner schützt, und daß von der Sicherheit, Dichte und Festigkeit dieser lebenden Dornenhecken die Tiefe eines ruhigen Schlafes für Mensch und Hauskiere abhängig sei" (siehe das Märchen vom Dornröschen!), sei dahingestellt. Jedenfalls ist damit nicht genügend geklärt, warum dann gerade die Gallen den Schlaf hüten oder fördern sollen. Mir deucht, daß die obige Sage eine bessere Erklärung für den Namen abgibt, wenn damit allerdings die Verbindung mit dem Personennamen Kunz auch nicht klargelegt wird.

Das Labkraut, Galium verum und Mollugo L. das Leinkraut, Linaria vulgaris Miller, der Quendel, Thyrmus Serpillum L., das Weidenröschen, Epilobium augustifolium L., der Rainfarn, Tanacetum vulgare L., und das schon erwähnte Johanniskraut werden durch die Namen Jungfrauhaar, Muttergotteshaar, Muttergottesflachs, Unserer lieben Frau Bettstroh, Liebfrauen-, Muttergottes-, Maria-, Jungfrauen-Bettstroh und Maria Hemdenknöpfchen ausgezeichnet[14]. Diese Benennungen erklären sich größtenteils aus der Sage, daß sich Maria diese zarten, an den Rändern der Landstraßen, Feld- und Waldwege wachsenden Pflänzchen auf dem Wege gen Bethlehem gesammelt

[13] Nach anderer Meinung war die Dornenkrone aus Zweigen der Gleditschie geflochten, die deswegen bei uns und auch sonst den bekannten Namen Christusdorn führt.

[14] Einer dieser Namen findet sich in allen germanischen Ländern; so verzeichnet Elisabeth Blackwell in ihrem Herbarium Blackwellianum 1757 (Tabelle 435) für das Labkraut neben dem deutschen Namen Wegekraut das englische Ladies Bedstravv, während man in den Niederlanden hiefür das „Onze Liewe Frouwe betstroo" kennt. Da auch Brunfels, H. Bock, Tab. und Matth. nur bei

Digitized by Google

und aus ihnen das weiche Lager zur Geburt ihres Sohnes Jesu bereitet habe. Nach einer anderen Legende soll die Mutter Marias die Blumen gesucht und damit das harte Lager ihrer Tochter verbessert haben.

Die in der Zeiskamer und Landauer Gegend gebräuchlichen Namen Totenwurzel oder Gichtrübe für die Zaunrübe, Bryonia alba L., halten heute noch den alten Glauben wach, daß man einem Gichtkranken Blut abzapfen, es in einer ausgehöhlten giftigen Zaunrübenwurzel auffangen und unter einem alten Baum vergraben müsse, wenn der Kranke vom Tode errettet werden solle; sobald die Rübe zu faulen anfange und von den Wurzeln des Baumes aufgesaugt werde, weiche die Krankheit.

Bis zu einem gewissen Grade hierher gehörig ist auch der pfälzische Volksglaube, daß man unter Anwendung von Wasser und Dachwurz Sempervivum tectorum L., in Verbindung mit allerlei frommen Zermonien Warzen entfernen könne. In der Dürkheimer und St. Martiner Gegend wartet die Person, die Warzen hat, bis eine Beerdigung ist, zupft dann ein Blatt der Dunnerwurzel (Donar) ab, geht zum Bach oder an eine Quelle und spricht: „Es läutet dem Toten ins Grab; damit wasche ich meine Warzen ab." Nach diesen Worten taucht man das Blatt dieser Pflanze ins reine Wasser und streicht damit über die Warzen, worauf sie augenblicklich abfallen.

Die Warze soll in diesem Falle derselben Vernichtung anheimfallen wie der Körper des Toten in der Erde. Im übrigen tritt die Verbindung von Pflanzennamen mit dem Worte „Tod" in unserer Pfalz noch öfters in die Erscheinung. Dodeblumm für Ringelblume, Aster- und Königskerze, Dodeworzel für die Zaunrübe, Dodezwiewel für die Herbstzeitlose usw. geben hiervon Zeugnis.

Selbstredend stehen bei unserem Pfälzer Volke auch noch eine ganze Reihe anderer Pflanzen im Zusammenhand mit religiösen Anschauungen. So spielt z. B. der Rosmarin mancherorts heute noch bei Trauungen und Beerdigungen, das Immergrün bei Liebesgedenken und als Mittel gegen „bösen geyst", der Thymian oder römische Quendel in Verbindung mit Myrthenzweigen als Räucherungsmittel bei der Glockenweihe, der Wacholder zur Ausräucherung der Totenzimmer, das Schütteln der Obstbäume am Ostersonntagmorgen (zwischen 11—12 Uhr) als Rest einer uralten animistischen Anschauung, die die Annahme von der Beseelung aller Naturdinge vertrat, eine mehr oder minder wichtige Rolle. Das Volk hat jedoch für diese Pflanzen keine eigenen, das Verhältnis zur Kirche oder zur Religion andeutenden oder kennzeichnenden Namen geschaffen, so daß es in dieser Arbeit nicht angezeigt erscheint, näher darauf einzugehen.

dieser Pflanze (vereinzelt auch bei Quendel) die Namen „Unser Frawen Bethstro oder Weystro" nennen, folgt, daß die anderen Namen erst nach der Mitte des 16. Jahrhunderts geschaffen und auf die vielerlei Pflanzen übertragen worden sind. Scheinbar hat man bei den Pfälzern hierfür einen besonders geeigneten Boden gefunden. Über entsprechende Benennung und von Verwendung von Pflanzen im Volksbrauch und -glauben rechts des Rheins vgl. Fehrle, Bad. Volkskunde I S. 139 ff.

Digitized by Google

Gürtel und Orendismus.

Von **Dr. Ernst Schuppe**, Leipzig.

Die nachstehenden Ausführungen sollen aus den verschiedenen Richtungen, nach denen eine Untersuchung über den Gürtel — besonders in der Kunst- und Sittengeschichte, sowie in der Archäologie und Medizin —, möglich ist, hauptsächlich nur die Vorstellungen behandeln, die mit dem Tragen des Gürtels ursprünglich verbunden waren, und die sich in geschichtlicher Zeit etwa noch in der Antike und auf germanischem Boden nachweisen lassen.

Das Allgemeinste, das man wohl darüber erschließen könnte, dürfte die Etymologie bieten. Sie hat für das Germanische von einer Wurzel g'her auszugehen, in der als dominierende Vorstellung die des Fassens und Umfassens ruht, nebst verschiedenen Nebenvorstellungen, die in einzelnen zugehörigen Wörtern zu Hauptvorstellungen werden. Das Erste liegt im Griechischen in χείρ (cheir) vor, ursprünglich der nach etwas fassenden oder etwas umfassenden Hand, im Gegensatz zu παλάμη (palame), zunächst der offenen Hand und πυγμή (pygme), πύξ (pyx), der festgeschlossenen Faust, ferner in χρῆν (chren), das durch Bedeutungsverengerung, indem es schließlich nur vom Erfassen der sortes gebraucht wurde, zu „Orakel geben" geworden ist. Die Nebenvorstellung des Willens zum Fassen beweist ahd. gerôn, etwas begehren; die des Umfassens, Umgrenzens griech. χορός (choros), ursprünglich ein umfaßter, umgrenzter Platz; die des schützenden Umfassens griech. χόρτος (chortos) = Hürde, Weideplatz. Noch deutlicher wird speziell dies in dem zugehörigen lat. co-hors, das bekanntlich zuerst „Hürde, Gehege" bedeutete, dann eine den Prätor umgebende, natürlich auch schützend umgebende Anzahl von Bewaffneten, bis es schließlich davon ausgehend überhaupt eine Schar, zuletzt eine der Zahl nach bestimmte Schar Bewaffneter bezeichnete. Auch lat. hortus, Garten, läßt das schützende Umfassen durchblicken, denn got. gards, Hof, altnord. gardr, Zaun, und unser „Garten" etymologisch genau so entsprechen, wie endlich auch „Gurt" und „Gürtel".

Im Griechischen sind die Wörter ζώνη (zone), ζωστήρ (zoster) und ζώνιον (zonion) bekannt, von denen bei Homer das erste vorwiegend den Frauengürtel bezeichnet, das zweite den Männergürtel, während im Attischen das erste meist der Männergürtel und das dritte der Frauengürtel ist. Die Sprachforschung stellt diese Wörter zu ai. jaūti, zieht fest an, hält fest, verbindet, spannt an, und lit. juosta, Gürtel, und jůsti, gürten.

Im Lateinischen ist das übliche Wort für Gürtel cingulum, das im Thesaurus s. v. als unsicher zu deuten geführt wird. Es könnte zu clingere gehören; dann würde altisl. hlekker, Kette, ahd. hlanca, Hüfte, mhd. lenken, ursprünglich „schräge Richtung gehen", und gelenke, Biegung, Verbeugung, Hüfte, die Grundbedeutung ergeben. Meist jedoch stellt man cingulum und cingere zu ai kañci, Gürteel, und lit. kinkau, schirre an; eine Nebenvorstellung des schützenden Umfassens würde dann durch das zu-

Digitized by Google

gehörige griechische Wort κιγκλίς (kinklis), Gitter, gegeben sein. Bemerkenswert ist nun bei dieser etymologischen Betrachtung, daß im Germanischen, Griechischen und Römischen trotz der gemeinsamen Vorstellung des Umfassens, eventuell des schützenden Umfassens doch kein allen drei Sprachen gemeinsamer Wortstamm vorhanden ist, sondern daß jede der drei Sprachen ihr besonderes Wort von einer jedesmal verschiedenen Wurzel aus entwickelt hat. Das wird am Schluß noch einmal zu erwähnen sein. —

Das Nächste, was allgemein vom Gürtel und den damit verbundenen Vorstellungen erschlossen werden kann, bietet die Völkerkunde.

Primitive Völker, die sonst keinerlei Bekleidung tragen, haben doch meist den Gürtel, in seiner einfachsten Form ein Grasband oder Baststreifen über der Hüfte, von dem Gras- oder Blätterbüschel herabhängen. Daß der Gürtel wohl das älteste Bekleidungsstück der Menschheit darstellt, wie z. B. Hirt, Indogermanen, Straßburg, 1905, S. 362 ff. ausführt, darüber ist man sich in der Forschung ziemlich einig. Dagegen gehen die Meinungen noch auseinander, wenn man frägt, aus welchem Grunde die Menschen den Gürtel überhaupt zunächst angelegt haben. Walter Müller, Diss., München, 1906, „Nacktheit und Entblößung in der orientalischen und älteren griechischen Kunst" leitet S. 3 ff. die älteste Bekleidung vor allem aus dem Schmuckbedürfnis ab. Ernst Große, „Anfänge der Kunst", Freiburg i. Br., 1894, S. 96 meint vom Gürtel, daß „die primitive Schamhülle ein sexuales Reizmittel war, weil man durch sie, während sonst der übrige Körper nackt war, auf die Schamteile besonders aufmerksam geworden war". Havelock Ellis, „Geschlechtstrieb und Schamgefühl", übersetzt von Kötscher, Leipzig, 1900, S. 58 glaubt, man habe die Schamteile vor bösen zauberischen Einflüssen schützen wollen, und dieser Ansicht folgt Fehrle, „Kultische Keuschheit im Altertum" (Rel.-gesch. Vers. und Vorarb. VI, Gießen, 1910, S. 38 Anm. 4). — Eine vierte Ansicht hat mir kurz vor seinem Tode Prof. Weule mitgeteilt, der mich bei meinem gelegentlichen Arbeiten in seinem Institut für Völkerkunde in liebenswürdigster Weise beraten hat. Demnach hätte der Gürtel ganz ursprünglich nur den rein praktischen Zweck gehabt, beim Gehen lästige Insekten von den sie besonders anlockenden Körperteilen abzuwehren, also „wie ein Pferde- oder Ochsenschwanz" drückte sich Professor Weule aus, wie ja auch sonst in der Tierwelt Beispiele vorhanden seien, sich gegen Insekten zu schützen.

Von diesen vier Ansichten: Herleitung aus dem Schmuckbedürfnis, sexuales Reizmittel, Schutz gegen böse zauberische Einflüsse, rein praktische Abwehr, ist keine durchaus zu verwerfen, nur glaube ich, diese Ansichten sind nicht neben-, sondern nacheinander zu ordnen, so daß die rein praktische Abwehr wohl das Allerursprünglichste war, daß aber wohl sehr bald, eben durch die Verhüllung, die Aufmerksamkeit auf die für die Erhaltung des Stammes wichtigen Körperteile gelenkt wurde, so daß, besonders beim Aufkommen dunkler Vorstellungen über feindliche überirdische Mächte, die Hauptvorstellung wurde, die Schamteile müßten etwa gegen den bösen Blick usw. geschützt werden. Das Schutzmotiv hatte jedenfalls, mag es nun zuerst rein praktischer Natur gewesen sein oder nicht, die vorwiegende Be-

Digitized by Google

deutung. Dann aber hat sich, wie Hirt a. a. O. ausführt, durch die Verhüllung auch das Schamgefühl entwickelt, wenn auch bei manchen Völkern ziemlich früh, und natürlich auch ein sexualer Reiz, denn durch die Verhüllung wird der Reiz der Frau für den Mann erhöht und sein Begehren gesteigert. Weil nun Schamgefühl und geschlechtliches Begehren zur Reifezeit auftreten, erklärt es sich, daß besonders von dieser Zeit an der Gürtel getragen wird, und daß das Anlegen des Gürtels geradezu Zeichen der Mannbarkeitserklärung geworden ist. Auf jeden Fall haben alle die genannten Momente, Vorstellung einer schützenden Wirkung, gesteigerter Reiz der Frau, erhöhtes Begehren und Kraftgefühl des Mannes infolge der Sitte des Verhüllens, ferner wohl auch der Umstand, daß das Tragen besonders des weiter ausgebildeten Gürtels ein unwillkürlich strafferes Gefühl hervorruft, wie man ja an sich selber beobachten kann, daß man sich in gut anschließender Kleidung anders „fühlt", als in lose am Körper hängenden Sachen, die Grundlage gebildet, den Glauben an eine besonders wirkungsvolle Macht des Gürtels zu begründen und haben dem Gürtel die verschiedenen Funktionen bei religiösen und anderen Gebräuchen, sowie seine Rolle in Mythos und Sage verliehen.

Die erste[1] literarische Überlieferung darüber liegt nun im Orient vor, und zwar in Asien, wo sich ein besonderer Gürtelglaube ausgebildet hat, und wo man beinahe von einem Kult des Gürtels reden kann. Hiervon geben die heiligen Schriften der Parsen Auskunft, die unter dem Namen Zendavesta oder Avesta bekannt sind und zum Teil Zoroasters Lehren enthalten. Unter den vorliegenden Übersetzungen von Darmesteter — englisch und französisch —, der deutschen von Wolff und der möglichst wortgetreuen Übertragung nach dem Grundtext von Friedrich Spiegel (1863), bin ich der letztgenannten vornehmlich gefolgt. Nach den Ausführungen, die Spiegel, Bd. I, S. 8 f. und II, S. XX ff. gibt, galt bei den alten Bewohnern Persiens, den Parsen, das Kind während seiner ersten sieben Lebensjahre als frei von Sünde; die Schuld für alle bösen Handlungen, die es etwa beging, fiel auf die Eltern, deren Pflicht es war, diese zu verhüten. War das Kind sieben Jahre alt und berührte etwa einen Toten, so war es üblich, für das Kind, das vom fünften Jahre an darüber belehrt werden sollte, was gut und böse sei, die vorgeschriebenen Reinigungszeremonien vornehmen zu

[1] Die Zeitansetzung für Zoroaster schwankt zwar in Fachkreisen, so daß zum Teil 900 v. Chr. oder rund 1000 v. Chr. oder „noch ein paar Jahrhunderte früher" angesetzt wird. Noch unsicherer sind die Angaben bei antiken griechischen und römischen Autoren, wo z. B. der Lyder Xanthos bei Diog. Laert. Zoroaster 6000 Jahre vor Xerxes Zug nach Griechenland ansetzt, während Hermippus bei Plin. N. H. XXX 2,1 5000 Jahre vor dem Trojanischen Krieg angibt; (vgl. Williams Jackson, „Zoroaster", New-York 1899, S. 231—273, wo das gesamte altphilologische Material mit größter Sorgfalt gesammelt ist und die Autoren chronologisch geordnet sind). Heute aber ist wohl durch Joh. Hertel „Achämeniden und Kayaniden" (Indoiran. Quell u. Forsch. Heft V, Leipzig 1924) einwandfrei festgestellt, daß der awestische Vištāspa, der Schützer Zoroasters, mit Hystaspes, dem Vater Dareios' I. identisch ist. Damit ist die Zeit als 6. Jahrhundert v. Chr. gegeben. Trotzdem liegt hier die älteste literarische Nachricht über einen Gürtelglauben vor.

Digitized by Google

lassen. Erst mit der eingetretenen Zurechnungsfähigkeit wurde das Kind in die zarathustrische Religionsgemeinschaft aufgenommen und galt dann als selbstverantwortlich für seine Handlungen. Dieser Zeitpunkt war zuerst etwa das fünfzehnte Lebensjahr. Da wurde der junge Parse, wie auch das Mädchen, feierlich mit dem heiligen Gürtel umgürtet, ein Brauch, der übrigens auch bei den Brahmanen wiederzufinden ist, nur daß dort die Umgürtung schon im achten Lebensjahre stattfand, doch hatte sie auch Zeit bis zum sechzehnten Lebensjahr. Nachdem einmal die Zeremonie vorgenommen worden war, durfte der Parse, ohne sich schwerer Sünde schuldig zu machen, den Gürtel, der nach bestimmter Vorschrift aus 72 Fäden geflochten sein sollte, unter denen aber keine schwarze Wolle zulässig war, nicht wieder ablegen, als höchstens Nachts auf seinem Lager. In der großen Beichte, dem Patet Aderbât des Khorda-Aveſta, die Spiegel III 207 ff. übersetzt hat, findet sich als 19a auch die Beichte und Reue, wenn jemand ohne Kosti, d. h. ohne den heiligen Gürtel gegangen war. In späterer Zeit wurde das Anlegen des Gürtels zu einer Aufnahme in den Priesterstand, einer Art Ordination umgedeutet, auch zerlegte man dann die feierliche Zeremonie in verschiedenen Gegenden auf verschiedene Zeitpunkte, das siebente oder zehnte Lebensjahr, ursprünglich aber sollte der Gürtel den selbständig gewordenen Parsen vor dem Einfluß böser Dämonen schützen, den Daevas, wie aus dem Vendidad hervorgeht, wo es im 18. Fargard oder Kapitel, Nr. 115 und 120, bei Spiegel I 237 f., heißt, wenn ein Mann ohne den Gürtel nach seinem fünfzehnten Lebensjahre vorwärts geht, so stürzen die Daevas gleich nach dem vierten Schritte sich über ihn und magern ihn ab an Zunge und Fett. Die Stelle bietet zwar, wie viele andere, Erklärungsschwierigkeiten, indem ein Wort darin als „unanständigerweise“ oder als „Unzucht treibend“ gefaßt werden kann, so daß es heißen könnte, wenn ein Mann unanständigerweise ohne Kosti geht, oder: wenn er ohne Kosti Unzucht treibt; aber gerade, wenn man die zweite Auffassung teilt, wie Spiegel eben übersetzt hat, wird die Bedeutung des Kosti klar: nicht, weil jemand überhaupt Unzucht treibt, sondern weil dies ohne Gürtel geschieht, ist der Parse sofort den Daevas verfallen, wiewohl auch natürlich Unzucht bestraft wird, doch gibt es dafür Sühne durch Gebete. Dagegen heißt es an der genannten Stelle S. 238, Nr. 119—120 ausdrücklich: „Nicht gibt es für ihn eine Sühne. Wenn ein Mann als Buhler (oder „unanständigerweise“) nach dem fünfzehnten Jahre vorwärtsstürzt ohne Kosti.“ Das ist freilich, wie aus dem oben genannten Patet Aderbât hervorgeht, später gemildert worden, denn da ist ja Beichte und Reue möglich.

Das Schutzmotiv des Gürtels, der in seiner Schnurform noch an die primitiven Gürtel der Naturvölker erinnert, ist also hier bei den alten Parsen ganz klar, und die Parsen brauchten den Schutz dringend, da ihre Religion nicht nur von feindlichen Dämonen, sondern auch von verderblichen Dämoninnen geradezu wimmelte! Kennt doch die Parsenreligion sogar eine Dämonin des bösen Blicks, die Agha Doithra, das böse Auge, und dies war eine sehr mächtige Dämonin, die im Vendidad, Fargard XIX 142 f. sogar eine Hauptrolle übernehmen sollte, den reinen Zarathustra zu vernichten. Aus diesen Vorstellungen heraus erklärt sich nun ohne weiteres

Digitized by Google

die Wichtigkeit des Gürtels im persischen Gesetz, von dem Diodor XVII 30 berichtet: „Dareios faßte den Gürtel des Charidemos gemäß dem persischen Gesetz an und übergab (ihn d. h. den Charidemos) den Dienern und fügte den Auftrag hinzu, (ihn) zu töten." Denn der Gürtel schützte eigentlich erst gegen alle Vernichtung und gegen alle bösen Einflüsse; wurde er zerrissen, so stürzten die Daevas todbringend auf den Betreffenden. Später genügte schon die symbolische Berührung des Gürtels bei Verkündigung eines Todesurteils, wie eben aus Diodor hervorgeht und durch die zeitlich früher liegende Erzählung in Xenophons Anabasis I 6, 10, wo der Verrat des Orontas berichtet ist, bestätigt wird, indem es heißt: „Danach erhoben sich auf Geheiß des Kyros alle, auch die Verwandten und faßten den Orontas am Gürtel zum Zwecke des Todes", d. h. damit er hingerichtet werden konnte. Eine Stelle, die erst durch die obenstehenden Ausführungen recht erfaßt werden kann.

Leider ist es mir nicht möglich, noch weiteres über den heiligen Parsengürtel zu berichten, da Herr Professor Junker, Leipzig, zwar darüber gearbeitet, auch einen Vortrag gehalten hat, aber bisher noch nichts davon im Druck veröffentlicht worden ist. Nur sei erwähnt, daß der Gürtel in Westasien auch zum Abzeichen besonderer Stände wurde, so daß z. B. die Magier, d. h. die persischen Priester, einen heiligen Gürtel mit vier Quasten trugen, die Königin dagegen einen Schnürgürtel mit langen purpurfarbigen Quasten.

Was sonst noch etwa vom Gürtel der Chaldäer in Babylon oder im Gilgamesch-Epos und in Ägypten, wo die Abbildungen bis ins 16. Jahrhundert v. Chr. zurückreichen, überliefert ist, muß in diesem Zusammenhang beiseite bleiben. Wir wollen die merkwürdige Rolle des Gürtels in der Bibel betrachten.

Hier fällt es zunächst auf, daß der Gürtel im Neuen Testament verhältnismäßig spärlich erwähnt wird[2]. Genannt wird der lederne Gürtel des Johannes Ev. Matth. 3, 4 und Ev. Mark. 1, 6, ferner der Gürtel des Paulus, Apostelgesch. 21, 11, sowie güldene Gürtel bei Traumerscheinungen Apokal. 1, 13 und 15, 6. Dann findet sich einmal Ev. Joh. 21, 18 der Ausdruck „du gürtetest dich selbst". Mit einer besonderen Funktion aber erscheint der Gürtel nur zweimal, Ev. Matth. 10, 9 und Ev. Mark. 6, 8, doch ist an beiden Stellen lediglich von den Aposteln die Rede, die „kein Gold noch Silber noch Erz", bzw. „kein Geld" im Gürtel tragen sollen. Dagegen ist nun wieder von diesem bekannten Gebrauch des Gürtels als Aufbewahrungsort für Geld nicht nur, sondern für alles Mögliche, z. B. auch für Früchte, Feigen, Weintrauben und Zuckermelonen[3], an keiner der über 50 Stellen die Rede, in denen der Gürtel und das Gürten im Alten Testament erwähnt wird, wiewohl er dort eine wichtige Rolle spielt. Bekannt

[2] Vgl. Carl Hermann Bruder, Konkordanz des N. Test., Leipzig 1853, unter ζώνη und Joh. Jacob Wetzstein, Nov. Test. Graec., Amsterdam 1751, S. 369, Belegstellen aus der Antike.

[3] Vgl. Strack-Billerberg, Kommentar zum Neuen Test. aus dem Talmud und Midrasch, München 1922, I 564—5.

Digitized by Google

sind ja die Ausdrücke vom „Lenden gürten“[4] für „sich reisefertig machen“, die allein schon die Bedeutung des Gürtels für die alten Juden beweisen, wie denn auch 1. Sam. 18, 4 und 2. Sam. 10, 4 zeigen, daß der Gürtel bei Vornehm und Gering einfach zur Männerkleidung gehörte. Kein Wunder, wenn ein solches Bekleidungsstück auch im übertragenen Sinne angewendet wurde, so daß es heißen kann „begürtet die Lenden eures Gemütes“[5] oder „umgürtet eure Lenden mit Wahrheit“[6], oder wenn der Gürtel im Gleichnis erscheint, so Jerem. 13, 1—10, wonach der Herr Israel wegwerfen wird „wie einen leinenen Gürtel, der durch Wasser verdorben ist“. Auch zum Symbol der Strafe oder Trauer umgürtete man sich, und zwar mit einem bloßen Strick oder mit „Säcken“, über deren Form freilich Unklarheit herrscht[7]. Diese wichtige Rolle des Gürtels zeigt sich nun auch im Gottesdienst und bei den Opfern. Der Hohepriester mußte dabei einen Gürtel tragen, der nach Webart und Farbenzusammenstellung genau vorgeschrieben war, wie das 2. Mos. 28, 8 geschieht, wo es heißt: „Und sein Gurt drauf soll derselben Kunst und Werks sein, von Gold, blauem und rotem Purpur, Scharlach und gezwirnter Leinwand.“ — Doch war dieser Prachtgürtel nicht der einzige für den Hohepriester, sondern nach 2. Mos. 28, 4 ff. trug dieser zum jährlichen Versöhnungsfeste einen leinenen Gürtel und leinene Kleider, wie es überhaupt für seine ganze Kleidung nach 2. Mos. 28, 4 ff. genaue Vorschriften gab, von denen hier besonders in Betracht kommt, daß der Rock des Hohepriesters eng anliegend gearbeitet sein sollte.

Das steht nun in einem Gegensatz zu sonstigen gottesdienstlichen Gebräuchen, die bei den Nachbarvölkern der Juden üblich waren und sich auch sonst bei heidnischen Völkern vorfinden. Denn wie Jos. Heckenbach[8] ausführt, werden trotz der bereits ausgebildeten Kleidung bei Opferhandlungen und sonstigen gottesdienstlichen Zeremonien die Gewänder abgelegt, zum Teil, weil man sie doch noch als etwas Neues im Vergleich zu den uralten Kultgebräuchen empfand und die Gottheit nicht mit Ungewohntem beleidigen wollte, zum Teil, weil die Anschauung mitspielte, die Kleidung sei durch den Umgang mit dem Irdischen befleckt, so daß man die Kleidung ablegen und sich selber einer Waschung unterziehen müsse, bevor man sich der Gottheit zu nahen wagte[9]. Weiter führt Heckenbach aus, wie alle primitiven Völker in der zunächst ungewohnten Kleidung Hindernisse und Fesseln erblicken, die ebenso wie ein Knoten ein böses Omen bedeuteten. Außerdem spielte der Tabu-Glaube mit[10], daß nämlich die Kleider selbst heilig und für den Men-

[4] 2. Mos. 12, 11; Jerem. 1, 17; 1. Kö. 18, 46; 2. Kö. 9, 1; Hiob 38, 3 = 40, 7; Hes. 23, 15; Apostelgesch. 12, 8; „Gürtel gürten“ Jes. 22, 21; „sich nicht im Schweiß gürten“ Hes. 44, 18.

[5] 1. Petr. 1, 13 vgl. Ev. Luk. 12, 35.

[6] Paul. an die Eph. 6, 14.

[7] Hauck, Realencykl. „Kleidung“.

[8] De nuditate sacra sacrisque vinculis, Gießen 1911 (Rel. gesch. Vers. u. Vorarb. IX 3).

[9] Vgl. Wundt, Völkerpsych. II² (1906), S. 318 ff.

[10] Vgl. Wundt, a. O. S. 300 ff.

Digitized by Google

schen unbrauchbar würden, wenn sie Heiliges berührten. All das wirkte nun zusammen, um die „heilige Nacktheit" entweder ganz, oder später doch wenigstens andeutungsweise nicht nur bei primitiveren Völkern, sondern auch bei den hochstehenden Kulturvölkern, wie Griechen und Römern, zu erhalten. Beispiele für diese Nacktheit sind für fast alle Völker bei Weinhold, Zur Gesch. des heidn. Ritus (Abh. Berl. Ak. 1896, 1) gegeben. Im griechischen und römischen Brauch sind Beispiele hierfür genugsam bekannt[11]. Die Sitte der Entblößung vor der Gottheit ist dort unbestritten. Restweise blick sie noch durch, wenn die Vorschrift gegeben wird, mit nackten Füßen und entgürteten Gewande der Gottheit zu nahen oder sonst eine heilige Handlung auszuüben[12].

Wenn nun im Gegensatz dazu der jüdische Hohepriester im engen Rock und mit einem besonders gearbeiteten Prachtgürtel sein Amt ausübt, so steht das nicht nur im Widerspruch mit dem eben Angedeuteten, sondern auch mit dem sonstigen Brauch in der Bibel selbst. Denn dort heißt es 1. Sam. 19, 24 von König Saul: „Und er zog auch seine Kleider aus und weissagte auch vor Samuel." Genau so weissagt Jes. 20, 2, 3 der Prophet Jesajas „nackt und barfuß", ganz so wie der von der Gottheit erfaßte Seher oder die Seherin im Altertum[13], und ganz bekannt sind ja die Worte Gottes zu Moses[14]: „Tritt nicht herzu, zeuch deine Schuhe aus von deinen Füßen, denn der Ort, darauf du stehest, ist ein heilig Land", eine Aufforderung, die der Fürst über das Heer des Herrn, d. h. Gottes auch an Josua[15] mit fast denselben Worten richtet.

Unter diesem Gesichtswinkel betrachtet bekommt das enge Gewand und der bewußt betonte Gürtel des Hohepriesters vielleicht eine besondere Bedeutung. Wenngleich nämlich auch dem antiken Gottesdienst neben der heiligen Nacktheit eine heilige Verhüllung bekannt war (Ovid. Met. I 218), so bleibt doch einmal daneben die Entgürtung bestehen, während ausdrücklich enge Kleidung und prächtige Gürtung für den Hohepriester als allein für seine Amtierung gültig und statthaft nach den Vorschriften Moses durchgeführt ist. Wenn es bei Hauck, Realenc. unter „Kleidung" heißt, daß die Bekleidung des Hohepriesters aus der Anlehnung an die Verhüllung bei sonstigen Kulten zu erklären ist, so ist das sicher richtig. Auch das Anlegen des Gürtels hat, worauf bei Hauck nicht hingewiesen wird, eine gewisse Parallele bei den Parsen, die, wie Spiegel III, S. 4 und 5 bemerkt, bei bestimmten Gebeten ihre Gürtelschnur um die Stirn legen und in die herabhängenden Enden Knoten knüpfen und wieder lösen. Aber ob nun das Anlegen des prunkvollen, in die Augen fallenden Hohepriestergürtels allein

[11] Vgl. Arch. Jahrb. XVIII (1903) Taf. I, dazu S. 1 ff. Strzygowski, „Über den Augustusbogen in Susa".

[12] Ovid, Met. VII 182; I 218; Tibull I 5, 15.

[13] Über den ursprünglich rohen Sinn dieser Sitte vgl. Bethe, Rhein. Mus. LXII (1907) „Die dorische Knabenliebe" bes. S. 467 ff.

[14] 2. Mos. 3, 5.

[15] Jos. 5, 15.

Digitized by Google

davon herzuleiten ist, oder ob vielleicht auch assyrischer Einfluß vorliegt, wie man vielleicht aus dem Gilgamesch-Epos vermuten könnte, wo Tafel III und IV der Gürtel ausdrücklich als zum Festgewand des Enkidu und Gilgamesch gehörig genannt wird, ob weiter etwa das Anlegen des Prachtgürtels schon äußerlich symbolisch die endgültige Abkehr vom Götterdienst hin zur Verehrung eines einzigen Herrn und Gottes kennzeichnen sollte, bis zu dessen endgültiger Anerkennung das Volk der Juden noch einmal in den Götzendienst zurückverfiel, als es sich 2. Mos. 32 das goldene Kalb anfertigen ließ, ob ferner ein besonderes seelisches Moment bei den Juden mitspielte, das eine körperliche Entblößung überhaupt scheute, wie man aus den Anmerkungen von Hans Windisch, „der zweite Korintherbrief" (1924), S. 164/5 zu 2. Kor. 5, 6—8, schließen könnte, wonach Paulus auch den vorübergehenden Zustand der Nacktheit fürchtet und deshalb wünscht, wenn seine Seele sich vom Körper trennt, sofort das Himmelskleid überziehen zu können, ob endlich eine veränderte gefühlsmäßige Einstellung der Juden gegenüber dem „Herrn" vorliegt, als dessen „Knechte" sich ja die Gestalten des A. T. gern bezeichnen, so daß man etwa glaubte, vor einem Herrn in anständiger Kleidung erscheinen zu müssen, darüber ist leider bisher nichts festzustellen gewesen; auch eine Frage in Fachkreisen hat über die Bedeutung des Hohepriestergürtels oder über einschlägige Literatur bisher nichts ergeben, so daß ich alles nur als bloße Vermutungen hinstelle. Es könnte natürlich auch so sein, daß der Hohepriester, da der Gürtel sonst im täglichen Leben der Juden des A. T. zur Kleidung der Männer gehörte, als besonders Hochgestellte eben auch einen besonders prächtigen Gürtel tragen mußte, ähnlich wie später in Byzanz das cingulum der Beamten eine so große Rolle spielte, wie die zahlreichen Vorschriften im Corp. iur. beweisen, und ähnlich wie später in Rom jeder anständig gekleidete Mensch gegürtet, cinctus sein mußte, und es als unanständig galt, sich als discinctus oder soluta tunica zu zeigen, wie das z. B. von Seneca dem Mäcenas zum Vorwurf gemacht wird (Epist. XIX 5, 114).

Doch gilt das eben erst für spätere Zeit in Rom. Denn während im A. T. und in Asien bei den Parsen und Persern der Gürtel für die Männerwelt eine so wichtige Rolle spielt, war das zunächst wenigstens in Rom nicht der Fall, wo der Gürtel nicht von Haus aus zur Zivilkleidung der Männer zählte.

Doch sind auch hier Nachrichten vorhanden, die eine besondere Bedeutung des Gürtels bekunden. So heißt es bei Plinius Naturg. XXVIII 42: „Geburten beschleunigt auch der Mann, von dem sie empfangen hat, wenn er seinen Gürtel abbindet und damit das Weib umgürtet, ihn dann löst und das Gebet hinzufügt, derselbe, der gegürtet (gebunden) habe, werde auch lösen, und ihn wegwirft."

Der Gürtel verschließt etwas. Seine Lösung kann deshalb nach analogischer Vorstellungsverbindung eine Öffnung des Schoßes der Frau bewirken, genau wie das Öffnen eines Schlosses, wenn eine Geburt bevorsteht.

Digitized by Google

Dieser Sinn ist auch erkennbar bei dem Gürtel mit dem herkulischen Knoten, von dem Festus schreibt[16]: „Es war üblich, die Neuvermählte mit einem aus Schafwolle hergestellten Gürtel zu umgürten. Diesen löste der Mann im Bett. Denn wie jene Wolle in Knoten geknüpft und untereinander verbunden wurde, so soll ihr Mann mit ihr aufs innigste vereinigt werden. Diesen mit dem herkulischen Knoten gebundenen Gürtel löst der Mann der Vorbedeutung wegen, daß er selber so glücklich sein möge, Kinder zu erhalten, wie Herkules es war, der 70 Kinder hinterließ."

Dieser Gürtel mit seinem Knoten war ursprünglich kein Symbol, sondern ein Schutz der Braut gegen Beherzung. Eine schützende Kraft muß der Brautgürtel aber zunächst für die Jungfräulichkeit besessen haben, denn auch die Vestalinnen, die als göttliche Bräute zur Keuschheit verpflichtet waren[17], trugen denselben Gürtel mit dem herkulischen Knoten.

Wenn nach Codex Cambridge 133 (Oder, Rhein. Museum 51, S. 58) ein an Dysurie leidendes Pferd mit dem Gürtel einer reinen Jungfrau (castae virginis cingulo) geschlagen wird, damit es gesund werde, so handelt es sich in erster Linie um die wunderwirkende Macht der Keuschheit[18]. Diese könnte an sich wirksam werden, indem irgend etwas, was zu einer Jungfrau in Beziehung steht, mit dem Pferd in Berührung gebracht wird, ist aber durch Verwendung des Gürtels einer Jungfrau besonders betont, denn er umschließt die Schamteile. Der Gürtel wirkt hier wie eine Verstärkung des Zaubers, der an sich von der Jungfrau ausgeht. Seine Verbindung mit dem Geschlechtsleben ist klar.

Auch in Griechenland spielte der Gürtel für die Geburt eine große Rolle, hießen doch die bei der Geburt helfenden Gottheiten geradezu die gürtellösenden, λυσίζωνοι, zu denen Artemis zählte. Infolgedessen lösten Jungfrauen, die zur Vermählung gingen, ihren Gürtel und weihten ihn der Artemis, ebenso taten das Frauen, die zum erstenmal gebaren, und auf Grabdenkmälern verstorbener junger Mütter sind die Frauengestalten mit offenem Haar und gelöstem Gürtel dargestellt[19]. Nach der glücklichen Geburt aber pflegten die Mütter den gütigen Gottheiten außer ihren Schuhen, Kopfbedeckungen und Haaren auch den Gürtel zu weihen.

Immer hat also der Gürtel hier mit sexuellem Gebiet zu tun, und das spiegelt sich auch im Mythos und in der Sage. Ganz bekannt ist der schon in der Ilias 24, 215 ff. beschriebene κεστὸς ἱμάς (kestos himas) der Aphrodite, der nicht nur ihr den unwiderstehlichen Liebreiz verleiht, sondern

---

[16] Ausg. Müller, S. 63: cingulo nova nupta praecingebatur, quod vir in lecto solvebat, factum ex lana ovis, ut sicut illa in glomos sublata coniuncta inter se sit, sic vir suus secum cinctus vinctusque esset. Hunc Herculaneo nodo vinctum vir solvit ominis gratia, ut sic ipse felix sit in suscipiendis liberis, ut fuit Hercules, qui septuaginta liberos reliquit.

[17] Fehrle, Die kultische Keuschheit 210 ff.

[18] Fehrle, ebenda 54 ff.

[19] S. Conze, Die att. Grabreliefs, Taf. 46, 74, 75, S. 70.

Digitized by Google

seine Zauberkraft auch auf Hera überträgt. Voraussetzung ist natürlich, daß man den kestos als Gürtel auffaßt, was zwar meist geschieht, doch auch Widerspruch gefunden hat[20], besonders, weil Hera den von der Aphrodite geliehenen kestos nicht umlegt, sondern ihn in den Busen steckt. Darauf ließe sich entgegnen, daß mindestens ein so denkender Kopf, wie der endgültige Redaktor der Ilias, sich sagte, Zeus, dem Aphrodites Zaubergürtel doch sehr bekannt war, mußte wohl Heras List und Absicht sofort erkannt haben, wenn diese es gewagt hätte, den kestos offen umzulegen. Doch mag man anderer Meinung sein, die ich nicht teile, bezeichnend jedenfalls auch für die späteren kestoi war stets der Glaube[21] an eine besondere Kraft. Ebenso sagte man dem Gürtel der Amazonenkönigin Hippolyta, den sie von Ares zum Geschenk erhalten hatte, besondere Kräfte nach.

Vielleicht hat gerade er auf germanischem Boden in Prünhilts Gürtel[22] eine Parallele gehabt. Dagegen fehlt zum Gürtel der Aphrodite im Germanischen ein Vergleich. Dort ist er als Attribut der Liebesgöttin nur durch Überlieferung bekannt geworden, wenn auch in dem Maße, daß im 13. Jahrhundert ein Nachkomme des edlen Geschlechtes derer von Tanhusen, den wir alle als Tannhäuser kennen, der aber mit der Wagnerschen Figur eigentlich nur den Namen gemeinsam hat, als eine Art mittelalterlicher Romantiker und Lumpazivagabundus von Burg zu Burg zog, und zwar als Frau Venus verkleidet und mit entsprechendem Gefolge. In seiner Autobiographie[23] betont er ausdrücklich, daß er auf seiner Venusfahrt einen drei Finger breiten Gürtel trug, der wegen seiner Breite Aufsehen erregen sollte und auch erregte. Natürlich handelt es sich hier um einen einfachen Abklatsch, irgendwelche Vorstellung von einer besonderen Kraft des Gürtels findet sich nicht mehr. Auch wenn J. Grimm[24] aus dem mittelalterlichen Rechtsleben quellenmäßig die Vorschrift belegt, daß bei Haussuchungen die Bewohner des betreffenden Hauses im Hemd ohne Gürtel gehen mußten, und daß „landräumige" Männer Gürtel und Schuhe abzulegen hatten, so möchte ich den Grund hierzu nicht in uralten Vorstellungen von einer schützenden Kraft des Gürtels suchen, sondern in rein praktischen Zwecken, um eine Unterschlagung zu verhindern. Eher könnte eine solche Vorstellung noch in dem mittelalterlichen Brauch liegen, daß eine Frau, die auf die Erbschaft ihres verstorbenen Gatten verzichtete, ihren Gürtel in das Grab warf oder ihn vor Zeugen und dem Richter löste. Doch ist es wahrscheinlicher, daß der Gürtel hier als Symbol der Hausfrau galt. Fraglich ist es ferner, ob sich aus alten Beziehungen zum Geschlechtsleben die Sitte der Ritter zur Zeit Wolframs von Eschenbach erklärt, für erhaltenen feilen Liebesgenuß einen Gürtel als Lohn zu geben, wie das Parzival VII 341 (Lachmann) erwähnt wird:

[20] Vgl. Pauly-Wiss. Suppl. IV S. 902.

[21] S. Pauly-Wiss. X 120.

[22] Nib. Not V 587 (Lachmann).

[23] Übersetzt von Tieck.

[24] Deutsche Rechtsaltertümer (1828) S. 157 f.

Digitized by Google

ouch was der frouwen dâ genuoc[25]
etslîchiu'n zwelften gürtel truoc
ze pfande nâch ir minne,
ez wârn niht küneginne,
dieselben trippaniersen[26]
hiezen soldiersen[27].

Denn wie schon im Alten Testament der Gürtel als Lohn (2. Sam. 18, 11) und als Handelsartikel (Sprü. 31, 24) erscheint, so ist gerade dies auch im Parzival der Fall, wo XI 563 Gawan zu einem Krämer kommt:

Gâwân sîn grüezen sprach
zu dem krâmer. do er gesach
waz wunders dâ lac veile
nâch sîner mâze teile
bat im zeigen Gâwân
gürtelen ode fürspan

Auch geben die Urkunden des Stiftes Seckau aus dem Jahre 1166 vom 17. September als Geschenk der Markgräfin Kunigunde von Steiermark u. a. einen Gürtel an, der 16 Mark Silbers wert war und 60 Ellen Perlen trug, und der nebst 1 Goldmark bei Ankauf eines Hofes mit in Zahlung gegeben wurde[28]. Das beweist, daß der Gürtel wie ja auch andere Wertgegenstände, geradezu als Geld diente.

Dagegen liefert die deutsche Sage Beispiele von einer besonderen Wirkung des Gürtels. So sollten Leute, die ihre Gestalt zu ändern vermochten, Wölfe werden, wenn sie einen Gürtel aus Wolfsfell um den nackten Leib legten. Daran glaubt man zum Teil noch heute im Norden und Osten Deutschlands, doch muß nach dem heutigen Volksglauben der Wolfsfellgürtel die zwölf Himmelszeichen tragen und außerdem sieben Zungen auf der Schnalle[29]. Das ist natürlich spätere Zutat, denn die Gürtelschnallen haben sich erst in nachchristlicher Zeit verbreitet[30]. Ganz bekannt sind schließlich als Beispiele für eine Zauberkraft des Gürtels Zwergkönig Laurins Zwölfmännergürtel, nach dessen Verlust Laurin seinen Gegnern verfallen ist[31] und der meginjardar Thors, der dem Gotte die Asenkraft um das Doppelte steigerte.

---

[25] Nämlich in dem Ritterheere, zu dem Gawan kommt.

[26] Aus altfranzös. troppendiere, Hure, Dirne.

[27] Soldatenweiber.

[28] Urkundenbuch des Herzogtums Steiermark, bearb. v. J. Zahn, Graz 1875, Bd. I S. 462: ... cingulum ex marca auri fabrefactum et sexaginta ulnis unionum exornatum ex ad precium sedecim marcarum argenti estimatum.

[29] Mogk, im Grundriß der germ. Philol. III 272.

[30] Ebert, Reallex. „Gürtel".

[31] Georg Holz, Laurin und der kleine Rosengarten, Halle a S. 1897, S. 7, Vs. 191 f., S. 17, Vs. 534 ff., S. 18, Vs. 546 ff., S. 36, Vs. 1146 f.

Digitized by Google

Weiteres, was von einem anderen Standpunkt aus für den Gürtel Beachtung verdiente, wie das cingulum militare des Römers, seine Rolle in Byzanz und von dort aus in der mittelalterlichen Ritterwelt bis zum Jahre 1792, wo noch ein kostbarer Gürtel aus blauer Seide, mit heraldischen Adlern und Löwen bestickt zu den Reichskleinodien zählte, die germanischen und merovingischen Gürtel mit ihren merkwürdigen Verzierungen, der Mönchsstrick mit seinen Gelübdeknoten, Kleiderverordnungen des 14. und 15. Jahrhunderts, die sich mit dem Gürtel befassen, die Keuschheitsgürtel oder venezianischen Gitter des 15. und 16. Jahrhunderts u. a. m. muß für jetzt beiseite bleiben, denn hier kam es mir zunächst nur darauf an zu zeigen, welche Vorstellungen sich mit dem Tragen des Gürtels verbanden, und wie solche Vorstellungen noch in geschichtlicher Zeit durch besonders charakteristische Beispiele zu belegen sind und zwar bei verschiedenen Völkern. Zusammenfassend läßt sich sagen, daß bei den Parsen, Griechen, Römern und Germanen der Gürtel eine außerordentlich wirksame Kraft besitzt, oder, um den Ausdruck zu gebrauchen, daß man von einem Gürtelorendismus reden kann.

Die Bezeichnung Orendismus soll für diese Untersuchung einmal beibehalten werden; sie ist im Jahre 1919 von Fr. Pfister neu geprägt worden und in Nachschlagewerken bereits aufgenommen, so in Pauly-Wissowas Realencykl. XII 2126 ff. unter „Kultus" oder im „Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens". Pfister hat im Anschluß an ethnologische Forschungen das Wort von dem Ausdruck ‚Orenda' abgeleitet, mit dem der nordamerikanische Indianerstamm der Irokesen etwa das bezeichnet, was die Religionswissenschaft seit einigen Jahrzehnten unter ‚Mana' versteht. Da sich aber von diesem Worte Ableitungen besonders deshalb nicht bilden lassen, weil der Manismus', vom lateinischen Manes abgeleitet, bereits in der Religionswissenschaft besteht, hat man nach anderen Bezeichnungen gesucht. So redet Karutz[32] von ‚Emanismus', Bertholet [33] von ‚Dynamismus'. Der Ausdruck Orendismus läßt sich sprachlich bequem handhaben, deshalb möchte ich ihn beibehalten. Zur Definition dient am besten das, was Pfister in seinem Aufsatz „Volkskunde, Religion und Religionswissenschaft"[34] ausgeführt hat, worin er den Begriff „Gott" soweit zu fassen sucht, daß er auf die Gottesvorstellungen jeder Religion anwendbar ist, und dabei vier Hauptgottesvorstellungen unterscheidet:

1. Viele unpersönliche Götter (Orendismus).
2. Viele persönliche Götter (Animismus).
3. Ein unpersönlicher Gott (Pantheismus).
4. Ein persönlicher Gott (Monotheismus).

In seinem Aufsatz „Der Glaube an das Außerordentlich Wirkungsvolle (Orendismus)"[35] kommt Pfister auf die eben genannten Aufstellungen zurück und fügt hinzu, daß Orendismus und Animismus für die Volkskunde

[32] Zeitschr. f. Ethnol. (1913) S. 545 ff.
[33] Das Dynamische im Alten Testament, Tüb. 1926.
[34] Blätter zur bayr. Volkskunde (1925) Heft 10.
[35] Blätter zur bayr. Volkskunde (1927) Heft 11.

Digitized by Google

weitaus am wichtigsten sind, daß ferner die vier Gottesvorstellungen in den heutigen Religionen nirgends mehr rein vorkommen, sondern miteinander gemischt. „Insbesondere der Orendismus findet sich in mehr oder minder zahlreichen Spuren fast in jedem Volksglauben wieder, bei den alten Griechen wie im Christentum, bei primitiven Völkern, wie im Volksglauben moderner Kulturvölker, auch unseres eigenen Volkes." Über den Orendismus besonders bei den Griechen hat Pfister ferner in verschiedenen Artikeln gehandelt[36], eine besonders gute Orientierung ist von ihm in den „Blättern" (S. Anm. 34) gegeben worden, wo er auch nach Friedrich Rudolf Lehmann[37] den ‚Mana'-Begriff ausführlicher erläutert, allerdings auch bemerkt, daß das Verhältnis von Mana zu Tabu noch einer genaueren Untersuchung bedarf. Das Ergebnis der Pfisterschen Ausführungen ist, daß der Orendismus eine besonders wirkungsvolle Macht ist, die einem Menschen oder einem leblosen Objekt innewohnt und auch übertragbar, doch auch verlierbar ist. Solche Vorstellungen sind nun bei den verschiedensten Völkern zu finden, von der Südsee bis nach dem germanischen Norden[38]. Sie sind also ziemlich verbreitet, wenn auch z. B. besonders gegen Preisigkes Ausführungen Einwände vorgebracht worden sind durch v. Bissing (Philol. Wochenschr. 1920, 1165 ff.), Pieper (Oriental. Litztg. 1923, 264) und Joh. Hehn (Zeitschr. für die alttestam. Wiss. 1925, 210 ff.). Trotzdem aber bleibt die Erscheinung an sich bestehen, wenn sie vielleicht auch nicht bei sämtlichen Völkern nachweisbar sein sollte. Nimmt man nun den Ausdruck Orendismus dafür auf, so ist es besonders bequem, ihn für leblose Dinge anwenden zu können, wie das Pfister in seinem Artikel ‚Amulett' im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens getan hat. Was für den Gürtel in Betracht kommt, sei mit wörtlicher Zitierung Pfisters aus dem ‚Amulett'-Artikel gegeben. Demnach bezeichnet er das Amulett als einen „kleinen, krafterfüllten (orendistischen) Gegenstand, dessen Kraft sich dort wirksam zeigt, wo er angehängt oder befestigt wird. Vom Talisman unterscheidet sich das Amulett höchstens dadurch, daß das Wort Talisman gelegentlich auch auf größere Gegenstände, wie Bildsäulen angewandt wird. Zum Wesen des A. aber gehört seine leichte Tragbarkeit und Anhängbarkeit. Das A. kann einem vierfachen Zweck dienen, denselben vier Zwecken, deren Erreichung allgemein im Gebiet der Religion wie in dem der Zauberei durch Kult bzw. Zauberhandlungen hervorgerufen werden kann. Das A. kann also 1. apotropäisch wirken, d. h. es kann böse Geister, Einflüsse usw. abwehren. Es kann 2. Zwangshandlungen ausüben, insbesondere zu Analogiezauber gebraucht werden. Ferner kann es 3. die Kraft des Trägers stärken, d. h. die Kraft des A. wird der

[36] Berl. Philol. Wochenschr. 1920, 645; Philol. Wochenschr. 1921 (394); 1923 (356); 1925 (626).

[37] „Mana". Der Begriff des Außerordentlich Wirkungsvollen bei Südseevölkern (Staatl. Forschungsinst. Leipzig, Inst. für Völkerk., 1. Reihe, Ethnogr. u. Ethnol. II (1922).

[38] Joh. Warneck, Die Rel. der Batak (= Rel. urk. der Völker, Abt. IV, Bd. I (1919). Preisigke, Vom göttl. Fluidum nach ägypt. Vorstellung (Papyrusinst. Heidelberg, Heft 1 (1920); Preisigke, Die Gotteskraft der frühchristl. Zeit (Papyrusinst. Heidelberg, Heft 6 (1922); Mogk, in der Streitberg — Festgabe (1924) S. 278ff.

Digitized by Google

Kraft des Trägers zugefügt, beide werden vereinigt (sakramentale Wirkung). Und 4. kann durch das A. die Kraft göttlicher Wesen gestärkt, diese erfreut werden (euergetische Wirkung)".

Pfister schließt mit einem Abschnitt über die Kraft der Amulette, wobei es heißt: „Die Kraft, die in dem A. wirkt, kommt ihm entweder an sich zu durch das Material, aus dem es besteht, oder durch die magischen Zeichen, Worte und Bilder, die es trägt, oder auch, sie ist ihm vom Zauberer oder vom Priester durch eine magische Handlung oder Weihung verliehen worden, oder sie ist durch Berührung mit geweihten Gegenständen (Heiligenbilder, Reliquien) in das A. übergegangen ..."

Aus diesem Referat über den Orendismus, insbesondere über das Amulett ergibt sich nun ohne weiteres, wie eine Untersuchung über besondere mit dem Gürtel verbundene Vorstellungen zum Orendismus führen mußte. Der Gürtel hat ja die Eigenart, daß er ältestes Bekleidungsstück, Schmuck und gleichzeitig Amulett ist. Rein oberflächlich betrachtet, könnte man also den Gürtel unter die Amulette einreihen, etwa so, daß der Gürtel der Parsen zur ersten Gruppe gehörte, die apotropäisch wirkt; auch seine besonders vorgeschriebene Herstellungsart würde dazu passen, daß ein Amulett durch das Material, aus dem es besteht, wirken kann. Zur zweiten Gruppe würde der geburtshelfende und heilende Gürtel passen, zur dritten bzw. vierten Gruppe etwa der Brautgürtel, sowie der Gürtel Aphrodites, Thors und Laurins. Aber bei näherem Zusehen ergeben sich doch Schwierigkeiten, ganz abgesehen davon, daß orendistische Vorstellungen noch nicht überall unbestritten nachgewiesen sind. Denn selbst, wenn man dies als gegeben ansehen wollte, muß man beachten, welche Rolle die Gürtelvorstellungen bei den einzelnen Völkern spielen, und wie diese Vorstellungen beschaffen sind.

Der Parsengürtel ist für beide Geschlechte gleich wichtig, er schützt und bewahrt seine Träger tatsächlich wie ein Amulett. Außerdem erinnert er in seiner Schnurform noch an die primitivste Art des Gürtels, mit dem sich Schutzvorstellungen irgendwelcher Art verbanden. Auch seine besondere Herstellungsart paßt zum Wesen der Amulette. Hier scheint es mir sicher zu sein, daß alteinheimische orendistische Vorstellungen anzunehmen sind.

Den vollen Gegensatz dazu bietet der Gürtel in der Bibel, der absichtlich unmittelbar nach dem Parsengürtel behandelt worden ist. Denn so oft auch der Gürtel in der Bibel erwähnt wird, der als Stück der Kleidung dort unentbehrlich war, es findet sich an keiner Stelle auch nur eine Andeutung davon, daß sich mit ihm irgendwelche besonderen Vorstellungen von einer wirksamen Kraft verbanden, auch nicht mit dem Gürtel des Hohepriesters, obwohl die Machart des Prunkgürtels besonders vorgeschrieben ist. Es findet sich auch keinerlei Anspielung etwa an geschlechtliche Dinge, außer daß in den Apokryphen, Baruch 6, 44 der Ausdruck „Gurt lösen„ für „buhlen" gesagt wird, und an dieser einen Stelle bezieht er sich auf chaldäische Weiber, die mit Stricken umgürtet am Wege sitzen und Obst zum Opfer bringen, „und wenn jemand vorübergeht und eine von ihnen hinwegnimmt, und bei ihr schläft, rühmt sie sich wider die andere, daß jene nicht sei wert gewesen wie sie, daß ihr der Gurt aufgelöset wurde".

Digitized by Google

Hier also ist es wohl nicht angängig, für den Gürtel orendistische Vorstellungen erweisen zu wollen. Das ist um so auffälliger, als andere Kleidungsstücke im Alten Testament mit magischer Kraft erscheinen. So der Mantel des Elia, von dem es 2. Kö. 2, 8 heißt: „Da nahm Elia seinen Mantel und wickelte ihn zusammen und schlug ins Wasser (scil. des Jordans); das teilte sich auf beide Seiten, daß die beiden (d. h. Elia und sein Jünger) trocken hindurch gingen[39]."

Erst in frühestens hellenistischer Zeit begegnet der Gürtel im Judentum mit besonderer Wirkungsart und da gleich in dreifacher Auflage, nämlich im sogenannten „Testament des Hiob", auf das mich Herr Prof. Leipoldt, Leipzig, aufmerksam machte, dem ich überhaupt für seine freundliche Bereitwilligkeit, mit der er mir die Bücher des Instituts zur Verfügung stellte, zu aufrichtigem Dank verpflichtet bin. — In dem genannten Testament Hiobs[40] empfangen die drei Töchter Hiobs vor dem Tode ihres Vaters je einen Gürtel als Schutzmittel. Als sie ihn anlegen, heißt es von der ersten Tochter: „Sogleich geriet sie in Verzückung ... sie erhielt ein anderes Herz (Denken), daß sie nicht mehr irdisch gesinnt war und ließ die Lobgesänge der Engel in der Engelsprache ertönen und stimmte gemäß dem Lobgesang der Engel für Gott ein Loblied an." Die zweite Tochter erhält durch Anlegen ihres Gürtels „die Sprache der Herrscher", d. h. der Himmlischen, und die dritte „erhielt einen Mund, der in der Sprache derer in der Höhe redete ... sie sprach aber in der Mundart der Cherubim, indem sie den Herrn der Tugenden rühmte, nachdem sie deren Ruhm gezeigt hatte", und von allen dreien heißt es schließlich: „Und sie sangen und rührten das Saitenspiel und priesen und lobten Gott, eine jede in der ausgewählten (d. h. über dem Irdischen stehenden) Sprache." Das Anlegen der Gürtel hat also den Erfolg, daß die Töchter Hiobs die Engelsprache verstehen und diese selber anwenden können, um den Herrn zu lobpreisen[41].

So beachtenswert das Problem an sich ist, daß die Engel als in einer eigenen Sprache redend vorgestellt werden, so kommt doch hier nur die Kraft der Gürtel in Betracht. Daß sie eine verhältnismäßig junge Vorstellung ist, unterliegt keinem Zweifel. Diese Gürtel sind losgelöst von sexuellen Vorstellungen und vom Schutzmotiv, das sicher das älteste gewesen ist. Der Gürtel hat hier eine Wirkung, die sonst etwa dem Genuß einer weißen Schlange im Grimmschen Volksmärchen zugeschrieben wird, wenn ein König dadurch in den Stand gesetzt wird, die Vogelsprachen zu verstehen, wie das ähnlich dem König Salomo angedichtet worden ist.

Überhaupt scheint mir das Kriterium, um feststellen zu können, ob der Gürtelorendismus *ursprünglich* bei einem Volke war, oder ob er später einfach übernommen wurde, darin zu bestehen: sofern sich die Gürtelvorstellungen auf geschlechtliches Gebiet richten, sind sie wohl als ursprünglich zu bezeichnen, andernfalls als von außen eingedrungen. Denn die ursprüng-

[39] Darüber und über sonstige magische Kraft von Kleidern vgl. Anton Jirku, die magische Bedeutung der Kleidung in Israel, Kieler Habilschr. 1914.

[40] Joh. Weiß, der erste Korintherbrief, Gött. 1910 S. 338.

[41] Vgl. H. Güntert, Von der Sprache der Götter und Geister, Halle 1921.

Digitized by Google

liche Vorstellung des Gürtelträgens war die des Schutzes der zur Erhaltung des Stammes wichtigen Körperteile. Wo also dem Gürtel andere Funktionen zugeschrieben werden, die auch einem Ringe oder Knoten anhaften können oder etwa durch den Genuß einer Schlange ausgelöst werden, kann es sich nicht mehr um alte Vorstellungen handeln, die sich mit dem Gürtel verbanden.

Bei den Germanen sind die besonderen Vorstellungen zunächst ganz losgelöst von irgendwelchen geschlechtlichen Beziehungen, trotzdem der Gürtel das beliebteste germanische Kleidungsstück war[42]; der Wolfsfellgürtel verwandelt seinen Träger in einen Wolf, die Kraftgürtel Thors und Laurins steigern einfach die Muskelkraft des Betreffenden. Nach dem, was B. Ankermann, Die religionsgeschichtliche Bedeutung des Totemismus[43], ausführt, möchte man den Glauben an die Wirkung des Wolfsgürtels auf totemistische Vorstellungen zurückführen. Was aber den Gürtel Thors anbelangt, so sind allgemein der Meginjardar, sein Mjolnir, der Zermalmer, eben sein Hammer, sowie sein Wagen, der mit den beiden Böcken Tanngniost und Tanngrisnir, Zahnknisterer und Zahnknirrscher, bespannt ist, als Attribute des Gottes bekannt, ebenso die eisernen Handschuhe, die er haben muß, um seinen Hammer am Schaft fassen zu können. Aber in der Edda selber kommt in der þrimskviþa, dem Liede vom Riesen þrym, der Thors Hammer raubt, als Attribut Thors nur der Mjolnir und der mit zwei Böcken bespannte Wagen vor, ohne daß die Böcke Eigennamen besitzen. Die þrymskviþa zählt nun zu den ältesten Eddaliedern, die noch in Norwegen entstanden und dann in Island stark interpoliert worden sind; ihrem Alter nach reichen sie etwa bis auf das 9. nachchristliche Jahrhundert zurück. Doch auch die jüngeren Eddalieder, darunter die ziemlich junge, nach skaldischer Kunst gedichtete Hymiskviþa, das Lied von Hymir, mit dem Thor allerlei Kraftproben besteht, z. B. die Midgardschlange angelt, kennen weder die Eisenhandschuh, noch die Namen der Böcke, noch den Kraftgürtel Meginjardar; denn wenn auch die Hymiskviþa einige Lücken enthält, so sind doch gerade die Stellen, an denen bei den Kraftproben der Gürtel unbedingt hätte erscheinen müssen, vollständig, aber es heißt da nur, daß Thor alle Asenkraft einsetzte. Erst in der jüngeren Edda, der sogenannten Snorra-Edda, die der Historiker Snorri Sturluson, der von 1178—1241 lebte, als eine Art Handbuch in Prosa für jüngere Skalden nicht vor 1200 verfaßt hat, tauchen auf einmal im Abschnitt 21 der Gylfaginning, der Erzählung von Gylfis Verblendung, die Namen der beiden Böcke, die eisernen Handschuhe Thors und der Meginjardar auf, der dann auch in Abschnitt 45 in Aktion tritt. Außerdem aber finden sich Hammer, Handschuhe und Kraftgürtel Thors nocheinmal im III. Teile der Prosaedda Snorris, der Skaldskaparmál, im 2. Abschnitt erwähnt, und hier ist eine Erweiterung zu finden: Thor hat dort ein Abenteuer mit Geirröd, zu dem er durch Lokis Schuld und List ohne seinen Hammer, die Handschuhe und den Gürtel ziehen muß. Doch wird ihm von dem Riesenweibe Grid aus der Verlegenheit geholfen, indem sie ihm

[42] Ebert, Reallex. VI S. 386.

[43] Ilbergs Neue Jahrbücher (1917) S. 494 ff.

Digitized by Google

ihren eigenen Kraftgürtel, ihre Eisenhandschuhe und ihren Stab Gridarwol leiht. Da liegt die Vermutung sehr nahe, daß Snorri in den Attributen Thors nicht nur altes Sagengut gibt, sondern daß die Namen der Böcke, die Handschuhe und der Kraftgürtel spätere Zudichtungen sind. Zunächst hätte doch in der þrimskviþa der Riesepþrym den Hammer, den der Gott selber nur mit seinen Eisenhandschuhen anfassen konnte, nicht, ohne seine Hände zu schützen, rauben können. Sollte das aber für eine Göttersage zu logisch gedacht sein, so kommt hinzu, daß zwar die Sagazeit hanzkar, d. h. Handschuhe kennt, und zwar feinere, mit Fingern gearbeitete, glotar, aus Hirschfell und feinem Zeug, bisweilen mit Gold gestickt, und gröbere Faust-handschuhe aus Wollstoff, aber keine eisernen. So alt ein Schutz der Hand ist, dessen sich bereits Laertes, der Vater des Odysseus, bei der Landarbeit bedient (Odyss. 24, 230), so kommen doch eiserne Handschuhe erst mit der Ritterrüstung auf. Und wenn es sonst anerkannt ist[44], daß für die Männer- und Frauentracht der Sagazeit die altnordische und altisländische Literatur zwar als Hauptquelle zu gelten hat, weil wenig archäologisches Material vorliegt, aber mit Vorsicht zu verwerten ist, da diese Literatur zumeist erst dem 12./13. Jahrhundert entstammt, und die Gefahr naheliegt, daß jüngere Moden der älteren Zeit zugeschrieben werden, so möchte ich diesen Standpunkt auch auf die Attribute Thors übertragen, soweit es sich um die eisernen Hand-schuhe handelt, sowie auf die Vorstellung von einer kraftsteigernden Wirkung des Gürtels. Denn Ende des 12. Jahrhunderts war die Berührung mit dem Orient durch die Kreuzzüge längst hergestellt, und Beziehungen zu Griechen-land bestanden lange Jahrhunderte vor den Kreuzzügen.

Besonders auffällig ist nun, daß just um dieselbe Zeit, etwa um die Wende des 12./13. Jahrhunderts auch der zweite Kraftgürtel, von dem wir wissen, auf deutschem Boden, und zwar im Süden in der Laurinsage er-scheint. Nach den Untersuchungen von Georg Holz[45] ist die Sage sogar erst um 1250 anzusetzen, und als Heimat für sie ist übereinstimmend mit Müllen-hoffs Ansicht[46] das heutige Tirol anzusehen. Um 1260—70 gelangte das Gedicht nach Thüringen, um 1290 findet es sich in Rheinfranken, um 1300 völlig neu bearbeitet im Alemannischen, im 15. Jahrhundert ging es in das Heldenbuch über, mit dem zusammen es 1480 im Druck erschien, um dann im 16. Jahrhundert neu bearbeitet in Nürnberg zu erscheinen und in dieser neuen Form 1590 wieder ins Heldenbuch aufgenommen zu werden und dann auch im Niederdeutschen aufzutauchen. Man kann also deutlich verfolgen, wie die Sage gewandert ist[47], in ihrem Ursprung aber ist sie aus dem Motiv vom Rosengarten und dem Motiv vom Zwerg als Mädchenräuber zu-

[44] Hoops, Realler. „Trachten" S. 346.

[45] Laurin und der kleine Rosengarten, Halle a. S. 1897 S. XV und XXXV ff.

[46] Deutsches Heldenbuch, Bd. I, Berl. 1866 = Sonderabdr. des Laurin, Berl. 1874.

[47] Wie Sagen wandern, dafür gibt Bethe, „Mythos, Sage, Märchen" S. 39ff mit Ovids Erzählung von Pyramus und Thisbe ein beredtes Beispiel; ich kann heute hinzufügen, daß sie sich auch am Totenborn zu Leisnig festgesetzt hat.

Digitized by Google

sammengesetzt. Der Name Laurin ist, wie Holz a. a. O. S. XXXXI recht wahrscheinlich gemacht hat, erst vom Verfasser des bayerischen Textes A zum Eigennamen gemacht worden, umgestaltet aus lur, der alten Bezeichnung für Elben und Zwerge, mhd. der lûre mit Deminutiv daz lûrîn. Ferner ist der eigentliche Verfasser, der sich die Fabel durch Verknüpfung zweier Motive neu schuf, sicher ein fahrender Spielmann gewesen (Holz, S. XXXXIV): Nach alledem ist es als nur zu wahrscheinlich anzusehen, daß orientalische Märchenmotive in die Laurinsage hineingebracht worden sind, wie denn auch eine Seitenlinie der Sage[48] später Laurin in verwandtschaftlichen Beziehungen zu den Zwergen des Orients zeigt. Die Zeit der Entstehung, nämlich nach den Kreuzzügen, der Ort, d. h. Tirol, von dem aus Beziehungen zu Welschland leichter stattfanden als nach Mitteldeutschland, und der Verfasser in seiner Eigenart als fahrender Spielmann sprechen für die Annahme, daß das Gürtelmotiv[49] übernommen worden ist; Holz äußert sich nirgends darüber. Dazu kommt, daß das Motiv des zwölfmännerkräfte verleihenden Gegenstandes sich im Ring[50] Laurins wiederholt, den er nach Einbuße seines Gürtels ansteckt. Außerdem aber gibt Künhilt ihrem Bruder Dietleib einen Zauberring, kraft dessen er die unsichtbaren Zwerge sehen kann (V. 1255 ff.), und diese selbe Kraft hat im Kampf auch daz gürtelîn, das Meister Hildebrant dem Berner gibt (1392 ff.). Im weiteren Verlauf erhält sogar auch Wielands Sohn und der wütende Wolfhart noch je einen Ring von Künhilt, mit dessen Hilfe ihnen die Zwergen sichtbar werden (1521 ff.). Diese Vervielfachung der Motive, ihre Übertragung vom Gürtel auf den Ring, die Art, daß einmal Ring oder Gürtel die Kräfte steigern, ein andermal Unsichtbares sehen lassen, ferner der Umstand, daß die Kraft um das zwölffache gesteigert wird, beweisen die Hinzufügung dieser Motive durch den Verfasser; es handelt sich hier sicher nicht um alte bei den Germanen einheimische Vorstellungen von einer besonders wirksamen Kraft des Gürtels. Das bestätigt auch die Form des Gedichtes, die Holz a. a. O. S. 96 als Laurin D herausgegeben hat. Im Ganzen ist der Verlauf der Ereignisse wie in A, nur daß D besser zu motivieren sucht, und der Bearbeiter Vs. 1—238 eine Vorgeschichte abgefaßt hat, in der Laurin mit Hilfe einer Nebelkappe Dietleibs Schwester Similt entführt. Im übrigen findet sich der Zwölfmännergürtel (425 ff., 888 ff., 1889 ff.) wie in A, aber die Ringe haben ihre Kraft, entweder die Stärke zu steigern oder Unsichtbares sichtbar zu machen, durch ihr Gestein, das sie tragen (2604 ff.); auch Laurins Kraft wird (438) der Wirkung des Edelgesteins zugeschrieben; ferner äußert derselbe Ring, der bei Laurin (2378 ff.) die Kraft um das zwölffache erhöht, bei Hildebrant (2432) seine Wirkung so, daß Hildebrant die unsichtbaren Zwerge sehen kann. Es geht also hier etwas durcheinander, besonders ist aber wichtig, daß auf einmal der Edelstein mit besonderer Wirkung erscheint, nicht so sehr der Ring selber.

---

[48] Holz, a. O. S. XXXX.

[49] Holz, a. O. im Text des Gedichtes Vers 291 f. 534. 543. 549ff. 1148.

[50] Vers 1162 ff. 1417 ff. 1452 ff.

Digitized by Google

So wird wohl das Ergebnis unterstrichen, daß bei den Germanen ein besonderer Gürtelorendismus nicht nachzuweisen ist. Damit ergäbe sich das Bild, daß in Asien der Gürtel für das ganze Leben überwiegend wichtig war, in Griechenland nur noch der Frauengürtel, soweit er mit Vermählung und Geburt zusammenhängt, in Rom aber höchstens noch der Gürtelknoten für die Braut eine Rolle spielt, während in Deutschland keinerlei einheimische Gürtelvorstellungen nachweisbar sind. Je weiter wir uns vom Orient entfernen, um so mehr verblassen die orendistischen Vorstellungen für den Gürtel.

Auffällig verhält sich dabei die Etymologie. Gerade dort, wo dem Gürtel noch besonders wichtige, symbolische Eigenschaften anhaften, in Griechenland besonders, ist nur die Anknüpfung an ai jaūti möglich; im Germanischen dagegen findet sich mit verschiedenen Ablautsstufen eine ganze Wortklasse, die auf schützendes Umfassen deutet, und zu der das Wort ‚Gürtel' gehört, obwohl dort keine besonderen orendistischen Vorstellungen für den Gürtel nachweisbar sind. Wie das kommt, ist schwer zu sagen. Zu beachten ist jedenfalls, daß im Griechischen, Römischen und Germanischen jedesmal eine verschiedene Wurzel für den Gürtel vorliegt, woraus zu schließen ist, daß auch die Vorstellungen, die sich an den Gürtel knüpften, verschieden entwickelt worden sind, so daß etwa bei den Germanen, bei denen das Geschlechtsleben auf anderer Auffassung ruhte als im Orient, der Gürtel lediglich als eine schützende Umfassung der Kleidung empfunden wurde.

Mit diesen Ausführungen ergibt sich nun eine bestimmte Stellungnahme zum Orendismus. Wenn nämlich Pfister[51] unter anderem über die Maorisitte berichtet, daß der Sohn eines Häuptlings in das Ohr oder in die große Zehe seines gestorbenen Vaters beißt, um sich dessen Mana anzueignen und damit den Brauch in der Pfalz vergleicht, eines Toten große Zehe anzurühren, so scheint mir diese Parallele nicht nur auffällig, sondern mit Recht zu bestehen. Aber sofern sich orendistische Vorstellungen mit bestimmten Gegenständen verbinden, wie hier mit dem Gürtel, scheint es doch geboten, diese Vorstellungen nach Möglichkeit auf ihre Herkunft nachzuprüfen, wie das hier für den Gürtelorendismus wenigstens *versucht* worden ist.

[51] S. Anm. 37, a. O. S. 41 f.

Digitized by Google

Mitteilungen und Berichte

Über den Fisch im österreichischen Volksglauben.

In der Silvesternacht muß man in Wien einen lebzeltnen Fisch, vom Schwanz angefangen, vollständig essen, damit man das ganze Jahr Glück habe. Folgende Begründungen konnte ich erfahren: Der Fisch sei ein Tier, das niemals rückwärts gehe. Auf meine Frage, ob man beim Schwanz oder Kopf zu essen beginnen müsse, hieß es, es gebe zwei Meinungen, die einen sagen, man solle vorne anfangen, die anderen, unbedingt hinten, damit man einen rechten Antrieb nach vorne habe. Die Vorstellungen, die sich an diese Sitte knüpfen, sind, wie die Aussagen zeigen, recht unklar. Oft sagte man nur, es ist eben ein Silvesterscherz. Der Brauch ist aber in Wien allgemein üblich, man sieht von Weihnachten bis Anfang Januar solche Fische bei jedem Lebzelter*. Brote in Fischgestalt waren als Zinsabgaben an Klöster üblich. In der Schweiz beschenkte man sich von Nikolaus bis zu Neujahr mit fischförmig gemodelten schwammigen Lebkuchen. In Stans (Schweiz) wird am Nikolaustage von einem verkleideten Burschen ein lebkuchener Fisch in jedes Haus getragen[1]. In Oberösterreich bekamen die Kinder von ihren Paten zu Weihnachten (Eberstallzell) oder zu Neujahr (Buchkirchen) neben einem großen Wecken den „Fisch" d. i. ein Lö'zöltn, der acht Fische nebeneinander enthält[2]. Verbreitet ist der Glaube das Neujahrsfestbrot sei heilbringend[3]. Bei den klösterlichen Zinsabgaben wird man den Fisch als christliche Fastenspeise, beim Patenbrot als christliches Symbol auffassen müssen[4].

Für unseren Brauch muß man aber auch die weitverbreitete Sitte, einen wirklichen Fisch an Neujahr zu essen heranziehen. Wenn man an Silvester einen Schuppenfisch ißt, so hat man das ganze Jahr viel Geld[5]. Die Ungarn[6] und die

* Inzwischen ist über diesen Brauch Folgendes in der Wiener Zeitschrift für Volkskunde 32 (1927), S. 93 veröffentlicht worden: „Streit ist in allen Klassen (Schulklassen), ob man beim Lebkuchenfischerl zu Neujahr beim Kopf beginnen soll: meist heißt es da schwimmt man nach rückwärts. Beim Schweif anfangen, läßt das Glück nie abreißen; man kommt vorwärts. Dickköpfe bleiben dabei, daß es Unglück bringt, beim Schwanz zu beginnen, und fröhliche Onkels knicken den Fisch in der Mitte und beißen die strittigen Teile unter einem ab. Zu Silvester legt man die Lebkuchen unter den Polster; erwischt man den Schweif, ists Glück, man schreitet vor." (Meine Angaben stammen von Erwachsenen, meist von Lebzeltern.)

[1] M. Höfler, St. Nikolausgebäcke in Deutschland: Z. f. Vk. 12, 199; Ders. Weihnachtsgebäcke: Supplementheft 3 zur Z. f. Vk.

[2] A. Baumgarten, Das Jahr und seine Tage, 12

[3] M. Höfler, Neujahrsgebäcke: Z. f. Vk., 1903, 205.

[4] Fr. J. Dölger, Das Fischsymbol in frühchristlicher Zeit, I, 68 ff., 83 f.

[5] A. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart, 632.

[6] Z. f. Vk., 4, 318.

Digitized by Google

Schweden glauben, ein Mädchen werde seinen künftigen Gatten im Traume sehen, wenn es am Silvesterabend einen Fisch ißt ohne darauf zu trinken. Der Fisch gilt wie auch sonst als Orakeltier[7].

Der Vorschrift, den Fisch ganz zu essen, kann vielleicht die Ansicht, von der Fasten- oder Festspeise dürfe nichts achtlos zurückgelassen werden, zu Grunde liegen[8]. Daß man den Fisch von rückwärts essen muß, wird wohl nur das Zauberische der Handlung andeuten sollen[9]. Eine besondere Bedeutung des Fischschwanzes[10] oder Schwanzes[11] überhaupt würde sich eher in einem Gebot, den Schwanz als letztes Stück zu essen ausdrücken. So ist vielleicht der Wiener Silvesterbrauch aus einer Verbindung des heilbringenden Neujahrsgebäckes mit dem Fischbrot und dem Glauben an den glücksbringenden und zukunftskündenden Neujahrsfisch entstanden.

Die Vorstellung von dem großen die Erde tragenden Fisch, die in Deutschland seit alters verbreitet ist[12], findet sich in etwas anderer Form in einer Handschrift von 1813 aus Steiermark[13] aufgezeichnet: „Der Landmann ist weit entfernt zu glauben, daß der Weltkörper sich bewege. Er glaubt fest, die Sonne geht um die Erde und die Erde, die auf drei großen Fischen ruht, leide nur bei Erdbeben eine Bewegung, die ein oder der andere Fisch, wenn er sich rüttelt, verursacht." (S. 140.) Ähnlich sagt man in Südtirol (Tramin): Die Welt steht auf vier riesigen Walfischen, so oft sich einer von ihnen bewegt, gibt es ein Erdbeben[14].

Wien. Lily Weiser.

Die Herberge,

ein früherer Weihnachtsbrauch aus Neudenau (Baden)

Maria Andree-Eysn schildert in ihrem Buche: „Volkskundliches aus dem bayerisch-österreichischen Alpengebiete", Braunschweig, 1919, S. 73 ff. und in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Band 9 (1899), S. 154/5 einen Brauch: „Das Frauentragen im Salzburgischen." Ein ähnlicher Brauch ist auch in Neudenau an der Jagst, Kreis Mosbach in Baden geübt worden unter dem Namen: „Die Herberge." Neun fromme Familien waren daran beteiligt.

---

[7] J. B. A. Witzschel, Sagen, Sitten und Gebräuche aus Thüringen II, 187, Nr. 82, 86.

[8] U. Jahn, Die deutschen Opferbräuche bei Ackerbau und Viehzucht, 117. W. Mannhardt, Germanische Mythen, 412.

[9] Uno Holmberg, Vänster hand och motsols. Rig, 1924.

[10] Seligmann, Der Fischschwanz als Amulett und Talisman: nd. Z. f. Vk. III, 97.

[11] W. Mannhardt, Mythologische Forschungen, 183—189.

[12] O. Brenner, Kunz Hildebrand. Zeitschrift für deutsche Wortforschung, 14, 132. Johann Fischarts Geschichtklitterung. Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts, Nr. 65—67, 39.

[13] Johann Felix Knaffl, Versuch einer Statistik vom kammeralischen Bezirk Johnsdorf im Judenburger Kreis. 1813. Handschrift 580 des steiermärkischen Landesarchivs in Graz.

[14] Alois Menghin, Aus dem deutschen Südtirol, 111, Nr. 52. Die Vorstellung, die Erde ruhe auf Tieren ist weit verbreitet. Fische oder Schlangen als Träger sind vor allem in Osteuropa bekannt. Vgl. Axel Olrik, Ragnarök, 278 f.

Digitized by Google

Die erste dieser Familien bekam neun Tage vor Weihnachten zur Zeit des Ave-Läutens die Figuren Maria und Josef in einem weißen Tuche eingeschlagen ins Haus gebracht. Beim Eintritt ins Zimmer wurden an die Hausfrau, die zur Aufnahme der Heiligen einen schönen Altar mit Kerzen und Blumen gerichtet hatte, folgende Worte gesprochen:

O Freundin, nimm sie auf in ihrer kalten Wanderschaft,
Die reinste Mutter Jesu in ihrer unbefleckten Mutterschaft.
Verehr' sie aber nicht nur heut und morgen,
Sondern hilf beständig ihre Ehr besorgen.

Die Angeredete erwiderte:

Sei gegrüßt o Jungfrau rein,
Mit Freuden nehm ich dich in meine Wohnung ein.
Verehren will ich dich von ganzem Herzen,
Verlaß auch du mich nicht in meinen Todesschmerzen.

Die Figuren wurden auf dem Altar aufgestellt, worauf die ganze Familie sich zu feierlichem Gebet davor versammelte. Zuerst sprach die Hausfrau einen Gruß an Maria.

Gott grüß dich Maria! Gott grüß dich Maria! Gott grüß dich Maria!
O Maria, ich grüß dich dreiunddreißigtausendmal!
O Maria, ich grüß dich, wie der Erzengel Gabriel dich gegrüßet hat.
Es freuet dich in deinem Herzen und mich in meinem Herzen,
Daß der Erzengel Gabriel den himmlischen Gruß zu dir gebracht hat.
(Ave Maria dreimal zu beten!)

Streck' aus deine reiche, milde Hand
Und segne uns, Maria!
Erhalte uns im Gnadenstand,
Bitt Gott für uns, Maria!

Hierauf folgten vielerlei Gebete bis zur Schlafenszeit. Die ganze Nacht und den folgenden Tag hindurch mußte ein Licht vor den Heiligen brennen. Sowie am nächsten Tag die Aveglocke läutete, trug die Hausfrau die Figuren in derselben Weise zur zweiten Familie und so fort, bis an Weihnachten. Die letzte Frau räumte den Altar an Lichtmeß ab und bewahrte die Figuren das Jahr über auf.

Im Laufe der Zeit soll allerlei Unfug bei dem Brauch getrieben worden sein, auch sollen verbotene Gebete gesprochen worden sein, weshalb in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein Geistlicher den alten Brauch von der Kanzel herab verbot.

Neudenau. H. Heimberger.

Der Patenbrief.

Die Paten gaben ihren Patenkindern einst in die Wiege einen Patenpfennig und einen sauber geschriebenen Patenbrief mit. Der Patenpfennig bestand aus einem oder zwei „Sechsbätznern", die entweder in das Schriftstück eingewickelt oder in schmückender Art an den Rand geklebt waren. Meist war der Patenbrief von einem ortsansässigen Uhrenschildmaler hübsch bemalt und von blaurotgrünen Glaube-Liebe-Hoffnungsbändern durchzogen. Geschrieben war er von dem schreibgewandten Lehrer des Dorfes, der in unserm Fall den Beruf des Schildmalers betrieb. Beachtenswert ist die schmückende Anordnung der Sätze und Wörter.

Digitized by Google

Meinem lieben Taufkinde Namens Anna Maria Burgbachere. Es wurde ihm sein Taufname am 10. Feber allhier in der Kirche in Weiler gegeben. Es wurde gebohren zu Weiler d. 7. Feber 1834.

Dasselbe
erhielt die Weihe
zum Christentum mit
einem Zwillingsschwesterle.
Der liebe Gott friste besonders
dein zartes Leben das ihr Euern Taufbund
in gesundem zurückgelegtem Alter auch selbst zu
Eurer Eltern größte Freude erneuren könnet.
Anna Maria Er der Gott der Libe gebe dir Lust
zu seinem Wort, und schenke dir den Geist
der Gnade, daß du als ein frommes Kind
durchs Pilgerleben wandeln mögest,
und in der Versuchung gegen die
Sünde standhaft siegen mögest.
Das helfe dir Gott um
seiner Liebe
willen
Amen.

Christus spricht lasset die Kinder zu mir kommen, und wehret ihnen nicht den solcher ist das Reich Gottes, wer das Reich Gottes nicht empfäht als ein Kind der wird nicht hinein kommen.

Liebes Kind bleibe gern im niedrigen Stande, den das ist besser den alles da die Welt nach trachtet je höher du bist je mehr dich Demütige, so wird dir der Herr Gold seyn, den der Herr ist der Allerhöchste und Thut doch große Dinge durch die Demütigen.

Liebe Gott und deine Eltern so wird es dir wohl gehen und lange leben auf Erden. Fürchte Gott und halte seine Gebote, all dein Lebenlang.

Liebes
Kind gedenke oft
an dein Gelübte das du
in der heiligen Taufe mit
deinem Gott gemacht, lege einen
festen Grund in deinem Christentum
bauhe auf den Fels Jesum Christum so werden
alle deine Lebenstage herumgehen, zwar nicht un-
betrübt, aber im Vertrauen auf Gott glücklich.
Und du wirst erwachsen wie ein Baum gepflan-
zet an den Wasserbächen und was du
thust das geräth wohl.
Dem großen Gott allein soll
alle Ehre
seyn.

Habe deine Lust an dem Herrn der wird dir geben was dein Herz wünschet.

Trachte am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit so wird dir das übrige alles zufallen.

Digitized by Google

Suche den Herrn weil er zu finden ist rufe ihn an weil er nahe ist.

Habe lieb die Stätte des Hauses Gottes und den Ort da seine Ehre wohnt.

Halts mit jedermann freundlich vertraue aber unter Tausenden kaum einem.

Freue dich in deiner Jugend und laß dein Herz guter Dinge seyn.

Ich dein treugesintes Gotle bitte den lieben Gott, er wolle dein zartes Herz mit allerley Gaben erfüllen, er pflanze in deiner Brust Liebe zu deinen Eltern, das sie an dir Erleben, daß du werdest ein folgsames Kind, und eine Stütze in ihrem Alter damit du ihren Lebens Abend durch Folgsamkeit heiter machen mögest.

Gott führe dich durch dein zukünftiges Leben an seiner Hand, er leite dich nach seinem Väterlichen Willen durch Leiden und Freuden und alles was dir widerfährt das leide und sey Gedultig in allerley Trübsal den wie das Gold durchs Feuer also werden die so Gott gefallen durchs Feuer der Trübsal bewähret.

Folge nicht bösen Leuten und wünsche nicht bey ihnen zu seyn den ihr Herz trachtet nach Schaden und ihre Lippen rathen zum Unglück.

Dein Leben lang habe Gott vor Augen und im Herzen und hüte dich, das du in keine Sünde willigst noch thust weder Gottes Gebot.

Üb immer Treu und Redlichkeit bis an dein kühles Grab und weiche keinen Finger breit von Gottes Wegen ab.

Geselle dich zu frommen Leuten und sey fröhlich doch in Gottesfurcht.

Liebes Kind gedenke also an dein Taufgelübte öfters, ich dein treugesintes Gotle habe für dich dem Herrn Treue gelobet, und habe die gute Hoffnung zu dir das du redlich in deinem Christentum seyn mögest. Darzu verleihe dir Gott seine Gnade um seiner Liebe Willen Amen.

An

mein liebes Tauf Kinde Anna Maria Burgbachere, zum Andenken an sein treugesinntes Gotle Anna Maria Burgbacher.

Uhrenschild- und Bildertafelmaler, die mit oft bewundernswertem künstlerischem Verständnis in behäbiger Beschaulichkeit in ihrer Werkstätte saßen und mit dem Gänsekiel fein verschnörkelte Buchstaben malten, sind ausgestorben, billige aber auch flache Fabrikationsware ist an die Stelle der schönen und in ihrer Art wertvollen kleinen Kunstwerke getreten. Bald kaufte man geschmacklose Drucke, kritzelte selbst darein irgend einen frommen Wunsch in Form eines Bibelspruches, ähnlich der Art unserer Konfirmandenscheine. Heute schreiben nun die Konfirmanden in erfreulicher Anlehnung an jene urgroßväterlichen Bräuche den Paten als Einladung zur Konfirmationsfeier einen den früheren Patenbriefen in Form und Inhalt ähnlichen Einladungs- und Dankesbrief. Doch auch daran finden viele „Aufgeklärte" — und es gibt auch deren schon im Schwarzwald — keinen Geschmack mehr und dünken sich erhaben über den „alten Kram".

So ändert sich eine schöne und gute alte Sitte um die andere, oder sie verschwindet ganz, und nur dem stöbernden Volkskundler fällt einmal solch ein vergilbtes Schriftstück in die Hände, wenn es nicht mit anderem Urväterhausrat ins Scherbenloch oder hinter die Ofentüre gewandert ist.

Raitbach (Baden). Alfred Emil Kraus.

Digitized by Google

Die Sage vom Muhkalb in Galizien.

Im Bezirke Grodek jag., westlich von Lemberg, liegt im ruthenischen Sprachgebiet die deutsche Siedlung Brunndorf, eines der vielen galizischen Sprachinseldörfer, die der josephinischen Kolonisation ihr Entstehen verdanken. Um 1910 zählte der Ort rund 130 Deutsche, 80 Ruthenen und daneben einige Polen und Juden, gehört somit nicht zu den rein deutschen Gemeinden des Landes. Die Brunndorfer sind katholische „Schwaben", wie man landesüblich jene deutschen Kolonisten nennt, die vor etwa 150 Jahren aus der Pfalz, den Rheinlanden, Württemberg und Schwaben ins Land kamen, und sie haben neben ihrer Mundart, ihren Sitten und Bräuchen auch noch ihre Lieder und Sagen bis in die Gegenwart mehr oder minder gut erhalten. Aus den vielen von uns dort aufgezeichneten Sagen[1] möge die Brunndorfer Sage vom Muhkalb hier angeführt werden, um zu zeigen, wie mit der deutschen Einwanderung auch volkliche Glaubensvorstellungen mitgewandert sind. Und so darf es uns nicht wundern, daß aus einem Stadtgespenst, das in Saarbrücken und Frankfurt daheim war, durch die josephinische Kolonisation ein Dorfgespenst in einer deutschen Gemeinde Ostgaliziens wird, und daß noch 1925 die folgende Sage aufgezeichnet werden kann:

„Das Muhkalb soll eine Gestalt haben, ähnlich einer Kuh, einem Pferde, einem Esel und einem Hunde. Und soll nichts anderes sein, als der wahrhaftige Teufel. Wie es in Wirklichkeit ausschaut, kann niemand beschreiben, weil es noch niemand gesehen hat. Nur die alten Leute haben immer vom Muhkalb erzählt und der „alte Hampeder" will es gesehen haben. Nore (= nur) ist das sein großes Geheimnis. Die alten Leute haben nämlich immer gesagt, wer das Glück wird haben, das Muhkalb zu sehen, der wird ein steinreicher Mann. Und das ließ den alten Hampeder nicht ruhen. Als er einmal in Grodek auf dem Jahrmarkt war, hat er sich in einer Kneipe einen tüchtigen Rausch angetrunken. Und hat in einem fort von dem Muhkalb gesprochen, das er gerne einmal sehen möchte, auch wenn er sich dem Teufel dafür verschreiben müßte. Da sein Nachbar grad im Nebenzimmer war und gehört hat, wie der Hampeder fort vom Muhkalb spricht, hat er sich von einem ruthenischen Bauern einen Pelz ausgeborgt, den umgewendet und sich angezogen. Dann ist er dem Hampeder vorausgeeilt und hat sich in den Hecken, in „de Sabuscher" versteckt. Als der Hampeder heimging, wars schon finster, da er vom Erzählen gehört hat, daß man den Teufel am besten abends finden kann. Als er sich den Hecken näherte, hat das Muhkalb angefangen, sich zu rühren und ist ein bißchen aus den Hecken heraus und wieder zurück. Wie der alte Hampeder das erblickt hat, ist er schrecklich verschrocken, vor Schreck auf die Knie gefallen und hat angefangen zu beten. Nächsten Tag darauf, wie der alte Hampeder wieder nüchtern war, hat er es sehr bereut, daß er angefangen hat zu beten. Acht Tage lang ist er jeden Abend an der Stelle herumgegangen, um das Muhkalb noch einmal zu treffen und sich dem Teufel zu verschreiben, um das Glück zu erlangen, aber das Muhkalb blieb verschwunden."

Wenn man diese mir von einem dortigen Lehrerssohn übermittelte Sage mit denen im deutschen Mutterlande vergleicht, so findet man hauptsächlich im Rheinlande Ähnliches. In „Stadtgespenster in rheinischen und mittelfränkischen Mundartdichtungen" (Fr. Schön, Zeitschrift für rheinische und westfälische Volkskunde 11, 1914), in der „Rheinischen Volkskunde" (von A. Wrede, Verlag Quelle & Meyer), in den „Sagen des Rheinlandes" (von P. Zaunert, Verlag Eugen Diederichs, Jena) finden wir das „Bahkauf" von Aachen, auch Baakouf genannt, das „krierischen

[1] Vgl. dazu meine Einführung in die Sagen der Vorkarpathendeutschen („Sage und Volkstum", Märzheft 1926 der „Deutschen Blätter in Polen" III/3, Verlag der Historischen Gesellschaft für Posen).

Digitized by Google

Stadtgeist", das „Kettekalb" in Heidelberg und endlich neben einigen anderen verwandten Spukgestalten auch das „Muhkalb" in Frankfurt und in Saarbrücken. Die Verwandtschaft ist sofort ersichtlich, nicht nur dem Namen nach. In Saarbrücken erscheint das Muhkalb bald als Hund, Esel, Kuh oder Pferd, in Frankfurt heißt es auch Kette-Esel. Schön glaubt in seiner Arbeit darauf schließen zu können, daß es der Teufel ist (schwarzharig, Pferdefüße, Krallen, Hörner, Kuhschwanz, Feuer) und in unserer Sage aus Brunndorf „soll es nichts anderes sein, als der wahrhaftige Teufel". So ergibt diese in der kleinen deutschen Sprachinsel Ostgaliziens aufgezeichnete Sage vielleicht den Beweis der Schönschen Behauptung. Außerdem aber zeigt sie, wie lange diese deutschen Siedlungen im Osten an ihren mitgebrachten Glaubensvorstellungen festhalten.

Noch in einer anderen deutschen Siedlung Ostgaliziens ist die Überlieferung vom Muhkalb anzutreffen. Es ist dies das Dorf Bruckenthal im Bezirke Rawa Ruska, das 1786 von deutschen Kolonisten aus der Gegend von Mannheim, Mainz und Trier gegründet wurde und sich bis zur Gegenwart deutsch erhalten hat. Ein dort gebürtiger Lehrer hat uns im Jänner dieses Jahres davon erzählt:

„Bei uns ist oft vom Muhkalb die Rede gewesen. Ich kann mich noch erinnern, daß es die Gestalt eines Kalbes gehabt haben soll und auch sonst noch in allerlei Gestalt die Leute geschreckt hat, aber wie es sonst noch ausgeschaut hat, weiß ich nicht mehr. Es soll dort im Gebüsch zwischen Bruckenthal und dem Meierhof wohnen, und die alten Leute haben Angst gehabt, dort in der Nacht zu gehen. Es führt an dem Gebüsch ein Weg vorbei und in dem Gestrüpp treibt es sich herum. Manchmal hört man das Muhkalb rufen, das klingt so weit, daß es alle Leute ringsum hören. Einige im Dorf haben auch erzählt, daß sie das Muhkalb auf dem Wege durchs Gesträuch verfolgt hat, sie sind schnell ins Dorf gelaufen und dahinein hat sich das Muhkalb nicht getraut, es geht auch nicht aus den Hecken heraus, in denen es sich aufhält. Nur das Rauschen hört man, wenn es einen verfolgt, schreckt."

Diese Überlieferung an sich ist ungenauer als die von Brunndorf. Aber sie zeigt, daß sich das Muhkalb als Sagengestalt in Bruckenthal nicht nur dem Namen nach erhalten hat, sondern daß diese auf der Ostlandwanderung mitgenommene Glaubensvorstellung noch heute dort lebendig ist. Genauere Nachforschungen in Bruckenthal selbst würden wohl noch mehr zu Tage fördern als der Bericht, der hier wiedergegeben ist.

Biala. Alfred Karasek.

Zur Ergänzung meiner bisherigen Mitteilungen über „Die Sage vom Muhkalb in Galizien" mögen noch einige Erzählungen folgen, die ich während einer Forschungsreise durch die nordgalizischen Deutschsiedlungen im Juli dieses Jahres aufgezeichnet habe. Sie stammen meist aus der Siedlung Bruckenthal, einzelne von ihnen auch aus den beiden Nachbargemeinden Josefinendorf und Michalówka. Josefinendorf soll ebenso wie Bruckenthal eine josefinische Ansiedlung sein, bei Michalówka haben wir es wohl mit einer Tochterkolonie der anderen deutschkatholischen Dörfer des Bezirkes Rawa Ruska zu tun; die Gründungsdaten, die Kaindl in seiner „Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern" für Josefinendorf und Michalówka angibt, sind unsicher und dürften kaum stimmen. Denn die ganze Fluranlage und Dorfform Michalówkas ist so grundverschieden von deren Josefinendorfs, wie es eben nur bei einer durch die staatliche Kolonisation entstandenen Ansiedlung und einer viel später gegründeten Tochterkolonie der Fall sein kann. Auch die mündlichen Überlieferungen weisen darauf hin und die starke Beeinflussung Michalówkas in Bezug auf das volkliche Erbe an Sitten, Bräuchen und Glaubensvorstellungen durch Bruckenthal ist unverkennbar.

Digitized by Google

Nun aber mögen die Sagen vom Muhkalb in der Fassung folgen, in der sie mir erzählt wurden. Sie ergänzen vielfach die schon gemachten Angaben und zeigen auch, wie lebendig noch heute diese Glaubensvorstellungen in den Sprachinselmenschen sind:

„Mein Vater hat mir erzählt, daß ihnen das Muhkalb oft begegnet ist. Immer, wenn sie als Burschen die Pferde geweidet haben, unten beim Wald, da sind sie die Nacht über in ihre Decken eingewickelt gelegen, und dann ist manchmal das Muhkalb gekommen und hat ihnen die Decken herunterziehen wollen. In der Früh, ganz zeitig, wenn sie die Pferde wieder heimgetrieben haben, ist ihnen das Muhkalb oft nachgesprungen, bis zum Friedhof. Vom Friedhofe an hat es keine Macht mehr gehabt und ist deshalb umgekehrt."

„Einmal ist mein Vater als junger Bursch auf die Weide gegangen und hat dort am späten Abend das Vieh gehütet. Da ist das Muhkalb gekommen und war anzusehen wie ein Kalb. Manchmal ist das Muhkalb gelaufen, aber damals ist es gehüpft gekommen und hat geplärrt, wie ein junges Kälbchen, das man auf den Markt führt. Weil es so arich (= arg) groß war, hat mein Vater gottselig Angst gekriegt und ist weggelaufen."

„Am liebsten hat sich das Muhkalb im „Gebrände" (auch „Gebrenntes") und im „Biengarten" (beides Flurnamen) aufgehalten. Einmal ist der alte Koljoffer, der sich Johann Hipp schrieb, am Abend durchs Gebrände gegangen, und da hat er dort das Muhkalb getroffen. Es hat ausgesehen wie ein großer schwarzer Hund und hat einen langen Schweif gehabt. Dabei hat es wie ein Kalb geplärrt und wie es näher gekommen ist, da war es wieder wie ein Pferd anzusehen. Der Koljoffer ist vor Schreck umgekehrt und hat Beine gemacht, so schnell er konnte."

„Auch der alte Hipp hat einmal das Muhkalb getroffen. Er ging spät in der Nacht aus dem benachbarten Ruthenendorf heim und wie er so auf Salasche kommt, da stand plötzlich das Muhkalb ganz nahe bei ihm. Es war wie ein Pferd und wie ein großer schwarzer Hund, aber es hat eine Stimme gemacht wie ein Kalb. Der Dominik Hipp wollte rasch an ihm vorbei, aber das Muhkalb hat sich auf seine Schultern gesetzt und mochte nicht runter. Er mußte es eine ganze Weile lang mit sich herumschleppen, so fest ist es ihm am Rücken gehangen. Erst nach einigen Minuten ist es heruntergesprungen, und er konnte heimgehen."

„Damals sind wir, als wir noch junge Mädchen waren, in der Dunkelheit am späten Abend ins Feld hinausgegangen, um Mohn zu stehlen. Wir waren unserer zwei, ich und die Amlies (= Anneliese). Wie wir so im Feld drinnen stehn und den Mohn pflücken, da kommt das Muhkalb auf uns zu. Es war so wie ein Kalb und größer wie ein Pferd und hat dabei so große, feurige Augen gemacht wie eine riesige Katze. Wir haben die Angst gekriegt und sind weggelaufen, so schnell wir nur konnten. Das Muhkalb ist uns nicht nachgekommen, aber es hat so schrecklich geplärrt, daß man es im ganzen Dorfe gehört hat."

„Das war noch, wie Josefinendorf an seiner alten Stelle gestanden hat und noch nicht hierher übersiedelt war[1]. Da ist meine Mutter einmal in der Nacht von Uhnów heimgekommen und wie sie bei dem großen Gebüsch am Wege vorbei will, da ist das Muhkalb aus dem Busch herausgesprungen und wollte sich ihr auf den Rücken setzen. Aber die Mutter hat in ihrer Not ein Kreuzzeichen gemacht und zu beten begonnen, da hat es keine Macht mehr gehabt und mußte wieder weg."

A. K.

[1] Während des Weltkrieges haben die Josefinendorfer ihre Häuser abgetragen und am Rande der ihnen gehörigen Hutweide wieder aufgestellt, damit ihnen durch die benachbarte Ruthenengemeinde nicht mehr soviel Flurschaden zugefügt werden könne wie ehedem.

Digitized by Google

Aus der Schule.

In ihre Bücher schreiben Kinder in Schlierbach (Heidelberg) folgende Verse:

1.

Dies Buch ist mir lieb,
Wer es mir stiehlt, der ist ein Dieb.

2.

Wer dies Buch fand,
Ich habs verloren,
Marie bin ich genannt,
Schweikardt bin ich geboren.

3.

Die Sonne hat ihren Lauf,
Hildegard bin ich getauft,
Heinrich bin ich geboren,
Wer dies Buch find't,
Ich habs verloren.

Von den Schülern der einzelnen Klassen heißt es:

Erstkläſſer Engele,
Zweitkläſſer Bengele,
Drittkläſſer Abc,
Viertkläſſer gar nix meh.

oder:

Erstkläſſer Engele,
Zweitkläſſer Bengele,
Drittkläſſer Tafelſcherbe,
Viertkläſſer Weckeſſer,
Fünftkläſſer Tintefreſſer,
Sechſtkläſſer Federmeſſer,
Siebtkläſſer Abc,
Achtkläſſer gar nix meh.

Das Album.

In „den Album" werden Sprüche, ja ganze Gedichte geſchrieben, Sprüche, die ſchon in den Stammbüchern der Großeltern ſtehen und die die gleichen ſind im Norden wie im Süden. Hinzugefügt wird: „Aus Liebe", „Zur ſteten Erinnerung" uſw. meiſt ſchräg über ein oder ſogar mehrere Ecken geſchrieben. Eingeklebte Bilder verzieren das Blatt. Auf dem letzten Blatt unten iſt faſt in jedem Album der Spruch zu finden:

Ich ſchreibe Dir aufs letzte Blatt,
Weil ich Dich am liebſten hab,
Und wer Dich lieber hat als ich,
Der ſchreib ſeinen Namen hinter mich.

Bobſtadt. R. Hoppe.

Remigius Vollmann †.

Der Verband für Flurnamenſammlung in Bayern E. V. hat einen ſchweren unerſetzlichen Verluſt erlitten durch den Heimgang ſeines Gründers und Leiters. Am 15. Auguſt lf. Jahres verſchied in München Oberlehrer a. D. Remigius Vollmann. Die überragende Bedeutung des Mannes rechtfertigt und fordert eine Würdigung auch in der Oberdeutſchen Zeitſchrift für Volkskunde.

Remigius Vollmann wurde geboren zu Illertiſſen, einem Marktflecken im bayeriſchen Kreiſe Schwaben und Neuburg, am 25. Februar 1861 als Sohn des Küfermeiſters und Weinhändlers Remigius Vollmann. Nachdem er ſich für den Lehrerberuf entſchieden und alle Examina mit Auszeichnung, das letzte ſchon 1882 hinter ſich gebracht hatte, ſehen wir ihn ſehr bald als Lehrer und Vorſteher großer

Digitized by Google

Schulen in der Landeshauptstadt München, wo er bis zu seiner, erst vor wenigen Jahren erfolgten Ruhestandsversetzung wirkte und infolge einer über das Maß des Gewöhnlichen hinausgehenden Lehrbefähigung allgemeine Hochachtung und Vertrauen genoß. Schon sehr früh wendete er, der in Freistunden an der Universität mit höchstem Eifer germanistische Vorlesungen hörte, sich ausgedehnten Sprachstudien zu. Die Frucht war zunächst ein im 1. Dezennium des Jahrhunderts entstandenes Werk: „Wortkunde in der Schule auf Grundlage des Sachunterrichts", das am Ende des Dezenniums schon in 2. Auflage vorlag. Vollmann hatte eben mit dem ihm eigenen richtigen Instinkt eine Lücke im Werkzeug der Schule erkannt und trefflich ausgefüllt.

Bald lenkte sich seine Aufmerksamkeit dann auf die Flurnamen.

Hier ist alles organisch gewachsen, was er tat. Im kleinsten Bezirke fing er an, er sammelte die Flurnamen von Illertissen, seinem Heimatort. Immer wieder zog es ihn nach seinem lieben, alten Illertissen, er hatte im besonderen Maße den Sinn, den der echte Heimatforscher haben muß; die Heimatliebe wohnte ihm zu tiefst im Herzen. Vollmanns ganze Flurnamenarbeit ist geboren aus der echtesten, treuesten Liebe zur Heimat. Und daß nun dieser Mann mit diesem Herzen und mit so seltener Begabung für diese Arbeiten an die Flurnamen von Illertissen kam, das sollte die weittragendsten Folgen haben, Folgen, die er damals, als er sich dieser anspruchslos begonnenen Arbeit widmete, nicht ahnte. Jetzt in dem Augenblick, da man ihn ins Grab legte, arbeitet man in ganz Bayern an der Sammlung der Flurnamen, und alles weiß, daß der Vater des Ganzen Vollmann ist. Mit der Gründung von Sammelgemeinschaften waren ja andere Teile Deutschlands Bayern vorausgegangen. Vollmann kam aber doch von sich aus zu den Flurnamen, und dieser Umstand allein verlieh ihm dann auch die Kraft, nun dieses Riesenwerk der Bayerischen Flurnamensammlung ins Auge zu fassen. Und es muß einmal gesagt werden, daß die Bayrische Organisation hinsichtlich der Menge der zu sammelnden Namen die größte in ganz Deutschland ist. Räumlich umfangreicher ist die Ostdeutsche (Danziger) Organisation. Ein solches Werk konnte nur ein äußerst wagemutiger Mann ins Leben rufen. Vollmann hat eine für Außenstehende unübersehbare Riesenarbeit schon geleistet gehabt, bevor er am 1. Sept. 1920 die Genugtuung erleben durfte, von einer großen Zahl erster Sachverständiger, Gelehrter und Heimatfreunde, deren Mittelpunkt München und Kaufbeuren (Frank!) waren, sein großartiges, fix und fertiges Arbeitsprogramm gebilligt zu sehen und den — seinen — Verband für Flurnamensammlung i. B. aus der Wiege heben zu dürfen. Und da begann ja nun erst die Arbeit! Der tiefbescheidene Mann ging jetzt ganz auf in seinem Werk. Vieles möchte ich hier gern sagen, der Raummangel verbietet es. Von Etappe zu Etappe mußte doch auch wieder gekämpft werden. Nur an jenen mir unvergeßlichen 25. August 1924 möchte ich erinnern dürfen, wo Vollmann auf der Tagung des Verbandes in Weißenburg i. Bay., sichtlich durchzittert von dem Hochgefühl des Rückblicks auf getane Pflicht — längst fühlte er es als Pflicht, seinem Volke diese Arbeit zu leisten — die Worte sprach: „Die Flurnamensammlung in Bayern marschiert!" Noch heute sehe ich sein strahlendes Antlitz, unvergeßlich hat sich das eingeprägt. An Vollmann war das Entscheidende, daß er am meisten durch sein Beispiel wirkte. Er war der geborene Führer in dieser seiner Sache. Bald saß er auch als ordentliches Mitglied im Deutschen Flurnamenausschuß, sein einzigartiges Können wurde immer größeren Kreisen dienstbar. Die Geschichte der deutschen Sprachforschung wird an dem Namen Vollmann nicht vorüber gehen dürfen. Was es aber hieß, einen Verband von der Art durch all die schweren Jahre seit 1920 durchzuretten, wissen nur wenige Eingeweihte.

Digitized by Google

Vollmann schuf aber nicht nur die äußere Organisation, er gab ihr auch das nötige geistige Werkzeug. Neben der vorzüglichen Anleitung, die sich mit Recht die Erfahrungen älterer Verbände zu nutze machte, verfaßte er eine Schrift, die zuerst unter dem Titel „Flurnamensammlung in Bayern" in der Sammlung „Heimatstudien" (Sonderbeigaben zu den Bayrischen Heften für Volkskunde, hggb. vom Bayerischen Landesverein für Heimatschutz) und zwar mit finanzieller Unterstützung der Bayer. Akademie der Wissenschaften erschien (1. Aufl. 1920, 2. Aufl. 1922). Die dritte Aufl. erschien 1924 unter dem Titel „Flurnamensammlung" im Verlag Pössenbacher, München, also o h n e den Zusatz „in Bayern": tatsächlich war unterdessen „der Vollmann" zum allgemein anerkannten Flurnamenkatechismus geworden, den man auf Muchs besondere Empfehlung hin auch in Österreich benützte. 1926 erlebte das inzwischen erweiterte Buch die 4. Auflage, für ein Werk solcher Art in solcher Zeit ein unerhörter Erfolg.

Neben der nie aussetzenden Arbeit an diesem seinem Liebling schenkte der nimmermüde Mann der Wissenschaft viele Flurnamen-Studien, die da und dort erschienen, denen aber seit 1925 in der „Zeitschrift für Ortsnamenforschung" seines Freundes Joseph Schnetz neben den „deutschen Gauen" eine zweite Heimstätte bereitet war, und wo auch seine nachgelassenen Arbeiten erscheinen werden. Eine Zusammenstellung all seiner Arbeiten werden wir bringen.

Wenn man zu dem Allem die ungezählten Vorträge nimmt, die Vollmann im ganzen Land hin und her hielt, besonders aber in einem von ihm in München gegründeten monatlich zusammentretenden Zirkel von Gelehrten, wo der regste Gedankenaustausch all diese Studien und Bestrebungen ungemein befruchtete — dann hat man das Bild einer imponierenden Wirksamkeit vor sich und eines Mannes, der mit seinen Zielen zu immer größerer Bedeutung emporwuchs.

Legen wir eine Palme der Erinnerung nieder am Grab des tapferen, selbstlosen Vorkämpfers, des reichbegabten Forschers, des gütigen Beraters und des besten Freundes seiner Freunde.

Windsheim. Robert Weinmann.

Die Volkstanzbewegung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Von Elizabeth **Burchenal**, New-York City[1].

Die Bevölkerung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika als die eines jungen Volkes ist zu bunt gemischt, als daß es dort eine gemeinsame Grundlage rassischer Überlieferung geben könnte.

Seitdem die ersten Entdecker aus Skandinavien, vom Mittelmeer und aus England sich in der neuen Welt festgesetzt hatten, haben fast alle Nationen der Erde an dem Aufbau von Nordamerika Anteil gehabt. Als Einwanderer brachten

[1] Mancher Leser dieser Blätter wird erstaunt sein, in der Oberdeutschen Zeitschrift für Volkskunde einen Bericht über eine Volkstanzbewegung in Amerika zu lesen. Aber viele Menschen überm Ozean stammen vom selben Boden wir wir und haben ihre alte Heimat im Schwabenland, in der Pfalz, im Odenwald, im Schwarzwald oder wo es auch sei, nicht vergessen. Ja in der Ferne, losgelöst von

Digitized by Google

sie ihre ererbte heimische Kultur und ihre Volkskünste wie auch jene Arbeitsfreude und Gesinnungstreue mit, welcher der neue Staat zu seinem Gedeihen bedurfte. So wurde und so wird Amerika!

Leider trugen die harten Anforderungen materiellen Fortschritts dazu bei, daß lange Zeit hindurch die altheimischen Volkskünste in Vergessenheit geraten waren oder gar von den Ansiedlern selbst gering geschätzt wurden. Das erklärt zum Teil, warum sie so lange ungeachtet geblieben sind. Aber endlich, vor etwa 25 Jahren, ist manchem von uns ein Licht aufgegangen. Welcher Reichtum hat sich da vor unseren Augen offenbart gerade auf dem Gebiet der Volksmusik und des Volkstanzes! In unserer Mitte befand sich ein Schatz von Lebensfreude, die nicht nur unser geselliges Leben durch Schönheit und Farbe veredeln konnte, sondern dazu bestimmt schien, dem künstlerischen Schaffen der Zukunft eine echt völkische Grundlage zu bieten. In dieser Überzeugung vertrat ich schon damals in Wort und Tat die Ansicht, daß Amerika alles daransetzen müsse, diese Schätze zu heben und sie dem Volksganzen nutzbar zu machen. Daraufhin wurde in den Vereinigten Staaten zu diesem Zwecke Forschungen und Studien bei den Einwanderern verschiedenster Nationalität sowie in deren Heimatländern unternommen, um unter den Volkstänzen solche auszuwählen, die allgemeinen Anklang zu finden geeignet wären.

Oft wird behauptet daß die einzig echte amerikanische Volksmusik und der einzig wirkliche Volkstanz unseres Landes nur bei den Indianern anzutreffen sei. Wer aber den Werdegang der Nation näher kennt, wird zugeben müssen, daß der Indianer Amerika nicht mehr repräsentieren kann. Die Wurzeln unserer heutigen Kultur liegen vielmehr in der Alten Welt. Daß sie hierzulande neue Blüten zu treiben vermochten, beweist unter anderem das Vorhandensein von Lied und Tanz einheimischen amerikanischen Ursprungs in Gegenden, wo seit Generationen die Nachkommen der ersten Ansiedler vom fremdem Einfluß unberührt geblieben sind. Dort, wo Überlieferung und alter Brauch sich noch haben behaupten können, da hat sich ein charakteristischer Typus amerikanischen Volkstanzes entwickelt. Es

---

der Entwicklung der Heimat, haben sich manche Anschauungen und Sitten bei Deutschen, die vor vielen Jahren ausgewandert sind, zäher erhalten als bei ihren Volksgenossen daheim. Deshalb gehören viele dieser Ausländer deutscher Abstammung auch jetzt noch mit ihren Herzen zu uns, und auch wir wollen zu ihnen gehören. Doch wenn auch solche Gefühlsregungen nicht ausschlaggebend wären, würde wissenschaftliche Pflicht es erforderlich machen, daß die Volkskunde sich um die Stammesbrüder in der Ferne kümmert. Schon deshalb gehen die Bestrebungen der Amerikaner, von denen hier berichtet wird, auch uns an.

Aber auch aus einem anderen Grunde sind diese Mitteilungen für uns lehrreich. Wir sehen, wie man mitten im hastigen Getriebe amerikanischer Arbeit Erholung sucht an der Kunst einer Kultur ländlicher Ruhe und heiterer Gemütlichkeit. Bestrebungen, wie sie bei uns in kleineren Gruppen besonders unter der wandernden Jugend im Gange sind, werden in Amerika in ungeheuerem Ausmaße durchgeführt. Es mag lehrreich sein für ein späteres Geschlecht, zu verfolgen, wie solche Kunstbewegungen im amerikanischen Volk sich ausgewirkt haben. Insofern sind Burchenals Berichte für die Wissenschaft beachtenswert.

Auch werden wir hingewiesen auf große Sammlungen und Veröffentlichungen. Es wird nicht ausbleiben und der deutschen Wissenschaft nützlich sein, daß deutsche und amerikanische Forscher in diesen Fragen einander in die Hand arbeiten.

Die Anschrift der amerikanischen Volkstanzgesellschaft lautet: American Folk Dance Society, 65 east fifty-sixth street, New-York. Eugen Fehrle.

Digitized by Google

handelt sich um die Gruppentänze der ländlichen Bevölkerung; sie sind genau so echte Volkstänze wie jene der Alten Welt, da sie die allgemein giltigen Merkmale ihrer Gattung aufweisen.

Die erste Anregung, eine starke Volkstanzbewegung als wesentlichen Bestandteil eines Schulprogramms ins Leben zu rufen, kam im Jahre 1905 von dem verstorbenen Dr. Luther H. Gulick, der auf meine Forschungen aufmerksam geworden war. Auf seinen Vorschlag hin wurde ich beauftragt, Richtlinien für ein gesundes und zweckmäßiges Spielprogramm[2] für die New-Yorker Mädchen-Volksschulen auszuarbeiten. Es oblag mir, kostenfreien Unterricht zu erteilen, erst vor hunderten, dann vor tausenden von Lehrkräften der Volksschulen, die ihr Wissen unter die 600 000 Kinder der städtischen Schulen trugen. Auf diese Weise wurde eine schnelle und eindringliche Verbreitung des Volkstanzes ermöglicht und ihm im ganzen Lande eine weitgehende Unterstützung und Förderung zuteil, so auch durch die Playground and Recreational Association of America[3] und andere Vereinigungen für Erziehung und Volkswohlfahrt.

Die Bestrebungen wurden mit Eifer, leider aber auch in großer Eile betrieben. Das brachte mit sich, daß in vielen Orten, wo eine genaue und verbürgt einwandfreie Unterweisung nicht möglich gewesen war, die Tänze in verschiedener Ausführung getanzt und auch solche geübt wurden, die man fälschlicherweise für Volkstänze hielt. Das Ergebnis war der Anfang einer allgemeinen Verwirrung, des Mißverständnisses und der Uneinigkeit. Man war gleich dabei, alle Arten von Tänzen, auch die von Tanzmeistern erfundenen neuen außer denen des Ballsaales, für Volkstänze auszugeben. Da so die Volkstanzbewegung in Gefahr kam, mußte man dazu übergehen, eine Mittelstelle zu schaffen, die jederzeit mit Rat und Tat zur Verfügung stehen und die Bestrebungen in sichere, entwicklungsfähige Bahnen lenken konnte. In dieser Erkenntnis wurde im Jahre 1916 die American Folk Dance Society (Zur Erhaltung von Volkstanz, Volksmusik und verwandten Volkskünsten in Amerika) begründet, als deren lebenslängliche Vorsitzende ich, als die Urheberin und Führerin der Volkstanzbewegung in den Vereinigten Staaten bestellt wurde.

Wenn zuvor die Volkstänze und Volksspiele lediglich als Kinderbrauch angesehen und auch die Forschungen, die Auswahl der Tänze und die Lehrweise in diesem Sinne durchgeführt worden waren, so führte die Gesellschaft jetzt ein umfassendes Programm ein, das eine ausgedehntere Belehrung der Öffentlichkeit durch Vorträge und Vorführungen bei Behörden, nationalen und internationalen Kongressen und Konferenzen, die Abhaltung von Führerlehrgängen in Lehrerbildungsanstalten, Universitäten, Kunstpflege- und anderen Vereinigungen, sowie eine Zusammenarbeit mit nationalen Musikgruppen gewährleistete. Während der letzten Jahre nun hat die Gesellschaft es sich angelegen sein lassen, ihre Arbeit besonders unter den Erwachsenen zu fördern, und wir glauben, daß in dieser Richtung vielleicht die größte Entwicklungsmöglichkeit unserer Ziele liegt. Rege Teilnahme überall und würdigende Zustimmung aus allen Teilen des Landes beweisen die Tatsache, daß ein Bedürfnis nach diesen Formen des Erholungsspiels allgemein gefühlt worden ist. In den verflossenen 4 Jahren sind allein tausende von Lehr-

[2] Recreational activity: In Nordamerika gibt es in den Schulen eine Arbeits- und eine Spielzeit unter Aufsicht der Lehrperson, letztere zum Unterschied von der freien Schulpause.

[3] d. h. auf deutsch etwa: Vereinigung „Spielplatz und Erholungsspiel". Dieser Verein wurde gegründet, um Normen für eine die Gesundheit und den Charakter fördernde Ausnutzung der Freizeit für die Allgemeinheit zu entwickeln.

Digitized by Google

personen ausgebildet worden, durch die Millionen von Erwachsenen und Kinder erfaßt worden sind. Der Verein kann nicht allen Anforderungen und Wünschen nach Unterstützung zwecks Einführung der Tänze in das Gemeinwesen und nach Ausbildung von Tanzleitern entsprechen; so sehr ist man in Anspruch genommen.

Ich werde oft gefragt, ob wir Jazz und den modernen Tanz bekämpfen. Darauf muß ich erwidern, daß es uns in erster Linie daran liegt, an einer wirklich volkstümlichen Bewegung weiterzuschaffen, die gesund und von echter Lebensfreude ist. Wir glauben, daß wenn diese erst mehr als bisher bekannt geworden ist, sie den anderen Tanz gänzlich beeinflussen wird. Wie beharrlich das Verlangen nach Unterweisung in anderen Formen als denen des Jazz überall in den Vereinigten Staaten ist, geht aus einer Resolution hervor, die im Oktober 1925, die auf dem National Recreational Congress of the Playground and Recreation Association of America zu Asheville (North Carolina) gefaßt wurde, des Inhalts, alle Kräfte der Erziehung und der sozial Tätigen nachdrücklich anzuhalten, solche Spiele und Volkstänze zu pflegen, die von der Amerikanischen Volkstanz-Gesellschaft empfohlen und gefördert werden. Aus dem Merk- und Werbeblatt der Gesellschaft wollen wir noch bekanntgeben, daß elf Bände mit Volkstanzliteratur bereits herausgegeben, andere in Vorbereitung sind. Die A. F. D. S. (American Folk Dance Society) betätigt sich in der Sammlung und Veröffentlichung von Volkstänzen, Musik und Spielen sowie den Volksfesten, bei denen Musik, Spiel und Tanz den wesentlichen Bestandteil ausmachen, die in Amerika selbst und in anderen Ländern ausgeforscht worden sind. Verschiedene Behörden, ferner die Playground and Recreational Association of America, das Department of Recreation of Sage Foundation[4] u. a. unterhalten einen regelrechten Nachrichtendienst. Wir übernehmen die Aufstellung von Programmen und die Leitung geselliger Feste sowie großer städtischer, nationaler und internationaler Feiern (z. B.: Internationales Frauenkonzil, Federal Food Conservation Board[5], New-Yorker Behörde für das Erziehungswesen, Staatliches Arbeitsamt), bei denen die Pflege des Volkstanzes als Geselligkeitsform dargetan wird. Auch veranstalten wir selbst Feste (so z. B. in Gemeinschaft mit den Boston and New-York Symphonie Orchestern u. a.), um in schöner und künstlerischer Art die Volkskünste vorzuführen.

So hoffen wir, durch die Pflege der verschiedenen, in den Vereinigten Staaten vertretenen rassischen Überlieferungen einen stärkeren nationalen Zusammenschluß, begründet auf gegenseitigem Vertrauen und der Wertschätzung der Eigenart eines jeden, zu erreichen.

---

[4] Eine reichbeschenkte Gründung des verstorbenen Großindustriellen Russell Sage, die nach vielen Richtungen hin dem Volkswohle zugute kommen soll. Auf Grund wissenschaftlicher Forschungen werden von geschulten Kräften in den verschiedenen Abteilungen maßgebende Reformen ausgearbeitet, die vorbildlich sein sollen.

[5] d. h. auf deutsch etwa: Bundes-Ausschuß für Nahrungsmittelpflege. Diese Organisation trat während des Weltkrieges als Ratgeber auf für zweckmäßige Auswahl und sparsame Zubereitung von Lebensmitteln.

Digitized by Google

Minderheitenbewegung und Wissenschaft.

Die Minderheitenbewegung und das Minderheitenrecht beeindruckt z. Zt. auch stark die deutsche Wissenschaft, auf den Gebieten des öffentlichen Rechts und Völkerrechts, nicht minder in den Arbeitsgebieten der Siedlungsgeschichte, des Volkstums und der Volkskunde, in Untersuchungen, die auch die Lebensverbundenheit deutscher Forscher herausstellen. Wir weisen auf ein Preisausschreiben hin, das die Forschungsstelle für Auslanddeutschtum und Auslandkunde zu Münster bekannt gibt. Diese Preisaufgabe wendet sich in Sachen der Minderheiten dem zeitgemäßen Thema „Religion und Muttersprache" zu. Es datiert vom 30. September 1928 und hat folgenden Wortlaut:

„Religion und Muttersprache."

Die Erhaltung der Muttersprache bedeutet soviel wie Erhaltung und Festigung des Volkstums. Angesichts der Bedrohung der Muttersprache in den verschiedenen europäischen und außereuropäischen Ländern, insbesondere auch bei den deutschen Minderheiten, erscheint es deshalb notwendig und zeitgemäß, diese Frage nicht bloß unter dem politischen Gesichtspunkt von der Diplomatie beobachten und lösen zu lassen, sondern dieselbe auch theoretisch-forscherisch anzufassen und der politischen Praxis wissenschaftliche Erkenntnisse und Stützpunkte zu bieten.

Nun ist einerseits gerade das religiös-kulturelle Leben mit dem Gebrauch der Muttersprache eng verknüpft, andererseits werden ihrer Anwendung heutzutage starke Hindernisse in den Weg gelegt. Deshalb ist zu untersuchen, aus welchen Gründen Religion und Muttersprache zusammengehören, welche Hindernisse dieser Verbindung von den verschiedensten Faktoren, z. B. von der Idee des Nationalstaates und sonstwie durch Staatsrecht oder Völkerrecht gestellt werden, welche Förderungen diese Verbindung erfährt oder erfahren kann, z. B. von der staatlichen und kirchlichen Gesetzgebung. Eine solche Untersuchung wird dann, wenn sie das geschichtliche Urteil und die gegenwärtige Theorie und Praxis in den Dokumenten und im Leben von Staat und Kirche zusammenfaßt, eine wertvolle Vorarbeit sein für eine künftige systematische Darstellung und für eine praktische Lösung des genannten Problems.

Folgende Preise sind für die Bearbeitung des Themas ausgesetzt:

1. Preis 3000 Mk.
2. Preis 2000 Mk.
3. Preis 1000 Mk.

Für Teilbearbeitungen des Themas, sei es nach der ethischen, rechtlichen, geschichtlichen oder rechtsgeschichtlichen Seite hin, stehen mehrere Preise von 500 Mk. zur Verfügung.

Als Frist für die Bearbeitung ist die Zeit eines Jahres festgesetzt, die einen Monat nach dem Datum dieser Bekanntmachung beginnt. Als Preisrichter sind bestimmt:

1. Univ.-Prof. Dr. Viktor Bruns, Berlin-Zehlendorf-West.
2. Univ.-Prof. Dr. Josef Lukas, Münster i. W.
3. Dompropst Univ.-Prof. Dr. Josef Mausbach, Münster i. W.
4. Univ.-Prof. Dr. Georg Schreiber, Münster i. W.
5. Univ.-Prof. Dr. Walther Schücking, Kiel.
6. Geh. Justizrat Univ.-Prof. Dr. Heinrich Triepel, Berlin-Grunewald.

Die Preisarbeit ist in Maschinenschrift mit einem Kennwort an die Forschungsstelle einzureichen. Ihr ist ein verschlossener Briefumschlag beizulegen, der auf der

Digitized by Google

Außenseite dasselbe Kennwort trägt und im Innern die genaue Anschrift des Verfassers enthält. Die Forschungsstelle ist berechtigt, diejenigen Arbeiten, die sie für ihre Schriftenreihe als geeignet erachtet, zur Veröffentlichung zu übernehmen.

Es ist sehr zu begrüßen, wenn auf Grund dieses Preisausschreibens wissenschaftliche Arbeiten zur Minderheitenfrage gefördert werden, die geeignet sind, eine gefestigte Grundlage für die europäische Diskussion, ja für eine internationale Erörterung zu bieten, die den Mut hat, zu allgemein-gültigen Erkenntnissen und zu objektiven Maßstäben vorzudringen.

Volkskunde als Prüfungsfach in Baden.

Die alte Prüfungsordnung für das wissenschaftliche Lehramt an höheren Lehranstalten, die kurz vor dem Kriege heraus kam, hatte die Volkskunde mit keinem Worte erwähnt. Im Amtsblatt des Badischen Ministeriums des Kultus und Unterrichts Nr. 14, 1928 ist eine neue Prüfungsordnung veröffentlicht; darin ist die Volkskunde an drei Stellen berücksichtigt. Zunächst muß jeder Philologe, der Deutsch als Fach hat, von der Volkskunde etwas wissen, im Nebenfach wenigstens von einzelnen Gebieten, wie Märchen, Volkslied, Mundart. Im Hauptfach muß er außerdem vertraut sein mit den Grundzügen der deutschen Volkskunde, insbesondere der mündlichen Volksüberlieferung. Im Unterschied zur früheren Prüfungsordnung weist die neue eine ziemliche Anzahl von Zusatzfächern auf, in denen die Prüfung neben den Pflichtfächern gemacht werden kann, wie Philosophie, Pädagogik, Hebräisch, Italienisch, Spanisch, Vergleichende Sprachwissenschaft, Staatsbürgerkunde, Volkskunde, Musikwissenschaft, Kunstgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit, Angewandte Mathematik, Meteorologie, Leibesübungen.

Von den Bewerbern (früher hieß es Kandidaten) für das Gebiet der Volkskunde wird verlangt: „Der Bewerber muß vertraut sein mit den Erscheinungen, die man unter mündlicher Volksüberlieferung zusammenfassen kann, d. h. Märchen, Sage, Volkslied, Kinderlied, Sprichwort, Rätsel, ferner mit dem Volksglauben, dem Volksbrauch, der Volkskunst und mit dem Bau- und Siedlungswesen des bodenständigen Volkes. Zur Ergänzung dazu soll er die älteren Quellen gelesen haben und im volkskundlichen Schrifttum sich auskennen. Bei allem kommt es nicht nur auf die Kenntnis des Volkstums in seinen verschiedenen Erscheinungsformen an, sondern es wird hauptsächlich Wert gelegt auf wissenschaftliche Durchdringung dieser Erscheinungen und auf die psychologische Erfassung ihres Wesens, d. h. der Bewerber soll die Voraussetzungen der volkskundlichen Erscheinungen und den grundsätzlichen Unterschied zwischen ihnen und der Persönlichkeitskultur der höheren Bildung kennen und die Wechselwirkung zwischen der Volkskultur und dem Ringen führender Geister zu beurteilen vermögen. Dazu ist ein Einblick in die vergleichende Volkskunde notwendig. Wünschenswert ist, daß der Bewerber neben den Kenntnissen in der deutschen Volkskunde im Ganzen sich mit dem Volksleben seiner engeren Heimat vertraut gemacht hat."

Somit hat Baden zugleich mit Preußen Volkskunde als Prüfungsfach eingeführt. Die Prüfungsbedingungen sind in beiden Ländern unabhängig voneinander entstanden. Sie weisen allerlei Verschiedenheiten auf, zeigen aber doch in der Hauptsache weitgehende Übereinstimmungen und sind also ein Zeichen dafür, daß die wissenschaftlichen Aufgaben der Volkskunde in den wichtigsten Punkten geklärt sind. Über die preußischen Bestimmungen siehe Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Berlin, 37/38, 1927/28, S. 248 f.

Heidelberg. Eugen Fehrle.

Digitized by Google

Johannes Bolte.

Der Altmeister deutscher Volkskunde, Johannes Bolte feierte am 11. Februar dieses Jahres seinen 70. Geburtstag.

Bolte gehört zu den tüchtigsten Forschern auf dem Gebiete der Volkskunde. Er ist in der Heimat wie im Auslande überall wegen seines ungeheuren Wissens hoch geachtet. Wer ihn persönlich kennt, wird ihn ehren und lieb gewinnen. Bei volkskundlichen Tagungen fehlt er selten und ist gern mit den Jüngeren fröhlich. Jedes Gespräch mit ihm zeigt, wie frisch alles Wissen in ihm lebt. Deshalb wirkt er stets anregend auf alle, die um ihn sein dürfen.

Möge er im neubegonnenen Jahrzehnt seine alte Frische wahren!

Heidelberg. Die Schriftleitung: Eugen Fehrle.

Berichtigungen zu dem Aufsatz „Volkskunst und Volkskunde" (2. Jg., S. 1—30).

Einige Korrekturen und Besserungen, die im Umbruch nicht mehr berücksichtigt werden konnten, seien hier nachgeholt.

Seite 1. Anm. 1: zur allgemeinen Literatur vgl. auch Carl Mühlke, Von nordischer Volkskunst, Berlin, 1906.

Seite 2, Anm. 1a: Carl Rosenkranz, Zur Geschichte der Literatur, Königsberg, 1836, S. 245—287: Die Bilderliteratur des deutschen Volkes.

Seite 3, Anm. 3: Peasant Art in Sweden, Lapland and Ivland 1910, in Austria and Hungary 1911, in Russia 1912, in Italy 1913, in Switzerland 1924.

Seite 4, Z. 8 von oben: die internationale Volkskunstausstellung des Völkerbundes findet 1934 in Bern statt.

Seite 4, Z. 8 von unten: Expressionismus.

Seite 13, Z. 20: volkskundlichen (statt: volkstümlichen).

Seite 15, Z. 9: wie bei Carl Rosenkranz.

Seite 17, Z. 2 von unten: Lauterbacher. Ad. Spamer.

In Anm. 1 zu Seite 41 dieses Jahrgangs ist dem Verfasser des Beitrages „Heilsegen aus dem Schwarzwald" ein sprachliches Versehen unterlaufen. Die Form „schweinen" ist die hochdeutsche Form des mundartlichen šwinə, das einem mhd. starken Zeitwort šwînen entspricht. (Vgl. etwa Schwäb. Wörterbuch unter schweinen II.) „Schwinden" ist (laut Kluge, Etym. Wörterb.) eine andere Bildung aus derselben Wurzel wie šwînen.

Pforzheim. Ottmar Sexauer.

Der Verfasser des Aufsatzes „Volkskunde im Gerichtssaal", S. 31 ff. heißt Marzell.

Anm. 27, S. 36 lies Bohnenberger.

Zu Stemplingers Aufsatz S. 93 ff. Auch in Baden werden Wacholderstecken gerne als Peitschenstiele benutzt. Das mag teilweise darauf zurückgehen, daß kaum ein anderes, gerade gewachsenes Holz unserer Wälder zäher ist, hängt aber teilweise auch mit altem Volksglauben zusammen. Fehrle.

Digitized by Google

Tagung des Verbandes Deutscher Vereine für Volkskunde in Dresden.

Die Jahresversammlung dieses Verbandes, bei der sich alljährlich die namhaftesten Vertreter der Volkskunde zu gemeinsamen Beratungen und Besprechungen treffen, fand dieses Jahr vom 14. bis 17. September in Dresden statt. Im Mittelpunkte stand die Beratung über den Atlas der Deutschen Volkskunde. Die Vorbereitungen dazu sind längst im Gange, die erheblichen Kosten für die Schaffung dieses grundlegenden Werkes trägt größtenteils die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft. Reich und Länder helfen mit bei der Vollendung. Der Gesamtplan wird nächstens veröffentlicht und dann auch in dieser Zeitschrift bekannt gegeben werden.

Tiefe Eindrücke hinterließ bei allen Teilnehmern der Besuch des Oskar Seyffert-Museums und die Worte seines Begründers und Leiters, nach dem es benannt ist. Seine Führung klärte oft mehr als weitschweifende Gelehrsamkeit. Auch sonst boten die Städte Dresden und Bautzen viel Belehrendes und Schönes für die Mitglieder des Verbandes, die alle mit Freuden an das schöne Land Sachsen zurückdenken.

Internationaler Kongreß für Volkskunst in Prag.

Das Völkerbundsinstitut für geistige Zusammenarbeit in Paris veranstaltete vom 7.—13. Oktober in Prag eine Versammlung von Gelehrten aller Länder zur Beratung der Aufgaben der Volkskunst. Da unsere deutsche Sprache nicht als ebenbürtig neben Französisch und Englisch anerkannt war, sind die deutschen Gelehrten meist ferngeblieben. Es ist sehr zu beklagen, daß durch derartige Einseitigkeit des Völkerbundes Aufgaben, die gemeinsam von den verschiedensten Völkern gelöst werden sollten, in ihrer Entwicklung gehemmt werden. Eugen Fehrle.

Bücherbesprechungen

Die Ausbeute des Hebeljahres.

Von Dr. H. Vortisch, Lörrach.

1. Neue Briefe und Aufsätze Hebels.

Nichts offenbart uns das Gemüt eines Menschen so klar als seine Briefe, die er im Vertrauen, daß sie nur Freund oder Freundin lese, geschrieben hat. Nun hat uns Obser „111 Briefe von J. P. Hebel" als Nachlese geschenkt mit kostbarem Anhang: „Bildnisse Hebels aus seiner Zeit"; und Engelmann ließ im Basler Jahrbuch 1926" 8 Hebelbriefe erscheinen, die uns neu sind.

Wir erfahren u. a. aus diesen Briefen, daß nicht nur Heimatliebe und Heimweh des Dichters Herz zum Liederbrünnlein machten, sondern auch wissenschaftliche Erwägungen, und daß hinter seiner vollendeten Kunst, als erster ein ächter Dialekt-

Digitized by Google

dichter zu sein, langwierige Studien stehen. Nun, das wußten wir ja schon z. T. aus Hebels Briefen an den Gustave Fecht u. a.; völlig neu ist aber, daß Hebel schon in frühster Jugend sich im Dichten versuchte; an einen Unbekannten schreibt er von Karlsruhe aus am 28. Jan. 1811: „Schon als Knabe machte ich Verse. Meine Muster waren das Gesangbuch und ein Manuskript (wohl das Tagebuch des Vaters mit deutschen und französischen Liedern), später Gellert, Hagedorn und sogar Klopstock. Je mehr mein Urteil über Dichterwerke reifte, desto mehr überzeugte ich mich von dem Unwert meiner eigenen und von dem Unvermögen besseres zu machen. Zuletzt hörte ich ganz auf ohne Vorsatz, wie ich ohne Vorsatz angefangen hatte. Im 28sten Jahr (1788 in Lörrach), als ich Minnesänger las, versuchte ich den alemannischen Dialekt. Aber es wollte gar nicht gehen. Fast unwillkürlich, doch nicht ganz ohne Veranlassung fing ich im 41ten Jahr (1801 in Karlsruhe) wieder an. Nun gings ein Jahr lang freilich von statten. Der Knabe im Erdbeerschlag war das erste, der Statthalter das zweite, das Spinnlein das letzte ....“ (Engelmann Nr. 4).

2. Neue und alte Bildnisse Hebels.

Aus dem erwähnten Anhang zur Obserschen „Nachlese“ geht hervor, daß zehn verschiedene bildliche Aufnahmen von Hebel nach der Natur gemacht wurden, deren Originale aber zum Teil verloren gingen. Eines darunter ist jedoch erst vor Kurzem wieder entdeckt worden; ein Original Agricolas, das durch die Familie Hitzig, Hebels Freunde, in die Hände von Fräulein L. Eisenlohr, Lehrerin in Lörrach, kam und worüber Obser im „Karlsr. Tagblatt“ v. 31. Dezember 1926 kurzen Bericht erstattet.

Eine schöne Wiedergabe des Hebelbildes von Iwanow, dessen Original die Basler Bibliothek besitzt, gab der Bad. Kunstverein 1926 seinen Mitgliedern.

Auch der Verein Bad. Heimat schenkte uns ein neues schönes, ich möchte sagen liebes und heimeliges Bild Hebels, und zwar aus Glattackers Künstlerhänden, das in sehr guter bunter Reproduktion weite Verbreitung fand; derselbe Maler hatte schon 1910 ein Hebelbild mit gleichem Hintergrund, dem Wiesental, und ähnlicher Einrahmung geschaffen. Glattacker verdanken wir eine zweite Jubiläumsgabe: eine feine Mappe aus dem Verlag Ackermann-Konstanz mit 36 Zeichnungen zu den Geschichten des Schatzkästleins.

Außer Glattacker hat uns H. Schaad in der Schweizer Illustrierten Zeitung (1926 Nr. 38) ein schönes Idealbild Hebels geschenkt, wie er in beschaulicher Stellung, die Augen sinnend in die Ferne gerichtet, zwischen Tannen steht; es wäre sehr zu begrüßen, wenn dies Bild als Einzeldruck hergestellt und verbreitet werden könnte.

Schließlich ist für das Jubeljahr aus der Künstlerhand W. Heims in Lörrach eine Hebelplakette in Bronce geschaffen worden, die uns den Dichter mit hoher Stirn, klugen Äuglein und kleinem schelmischen Munde vorzüglich abkonterfeit.

3. Hebels Werke in neuem Gewande.

Als besonders schöne Ausgabe der Werke Hebels in Auswahl muß an erster Stelle die von Professor Witkop (Verlag Herder, Freiburg) genannt werden und die Neuauflage der alem. Gedichte mit L. Richters traulichen Zeichnungen bei Helbing und Lichtenhahn in Basel. — Der Urban-Verlag in Freiburg gab 6 Erzählungen Hebels mit Lithographien von Dambacher heraus; es sei, sagt das Vorwort, die erste Lieferung einer ill. Ausgabe des Rhein. Hausfreundes bei Müller in Karlsruhe, die anscheinend nicht weiter geführt wurde und im alten Druck eines der seltensten Hebeliana. Schon ein Kritiker in der „N. Zürcher Ztg.“ vom 19. Sept. 26 erhob starke Bedenken gegen diese Auffassung und Geh. Rat Obser weist nun (ebenda vom 8. Dez. 26) ganz klar nach, daß es sich um ein

Digitized by Google

Werk von Archivrat Dambacher handelt, das 1829 und 33 erstmals unter dem Titel „Hebels rhein. Hausfreund" bei Müller und 1844 als Neuauflage in anderer Form erschien.

Nicht Neudruck eines vergessenen Werkes, sondern Nachdruck und Nachbildung der säuberlichen Schriftzüge des Dichters bringt die Basler-Hebel-Commission heraus als Erinnerungsgabe (Verlag Helbing-Lichtenhahn, Basel). In einer Mappe finden sich etliche alemannische Gedichte und ein Privatbrief an Gräter (in Obsers Nachlese Nr. 7) in Faksimile, dazu eine Einführung von Dr. Altwegg.

Recht dankbar nehmen wir die Gabe an, die uns ein junger alemannischer Musiker beschert, der den Vertonungen Hebelscher Gedichte nachging und in einem schmucken Band 40 alte Kompositionen, die noch in die Hebelsche Zeit reichen, darbietet: „Alte Weisen zu Hebels alem. Gedichten". Gesammelt von K. F. Rieder. Verlag Umbach, Kandern.

4. Wissenschaftliche Abhandlungen über Hebel.

1924 entstand auf der Münchener Universität eine Doktorarbeit über Hebel: „Studien zu J. P. Hebels alem. Gedichten. Von Max Werner". Die Schrift ist wissenschaftlich untadelig und gründlich. Der Verfasser treibt sich in den ergiebigen lieblichen Jagdgründen Hebels herum und stöbert nicht nur jeden Has, Fuchs, Spatz und Spinne, Kröte und Imme auf, sondern auch jeden Stein und Strauch, Blatt und Blüte, und darüber hinaus jedes Gestirnlein, das in der Nacht über Wald und Flur steht; alles wird registriert und eingeordnet unter Naturreich Jahreszeiten Vergleiche, Metaphern, Symbole, Allegorien, Anthropomorphismus und Personifikation!

Wenig erbaulich ist der Eindruck, den das Kapitel „Literarische Vorlagen" hinterläßt; denn da wird der Beweis versucht, Hebel sei nicht der originelle Dichter als den er galt. Werners mit dem Seziermesser geführte Untersuchungen machen offenbar, daß das „Mildheinische Liederbuch, gesammelt von R. Z. Becker, Gotha 1799" nicht weniger als 14 Gedichten Hebels, wenn auch nicht für alle Verse die Vorlage abgab, so doch Anregung und Beeinflussung bis auf einzelne Sprachwendungen hinaus. Auch Claudius scheint Anreiz zu 2 Gedichten gegeben zu haben.

Diese Arbeit wurde im „Markgräfler" (30. April 1926, Verlag Auer, Lörrach) auszugsweise bekannt gegeben; erschien aber nicht im Buchhandel.

6. Neues aus Hebels Leben und Zeit.

Es ist erfreulich, daß die heutigen Bestrebungen für Heimatkunde und Familienforschung auch den Namen Hebel in ihren Kreis miteinbezogen haben; zwei Einsendungen an die Basler Nachrichten (1926 Nr. 262 u. ff.) suchen das Wort zu erklären und mir scheint schließlich die Annahme richtig zu sein, daß Hebel oder Hewel die Verkleinerungsform von Hoob darstellt; Hoob (aus dem Stamm Haab) bedeutet bei den Weinbauern der Pfalz — von da stammte Hebels Vater — ein Rebmesser. Auch der Namensvetter und Dichterbruder Hebbel mag wohl ein Rebmesserli in seinem Wappen gehabt haben.

Als größeres Werk, das uns Neues aus Hebels Leben zu melden weiß, nenne ich in erster Linie das Buch des Basler Lehrers Liebrich, das er im Auftrag „der Komission zur Förderung des heimischen Schrifttums" auf den 100sten Todestag des Dichters herausgab: „J. P. Hebel und Basel" (Verlag Helbing & Lichtenhahn, Basel); manches Bekannte wird wiederholt, manches Neue aber auch ans Licht gezogen; so z. B. die Tatsache, daß Peterlis Geburtshaus nicht jenes sei, wo jetzt die Gedenktafel angebracht ist, in der Hebelstraße, sondern zwischen Totentanz und St. Johannvorstadt liege.

Digitized by Google

Einen wertvollen Einblick in familiäre Zeitumstände Hebels gewährt die Veröffentlichung von Prof. Dr. A. Sütterlin im Evang. Gemeindeboten Karlsruhe 1926, die kürzlich als Buch erschienen sind: „Aus Hebels Freundeskreis. Erinnerungen der Frau Sophie Haufe in Straßburg". Manche Anmerkungen hätten kürzer sein dürfen; aber wir wollen für die sorgfältig erläuterte Aus- und Hausgabe dankbar sein, denn wenn auch über Hebel selbst nicht viel gesagt wird, so „sind, wie die Einleitung hervorhebt, diese Erinnerungen doch eine Art Kulturbild oder, besser gesagt, es sind einzelne Bilder aus dem Leben von 1789—1826".

Eine fein geschriebene Charakteristik Hebels, namentlich wie er „in gottseliger Sicherheit" voll Humor sein mußte, gibt uns Ernst Fehrle, Karlsruhe, in seiner Rede: J. P. Hebel (Oberd. Zeitschrift für V. 1927, 43 ff.).

Berücksichtigen wir noch kurz jene Bücher und Aufsätze, die nicht besonders auf Hebel eingestellt sind, aber doch irgend etwas Neues von ihm berichten, so sind zu nennen:

Mennicke, „Aus der Geschichte von Haningen"; er erwähnt die Hochzeit der Eltern im Bade Haningen.

Obser, der in den „Basler Nachr." (10. Mai 27) das Gesuch des Vaters an den Markgrafen, sich in Hausen niederzulassen, wiedergibt.

„Umsonst ist der Tod" von Liebrich, im Sonntagsbeiblatt der „Basler Nachr." (19. Sept. 26), wobei die Schulden aufgezählt werden, die Peterli nach dem Begräbnis seiner Mutter 1774 aufgehalst bekam.

„Hebels Hertinger Pfarrtöchterli" von Zeller in der „Pyramide" (3. Okt. 26). Wir erfahren Näheres über Pfarrer Schlotterbeck, bei dem Hebel in Hertingen Vikar war, und über seine Kinder, die H. zum Teil unterrichtete

„Auf Hebels Spuren" von Herbster im „Oberl. Boten" (8. Mai 26). Er berichtet über den Lehrbetrieb am Pädagogium in Lörrach zur Zeit Hebels und gibt Aufklärungen über Personen, die in der „Wiese" angedeutet sind.

Hoffmann-Krayer teilt in den „Basl. Nachr." (19. Sept. 26) eine Stelle aus Grimms Briefen mit, worin von einer Zusammenkunft mit Hebel die Rede ist; dabei erfahren wir u. a. daß Hebel die gesammelten Märchen Grimms noch nicht kennt und sich deshalb gern ein Büchlein vom Verfasser schenken läßt; dagegen habe er, teilt Hebel im Gespräch mit, die von Grimm übersetzten altdänischen Heldenlieder dreimal durchgelesen. „Er hat mir Empfehlungen nach Freiburg und Basel, auch nach Straßburg (so Gott will) geschrieben, mir den Hausfreund pro 1814 geschenkt und mich zum Abschied geküßt", berichtet Grimm in einem Briefe an seinen Bruder.

Hebel starb am 22. Sept. 1826 in Schwetzingen. Über die eigentliche Todesursache war man bisher im Unklaren, insofern man nur wußte, daß ein langjähriges Darmleiden vorlag. Nun ist auch hierüber Licht verbreitet worden („Epikritisches zu J. P. Hebels Krankheit und zum Leichenbefund." Von Dr. P. Riffel, Obermed.-Rat in Bruchsal. In „Ärztl. Mitteilungen aus und für Baden" Nr. 24, 1926). In Anwesenheit von 3 Ärzten, so erfahren wir, machte Dr. Breidenbach, von der Heidelberger Universität die Leichen-Öffnung am Nachmittag des Todestages und fand, wenn wir den Bericht ins heutige Deutsch übertragen, neben einer Blasenmißbildung eine Krebswucherung am Mastdarm, die bereits Darmverschluß und infolge Durchbruchs Bauchfell-Entzündung verursacht und den Tod herbeigeführt hatte.

Leider wurde in der Folgezeit die Pflege des Grabes vernachlässigt, so daß Zweifel laut wurden, ob Hebel wirklich in seinem von Fremden viel besuchten Grabe liege, und daß sogar verlangt wurde, Ausgrabungen zu veranstalten. Deshalb ließ Schwetzingens Verkehrsverein die Angelegenheit nochmals untersuchen und

Digitized by Google

feststellen, daß alles in Richtigkeit sei; die kleine würdige Schrift hierüber lautet: „J. P. Hebel, sein Grab in Schwetzingen" von Pfarrer a. D. H. Bähr. Verlag Moch, Schwetzingen.

7. Hebel in Novellen und auf der Bühne.

Hebels Leben ist ruhig verlaufen ohne starke Ebbe und große Flut; es ist bald erzählt. Aber es ging aus romantischer Tiefe zu höchster gesellschaftlicher und geistiger Höhe und ist umrankt von Anekdoten aller Art, so daß man, zumal er eine ewige Liebe im Herzen trug, nicht unschwer in ihm den Stoff zu einer großen Geschichte oder zu etlichen kleinen Novellen finden kann. H. Albrecht hat den ersten Versuch darin gemacht vor etwa 50 Jahren; er ist ihm wohlgelungen und sein Buch: „Der Präzeptorats-Vikari" (Verlag Uehlin, Schopfheim 1882) ist, soviel ich weiß, kürzlich neu aufgelegt worden, weil diese fein geschriebene Geschichte aus Hebels Jugend im Jubiläumsjahr wieder viel begehrt wurde.

F. Hirtler hat eine kleine Novelle über die Begegnung des geistlichen Würdenträgers mit einer Sängerin herausgegeben: „Madame Hendel" (in der Pyramide von 19. Sept. 26). Ebenda habe ich eine Anekdote aus seinem Leben: „Das Wunder der Matzen" veröffentlicht, im „Kalender des Schweizer Volksboten" (Verlag F. Reinhard, Basel) ein anderes Stücklein: „Wie Hebel einen Kandidaten aus seiner Examenangst gehebelt hat" und in den „Basler Nachrichten" die Erzählung: „Hebels fünfzigster Geburtstag". Was ich aber sonst noch alles aus Büchern und aus dem Munde des Volkes über ihn hörte, faßte ich in meinem Büchlein „Vom Peterli zum Prälaten" (Verlag E. Salzer, Heilbronn mit Bildern von Quidenus. 1927 2. Aufl.) zusammen; ich wollte vor allem Hebel als Mensch darstellen und erlaubte daher auch der Phantasie mitzureden. Jedes Kapitel sollte eine Geschichte für sich sein, bestimmt zum Vorlesen im Familienkreis, wenn er abends um die trauliche Lampe versammelt ist.

Vieles aus diesem Büchlein hat R. Nutzinger im ersten Teil seines guten, wohlgelungenen Bühnenspiels verwendet; vieles aus eigener Familienüberlieferung im zweiten Teil. Sein „Hansjeter, ein Spiel in zwei Bildern aus Hebels Kindheit und alten Tagen" (Verlag Poppen & Ortmann, Freiburg i. Br.) ist landauf und ab mit viel Hingabe und bestem Erfolg aufgeführt worden.

Ein weiteres kleines Bühnenspiel, weniger dramatisch, mehr geruhsam-geistig, hat uns Burte beschert in seiner Dichtung: „Hebel heute" (Der Markgräfler 1925?); wertvoller als sie halte ich sein Gedicht „Der Kranz an der Linde des Unsterblichen" (Sonntagsblatt der Basl. Nachrichten" vom 19. Sept. 1926) und das schon im Gedichtband „Madlee" veröffentlichte Lied: „Hebel", dessen letzte Strofe lautet:

Du ziehsch vom Volch, vom Volch dy diefen Ode,
Un chuuschsch es wieder warm un läbig a,
Du reinsti Seel ab eusem beste Bode.

Digitized by Google

Eugen Weiß, **Die Entdeckung des Volks der Zimmerleute**, Jena, Eugen Diederichs, 1923, br. 5 Mk., geb. 6,50 Mk.

Eugen Weiß, **Steinmetzart und Steinmetzgeist**, Jena, Eugen Diederichs, 1927, br. 6,50 Mk., geb. 8,50 Mk.

Ein badischer Arbeiterführer hat in der jüngsten Zeit, die Richtigkeit der Zeitungsnachrichten vorausgesetzt, sich abfällig über die Reste des Trachtenwesens bei einzelnen Handwerkerständen usw. geäußert. Er konnte dies nur tun, wenn ihm die Urgründe verschlossen geblieben sind, in die die Wurzeln des handwerklichen Lebens hinabreichen, Urgründe, die gemeinsamer Nährboden waren und die vielfältige Frucht emporwachsen ließen. Nur wenige Handwerker sind noch zünftig gebunden, geben sich auch in der äußeren Aufmachung noch eigen und selbstbewußt. Am auffälligsten halten wohl die Zimmerleute an altem Brauch und Herkommen fest. Wer kennt sie nicht, die jungen frischen Burschen, die „fremd geschrieben", mit dem „Berliner" auf dem Rücken, dem „Stenz" in der Hand, dem breitrandigen „Obermann" und der unten tulpenförmigen „Schnitthose" da und dort im Gewühl der Straße auftauchen? Weiß, der selbst eine Lehrzeit bei den Zimmerleuten mitgemacht hat, gibt in seinem ersten Buche ein farbensattes, blutvolles Bild von den strengen Zunftbräuchen, aber auch von allen anderen Lebensäußerungen dieser „Fremden" und daneben der übrigen Zimmerleute. Wir lernen kennen das Brauchtum im Umgang untereinander, auf der Wanderschaft und in der Herberge, bei der Arbeitsuche und beim Abschiednehmen, beim Begräbnis eines Kameraden, erfahren zahlreiche Rammlieder, Zimmersprüche und Neckreime, blicken in das Schaffen auf dem Zimmerplatz und beim Hausbau. Der zweite Band untersucht in gleicher Weise das handwerkliche Leben der Steinmetzen. Auch hier sind Reste alter Gemeinschaftsbindungen noch lebendig, wenn auch ihr Verfall beträchtlich weiter vorgeschritten ist wie bei den Zimmerleuten. Beide Bände sind dabei mehr als bloße Stoffsammlungen, gedruckte Zettelkasten; sie dringen bis in die letzten Seelenregungen der Zimmerleute und Steinmetzen vor und zeigen eine selten erreichte Geschlossenheit der Darstellung des Gesamterlebens. In beiden Büchern wird das hohe Lied auf das Handwerk gesungen; Untersuchungen ähnlicher Art für das ganze deutsche Handwerk wären zu begrüßen. Es ist höchste Zeit, daß die Reste des Eigenlebens in den einzelnen Berufsständen, wie es sich äußerte in Tracht, Sprache, in den Fachausdrücken, im Volksglauben usw. gesammelt werden, schließt doch auch das deutsche Handwerk in unserer Zeit mit einem wichtigen Entwicklungsabschnitt ab. Bei aller Lebendigkeit, aller Farbigkeit der Darstellung jedoch, die gefordert werden müssen, kann nicht dringend genug gewarnt werden vor dem Hineingeheimnissen in das Brauchtum, in Sitte, Sprache und Leben, wie es Weiß so gern vornimmt. Wie es falsch ist, in allen Jahrzeit- und Lebenslaufbräuchen, in Kinderlied und Kinderspiel nichts als alten Mythus zu sehen, die Volkskunst nur als Bilderrätsel zu betrachten, so verraten doch gerade auch zahlreiche der von Weiß gesammelten Bräuche und Sprüche, daß auch hier die Form um der Form willen lebte, daß Formeln aus Liebe zur Formel geprägt wurden. Die Voreingenommenheit des Verfassers zugunsten der „germanischen Kultur", um die wir doch noch so herzlich wenig wissen, führt zu Überspitzungen, wie sie etwa der Satz bringt: „Das Volkslied der Kunst entstand erst bei den Germanen" und läßt den Verfasser in den Teilen seiner Bücher, die sich mit der Kunstgeschichtsforschung usw. auseinandersetzen, zu unfruchtbaren Verzerrungen hinreißen. Erich Jung's „Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit" hat bei den Ausführungen von Weiß vielfach Pate gestanden, die Sprache der beiden Bücher ist Hermann Burte nicht immer glücklich abgelauscht.

Amorbach. Max Walter.

Digitized by Google

Heinrich Höhn, **Fränkische Wanderungen, Zeichnungen aus den Skizzenbüchern** von Rudolf Schiestl, Berlin, Volksverband der Bücherfreunde, 1925, geb. 4,50 Mk.

Es ist eine reine Freude, in den 40 Handzeichnungen Rudolf Schiestls, die der Volksverband der Bücherfreunde in mustergültiger Wiedergabe vorlegt und denen Heinrich Höhn eine Einführung mitgibt, in des Meisters Werkstatt blicken zu dürfen. Schiestl als Künstlerpersönlichkeit steht bereits scharf umrissen vor der Mitwelt, für den Volkskundler aber sind seine Werke Urkunden, aus denen auch eine spätere Zeit noch einfühlend fränkisches Volk und fränkische Landschaft unserer Tage nacherleben kann. Hellsichtig tritt Schiestl an alle Dinge heran und stellt in der Übersteigerung, die in jedem persönlich-künstlerischen Erleben liegt, klar, scharf und eindeutig den Wesensgehalt des von ihm Erschauten heraus. Mir will scheinen, daß Schiestl als Landschafter am meisten zu sagen hat. Die Landschaft aber ist es auch, die am stärksten an der Seele eines Volkes formt. Ihre natürlichen Gegebenheiten, die aus ihr bedingte Wirtschaft, ihr Gesamtleben modeln den in ihr ruhenden Menschenschlag. Die fränkische Landschaft, besonders aber die Gegend um Nürnberg, Erlangen und Spalt in ihrer Wesenheit auf die denkbar einfachste Formel gebracht zu haben, ist Schiestls unvergängliches Verdienst. Darin zeigt er, daß die Heimatkunst, die so oft als minderwertig betrachtete, groß und erhaben sein kann, zeigt er, wie auch die schlichteste Einfachheit — gibt es einfacheres als das von Schiestl geschilderte Franken? — in der Weltseele ruht. Doch nicht nur die Seele der fränkischen Landschaft wird in diesen Bildern lebendig, auch die Seele der in diesem Lande wirkenden Menschen findet ihren Niederschlag in den feinen Linien der Häuser, den Bildstöcken und Steinkreuzen. Entspringt nicht ein großer Teil des „Stimmungsgehaltes" der Bilder dem seligen Sichversenken des Künstlers in die Werke der Volkskunst? Gerade die Handzeichnungen, quellfrisch in ihrer Unmittelbarkeit, atmen diese Seligkeit. Und doch ist keines der Bilder weich und süß. Die schroffe Gegensätzlichkeit, die herbe Spannung, das Aufeinanderstoßen unendlicher Weite und beengender Nähe, das gütige Geben und verschlossene Versagen, die in fränkischer Landschaft und im fränkischen Menschen so hart wider einander prallen, finden ihren Ausdruck in Schiestl's Bildern.

Amorbach. Max Walter.

Lily Weiser, **Altgermanische Jünglingsweihen und Männerbünde.** Ein Beitrag zur deutschen und nordischen Altertums- und Volkskunde. (Bausteine zur Volkskunde und Religionswissenschaft, herausgegeben von Eugen Fehrle, Heft 1.) Bühl (Baden), Konkordia A.-G., 1927, 94 S. 8°.

Was die antike und auch die spätere einheimische Überlieferung über germanische Jünglingsweihen und Männerbünde berichtet, ist zum Teil recht dunkel und in seiner Bedeutung bisher nicht ganz erkannt und gewürdigt worden. In der vorliegenden Schrift sucht uns L. W. über Sinn und Wichtigkeit dieser Nachrichten aufzuklären und gibt darum zunächst einen Überblick über die von der Ethnologie anderweitig verzeichneten Erscheinungen gleicher Art. Absonderung der jungen Männer und Schulung durch Männerbünde, Verbindung mit der Geisterwelt durch Askese, Maskentänze und Tierverkleidung, religiöse Erlebnisse ekstatischer Art, Mut- und Standhaftigkeitsproben spielen bei den Initiationsriten der Tiefkulturvölker an den verschiedensten Orten eine Rolle.

Von diesen ethnologischen Beobachtungen und Feststellungen aus fällt zunächst ein überraschendes Licht auf das, was Tacitus Germania 31 von den chattischen Strobelköpfen berichtet. So erklärt L. W. einleuchtend die auf den ersten Blick unverständliche gleiche wilde Haar- und Barttracht der chattischen Jungmannschaft

Digitized by Google

und der alten Berufskrieger des Stammes, und zwar durch die Annahme, daß letztere einen Männerbund darstellen, dem wie bei Primitiven die Jünglinge zur Ausbildung anvertraut sind. In dem Märchen vom Bärenhäuter, das wie eine deutsche Erinnerung an die chattischen Strobelköpfe aussieht, schimmern auch noch Züge durch, die auf deren religiöse Weihung hinweisen, während andere den Zusammenhang mit dem nordischen Berserkern zeigen.

Tacitus hat nicht nur die Zahl der Angehörigen des chattischen Bärenhäuterordens, wie wir ihn nennen könnten, überschätzt, weil kein Volk sehr viele auf Kosten der anderen untätig Lebende vertragen könnte. Auch die Sitte der jungen Leute, ihr Haar erst nach Erlegung eines Feindes zu schneiden und zu pflegen, kann nicht so uneingeschränkt gegolten haben, wie er annimmt. Denn im Durchschnitt wären dabei auch auf der eigenen Seite so viel wie auf der des Feindes gefallen, also ebensoviele, als die struppige Haartracht losgeworden wären. Es muß also, wenn das Volk sich nicht aufreiben wollte, ein Ersatz für die Erlegung eines feindlichen Kriegers möglich gewesen sein und auf einen solchen führt auch die Überlieferung über andere Germanenstämme.

So macht L. W. im Anschluß an Pallmann auf die für die Taifalen (die wohl mit Diculescu den Lakringen, einer lugisch-wandalischen Abteilung, gleichzusetzen sind) bezeugte Forderung der Tötung eines Ebers oder Bären aufmerksam. Das galt dort als Vorbedingung der Entlassung des Jünglings aus der Abhängigkeit von einem älteren Krieger. Auch die Tapferkeitsprobe bei den Herulern zieht sie heran, bei denen die jungen Krieger zunächst ohne Schutzwaffen in den Kampf gehen mußten und erst den Schild erhielten, wenn sie sich als streitbar erwiesen hatten. Von dieser Nachricht aus fällt vielleicht sogar ein Licht auf den Volksnamen Skjöldungar, Scyldingas. Dieser, den man wohl erst nachträglich von einem aus ihm herausgelesenen Heros eponymos Skjöldr, Scyld abgeleitet hat, bedeutet wohl von Haus aus soviel wie Schildträger, Schildbewaffnete. Man fragt dann nur, warum ein bestimmtes Volk so hieß, wo doch der Gebrauch der Schilde keinem Germanenstamm fremd war. Möglich wäre aber, daß der Name ursprünglich die Kerntruppe innerhalb eines Stammes im Gegensatz zu der noch nicht mit dem Schild bewehrten Jungmannschaft bezeichnete. Daß sich das ganze Volk dann nach diesen erprobten Kriegern nannte, die auch die einzig vollberechtigten im Ding gewesen sein werden, was in der offiziellen Anrede zum Ausdruck kommen konnte, wäre nicht unverständlich. In diesem Zusammenhang möchte ich, ohne auf die Frage näher einzugehen, nicht unerwähnt lassen, daß Elias Wessén in seiner Schrift De nordiska folkstammarna i Beowulf (Kungl. vitterhets historie och antikvitets akademiens handlingar, del 36:2) den Nachweis zu erbringen versucht, daß die Dänen auf Grund örtlicher Nachfolgerschaft ihrer eigenen Sagenüberlieferung außer der anglischen Königssage von Offa auch die heruliſche einverleibt haben und daß die Skjöldungar die Heruler seien.

Gewiß mit Recht gibt sich L. W. nicht zufrieden mit dem, was Tacitus über die Feiglinge mitteilt, die die Mutprobe nicht bestanden, und nimmt an, daß man sich ihrer entledigt haben wird.

Auch das, was Tacitus Germania 43 über die Harier berichtet, führt nach L. W. auf einen Männerbund mit religiösen Riten und dieselbe Auffassung vertritt sie bezüglich der nordischen berserkir und ulfhednar sowie der langobardischen Hundingas, was letztere betrifft, an meine Ausführungen ZfdAltertum 61, 109 f. anknüpfend. Dazu wäre jetzt noch auf diese Zeitschrift 62, 120 ff. zu verweisen. Bei Anfällen von Kampfwut außer an Bären oder Wölfe auch an wilde Hunde zu denken, lag nahe; vgl. Eyrbyggjasaga XXV, 4 über die zwei Berserker Hakon jarls: þeir gengu berserksgang ok váru þá eigi i mannligu eþli, er þeir váru reiþir, ok fóru galnir sem hundar ok óttuþuz hvarki eld né jarn.

Digitized by Google

Sind die Krieger der lugischen Harii mit den Berserkern verwandt, so wird es auch völlig verständlich, wieso die beiden Haddingjar der nordischen Überlieferung unter die 12 Berserker, die Söhne Arngrims, geraten sind, wofür ich „Wandalische Götter" 25 ff. (Mitteil. d. schles. Gesellschaft f. Volkskunde 1926) noch keine Erklärung wußte. Denn die Haddingjar sind dem Namen nach dasselbe wie die wandalischen Hasdingi, in denen sich wahrscheinlich unter anderm Namen die Harii des Tacitus fortsetzen. Auf die Harii geht anderseits das Brüderpaar der Harlunge in der deutschen Heldensage zurück, das zum wilden Heer in Beziehung steht.

L. W.s' Schrift wird kein Germania-Kommentar unberücksichtigt lassen dürfen. Aus ihrem reichen Inhalt konnten hier nur einige Hauptsachen herausgehoben werden. Sie zeigt aber auch im übrigen, wie großen Gewinn die germanische Altertumskunde von der Ethnologie und Volkskunde her zu erhoffen hat.

Wien, 15. April 1928. Rudolf Much.

Brunner, Emil, **Die Mystik und das Wort,** Tübingen, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1924, IV + 396 Seiten.

Das Verhältnis von Sprache und Religion ist ein Doppeltes: einerseits klammert sich der Fromme seit ältesten Zeiten engstens an den Wortlaut, ja an die Silben und Buchstaben der religiösen Formeln, Gebete, Glaubenssätze und glaubt auch kein Tüttelchen an der geheiligten, gefürchteten oder gescheuten Überlieferung preisgeben zu dürfen; andrerseits wird die menschliche Sprache als ein viel zu unvollkommenes Werkzeug ganz abgelehnt, wenn es Göttliches zu fassen gilt, und das mystische Schweigen, die innere Schau und Gefühlsseligkeit tritt an ihre Stelle (s. dazu K. Voßler, Geist und Kultur in der Sprache, 1925, 23 f.). Es ist für den Religionshistoriker sehr beachtenswert zu sehen, wie auch in der Gegenwart diese verschiedene Einstellung immer wieder zu Tag tritt: das vorliegende Buch ist theologischen Charakters, und unter „Wort" ist das „Wort Gottes" im theologischen Sinn verstanden. Es handelt sich um eine Ablehnung der modernen evangelischen Religionsauffassung als einer Sache des innersten Erlebens und Gefühls, die auf Schleiermacher zurückgeht, zu Gunsten der Glaubenswelt der Apostel und Reformatoren und des Christentums der Bibel; der Mystik wird vor allem die Nichtbeachtung der scharfen Grenze zwischen Gott und Menschen vorgeworfen, der Glaube an das „Wort" aber sei nicht ein „Fürwahrhalten bestimmter Lehren", sondern ein ehrfurchtsvolles Hören auf das „Reden Gottes" jenseits jeder Kritik durch menschliche Geisteskräfte. So wird dem Vertreter der neuen Schweizer evangelischen Bewegung die Bekämpfung der Mystik zu einer Ablehnung Schleiermachers, die er bis in das einzelne durchführt.

Der Nicht-Theologe kann in dem anregenden und interessanten Buch nur die neueste der Wellenbewegungen sehen, wie sie schon so oft zwischen den oben genannten zwei Extremen in der Auffassung von Sprache und Religion seit ältesten Zeiten hin- und wiederfluteten, der kritische Religionswissenschaftler aber mag sich vielleicht über die Sicherheit wundern, wie über alle historische Überlieferung und ihre Mängel hinweg von einem eindeutigen „Reden Gottes" hier gesprochen wird. Aber freilich: diese Art von „Wort" dünkt sich sogar der gesteigertesten Mystik überlegen und muß es ablehnen, mit Mitteln der Wissenschaft überhaupt gemessen zu werden.

Heidelberg. Hermann Güntert.

Digitized by Google

Schriften des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde.

Bezieher der Oberdeutschen Zeitschrift für Volkskunde können durch Vermittlung der Schriftleitung die vom Verband deutscher Vereine für Volkskunde herausgegebenen Werke zu ermäßigtem Preise bekommen. Es handelt sich um folgende Werke:

Volkskundliche Bibliographie, hrg. von Hoffmann-Krayer (12 Mk. statt 18 Mk.), Deutsche Volkskunde hrg. v. J. Meier (8,40 Mk. statt 12 Mk. geb., 7 Mk. statt 10 Mk. brosch.), Lehrproben zur deutschen Volkskunde (2,70 Mk. statt 3,60 Mk., geb. 3 Mk. statt 4 Mk.), Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens (Lieferung 3,40 Mk. statt 4 Mk.), Alte und neue Lieder mit Bildern und Weisen, Heft 1—8, (das Heft 0,40 Mk. Ladenpreis 0,80 Mk.; in einem Bande gebunden 4,10 Mk. statt 6,80 Mk.), Landschaftliche Liederhefte mit Bildern und Weisen. 1. Schlesische Volkslieder (1,30 Mk. statt 2 Mk.), 2. Badische Volkslieder 1,60 statt 2,50 Mk.), 3. Anhaltische Volkslieder (1,65 statt 2,50 Mk.), 4. Elsässische Volkslieder (2,20 Mk. statt 3,30 Mk.), 6. Mittelrheinische Volkslieder 1,80 Mk. statt 2,70 Mk.), 6. Volkslieder von der Mosel und Saar (1,60 Mk. statt 2,40 Mk.), 7. Hannoversche Volkslieder (1,80 Mk. statt 2,70 Mk.), 8. Volkslieder aus der Grafschaft Glatz (2,30 Mk. statt 3,50 Mk.), 9. Niederdeutsche Volkslieder aus Schleswig-Holstein und den Hansestädten (1,35 Mk. statt 2 Mk.), 10. Pommersche Volkslieder (1,80 Mk. statt 2,70 Mk.), 11. Schleswig-Holsteinische Volkslieder (1,80 Mk. statt 2,50 Mk.), 12. Ostpreußische Volkslieder (1,60 Mk. statt 2,40 Mk.), 13. Westfälische Volkslieder 1,95 Mk. statt 2,90 Mk.). Nordische Volkskundeforschung. Vier Vorträge von Kaarle Krohn, Reidar Th. Christiansen, C. W. von Sydow, Henrik Ussing, herausgegeben von John Meier, Leipzig, 1927, Verlag Friedrich Brandstetter (1,10 Mk. statt 1,80 Mk.), Jahrbuch für historische Volkskunde, herausgegeben von W. Fraenger, 1. Band (19,20 Mk. statt 24 Mk.), 2. Band (16 Mk. statt 20 Mk.).

Die Veröffentlichungen des österreichischen Volksliedunternehmens werden schön gebunden geliefert: Jungwirth, Alte Lieder aus dem Innviertel (3,75 Mk. statt 5 Mk.), Commenda, Von der Eisenstraße (4,50 Mk. statt 6 Mk.), H. Pommer, Volkslieder und Jodler aus Vorarlberg, 1. Folge (4,50 Mk. statt 6 Mk.), V. Zack, Volkslieder und Jodler aus dem obersteierischen Murgebiet, 1. Folge (4,50 Mk. statt 6 Mk.).

Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens, herausgegeben unter besonderer Mitwirkung von E. Hoffmann-Krayer und Mitarbeit zahlreicher Fachgenossen von Hanns Bächtold-Stäubli 1928 ff., Abteilung I der Handwörterbücher zur Deutschen Volkskunde herausgegeben vom Verband Deutscher Vereine für Volkskunde. Band 1, Lieferung 1—6, Berlin, Walter de Gruyter.

Während andere Wissenszweige meist von unseren Hochschulen gepflegt und gefördert werden, kann man das von der Volkskunde nur in beschränktem Sinne sagen. Erst in allerletzter Zeit ist sie dort anerkannt und durch Lehraufträge vertreten; meist wird sie aber auch heute noch als Stiefkind behandelt. Ihre Berechtigung wird jetzt kein Verständiger mehr leugnen wollen. Die Erstlingsgeschichte der Volkskunde bedeutet — mit wenigen Ausnahmen — kein Ruhmesblatt für die amtlichen Vertreter der Wissenschaft. Denn Tatsache ist, daß viele von ihnen sich der Volkskunde erst jetzt annehmen, wo sie gar nicht mehr anders können, und da oft nur mit Widerstreben.

Deshalb haben Berufene sich seit Jahren zusammengetan und gemeinsam, in nicht amtlichen Vereinigungen, an der Förderung der Volkskunde gearbeitet. Aus dem Bewußtsein der Notwendigkeit gemeinsamer Beratung entstand der Verband deutscher Vereine für Volkskunde. Ihr langjähriger Vorsitzender Prof. Dr. John Meier hat es verstanden, den noch vor 10 Jahren

Digitized by Google

kleinen Verband zu einem großen Unternehmen auszugestalten, das heute den Mittelpunkt gemeinsamer volkskundlicher Besprechungen bildet. Jedes Jahr hält dieser Verband eine Tagung ab, bei welcher die Vertreter der Volkskunde aller deutschen Gebiete innerhalb und außerhalb des Reiches, teilweise auch aus anderen Ländern, sich zu gemeinsamer Aussprache treffen.

Seit Jahren gibt der Verband auch volkskundliche Schriften heraus, die teilweise oben Seite 173 aufgezählt sind. Zu den wichtigsten Werken gehört das Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens.

Mit dem Titel des Werkes bin ich nicht einverstanden. Trotz allem, was bisher dafür vorgebracht worden ist, hätte ich es für besser gehalten, Volksglauben zu schreiben statt Aberglauben. Doch hier will ich darüber nicht sprechen, sondern diesen Schönheitsfehler hinnehmen.

Das Buch gehört zu den bedeutendsten Unternehmungen der Volkskunde. Mögen die von den verschiedensten Verfassern bearbeiteten Artikel ungleich sein in Art und Wert: im Ganzen ist das Wörterbuch das wichtigste Nachschlagewerk, das wir für ein großes — wohl darf man sagen das größte und wichtigste Gebiet der Volkskunde haben. Deshalb wird jeder Volkskundeforscher dem Verband und seinem Vorsitzer, dem als wertvoller Helfer und Berater in der Volkskunde hochgeschätzten Prof. Hoffmann-Krayer, allen Mitarbeitern und besonders dem rührigen Herausgeber, der seines schweren Amtes mit Umsicht und Energie waltet, sowie dem Verlag herzlichen Dank wissen.

Deutsche Buchgemeinschaft und Volkskunde.

Die Volkskunde hätte niemals den Aufschwung erlebt, dessen sie sich in den letzten Jahren erfreuen darf, wenn nicht die Zeit reif wäre für ihr Verständnis und sie einem innersten Bedürfnis entspräche. Das zeigt sich am besten bei einem Einblick in die Werke unserer Schriftsteller. Ein so hervorragendes und großes Unternehmen wie die Deutsche Buchgemeinschaft bietet in mehreren Bänden Erzählungen, die ihrem Stoff nach in das Gebiet der Volkskunde gehören, auch in ihrer Einstellung so geartet sind, daß sie der wissenschaftlichen Volkskunde gleichlaufen. Ich nenne einige der vielen Bücher:

Wilhelm Weigand, **Die Frankenthaler.** Ein Heimatroman aus Franken, 386 S. Fränkisches Bauerntum ist hier meisterhaft geschildert, dann die Kultur der kleinen Stadt und daneben die Mischung dieser bodenständigen Kultur mit den Anschauungen der Industriebevölkerung. Weigand gehört nicht zu denen, die Motive der Volkskunde mit ihren Erzählungen verflechten, weil das jetzt so Mode ist, seine Franken sind urwüchsig, nicht zurechtgestutzt. Die erste Niederschrift des Romans war im Jahre 1889 vollendet. Damals waren Begriffe wie Volkskunde und Heimatkunde nur von wenigen gekannt, die unsere Führer werden sollten. Zu ihnen dürfen wir Weigand rechnen.

Daß Ludwig Ganghofer, **Der Dorfapostel** (Hochlandsroman, 394 S.) zur Volkskunde gehört, braucht nicht gesagt zu werden. Möge die schmucke Neuausgabe dem Buche viele Leser gewinnen!

Ludwig Richter hat deutsches Volksleben mit so feinem Verständnis dargestellt wie wenige Künstler. Wir begrüßen es deshalb auch, daß die Schicksale dieses Künstlers durch einen Band der Buchgemeinschaft weiten Kreisen bekannt gemacht werden: F. Nemitz, Ludwig Richter, Lebenserinnerungen eines deutschen Malers, 470 S.

In einem prächtigen Buch werden auf 300 Tafeln Bilder deutscher Landschaften und Erzeugnisse uns vor Augen geführt: **Deutsche Heimatbilder deutscher Kulturstätten außerhalb des Deutschen Reiches,** mit einem Geleitwort von W. von Scholz. Herausgegeben von Paul Block und Werner Lindner.

Digitized by Google

Weit weg von der Heimat und in ganz alte Zeiten führt ein anderes Buch: Die **Edda**, übertragen von Karl Simrock, herausgegeben von G. Neckel (435 S.). Und doch soll es hier genannt werden. Denn es erzählt von urgermanischer Art, die heute noch in vielen Erscheinungen unseres Volkstums nachwirkt.

Reallexikon der Vorgeschichte. Herausgeg. von Max Ebert. Berlin, De Gruyter.

Seit meiner letzten Besprechung im 1. Band dieser Zeitschrift, Seite 168 hat dieses Werk wieder große Fortschritte gemacht. Ich nenne dies Mal zwei Aufsätze des zehnten Bandes, die für die Volkskunde von besonderer Bedeutung sind: Primitive Kunst und Primitives Denken.

Württembergische Studien, Festschrift zum 70. Geburtstag von Professor Eugen Nägele. Herausgegeben von P. Goeßler, Stuttgart, Silberburg, 1926, 252 S.

Kenner des württembergischen Landes und Volkes haben sich zusammengetan, um einem ihrer Verdientesten einen Kranz zu winden, dem langjährigen Leiter des Schwäbischen Albvereins, Eugen Nägele.

Nägele kennt seine geliebte Heimat wie wenige. Ihre Frühgeschichte ist ihm ebenso vertraut wie das heutige Volkstum. Weiter Forscherblick vereinigt sich in ihm mit liebevollem Eindringen in die Eigenart seiner Heimat und ihrer bodenständigen Menschen.

Nägeles Forschen entsprechend ist sein Ehrenkranz aus Blumen verschiedenster Art gewunden. Das zeigt die bunte Reihe der Beiträge: Peter Goeßler, An Eugen Nägele; August Lämmle, Über das württembergische Volk; Hans Schwenkel, Die württembergische Landschaft; Fritz Berckhemer, Württembergische Fossilfunde; Peter Goeßler, Vom Werden und Wesen unserer frühesten Kultur; E. R. Fiechter, Württembergische Kirchen des Mittelalters; Richard Schmidt, Burgen und Schlösser in Württemberg; Karl Weller, Die Entstehung des württembergischen Staatswesens; Viktor Ernst, Die Entstehung der württembergischen Städte; Herm. Hefele, Württembergs Politik seit dem Untergang des alten Reiches; Fr. Hertlein, Die Eigenart vorgeschichtlicher Wege; Gerh. Bersu, Das Kastell Lauflingen; Felix Schuster, Die römischen Säulen in der Remigiuskirche bei Nagold; Oskar Paret, Neues zur römischen Wasserleitung von Rottenburg; Karl Bohnenberger, Zum Ortsnamen Murrhardt; M. Schermann, Michel Buck; Eugen Gradmann, Weinbau und Landschaft; Robert Gradmann, Der Wegzeiger.

Zum Schluß sei ein Wort Goeßlers genannt aus der Widmung an Nägele: „Von der Persönlichkeit hängt es ab, wie weit das Forschen und Wissen von der Heimat sittliche Kraft wird. Nägeles Lebenswerk ist ein weithin leuchtendes Vorbild dieser Verbindung von Mensch und Forscher."

Möge das schöne und tüchtige Buch viele Leser finden! Möge es dem Gefeierten gegönnt sein, auch fernerhin in Gesundheit weiter zu wirken zum Segen seines Landes und Volkes!

Heidelberg. Eugen Fehrle.

A. Brüschweiler, **Jeremias Gotthelfs Darstellung des Berner Taufwesens,** volkskundlich und historisch untersucht und ergänzt, Bern, Gustav Grunau, 1926, 304 Seiten.

Daß Jeremias Gotthelf eine fast unerschöpfliche Quelle für die Volkskunde sei, ist heute unter den Forschern bekannt. Nur wer Land und Leute, die Gotthelf schildert, genau kennt, wird diese Quelle für die Forschung fruchtbringend machen können. Es ist sehr dankenswert, daß mehrere Schweizer Gelehrte sich in letzter Zeit daran machen, Gotthelf durchzuarbeiten. Als eine der wertvollsten Arbeiten ist Br.s Buch zu nennen.

Digitized by Google

Zunächst bietet er der Forschung eine ungeheure Stoffmenge übersichtlich geordnet mit guten Quellenangaben.

Dann ist die Arbeit methodisch wichtig: Sie zeigt, wieviel noch aus der mündlichen Volksüberlieferung zu schöpfen ist, wenn der Forscher neben wissenschaftlicher Schulung Verständnis für das Volk hat und es versteht mit ihm zu leben. Für die Volkskunde bedeutet die mündliche Überlieferung so viel wie für manche Wissenschaft die schriftlichen oder in Stein vorhandenen Urkunden. Forscher, die immer noch meinen, in der Studierstube und in Bibliotheken allein Volkskunde treiben zu können, mögen sich durch Brüschweilers Buch bekehren lassen! Die mündliche Volksüberlieferung muß ebenso kritisch gesichtet werden wie der Philologe es mit den schriftlich vorliegenden Quellen macht. Auch darin hat der Verfasser Gutes geleistet.

Außerdem sind ausgiebig die Archive benutzt, so daß es oft möglich war, einen Brauch geschichtlich für einige Jahrhunderte zu verfolgen.

Zur Erklärung werden mit Nutzen Ergebnisse der vergleichenden Volkskunde beigezogen.

Die Darstellung geht aus von den Schilderungen der Bräuche durch Gotthelf. Dies verleiht dem Werke nicht nur einen gewissen Reiz, sondern ist auch förderlich für die wissenschaftliche Beobachtung, die angeregt wird von einem Dichter mit so tiefem Verständnis für sein Volk.

Für diejenigen, welche das Konventionelle der Bauernkultur richtig hervorgehoben haben (Hess. Bl. für Vkd. 23, 20 ff.) gibt B.s Buch eine Fülle von Belegen, wie es überhaupt die Volkskundeforschung nach verschiedenen Seiten befruchten kann.

Nur ein Wunsch bleibt dem Forscher: ein ausführliches Stichwörterverzeichnis. Das Buch enthält viel wichtige Beiträge zum Volksglauben, die nicht nur der Forscher auswerten möchte, der sich mit Taufsitten beschäftigt. Und dafür ist ein Stichwörterverzeichnis nötig.

Heidelberg. Eugen Fehrle.

Eberhard Frh. v. Künßberg, Rechtssprachgeographie. Heidelberg, C. Winters Universitätsbuchhandlung, 1926 (Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Phil.-Hist. Klasse, Jahrg. 1926 (27. 1. Abh.) 50 S. 1 Grundkarte, 20 Deckblätter. 4.— Mk.

Eine Ergänzung der Wagnerschen Arbeit und zugleich eine Anwendung der wortgeographischen Methode auf ein enges Gebiet bildet die Künßbergsche „Rechtssprachgeographie" Schon der Jurist Heinrich Brunner hat gelegentlich auf den Wert der geographischen Betrachtung von Rechten und Rechtswörtern hingewiesen[1], doch erst W. Merk[2] und v. Künßbergs „Rechtssprachgeographie", haben diesen Gedanken wieder aufgenommen. Kbg. stützt sich neben eigenen reichen Sammlungen vor allem auf den Stoff des Deutschen Rechtswörterbuches[3]. So wird zwar nicht die gleichmäßige Verteilung der Belege über das ganze deutsche Reichsgebiet wie bei Wagner erreicht. Aber einmal berücksichtigen die Sammlungen des Rechtswörterbuches gleicherweise die Reichs- wie die Außengebiete deutscher

[1] Vgl. z. B. Hafemann, Das Stapelrecht, eine rechtshistorische Untersuchung. Leipzig 1910,

[2] Wege und Ziele der geschichtlichen Rechtsgeographie (Festgabe für Träger) Berlin 1926.

[3] Vgl. E. Heymann, Zeitschr. für Rechtsgesch. Germ. Abt. 59 (1926) 582.

Digitized by Google

Junge. Zum andern bieten sie eine Fülle von Stoff aus allen Abschnitten unserer Sprachgeschichte und gewähren so einen Überblick über das langsame Vordringen und Zurückweichen, über das Werden und Vergehen der einzelnen Rechtswörter.

Die Rechtssprache ist ein Teil der Volkssprache, lebt ihre Gesetzmäßigkeiten mit. Wie diese zerfällt sie in Landschaften, bildet Grenzen, stößt in Wellen vor. Deutlich heben sich — die beigegebenen Karten veranschaulichen das — Rechts- und Rechtssprachgebiete heraus. Das Lübische Recht umfaßt den nd. Osten, das Gebiet, das als verhältnismäßig geschlossener Raum die nd. Schriftsprache erzeugt, die ihrerseits in den nd. Westen vorstößt (vgl. Lasch, Vom Wesen und Werden des Mittelniederdeutschen, Niederdeutsches Jahrb. 51, 1925, 63 ff.). Aus dem großen Gebiet des magdeburgischen Rechtes wächst das Kulm's heraus (S. 46 Deckbl. 17; 19.). Dem frühen sprachlichen Abschluß des bairischen Raumes (Wagner S. 62. Tafel 3) ist die Herausbildung des gemeinen Stadtrechtes im 13. Jh. (Kbg. S. 46. Deckbl. 17; 18; 20) an die Seite zu stellen. Geschlossene Rechtssprachlandschaften stellen Bayern-Österreich (Blätter Schreiat; Leitkauf; Gerhab), Niederdeutschland (Kock), stellt auch einmal die Schweiz (Vogt-Vormund) dar.

Sprachliche Wellen sind an einzelnen Gruppen des Rechtswortschatzes zu beobachten. Für das Dreingeld bei Abschluß von Verträgen gilt im ganzen deutschen Osten, im germanischen Norden, in Holland das Wort Leitkauf. Dazwischen fehlt es fast völlig: der Rhein und sein Hinterland (bis nach Hamburg, Flensburg, Lübeck, Rügen, Danzig) hat für dieselbe Sache Weinkauf (S. 34 ff. Deckbl. 7; 8). Auf beiden Seiten (Holland—Ostdeutschland) liegen die Reliktgebiete. Der Verkehr hat rechtssprachbildend gewirkt.

Die Rechtssprache ist aber auch Sondersprache, folgt eigenen Gesetzen. Sie hat strenge räumliche Grenzen, die sie andererseits wieder leicht überspringt, wenn ein Recht übertragen wird. So dringt mit dem Sachsenspiegel sein Wortschatz nach Holland und in den Süden vor (S. 20), so trägt die peinliche Halsgerichtsordnung Karls V., die ihrerseits auf der bambergischen beruht, süddeutsch-österreichisches Sprachgut nach ganz Deutschland. An dem Vordringen des Wortes Pranger (S. 30 ff.; Deckbl. 3; 4; 5; 6,) aus dem schlesisch-böhmischen Ursprungsland und dem Überwinden der mundartlichen Bezeichnungen Kock (Niederdeutschland), Schreiat (Österreich-Bayern,) Staupe (nd. und friesisch), Halseisen (Südwestdeutschland) ist das deutlich zu beobachten.

Die Rechtssprache ist der Mundart verwandt, reicht in Eid und mündlicher Verhandlung in sie herab (16 ff.), will verstanden sein und muß sich deshalb anpassen. Sie teilt mit der Schriftsprache deren über den Bereich der Mundart hinausstrebende Allgemeingültigkeit. Sie wählt Wörter aus, meidet andere. An ihr sind die ersten Träger unserer Schriftsprache — die humanistischen Juristen — gebildet worden.

Eine Fülle von Fragen und Anregungen enthält die Arbeit, die in Karten verschiedenster Art — Historische und Mundartkarte (Flecken); Bedeutungskarte (Bestand); Synonymenkarten (Prangergruppe; Leitkaufgruppe; Vormundgruppe); Synonymen- und Rechtsbrauchkarte (Steintragen); Rechtsbrauchkarte (Hühnerrecht); Rechtsquellenkarten (Stadtrechtsgebiete) — einen Einblick in reichen Stoff gewährt. Es ist zu wünschen, daß der Verfasser seine Darstellung der Geschichte der deutschen Rechtssprache, aus der dies Buch nur ein Kapitel sein will, uns nicht mehr lange Zeit vorenthält, zu wünschen aber auch, daß der Arbeiter in diesem Weinberg mehr werden.

Heidelberg. Hans Teske.

Digitized by Google

Theodor Hampe, **Der Zinnsoldat, ein deutsches Spielzeug,** mit 186 Abbildungen. Berlin, H. Stubenrauch, 1924, 116 S. Kleine volkstümliche Bücherei hg. v. W. Fraenger, 1. Band.

In wirtschafts-, handels- und sozialgeschichtlicher Hinsicht ist die Herstellung der Bleisoldaten genügend dargestellt. Noch aber fehlte eine größere Zusammenfassung des weithin verstreuten Stoffes in kulturgeschichtlicher und volkskundlicher Richtung. Diesem Bedürfnis versucht aufgrund lieber Kindheitserinnerungen Theodor Hampe zu genügen. Es ist ein wundervoller Versuch geworden, besonders wenn man zusieht, vor welch' reichen Hintergrund und in welch großzügige Umgebung der Verfasser das Kinderspiel stellt. Ein ausgezeichnetes Bilderwerk stützt die warm gehaltenen Ausführungen. Die volkskundliche Wissenschaft wie auch der an unserer Kulturgeschichte Anteil nehmende Einzelne werden Herausgeber, Verlag und Verfasser dankbar sein.

Otto Behagel, **Von deutscher Sprache,** Aufsätze, Vorträge und Plaudereien, Lahr i. B. M. Schauenburg, 1927, 399 S.

O. B. hat in dankenswerter Weise und in seiner geschätzten klaren Art Aufsätze kleineren und größeren Umfangs, früher veröffentlichte Arbeiten, aus z. T. entlegenen Zeitschriften und Zeitungen zu einem Buch zusammengetragen. Durch das ganze Gebiet der deutschen Sprache wird man geführt: Schrift, Laute, Formen, Wortgeschichte, Satzbau, Sprachgebrauch, Fremdwörter und Mundart werden behandelt. Den Volkskundler geht ganz besonders an: Humor und Spieltrieb in der deutschen Sprache, gelehrte Volksetymologie, Vornamen und schließlich die schon genannten Aufsätze zur Mundart, worunter zwei im Süden besondern Anteil erwecken: „Zu Hebels Schatzkästlein" und „Von der Karlsruher Mundart". Dankbar werden vor allem auch die Deutschlehrer aller Schulgattungen sein. Der Verlag hat sich viel Mühe um die Ausstattung gegeben.

Dr. Karl Bergmann, **Deutsches Leben im Lichtkreis der Sprache,** M. Diesterweg, Frankfurt a. M. 1926, XVI und 229 S.

Ein erster Schritt zur Verwirklichung eines geplanten kulturgeschichtlichen Wörterbuchs auf deutschsprachlicher Grundlage ist getan. Die großen Abschnitte, in denen der Plan sich verwirklicht, heißen: Mensch und Natur (darunter Teufelsglaube, Krankheit und Tod); die Menschen untereinander (Völker und Stämme, Stände und Berufe, Religion u. a.); aus der Geschichte des deutschen Volkes; Religion und Kirche; Rechtswesen; Ausschnitte aus der materiellen Kultur; in einem Anhang: das Alter, volkstümliche Pflanzennamen. Ausführliche Register erleichtern den Gebrauch. Es ist gerade auch für die Volkskunde eine reiche Fundgrube und ein willkommenes Nachschlagewerk, das der Verleger glänzend und übersichtlich ausgestattet hat. Die höheren Schulen werden sehr erfreut sein über das Werk.

Gustav Schröer, **Die Flucht aus dem Alltag,** Quelle & Meyer, Leipzig o. J; Derselbe, **Der Schuß auf den Teufel,** Heimatverlag, Halle, 1925.

Eine Stubenecke zwischen zwei Fenstern ist die Flucht aus dem Alltag im Saalelande. Bei uns würde man das Örtlein etwa Herrgottswinkel nennen und beides wäre fast dasselbe „so kostbar, so vom Frieden gesegnet, so vom Ahnengeist überhaucht..." Nur äußerlich sind sie verschieden, sonst heißt es da wie dort: „Hier ist dem Alltag der Zutritt verboten." Hier suchen Erlebnisse Gestalt, ein Dichter schafft für uns. Hinter ihm aber steht sein Großmütterlein voll Ahnung, Märchen und Volksglauben. Bei ihm sein junges Weib, um ihn aber ist das Dorf

Digitized by Google

mit seinem tätigen Leben. Das gibt seiner Seele Kraft und Form, Stoff und Herbheit. Da findet er Albin, der Kraft des Glaubens Kranke heilt, Rosa, deren Haß gute Menschen an den Abgrund bringt, Volksglaube hängt dem ganzen Bauernstamm an im Guten wie zum Schlechten. Die Liebe aber zu seinem Weib führt dem Dichter die Feder und die „Flucht aus dem Alltag" weiht jeden Gedanken, heiligt Geburt und Not und segnet selbst den Tod, wenn er kommt.

Hans F. K. Günther, **Rassenkunde des deutschen Volkes,** 12., wesentlich umgearbeitete Auflage, mit 28 Karten und 526 Abb. München, Lehmann, 1928, VIII und 498 S.

Bild 1. Markgräflerin (Baden)
Nordisch-ostisch

Bild 2. Justinus Kerner
Ostisch

Die neue Auflage des Güntherschen Buches ist wesentlich verändert. Die breitgesichtig-langköpfige dalische Rasse — Nachkommen der altsteinzeitlichen Crô-magnonmenschen — ist in die bisherige Einteilung aufgenommen worden. Günther möchte die von Paudler bestimmte häufige Form lieber die fälische Rasse nennen. Auch Erweiterungen anderer Art werden dankbar anerkannt. Die Rassenkunde des jüdischen Volkes, die anhangsweise den früheren Auflagen beigegeben war, fehlt in der 12. Sie ist als selbständiges Buch erschienen. Die Oberdeutschen werden mit besonderer Aufmerksamkeit die Abwandlungen in der Schilderung der ostischen Rasse lesen. Der Verfasser bittet um Bilder gerade von dieser Rasse. Es wäre für die Erfassung der Gesamtheit von größter Bedeutung, wenn wie bei den Flurnamen jeder Ort, wenigstens jeder Bezirk einen einheimischen Sammler hätte. Vielleicht ließe sich das in Verbindung mit den schon auf anderen volkstümlichen Gebieten tätigen Leuten einmal verwirklichen. Ernst Fehrle.

Während ich Korrektur lese, wird mir vorgelegt: Hermann Muckermann, **Rassenforschung und Volk der Zukunft.** Ein Beitrag zur Einführung in die Frage vom biologischen Werden der Menschheit, Berlin und Bonn, Dümmler, 1928, 49 S., 2,50 Mk. Muckermann wendet sich teilweise gegen die einseitige Hervorhebung der nordische Rasse. — Da die genannnten Bücher von ganz verschiedenen Gesichtspunkten aus geschrieben sind, gewähren sie zusammen einen guten Einblick in die Rassenforschung. Eugen Fehrle.

Digitized by Google

Fritz Kern, **Stammbaum und Artbild der Deutschen und ihrer Verwandten,** ein kultur- und rassengeschichtlicher Versuch, mit 445 Abb. Lehmann, München, 1927, VIII und 305 S.

Es ist sehr dankenswert, daß der Lehmannsche Verlag sich um die Rassenkunde so viel Mühe gibt. Auch dies Buch ist glänzend ausgestattet und bietet sich aufs angenehmste dar. F. K. hat sich bemüht, die von Paudler bestimmte Nachkommenschaft der Cromagnonrasse in Deutschland im Bilde vorzuführen. Das ist ihm in vorzüglicher Weise gelungen. Außerdem wird abgehandelt über „Germanen und nordischer Typus, über den Stammbaum der Europäiden, über Herren und

Bild 3. Mädchen aus Tirol
Ostisch[1]

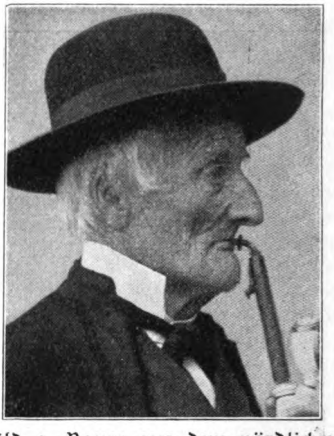


Bild 4. Bauer aus dem nördlichen Schwarzwald (Baden)
Vorwiegend dinarisch

Bauern", ein besonders anziehendes Kapitel für die Volkskunde. Diese Andeutungen werden genügen, um darzutun, daß der ums Volkstum ernsthaft Bemühte, sich mit solchen rassenkundlichen Werken befassen muß, wenn er in seinem Gebiet nicht irre gehen will.

Karlsruhe. Ernst Fehrle.

Der Verlag Lehmann in München hat das Verdienst, in mehreren Werken auf die Bedeutung der Rassenforschung hingewiesen zu haben. Außer den hier genannten Büchern von Günther und Kern verweise ich auf Paul Schultze-Naumburg, Kunst und Rasse, (1928, 144 S. mit 159 Abb.) und Hans F. K. Günther, Rasse und Stil, Gedanken über ihre Beziehungen im Leben und in der Geistesgeschichte der europäischen Völker, insbesondere des deutschen Volkes (1926, 132 S. mit 80 Abb.). Ferner nenne ich die Zeitschrift Volk und Rasse, die vielmehr als die genannten Bücher auch auf volkskundliche Fragen eingeht[2] und in vorzüglichen Aufsätzen wichtige Fragen der Geschichte und Vorgeschichte unseres Volkes behandelt. Viele Probleme sind hier noch umstritten. Zur Klärung der Fragen, um deren Lösung heute sich weite Kreise des Volkes bemühen, kann viel beitragen das ausgezeichnete, allgemein verständliche Büchlein von Eugen Fischer, Rasse und

[1] Vgl. die Kinderbilder aus dem nördlichen Schwarzwald in meinem Buch: Badische Volkskunde I Tafel 4.

[2] Z. B. 2, 1927, 132 ff., 194 ff.; 3, 1928, 82 ff.

Digitized by Google

Rassenentstehung bei Menschen (Berlin, Ullstein, 1927, 138 S.). Mag die Wissenschaft, die diese Aufgaben zur Zeit von verschiedenen Seiten her anfaßt, heute noch vor ungelösten Problemen stehen, so ist doch Eines schon ersichtlich: auch die Volkskunde wird diesen Fragen näher treten müssen. Die hier eingestreuten Bilder sind Günthers Rassenkunde entnommen. Sie geben die wichtigsten Typen des auf oberdeutschem Kulturgebiet vertretenen Volkstums. Dem Verlag Lehmann in München danke ich für Überlassung der Druckstöcke.

Heidelberg. Eugen Fehrle.

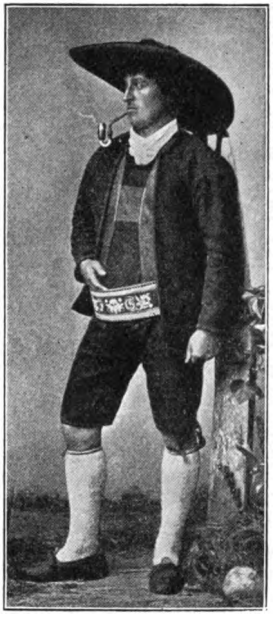


Bild 5. Tiroler. Vorwiegend dinarisch.

Eugen Mogk, **Germanische Religionsgeschichte und Mythologie.** Dritte verbesserte Auflage. Sammlung Göschen Bd. 15. Berlin und Leipzig, Walter de Gruyter & Co., 1927. 140 S. geb. 1.50. Mk.

„Germanische Mythologie" hieß das Bändchen in seinen früheren Auflagen. Die Hinzufügung „Religionsgeschichte" im Titel ist bezeichnend für die Entwicklung, welche dieser Wissenszweig in den letzten anderthalb Jahrzehnten genommen hat. Die neueren Ergebnisse der Wissenschaft sind, soweit sie als gesichert gelten dürfen, berücksichtigt, besonders im ersten Teile. Statt der früheren Abschnitte „Seelenglaube, Toten- und Ahnenkult", „Aufenthaltsorte der Seelen" finden wir jetzt: „Die Machtvorstellung in der germanischen Religion"; „Der Fylgjenglaube"; „Das Leben nach dem Tode; Totenkult"; „Aufenthaltsorte der Toten". Das Wort „Animismus" ist verschwunden, bei Wodan ist der „Seelenführer" durch „Totenführer" ersetzt. Gegen den Begriff „Seele" in älterer Zeit ist man jetzt sehr bedenklich geworden. Neckels „Wallhall" hat eingewirkt bei Darstellung der Walküren, das Dämonenhafte und Mahrenartige dieser Wesen bei den germanischen Völkern außerhalb des Nordens wird berührt; was über die Aufenthaltsorte der Toten gesagt wird, weicht allerdings von Neckel ab. Die Fesselung Lokis ist (wie

Digitized by Google

schon Olrik in „Ragnarök" ausführt) das Märchen vom gefesselten Unhold, das seinen Ursprung im Kaukasus hat und auch in der griechischen Prometheussage vorliegt. Die Forschungen über Balder (vgl. bes. Neckel, Die Überlieferungen vom Gotte Balder) hat M. nicht berücksichtigt, da er ihnen offenbar ablehnend gegenübersteht; wenn man auch gewiß zugeben muß, daß hier vieles noch zweifelhaft und unklar ist, so hätte man doch gern gesehen, wenn er einen Schritt über die alte Darstellung dieses Abschnittes hinausgegangen wäre. Volkskundlich bemerkenswert ist, was über Lebensrute, Wasserkult (S. 17), Sonnenfeuer (S. 19), Steinkult (S. 22), Scheibenschlagen (S. 37) gesagt wird, aber eine sehr beherzigungswerte Warnung enthält der Satz: „Spätere christliche und volkstümliche Feste so schlechthin in altheidnische Verhältnisse zu versetzen, geht nicht gut, da mit der römischen Kultur und christlichen Sitte sicher auch Feste und festlicher Brauch zu den Germanen gekommen sind" (S. 127 f.). Alles in allem: wir freuen uns sehr, jetzt eine zusammenhängende Darstellung über das Gesamtgebiet der germanischen Religionsgeschichte und Mythologie zu haben, die sich mit der nötigen Vorsicht auf die neueren Forschungsergebnisse aufbaut.

Heidelberg. Richard Hünnerkopf.

Georg Jacob, **Arabische Berichte von Gesandten an germanische Fürstenhöfe aus dem 9. und 10. Jahrhundert.** Ins Deutsche übertragen und mit Fußnoten versehen (Quellen zur deutschen Volkskunde, herausgegeben von V. v. Geramb und L. Mackensen, 1. Heft). Berlin und Leipzig 1927, Walter de Gruyter & Co. Groß-Oktav. V, 51 S. 4.— Mk.

Ueber diese Quellenreihe, deren 1. Heft hiermit vorliegt, sagen die Herausgeber im Geleitwort: „Ihre Notwendigkeit sehen die Herausgeber vor allem in dem Bedürfnisse der zahlreichen, in den letzten Jahren an den deutschen Universitäten errichteten akademischen Lehrstellen für Volkskunde. Es muß Arbeitsstoff für die volkskundlichen Übungen jener Institute bereitgestellt und vermehrt, und es müssen die vielfach noch gar nicht, vielfach aber nur in veralteten Ausgaben vorliegenden Quellen zur deutschen Volkskunde in einwandfreien und zudem leicht greifbaren Publikationen zugänglich gemacht werden . . . Wie ja die Volkskunde überhaupt, so wird auch diese Quellenreihe nicht nur der eigenen Disziplin, sondern auch anderen Wissenszweigen, der Germanistik wie der deutschen Geschichte und Kulturgeschichte, der Religionswissenschaft, Soziologie und Völkerpsychologie wie der Philologie im weitesten Sinne des Wortes, dienlich und wertvoll sein und manches Neue bringen." Zur Verwirklichung dieser Gedanken macht das vorliegende Heft einen guten Anfang. Die vier arabischen Gesandschaftsberichte verdeutscht und erläutert von dem rühmlichst bekannten Orientalisten Jacob, führen uns fast durch ganz Europa: im Mittelpunkt steht das Frankenreich, östlich kommen wir zu den Slawen (Ostdeutschland), westlich nach Frankreich, im Norden zu den Sachsen, nach Schleswig und nach England, im Süden nach Byzanz und ins Normannenreich. Volkskundlich bemerkenswert sind vor allem die Bestattungsgebräuche eines slawischen Stammes, die denen der Inder ähneln, das heidnische Opferfest in Schleswig, die Berichte über gerichtlichen Zweikampf, Feuer- und Wasserprobe, sowie eine Amazonensage in Finnland über die „Stadt der Frauen". Besonders auch der Völkerkunde wird das Heft wertvolle Dienste leisten.

Heidelberg. Richard Hünnerkopf.

Digitized by Google

Stichwörterverzeichnis.

Albrecht, H. 168
Albumverse 155
Amulett 97 ff. 118. 125. 128 ff. 141
Angang 50
Assel 31—37
Astrologie 138
Außergewöhnlich 54

Baader, Emil 77
Bazer 76
Bächtold-Stäubli 79. 173
Bähr 168
Bärenhochzeit 73—75
Bauernhaus 83 ff.
Bauernkunst 14. 15
Bauernritt 90 ff.
Bauopfer 81 ff.
Becker, A. 81 ff
Behagel, Otto 178
Beifuß 115 f.
Bergmann, Karl 178
Beringer, J. A. 57 ff.
Berserker 171
Betzeit 95
Biene 46
Boehm, F. 79
Böser Blick 105. 131
Bolte, Johannes 163
Boffert 3
Braunelle 120
Braunwurz 121
Brezel 73
Brot 103
Brückenopfer 81 f.
Brüschweiler, A. 175 f.
Brunner, E. 172
Bucklig 54
Burchenal 157 ff.
Burte, H. 168
Busse, H. E. 76

Corso 79
Creutz, Max 5

Dachwurz 127
Diebszauber 94
Dinkelmann, W. 102 ff.
Dreifaltigkeitsblume 120

Ecken, vier 45
Ei 50
Eingericht 26
Einmauern 81 ff.
Engelliebchen 123
Erntebrauch 45. 52 f.
Esel 79
Expressionismus 4

Fasten 78
Fastnacht 71—73. 77. 78
Fehr, Hans 90 ff.
Fehrle, Ernst 167. 178 ff.
Fehrle, Eugen 82. 173 ff. 179
Fernzauber 94
Fetthenne 117
Fieber 95 f.
Fisch 147 f.
Fischer, Eugen 180 f.
Flammendes Herz 121 f.
Flurnamen 78. 155 ff.
Forrer 1. 21
Fraenger 2. 3. 6. 22
Fraisen 32
Frank, Chr. 77 f.
Frauentragen 148 f.
Freitag 45. 51
Freyer 1. 21 f.
Frühlingsbräuche 77
Fuchs 72
Fuß 103

Gänseblümlein 125
Ganghofer, L. 147
Gartenmondviole 124
Gebildbrot 147
Gegensatz der Geschlechter 99
Gelbsucht 95
Geramb, V. v. 80 182
Geschlechtsnamen 37—40
Gichter 32
Glocke 82. 127
Gnadenkraut 119
Gottesbraut 73 ff.
Gotthelf, Jer. 175 f.
Gräbersymbolik 78
Grenzumgang 90 ff.
Grohne, E. 79
Grundmann 1
Grundsteinlegung 81 ff. 94
Güntert, H. 172
Günther, Hans 179
Gürtel 128 ff.

Haberlandt, A. 2. 8. 10 f. 18. 28. 80
Haberlandt, Mich. 1 f. 3. 11. 79
Hahm 1. 3. 11. 16. 28
Hahn 71. 82
Hampe, Th. 178
Harthen 117
Hartmann, O. 15
Hase 56
Hasel 78
Hebel, J. P. 164 ff.
Heckenröslein 125
Heilige Zeit 118
Heilsegen 95 ff.
Heimberger, H. 148 f.
Heiratsorakel 50. 51. 54
Heischelied 71 ff.
Hel 103 f.
Hepding 79
Herberge 148 f.
Herbster 167
Herd 83 f.
Herrgottsschühle 119
Heybach 77
Himmelfahrtstag 90 ff. 125
Hinterglasmalerei 18
Hirsch, Emil 82
Hisperln 31 ff.
Hirtentäschel-Kraut 120
Hirtler, F. 168
Hochzeit 79. 136
—, heilige 73 ff.
Höhn, Heinr. 170
Hoffmann-Krayer 79. 167 173
Holmberg 43
Holunder 53. 94. 118
Homöopathie 33 f.
Hoppe, R. 155
Hund 102 ff.
Hünnerkopf, R. 181 f.

Jacob, Georg 182
Igel 104
Immergrün 127
Johanni 115 ff. 126
Irrenkunst 27
Item 78
Jünglingsweihe 170 ff.

Kagarow, E. 73—75
Kalb, goldenes 78
Kalte, das 100
Kaltenbach, K. 77
Kapff, Rud. 37—40
Karasek 71—73. 152
Karlinger 1. 3. 8
Katze 47
Kegelspiel 104
Kellerassel 31 ff.
Kern, Fritz 180
Keuschheit 73 f. 82 136
Kinderkunst 19. 26 f.
Kinderpsychologie 106
Kinderspiel 120 f. 155
Kleidertausch 49 f.
Klusemann 82
Knoblauch 104
Königskerze 124
Kranewit 93 ff.
Kraus, A. E. 149 ff.
Krause 79
Krebs 48. 49
Kreuzblume 125
Kreuzweg 79
Kröber 79
Kühn, Herb. 16
Künßberg, E. v. 176 f.
Kunstgewerbe 8 f.

Labkraut 126
Lauffer, O. 1. 12
Laurin 138. 144 f.
Liebesorakel 147 f.
Liebrich 166
Links 43. 47. 48. 50. 52. 55 f. 103
Löwenzahn 66 f.
Lüers, Fr. 78. 80
Lügengeschichten 53

Mackensen, L. 182
Männerbünde 170 ff.
Marc, Franz 4
Meier, John 173 f.

Digitized by Google

Menschenopfer 82
Messen des Kranken 104
Metall 82
Mielke 1
Mitternachtsmesse 79
Mogk, Eugen 181 f.
Mond 31. 41 f. 48. 55 f. 76
Moriskentanz 78
Much, R. 170 ff.
Muckermann, Herm. 179
Muhkalb 152
Müller, J. 79
Mutter Erde 78
Mystik 172
Mythologie, germ. 181 f.

Nacktheit 134
Nägele, Eugen 175
Namen 37 – 40. 76
Naumann 9
Neckel 181 f.
Neider 49
Neujahr 78. 147 f.
Nikolaus 147
Nuß 118
Nuzinger, R. 168

Obser, A. 165. 167
Orendismus 78. 128 ff.
Ornament 105 ff.
Ortsneckerei 122
Osterblumen 124
Osterbräuche 76. 78

Päonie 119
Palmsonntag 94
Patenbrief 149 ff.
Peitschenstiel 93 ff.
Pestdenkmal 79
Petrus 72
Pfalz, A. 80
Pfister, Fr. 78
Pflanzennamen 115 ff.
Picard 5
Preibisch 79
Prinzhorn 12
Psychologie 105 ff.

Rassenkunde 179 ff.
Rauchnächte 94
Reche 79
Rechts 56
Rechtsgeschichte 90 ff.
Rechtssprache 176 f.
Redslob 1. 3. 6
Religion und Muttersprache 161 f.
Reuschel 2. 12
Rieber, K. F. 166
Riegl, Aloys 1. 2. 11. 15
Riffel 167
Ringelblume 66
Ritz 3
Rose 125 f.
Rosenkranz, Carl 2
Roux, J. 79
Rücklingsreiten 52
Rückwärts 43 ff. 52. 92. 100. 148
Rütimeyer 18

Sage 79. 152 ff.
Salbei 116
Salz 50. 51
Schandmal 53
Schießen 92
Schiestl, Rud. 170
Schlange 104
Schlüssel 72
Schmiede-Wasser 99
Schnadahüpfl 78
Schöpp 3
Schröer, Gust. 178 f.
Schroff, E. 105 ff.
Schulte-Kemminghausen 79
Schultze-Naumburg, Paul 180
Schuppe, E. 128 ff.
Schürze 105
Schwarz 103. 104. 131. 154
Schweinen (schwinen) 40 ff. 163
Segen 40 ff. 95 ff.
Senn, L. 93
Seyffert, O. 2. 161
Sezauer, O. 163
Siebs, Ph. 79
Silvester 147 f.
Sohnrey 1
Sonnenlauf 55
Spamer, Ad. 1—30. 163
Spieß, Karl 16
Spucken 48. 51
Steinkreuze 76
Steinmetz 169
Stemplinger, E. 93 ff.
Stiefmütterchen 119 f. 123
Stielkunst 8
Sympathie 40 ff. 100
Sütterlin, A. 167

Tacitus Germ. 170 f.
Tanz 71. 73. 78. 157 ff.
Tardel, H. 79
Taufsitten 47. 175 f.
Teske, H. 176 f.
Teufel 122 f.
Thoma, Hans 57—71
Tietze 1. 7
Tod 77. 93. 103. 127
Tollwut 104 f.
Totenbrauch 43 ff. 78
Tote Mann 79
Tüpfelfarn 123

Übe 15
Umgang 90 ff.
Umkehrung 43—56. 105
Umkreisen 55
Umsehen verboten 95
Unberufen 95

Veitsmarkt 77
Verkehrte Welt 53. 55
Vermummung 45
Verpflöcken 99
Vierkandt 2. 4. 8
Volkshumor 76
Volkskunst 1 ff. 78. 105 ff. 149 ff. 163. 164
Volkslied 21. 78
Volksmedizin 31—37. 47. 95 ff. 104. 115 ff. 120
Voll, das 96
Vollmann, Remigius 155 ff.
Vorgeschichte 18 f. 175
Vortisch, H. 164 ff.

Wacholder 93 ff. 163
Walter, Max 1. 9. 169 f.
Walter, Michael 83 ff.
Weber, Max 40 ff. 95 ff.
Weide 101
Weigand, W. 174
Weihnachten 50. 104. 105. 123 f. 147
Weinkopf 43—56
Weinmann Rob. 155 ff.
Weinrose 125
Weiser, L. 80. 147 f. 170 ff.
Weiß, Eugen 169
Weißdorn 101
Weissagung 103
Werner, Max 166
Wilde Jagd 105. 115 ff.
Witkop 165
Wolf 138. 143
Wollblume 124
Wopfner 79
Wurm 95 f.
Wutschnig, H 78 f.

Zahlen:
3: 41. 43. 45 f. 46. 49. 51. 55. 71. 73. 95. 96.
5: 97
7: 33. 46. 130. 131. 138.
9: 101. 121. 131. 104. 149.
12: 145
13: 51. 54.
15: 131
21: 35
72: 131
77: 42. 96.
Zahl ungerade 32. 36. 42. 54. 100
Zauberspruch 95 ff.
Zaunrübe 127
Zeiß 79
Zimmerleute 169
Zink 79
Zinkgräf, K. 76
Zinnsoldat 178
Zittergras 121.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Date Due

Digitized by Google

PERIODICA
THIS DOES NOT CIRCULATE
3 0000 116 554 514

Digitized by Google

Date Due

Digitized by Google

PERIODICA
THIS DOES NOT CIRCULATE
3 0000 116 554 514

Digitized by Google